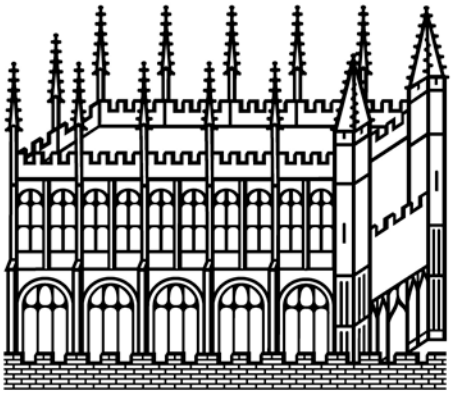


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

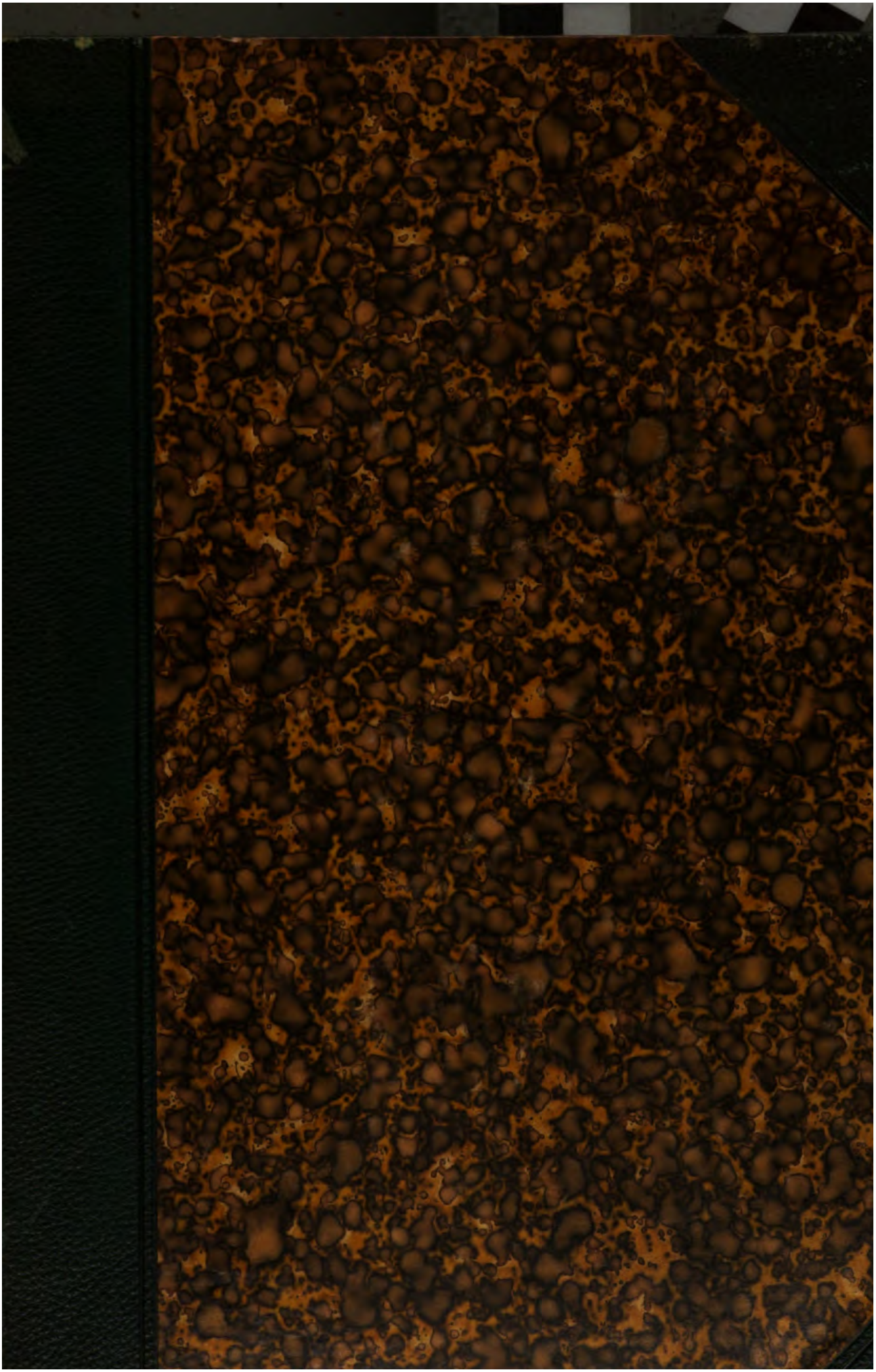
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



J
ii
100
stack

~~IX. B.~~
~~XXX. 6. 23~~

Ex libris
Caroli Thomae Newton, I.C.D.
Ord. Balnei Eq. Com:
Academiae Oxoniensi
in usum archaeologiae studentium
D D D
amici quidam
in piam memoriam
viri illustris
MDCCCXCV.

BIRDSALL & SON NORTHAMPTON

302315486W

Darſtellungen

aus der

Sittengeſchichte Roms

in der Zeit

von Auguſt bis zum Ausgang der Antonine.

Von

Ludwig Friedlaender
Profeſſor in Königsberg.

Dritter Theil.

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1871.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Meinen alten Freunden

Arthur Hobrecht

in **Breslau**

und

Robert von Keudell

in **Berlin**

gewidmet.

Vorwort.

Mit dem vorliegenden Theile beschließe ich vorläufig meinen Versuch, die bedeutendern Erscheinungen der römischen Kultur in den beiden ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit darzustellen. Um diese Darstellungen zu einem annähernd vollständigen Gesammtbilde jener Kultur zu erweitern, dazu bedürfte es vor allem einer eingehenden Behandlung der Zustände Italiens und der Provinzen: welche, wie jeder Kundige weiß, nicht wol vor der Vollendung des Corpus Inscriptionum Latinarum unternommen werden kann. Ob es mir noch vergönnt sein wird, diese ebenso anziehende als schwierige Arbeit auszuführen, ist mindestens zweifelhaft.

Hoffentlich wird es Entschuldigung finden, daß der mehr kultur- als sittengeschichtliche Inhalt dieses Theils, in welchem auch bereits Zustände des ganzen Reichs in weiterm Umfange als in den beiden frühern in Betracht zu ziehen waren, dem Titel nicht mehr völlig entspricht.

Noch eine Bemerkung muß ich in Bezug auf den ersten Abschnitt hinzufügen, in dem ich versucht habe allgemein verbreitete Ansichten vom römischen Luxus als unhaltbar zu erweisen. Als ich meine Untersuchungen über diesen Gegenstand begann, theilte ich diese Ansichten durchaus; je weiter ich aber darin fortschritt, desto unmöglicher schien es mir sie festzuhalten. Ihre Unhaltbarkeit glaubte ich namentlich auch durch Vergleichungen mit dem Luxus andrer Zeiten darthun zu müssen. Ohne Zweifel würde mich eine bessere Kenntniß der mittelalterlichen und neuern Kulturgeschichte in

A 7.

den Stand geſetzt haben beſſere Parallelen zu wählen, und Irrthümer zu vermeiden, die bei der Benutzung eines nur durch den Zufall gebotnen Materials faſt unausbleiblich ſind. Da ich überdies hier auch, dadurch daß ich nicht umhin konnte, das mir fremde Gebiet der Nationalökonomie zu ſtreifen, der Gefahr zu irren ausgeſetzt geweſen bin, habe ich um ſo mehr Grund, dieſen Abſchnitt, als einen erſten Verſuch der Vergleichung des römiſchen Luxus mit dem Luxus andrer Zeiten, der Nachſicht ſachkundiger Leſer zu empfehlen.

Königsberg, im November 1871.

Inhalt.

I. Der Luxus. S. 1—104.

Allgemeines S. 1—18. Die herrſchende Anſicht zum Theil auf Ausnahmen und Anomalien begründet. Luxus der Kaiſer (Caligula und Nero) S. 4. Luxus der Nabobs in der letzten Zeit der Republik S. 6. Ihre Einnahmen enorm, desgleichen ihre Ausgaben, ihr wirklicher Beſitz nicht verhältnißmäßig groß S. 7. 8. Die größten Einzelvermögen des Alterthums ſtehen hinter den größten der neuern Zeiten zurück S. 9. Fernere Ausnahmen — Apicius S. 10. Der Luxus der muthwilligen Zerſtörung werthvoller Dinge S. 11. Ueberſtrenge Anſichten unſerer Hauptberichterſtatter Varro, Seneca und Plinius z. B. über die Kühlung von Speiſen und Getränken mit Schnee und den Gebrauch der Federkiſſen S. 13—15. Die Deklamationen über Verweichlichung und Ueppigkeit eine rhetoriſche Gewohnheit S. 15. Eine geſonderte Betrachtung der Gattungen des Luxus nothwendig S. 17. Zeit des größten Luxus in Rom 31 v. Chr. bis 69 n. Chr. S. 17.

1. Der Tafelluxus und die Einführung von Nahrungsmitteln aus der Fremde S. 18—31. Mäßigkeit der Südländer S. 18. Beſcheidene Anfänge des Tafelluxus im letzten Jahrhundert v. Chr. S. 18. Einführung ausländiſcher Nahrungsmittel in Folge der Zunahme des Wohlſtandes und Handelsverkehrs S. 19. Uebertreibende Verurtheilungen dieſes Luxus S. 21. Faktiſche Seltenheit ausländiſcher Nahrungsmittel vor der Schlacht bei Actium S. 23. Steigen des Tafelluxus nach dem Frieden S. 25. Einſchränkende Bemerkungen S. 25. Die Koſtſpieligkeit großer Gaſtmähler nur zum Theil durch den Luxus der Tafel veranlaßt S. 25. Die hohen für Leckerbiſſen gezahlten Preiſe zum Theil Eitelkeitspreiſe S. 26. Vergleichungen des römiſchen Tafelluxus mit dem des 19. Jahrhunderts S. 27. Der Gebrauch der Vomitive nach Tiſch zum Theil rein diätetiſch S. 28. Der Tafelluxus des 18. Jahrhunderts. S. 30.

Die Einführung und Verbreitung eßbarer Thiere und Gewächſe S. 31—43. Einführung von Thieren zur Luxusnahrung S. 31. Urtheil des Plinius darüber S. 32. Künſtliche Auſternzucht S. 32. Die

eingeführten Geflügelarten S. 33. Einführung von Kulturgewächsen in Italien während der Republik und während der Kaiserzeit S. 34—38. Veredelung und Vervielfältigung der Früchte und Gewächse S. 38. Vergleich mit der heutigen Gartenkultur S. 39. Verbreitung der Kulturgewächse aus Italien in die Provinzen S. 40. Verbreitung des Oelbaus S. 40. Verbreitung des Weinbaus S. 41—43.

2. Der Luxus der Tracht und des Schmucks S. 43—58. Der Luxus der kostbaren Stoffe im Alterthum sehr beschränkt S. 43. 44. Der Luxus der Tracht überhaupt in vielen Punkten geringer als in spätern Zeiten S. 45. Der Luxus des häufigen Kleiderwechsels S. 45. Der Luxus der Farben — Purpurluxus S. 46. 47. Vergleich mit dem Kleiderluxus in neuern Zeiten S. 47—49. Der Import orientalischer Luxuswaaren — nach modernem Maßstabe sehr gering — und der damit getriebene Luxus auf Rom und die größten Städte beschränkt S. 49—51. Luxus der Edelsteine S. 51—53. Imitierte Edelsteine S. 53. Perlenluxus S. 54. 55. Der Juwelenreichthum der Conquistadoren und Nabobs S. 55. Sonstiger Luxus mit Perlen und Edelsteinen in neuern Zeiten S. 56. Luxus der Tracht in den untern Ständen? S. 57. Luxus der Wohlgerüche S. 57. 58.

3. Der Luxus der Wohngebäude S. 58—79. a. Städtische Paläste S. 58—69. Anfänge des Bauluxus in Rom sehr spät S. 58. 59. Schnelle Zunahme des Bauluxus 78—44 v. Chr. S. 59—61. Neue Steigerung des Bauluxus seit 31 v. Chr. S. 61. 62. Aeußerungen des Horaz über den neuen Bauluxus S. 62. 63. Zunahme des Bauluxus bis 69 n. Chr. S. 63. 64. Größe der Paläste S. 64. Luxus der architektonischen Dekoration S. 64. Inkrustation der Wände mit buntem Marmor, überhaupt Verschwendung kostbarer farbiger Steinarten S. 65. 66. Reichthum des Marmorlagers am Aventin S. 66. Anwendung des Glases, des Gold- und Silberblechs zu dekorativen Zwecken S. 67. Bewegliche Felderdecken S. 67. Sogenannte Armenzimmer S. 67. Das goldene Haus des Nero S. 67—69. Der Palast Domitians S. 69.

b. Villen und Gärten S. 69—79. Zunahme und gesteigerter Luxus der Villenbauten seit 31 v. Chr. S. 70. Ueberwindung von Bodenschwierigkeiten S. 71. Bauten im Meer S. 71. Die Villen des jüngern Plinius S. 72. Die von Statius beschriebenen Villen S. 72—74. Die tiburtinische Villa Hadrians S. 74. Die Villa der Gordiane S. 74. Vergleichung der römischen Villen mit englischen Schlössern S. 74—76. Der römische Bauluxus vielleicht unerreicht. Die Baulust die Hauptleidenschaft der Reichen und Großen S. 76. 77. Die röm. Parke und Gärten im Vergleich mit modernen einförmig und dürftig S. 77. Römischer und moderner Blumenluxus verglichen S. 78. 79.

4. Der Luxus der häuslichen Einrichtung S. 79—87. Charakter des Luxus der häuslichen Einrichtung im römischen Alterthum S. 79. Die

enormen Preiſe von Luxusmöbels und -geräthen — waren ungewöhnlich hohe, die Durchſchnittspreiſe viel niedriger S. 80. 81. Die ſehr hohen Preiſe meiſt Affectionspreiſe S. 82. Vergleichung des römiſchen Luxus der häuslichen Einrichtung mit dem modernen S. 82. 83. Luxus des Silbergeſchirrs — in den letzten Jahrhunderten der Republik durch Anhäufung von Edelmetall ſehr geſteigert S. 83. 84. Steigerung des Silberluxus ſeit der Entdeckung von Amerika S. 84. 85. Die großen Silberſchüſſeln der Römer — dienten vielleicht zugleich als leicht transportabler Reſervefonds S. 85. 86. Verbreitung des Silberluxus in den mittlern und untern Ständen S. 86. 87.

5. Der Sclavenluxus S. 87—91. Der Sclavenluxus durch die Maſſenhaftigkeit des Sclavenimports und die Einträglichkeit des Sclavenbeſitzes gefördert S. 87. Verſchwendung der Arbeitskraft durch übertriebene Arbeitstheilung — und in Folge des Mangels an Maſchinen und Inſtrumenten S. 88. Die Arbeit ſo viel als möglich von den Herrn auf die Sclaven abgewälzt S. 88. Studienſclaven S. 89. Uebertreibungen und Lächerlichkeiten S. 89. 90. Luxusſclaven S. 90. Zwerge, Rieſen, Mißgeburten S. 91.

Schluß S. 91—100. Grund der relativ geringen Entwicklung des römiſchen Luxus — die relative Kleinheit und Armuth der antiken Welt S. 91. 92. Daher der Maßſtab der Alten für den Luxus kleiner S. 92. Der größte Luxus weſentlich auf Rom beſchränkt S. 92. 93. Die guten Seiten des römiſchen Luxus S. 93. Gleichheitlichkeit und Natürlichkeit der Kleidertracht und andrer Lebensgewohnheiten S. 93. 94. Verbindung des Luxus mit Sparſamkeit, wohlfeile Surrogate beſonders im Kunſtluxus S. 94. 95. Luxus der Reinlichkeit. Allgemeinheit der Waſſerleitungen und Bäder S. 95—97. Naturgenuß S. 97. 98. Die untern Klaſſen S. 98. Ihr Mitgenuß an dem Vermögen der Reichen S. 98—100. Der Luxus der Regierungen und der Communen demokratiſch S. 100. Schluß S. 100.

Anhang zum erſten Abſchnitt S. 101—104. 1. Zu S. 12. Das Auflöſen von Perlen in Eſſig S. 101. 102.

2. Zu S. 24. Speiſezettel einer cena aditialis im Jahre 1721 S. 102. 103.

3. Zu S. 95. Das Latrinenweſen in Rom S. 104.

II. Die Künſte. S. 105—270.

1. Architektur, Skulptur und Malerei S. 105—230. a. Zwecke und Verwendung der Architektur S. 107—128. Menge und Großartigkeit der Ueberreſte S. 107. Kultur und Wohlſtand der alten Welt in der früheren Kaiſerzeit S. 108. Menge und Schönheit der Städte S. 108. Städte in Italien, Gallien, Spanien, Nordafrika, Aegypten, Syrien, Aſia, Bithynien, Cappadocien, Griechenland, Germanien, Britannien, Dacien S. 109—113. Bauten der Communen S. 113. 114. Nachahmung Roms S. 114. 115. Bauten Bithyniſcher Städte S. 111—113. 115. 116. Ein-

künſte der Communen zur Beſtreitung der Bauten S. 116. 117. Oeffentliche Bauten von Privatleuten S. 117—119. Bauten der griechiſchen Sophiſten S. 119. Herodes Attikus S. 120. 121. Bauten von Senatoren — kaiſerlichen Freigelaſſenen — fremden Fürſten. Herodes von Judäa S. 121. 122. Bauten der Kaiſer. Ihre Unterſtützung der Städte, beſonders bei Bränden und Erdbeben S. 122—124. Bauten der Julier und Flavier, Trajans, Hadrians, beſonders in Griechenland, der Antonine S. 125—127. Privatbauten in den Provinzen S. 128.

b. Verwendung und Zwecke der Plaſtik und Malerei S. 128—181. α. Dekorative Kunſt S. 128—143. Anſchluß der bildenden Künſte an die Architektur S. 128. 129. Künſtleriſche Dekoration der öffentlichen Bauten und Plätze in den Städten Griechenlands und Italiens S. 129—131. Statuen der Könige und Feldherrn S. 131. 132. Statuen der Stadtgenien S. 132. Künſtleriſche Dekoration der Privatgebäude, Parke und Gärten in der letzten Zeit der Republik — in der Kaiſerzeit S. 132—135. Allgemeinheit der künſtleriſchen Dekoration und Univerſalität der Kunſt S. 135—137. Reichliche Anwendung wohlfeiler Materiale. Plaſtik in weichen Stoffen S. 137. 138. Stuckmalerei S. 138. 139. Fortdauer der Allgemeinheit der künſtleriſchen Dekoration bis ins ſpäteſte Alterthum S. 139—141. Künſtleriſcher Schmuck des Hausraths — der Grabdenkmäler S. 141—143. β. Monumentale Kunſt S. 143—176. Perſönliche Denkmäler S. 143. Alter der Ehrenſtatuen in Rom S. 143. 144. Bilder hiſtoriſcher Ereigniſſe S. 144. 145. Bilder für beſondere Veranlaſſungen S. 145. Bilder für Triumphzüge — kaiſerliche Scheiterhaufen — Gerichtsverhandlungen S. 145—147. Bilder für Schiffbrüchige S. 147. Votivbilder S. 147. Sonſtige Darſtellungen perſönlicher Erlebniſſe S. 147. 148. Für die Dauer beſtimmte Bilder S. 148. 149. Porträtmalerei S. 149. Porträts der Kaiſer S. 149. 150. Porträts orientaliſcher Prinzeſſinnen zur Brautwahl S. 150. Porträts von Privatperſonen S. 150. Porträts in Büchern, in Bibliotheken S. 151. Allgemeine Verwendung der Porträtmalerei S. 151. 152. Plaſtiſche Darſtellung von Perſonen S. 152. Büſten und Statuen der Kaiſer; ihre allgemeine Verbreitung und ihr Kultus S. 152—154. Zerſtörung der Denkmäler verhaßter Kaiſer, beſonders Domitians S. 154. 155. Erhaltung der Kaiſerdenkmäler, hauptſächlich durch die Conſecration S. 155—157. Schnelle Herſtellung der Kaiſerdenkmäler im ganzen Reich S. 157. 158. Ihre Errichtung durch Beamte, durch Provinzialverbände und Communen, durch Privatperſonen S. 158. 159. Statuen Hadrians in Griechenland, Auguſts in Rom S. 159. 160. Die Kaiſerdenkmäler ſo gut wie nie durch Umarbeitung älterer hergeſtellt S. 161—163. Denkmäler der Mitglieder des Kaiſerhauſes — der höchſten Beamten — der Provinzialſtatthalter — der angeſehenen Römer in den Provinzen, der Subalternbeamten S. 163—166. Ehre der Statue in den Municipien S. 166—168. Mehrere Statuen derſelben Perſonen S. 168. 169. Errichtung auf Koſten der Geehrten S. 169.

Statuen von Fremden S. 169. 170. Votierung der Statuen durch die Gemeinderäthe, in Rom durch den Senat S. 170. 171. Oeffentlich errichte Statuen Verſtorbener S. 171. 172. Orte der Aufſtellung in Rom S. 172. Privatmonumente S. 172—174. Errichtung der eigenen Statue S. 174. Privatmonumente für Verſtorbene, beſonders als Grabdenkmäler S. 174—176.

γ. Religiöſe Kunſt S. 175—181. Menge der Götterbilder in Folge der Theocraſie S. 177. 178. Anſiedlungen von Künſtlern bei großen Tempeln S. 178. 179. Ausdehnung des Kunſtbedürfniſſes und der Maſſenproduktion über das ganze röm. Reich S. 179. 180. Herculanum und Pompeji zeigen das Durchſchnittsmaß des künſtleriſchen Schmucks der Städte Italiens S. 180. Statiſtiſche Angaben über den künſtleriſchen Schmuck Roms S. 180. 181.

c. Der Kunſtbetrieb S. 181—200. Gleichartigkeit der Kunſt und des Kunſtbetriebs mit Ausnahme von Aegypten und Paläſtina S. 182—184. Ausführung von Kunſtwerken für die Provinzen in Rom S. 184. 185. Ausführung in den Steinbrüchen S. 185—187. Im Vorrath gearbeitete Bildwerke S. 187. 188. Ausführung am Ort der Verwendung, theils durch wandernde, theils anſäſſige Künſtler S. 188. 189. Ueberall Gleichförmigkeit der Behandlung, ſelbſt Technik S. 190. Feſthalten an der Tradition S. 190. 191. Rom auch hier das Vorbild für das ganze Reich S. 191. Die Produktion weſentlich Reproduktion S. 191—195. Hohe Entwicklung des Kunſthandwerks S. 196. Fabrikmäßiger Kunſtbetrieb S. 196. 197. Weitgetriebene Arbeitstheilung S. 197. Kunſtarbeiten großentheils durch Sclaven ausgeführt S. 197. 198. Wohlfeilheit der gewöhnlichen Kunſtarbeit S. 199. Künſtlerhonorare S. 199. 200.

d. Die Künſtler S. 200—206. Gründe für die Geringſchätzung der Künſtler bei den Römern S. 200. 201. Die Plaſtik in den Händen der Griechen, die Malerei auch von Römern betrieben S. 201. 202. Malerinnen S. 203. Weibliche Modelle der Bildhauer S. 204. Die Architektur von den Römern hoch geſchätzt S. 204. 205. Römiſche Architekten zahlreich S. 205. 206.

e. Der Kunſtſinn S. 206—221. Gründe für die Geringſchätzung der Kunſt bei den Römern S. 206. 207. Verbreitung von Kunſtkenntniß und Kunſtintereſſe in Rom S. 207. 208. Anerkennung der Bedeutung der Kunſt von Seiten der Römer S. 208. 209. Dilettantismus in der Skulptur und Malerei S. 209. 210. Kunſtbetrachtung auf Reiſen S. 210. Kunſtſammlungen hauptſächlich durch Prachtliebe veranlaßt, beſtanden vorzugsweiſe aus ältern Werken S. 210—212. Die Sammler mit Copien viel betrogen S. 212—214. Kunſtwerke, die berühmten Perſonen gehört hatten, beſonders geſchätzt S. 214. 215. Anſprüche der Sammler auf Kennerſchaft S. 215. 216. Mangel an wahrem Kunſtſinn S. 216. Keine Spur von Intereſſe und Verſtändniß für Kunſt in der römiſchen — zahlreiche Zeugniſſe für beides in der griechiſchen Litteratur S. 216—220. Die gleichzeitige Kunſt in beiden Litteraturen wenig berückſichtigt S. 220. 221.

Anhang zum zweiten Abſchnitt S. 222—230. 1. Marmor und Bronce als Statuenmateriale S. 222. 223.
2. Preiſe von Statuen S. 224—230.

2. Muſik S. 233—270. Die römiſche Muſik früh durch die griechiſche verdrängt S. 233. Die antike Muſik eng mit der Poeſie verbunden und bei den meiſten Gattungen der Poeſie obligat S. 233—236. In der Vokalmuſik die Melodie dem Text untergeordnet S. 236. 237. Keine Harmonie in der Vokalmuſik S. 237. Inſtrumentalmuſik S. 237. 238. Die Flöte S. 238. Die Saiteninſtrumente S. 238. Die Cither S. 239. Zuſammenſpiel von Inſtrumenten S. 239. 240. Dürftigkeit der Inſtrumentalmuſik S. 240—42. Programmmuſik S. 242. In Rom Verſtärkung und Vermiſchung der muſikaliſchen Mittel und Wirkungen S. 242. 243. Maſſen zuſammenwirkender und Zuſammenſpiel verſchiedenartiger Inſtrumente S. 243. Einfluß ungriechiſcher, beſonders ägyptiſch-alexandriniſcher Muſik S. 244. 245. Das Orcheſter im Pantomimus S. 245. 246. Monſtreconcerte in Rom S. 246. 247. Verfall und Entartung der Muſik S. 247—249. Verwerthung der Muſik zu ſinnlichem Genuß S. 249. 250. Gewöhnlichkeit der Tafelmuſik S. 250. 251. Kein Unterſchied zwiſchen heiliger und profaner Muſik S. 251. Verbreitung des muſikaliſchen Intereſſes durch die Oeffentlichkeit der Aufführungen S. 251. 252. Vorträge der Citharöden und anderer Künſtler S. 252. 253. Muſikaliſche Wettkämpfe, beſonders der capitoliniſche S. 253. 254. Die Muſiker (oft zugleich Komponiſten) S. 255. Virtuoſenthum S. 255—257. Künſtlereitelkeit S. 258. Künſtlerlaunen S. 258. 259. Künſtlerneid S. 259. Betragen gegen das Publikum S. 259. Bezahlter Beifall S. 260. Der muſikaliſche Dilettantismus S. 260. Muſikunterricht S. 260—262. Oeffentliche Aufführungen von Knaben- und Mädchenchören S. 262. 263. Dilettantinnen S. 263. Dilettanten S. 264. 265. Große Zahl der kaiſerlichen Dilettanten S. 265. 266. Neros Streben, nicht Dilettant, ſondern Künſtler zu ſein S. 266. 267. Muſikaliſche Zuſtände in der letzten Zeit des Alterthums S. 267. 268. Die Muſik im chriſtlichen Gottesdienſt S. 268—270. Fortpflanzung der griechiſchen Tonarten S. 270.

III. Die ſchöne Litteratur. Poeſie und Kunſt der Proſa. S. 271—420.

Wirkungen des Jugendunterrichts. Sein Hauptzweck Beredſamkeit S. 273. 274. Gegenſtand des erſten Unterrichts: Leſung und Erklärung der Dichter S. 275. Griechiſche in der Schule geleſene Dichter S. 275. 276. Römiſche in der Schule geleſene Dichter. Im erſten Jahrhundert hauptſächlich die lebenden S. 276—278. Reaction gegen die moderne Litteratur S. 278. Einführung der alten Dichter in die Schule S. 278—281. Alterthümelnde Poeſie im 2. Jahrhundert S. 281. 282. Wirkungen der Beſchäftigung mit den Dichtern S. 282. 283. Die Lehrer oft ſelbſt Dichter S. 283. 284. Frühreife Dichter häufig S. 284. 285. Rhetorenſchule S. 285. 286. De-

clamationen, Suasorien S. 286. 287. Controversen S. 287—292. Griechische Rhetorenschule S. 292. 293. Wirkungen der Rhetorenschule S. 293—295. Abnahme der Schulbildung — und Verfall der Sprache im 2. Jahrhundert. Bestrebungen zur Herstellung der Korrektheit S. 296. 297. Wirkungen der klassischen Poesie der Augusteischen Zeit. Ihre Bedeutung S. 297. 298. Schöpfung der Dichtersprache S. 298. Verbreitung dieser Poesie unter den Zeitgenossen S. 298—300. Popularität Vergils — und der übrigen klassischen Dichter S. 300—303. Poetischer Dilettantismus, hervorgerufen durch die klassische Poesie S. 303. 304. Wirkungen der politischen Zustände der Monarchie S. 304—306. Theilnahme der Kaiser an der Poesie und Litteratur. August, Mäcenas, Tiberius, Nero, Titus, Domitian, Nerva, Hadrian S. 306—312. Aufhören des poetischen Dilettantismus an den Höfen im 2. Jahrhundert S. 312. 313. Gründe dieser Erscheinung S. 313. 314. Folgen der neuen Bedeutung der Poesie und Litteratur S. 314. 315. Entstehung des Buchhandels als eignen Geschäfts S. 315. 316. Gründung öffentlicher Bibliotheken S. 316. Einführung der Recitationen S. 316—322. Dichterkrönungen, besonders die capitolinischen S. 323—326. Precäre äußere Lage der Dichter S. 326—329. Ihre Abhängigkeit von der Freigebigkeit der Reichen und Großen S. 329. 330. Die Gegenseitigkeit dieser Verhältnisse S. 330. 331. Freigebigkeit der Kaiser gegen die Dichter S. 331—334. Freigebigkeit der Großen. Mäcenas S. 334. 335. Sein Verhältniß zu Horaz S. 335. 336. Clientenstellung der späteren Dichter zu ihren Gönnern S. 336. 337. Das Lobgedicht auf Messalla S. 337. Das Lobgedicht auf Piso S. 337—339. Bemühungen Martials um Gönnerschaften S. 339—341. Gönner des Statius S. 342. Armuth beider Dichter S. 342. 343. Niedrige Gesinnung Martials S. 343. 344. Die Poesie als Mittel der geselligen Unterhaltung S. 344. 345. Würdigere Haltung des Statius. Die höhere Gelegenheitspoesie — auch ein Surrogat der Journalistik S. 345. 346. Massenhaftigkeit der Gelegenheitsgedichte S. 346—348. Mißverhältniß zwischen Martial und Statius S. 348. 349. Neid und Eifersucht der Dichter gegen einander S. 349. 350. Ueberproduktion in der poetischen Litteratur S. 351. Vorwiegen des (mythologischen) Epos S. 352. 353. Poetische Tändeleien S. 353. Die Poesie größtentheils Reproduction S. 354. Nachahmung des Vergil und Catull S. 354—356. Poetischer Dilettantismus des j. Plinius S. 356—358. Poetischer Dilettantismus in den höhern Ständen häufig, desgl. im höhern Lebensalter S. 358. 359. Umschwung in Hadrians Zeit durch die griechische Sophistik S. 359. Die griechische Sophistik und ihre Wirkungen in der griechischen — in der römischen Welt S. 360—363. Interesse der Kaiser — und der Römer überhaupt für die Kunst der Sophisten S. 363—366. Einfluß der griechischen Sophistik auf die röm Litteratur des 2. Jahrhunderts S. 366. 367. Apulejus S. 367. Bedeutung der Poesie für Gesammtbildung und Kultur seit der Renaissancezeit S. 368. 369.

Anhang zum dritten Abſchnitt. S. 370—420. 1. Benutzung der Controversiae des älteren Seneca in den Gesta Romanorum. S. 370. 371.
2. Chronologie der Epigramme Martials S. 372—390.
3. Chronologie der Silven des Statius S. 390—396.
4. Die Gönner und Freunde des Martial und Statius S. 396—411.
5. Ueber Juvenals ſiebente Satire S. 411—413.
6. Chronologiſches zu Gellius S. 414—420.

IV. Die religiöſen Zuſtände. S. 421—540.

1. Der Götterglaube S. 423—504. Verſchiedenartigkeit der litterariſchen und monumentalen Quellen S. 423. 424. Die Litteratur bisher faſt ausſchließlich berückſichtigt S. 424. Irreligiöſe Richtungen in der letzten vorchriſtlichen und erſten nachchriſtlichen Zeit S. 424. 425. Haß des Glaubens (bei Lucrez) vereinzelt S. 425. 426. Standpunkt der nicht philoſophiſch gebildeten Römer S. 426. Glaube (Tacitus) — Schwanken zwiſchen Polytheismus und Monotheismus (Quintilian) — Unbedingte Leugnung der Götter (Plinius) S. 426—429. Verſöhnung von Vernunft und Glauben in der Theologie des Stoicismus S. 429. 430. Reſtauration des Glaubens im 2. Jahrhundert S. 430. Ausbildung und dogmatiſche Geltung der Dämonenlehre S. 430—434. Geſammteindruck der röm. und griech. Litteratur des 2. Jahrhunderts S. 434—436. Lucian S. 436. Die Kaiſer des 2. Jahrhunderts S. 436. 437. Charakteriſtiſche Erſcheinungen des neu erwachten religiöſen Lebens. Die Orthodoxie und Intoleranz des Aelianus S. 437—439. Schwärmerei des Ariſtides S. 440—443. Unveränderte Stärke und Fortdauer des Volksglaubens S. 443. 444. Drei Beweiſe dafür S. 444. 1. Seine Aſſimilationskraft. Aufnahme von Elementen aus orientaliſchen Religionen S. 444. 445. Die Theokraſie eine nothwendige Wirkung der Völkermiſchung S. 445. 446. Der Begriff der Superſtition ein relativer und wechſelnder S. 446—449. Die Theokraſie, nur von Ungläubigen verſpottet — den Gläubigen unanſtößig S. 449. 450. Plutarchs Verehrung ägyptiſcher Götter neben den griechiſchen S. 450—452. Helleniſirung der orientaliſchen und barbariſchen Götter S. 452—54. 2. Produktivität des Götterglaubens. Neue Gottheiten S. 454. Annona S. 454. Der Genienglaube S. 455. Die Vergötterung von Menſchen. Der Kaiſerkult S. 455. 456. Apotheoſe des Antinous S. 456—458. 3. Widerſtandskraft des Götterglaubens. Sein Einfluß auf die Chriſten S. 458. Direkte Zeugniſſe für die unveränderte Stärke des Volksglaubens. Der Wunderglaube S. 458. 459. Leibhaftes Erſcheinen der Götter S. 459. Andere von den Göttern bewirkte Wunder S. 460. Steigerung des Wunderglaubens durch den Kampf der Religionen S. 460. Daſſelbe Wunder von beiden Seiten

in Anſpruch genommen S. 461. 462. Der Glaube an Vorausverkündigung der Zukunft — die verbreitetſte Form des Wunderglaubens unter den Gebildeten S. 462. 463. Berichte über Vorzeichen bei den Geſchichtsſchreibern S. 463. Tacitus S. 464. Sueton über Auguſt S. 464. 465. Fortdauer des Glaubens an die herkömmlichen Weiſſagungsmethoden. Die Haruſpicin S. 465—467. Die Aſtrologie S. 467. 68. Die Orakel S. 468. Ihr zeitweiliger Verfall durch das überwiegende Anſehn der Italiſchen Prophezeihung S. 468. Ihre Reſtauration S. 469 und Verbreitung ihres Anſehns außerhalb der griechiſchen Länder S. 469. 470. Das Orakel des Alexander von Abonoteichos S. 470. 471. Der Glaube an vorbedeutende Träume S. 471. 472. Sein Zuſammenhang mit dem Verſehungsglauben S. 472. 473. Seine allgemeine Verbreitung S. 473. 474. Die Traumdeutung als Wiſſenſchaft. Das Traumbuch des Artemidor S. 474—476. Heilung von Krankheiten durch Träume S. 476–478. Die Votivſteine der Minerva Memor S. 478. 479. Glaube an die Wirkſamkeit der Localgötter außerhalb ihrer eigentlichen Machtſphäre S. 479. Der Glaube an die Götter als Geber des Guten S. 480. Das Gebet S. 480. Votivinſchriften und andre religiöſe Denkmäler S. 481. Anrufung von Landes- und Lokalgottheiten S. 482. Anrufung der Götter einer beſtimmten Wirkſamkeit an beſtimmten Orten S. 484. Allgemeine Anrufung der Götter einer beſtimmten Wirkſamkeit, der untern, der obern S. 486, beſonders des Jupiter S. 487. Mangel an Angaben über die Menge der Ungläubigen und Indifferenten S. 488. Die Atheiſten eine kleine Minorität S. 490. Der Kultus und ſeine Wirkungen auf die Erhaltung des Glaubens S. 491. Erhaltung uralter Kulte und Rituale in Italien S. 492. Das Ritual der Arvalbrüder S. 492. Fortdauer uralter Kulte in Griechenland S. 494. Fortdauer der allgemeinen Betheiligung am Gottesdienſte S. 497. Bethätigung der Frömmigkeit durch Tempelbauten S. 498 und andre Stiftungen zu Kultuszwecken S. 499, beſonders von Götterbildern S. 500. Die Bilderverehrung S. 501. Identification des Bildes mit der Gottheit S. 502.

2. Judenthum und Chriſtenthum S. 504. Gegenſatz des Monotheismus zum Polytheismus S. 504. Verſchiedenes Verhältniß des Judenthums und Chriſtenthums zum Polytheismus S. 505. Zerſtreuung der Juden in der alten Welt S. 506. Ihre Anſiedlungen in den öſtlichen Ländern S. 507, in Italien S. 509, in den weſtlichen Ländern S. 512. Bürgerliche (S. 513) und ſociale Stellung der Juden. Der Judenhaß S. 514. Anziehungskraft des Judenthums S. 515. Religions- und Bekehrungsfreiheit bis auf Hadrian S. 516.

Das Chriſtenthum S. 517. Der Bekehrungseifer der Chriſten S. 517. Verfolgungen ſeit Trajan S. 518. Verhältnißmäßig geringe Anzahl der Märtyrer S. 519. Haupturſachen der ſchnellen Ausbreitung des Chriſtenthums S. 520. Unlautre Elemente in den chriſtlichen Gemeinden S. 522.

Sektenwesen S. 523. Der Montanismus S. 524. Der Verfasser der „Widerlegung aller Ketzereien" (Hippolyt) S. 524. Seine Darstellung der Laufbahn des Callistus S. 525. Verbreitung des Christenthums (besonders in Rom) im ersten — (S. 529) und zweiten Jahrhundert S. 530. Verhältniß der Christen zur Gesammtbevölkerung S. 531. Verbreitung des Christenthums in den höhern Ständen erst seit Commodus S. 532. Seltne Erwähnung und Unkenntniß des Christenthums bis ins 3. Jahrhundert S. 533. Heidnische Convertiten der höhern Stände vor Commodus S. 534. Das angebliche Verhältniß des Seneca zum Apostel Paulus S. 535. Geringschätzung des Christenthums in der heidnischen Welt bis ins 3. Jahrhundert S. 536. Die lange Agonie des Heidenthums ein Beweis für seine Lebenskraft S. 537. Heidnische Elemente, die den Untergang des Heidenthums überlebten S. 539.

V. Die Philosophie als Erzieherin zur Sittlichkeit. S. 543—612.

Der Zusammenhang der antiken Sittlichkeit mit der Religion und ihre angebliche Gefährdung durch den Anthropomorphismus S. 543. Wesen der antiken Sittlichkeit im Gegensatz zur christlichen S. 546. Verhältniß zur Gottheit und Menschheit S. 547. Die Moralphilosophie. Die Erkenntniß Grundlage der Glückseligkeit S. 548. Die Glückseligkeit Resignation S. 549. Verbreitung der griechischen Philosophie in der römischen Welt S. 549. Die Opposition gegen die Philosophie. Die im römischen Nationalcharakter begründeten Antipathien S. 550. Mißliebigkeit der Philosophie bei den Regierungen. Verfolgungen der Philosophen S. 552. Umschlag nach dem Tode Domitians S. 554. Versuche den Vorwurf der Regierungsfeindlichkeit der Philosophie zu entkräften S. 556. Abneigung der großen Menge gegen die Philosophie S. 558. Ihre Zwecklosigkeit nach der Ansicht der meisten ungebildeten (S. 559) und vieler gebildeten S. 560. Der Gegensatz zwischen Rhetoren und Philosophen S. 560. Der ä. Seneca. Quintilian S. 561. Fronto S. 562. Lucian S. 563. Aristides S. 564. Berufung der Gegner der Philosophie auf die Unsittlichkeit der Philosophen S. 565. Afterphilosophen in Rom (S. 568) und Griechenland S. 569. Die Cyniker S. 572. Anerkennung der Philosophie als Führerin zur Sittlichkeit bei den Römern S. 574. Differenzen über das erforderliche Maß philosophischer Bildung S. 576. Theilnahme der Römer an der Philosophie. Die Schule der Sextier S. 577. Verbreitung des Stoicismus, des Epikureismus und der übrigen Systeme bei den Römern S. 578. Beginn des philosophischen Unterrichts gewöhnlich im ersten Jünglingsalter S. 580. Logik und Dialektik S. 582. Physik S. 585. Ethik S. 586. Pflicht und Recht der Lehrer den ganzen Lebenswandel der Schüler zu beaufsichtigen und zu leiten S. 587. Dreierlei Stellungen der Philosophen als Lehrer S. 591. 1. Die Philosophen als Erzieher und Seelsorger in vornehmen Häusern S. 592. Behandlung dieser Hausphilosophen nach Lucians Schilderung S. 593.

Philoſophen am Hofe S. 594. 2. Philoſophen als Vorſteher öffentlicher Schulen S. 595. Uebelſtände des Unterrichts in den Philoſophenſchulen S. 596. Vereitlung der Wirkungen des Unterrichts durch die Schuld der Schüler S. 597 — durch die Schuld der Lehrer S. 599. Schönrednerei und Haſchen nach Beifall S. 600. 3. Philoſophen als Miſſionare der Sittlichkeit und Volksprediger (Cyniker) S. 604. Demetrius S. 606. Demonax S. 607. Schluß. Läuterung der ſittlichen Anſchauungen durch die Entwicklung der Philoſophie in den erſten Jahrhunderten S. 608. Unhaltbarkeit der Annahme eines allgemeinen Sittenverfalls in dieſer Zeit S. 611.

VI. Der Unſterblichkeitsglaube. S. 615—652.

1. Verhältniß der Gebildeten zum Unſterblichkeitsglauben S. 615. Läugnung. Der ä. Plinius S. 615. Die Epikureer. Materialiſtiſche Grabſchriften S. 616. Läugnung der Unſterblichkeit in andern Syſtemen S. 620. Glaube und Beweis der Unſterblichkeit. Pythagoreismus und Platonismus S. 620. Die Zweifler unter den Gebildeten S. 621. Galenus, Quintilian, Tacitus S. 622. Cicero als Repräſentant der Gläubigen unter den gebildeten Römern S. 622. Die Stoiker. Seneca S. 624. Die Platoniker. Plutarch S. 625. Apulejus. Pauſanias S. 626. Andeutungen des jenſeitigen Lebens auf Sarkophagen und andern Grabdenkmälern S. 627.
2. Der Glaube der Ungebildeten S. 629. Fortdauer der mythiſchen Vorſtellungen von der Unterwelt S. 631. Der Glaube an den Todtenfährmann S. 632. Zeugniſſe für die Verbreitung der volksthümlichen Vorſtellungen S. 633. Verſetzung des Volksglaubens mit orientaliſchen Elementen S. 634. Die Exiſtenz der Seelen als eine materielle gedacht S. 635. Sinnliche Vorſtellungen von Lohn und Strafe im Jenſeits S. 636.
3. Die Allgemeinheit des Geiſterglaubens als Beweis für die Allgemeinheit des Unſterblichkeitsglaubens S. 639. Die Todtenbeſchwörung S. 644. Die Devotion S. 646.

Schluß. Unterſchiede des chriſtlichen und antiken Unſterblichkeitsglaubens. Der letztere dem dieſſeitigen Leben zugewandt S. 647. Der Wunſch einer Fortdauer im Gedächtniß der Nachwelt S. 648. Der antike Unſterblichkeitsglaube nicht wie der chriſtliche ein unentbehrlicher Troſt und nicht ſo ſchroff wie dieſer dem Unglauben entgegengeſetzt S. 649. Schwermuth und Reſignation Grundzüge der antiken Lebensanſchauung S. 651.

I.

Der Luxus.

Allgemeines.

Seit lange ist man gewohnt, den Luxus des spätern römischen Alterthums als einen ebenso beispiellosen und fabelhaften, wie unsittlichen anzusehn.[1] Bei dem Gedanken an das kaiserliche Rom drängen sich der Erinnerung jene so oft wiederholten Erzählungen auf von den Bauten im Meer, den Gärten auf hohen Dächern, der Verwendung von Gold und Silber zu den Hufbeschlägen der Maulthiere, sowie zu den Behältern für Unrath, von den Bädern in Eselsmilch und wohlriechenden Essenzen, den Getränken, in denen kostbare Perlen aufgelöst waren, den aus Pfauengehirnen und Flammingozungen bereiteten Gerichten, und was dergleichen mehr ist. Bei näherer Betrachtung ergibt sich jedoch, daß die Thatsachen, auf die man sich zu berufen pflegt, wenigstens zum Theil falsch aufgefaßt oder falsch gruppirt sind, und daß die herrschende Ansicht wesentlicher Einschränkungen bedarf. Dies würde selbst dann der Fall sein, wenn die betreffenden Angaben überall den vollen Glauben verdienten, der ihnen zum Theil ihrer Natur nach von vornherein versagt werden muß.

---

1) S. z. B. Becker, Gallus II[3] 284 (Rom — gegen dessen verschwenderische Pracht der ausschweifendste Luxus aller Zeiten als ärmliches Unvermögen erscheinen muß); Roscher, Ansichten der Volkswirthschaft I S. 450 (das großartigste Beispiel eines solchen — unklugen und unsittlichen — Luxus bietet uns Rom in der Kaiserzeit). Göthe (Bd. 39, S. 53) vergleicht den Luxus der Römer mit dem ungebildeter Menschen, die, zu großem Vermögen gelangt, sich dessen auf eine lächerliche Weise bedienen, und bezeichnet ihn als ungereimt und übertrieben. Dagegen Gibbon (History of the fall and decline ch. II ed. Basel 1787, Vol. I p. 70 f.) urtheilt günstig über den Luxus in der Zeit vor Commodus.

Ueberall auf dem Gebiet der Alterthumsforschung sind wir durch die Natur der Ueberlieferung der Gefahr ausgesetzt, aus einzelnen zufällig berichteten Fällen falsche Schlüsse zu ziehn und Ausnahmen für die Regel anzusehn. Bei den Versuchen den römischen Luxus zu schildern hat man seit dem Vorgange von Meursius Berichte aus den verschiedensten Zeiten und von der verschiedensten Art zusammengeworfen: Berichte von den Extravaganzen berüchtigter Verschwender, der fürstlichen Lebensweise prachtliebender Großen, den raffinirten Schwelgereien der Virtuosen des Genusses — und zwar gewöhnlich ohne Rücksicht auf den Standpunkt der Berichterstatter und auf den Zusammenhang, in dem die Thatsachen mitgetheilt werden.

Die herrschende Ansicht zum Theil auf Ausnahmen und Anomalien begründet. Luxus der Kaiser (Caligula u. Nero).

Vor allem hätte immer ganz von der Betrachtung ausgeschlossen bleiben sollen, was von dem Luxus einzelner Kaiser berichtet wird.[1] Der Luxus eines Caligula und Nero erhielt seinen ganz exceptionellen Charakter dadurch, daß er eine Dokumentation ihres Allmachtsschwindels war. Sie wollten auch hierin die übermenschliche Macht und Größe des Cäsarenthums, den unermeßlichen Abstand des Weltherrschers von seinen Unterthanen zur Anschauung bringen, für sie sollte es keine Unmöglichkeit, für ihren Willen keine Schranke geben.[2] In diesem Sinne ließ Caligula — dessen Cäsarenwahnsinn übrigens nicht ohne eine Beimischung wirklicher Verrücktheit gewesen zu sein scheint[3] — im Meer während des Sturmes Bauten aufführen, und verpraßte den Tribut dreier (?) Provinzen (zehn Millionen Sesterzen) an einem Tage;[4] in diesem Sinne unternahmen er und Nero bei ihren Festen, in ihren Prachtschiffen und Palästen die Träume

---

1) Dies bemerkt schon Meierotto über Sitten und Lebensart der Römer, dritte Ausgabe (1814), Vorrede S. XXX f., der auch das Buch von Meursius richtig beurtheilt.

2) Sueton. Calig. c. 37: nihil tam efficere concupiscebat, quam quod posse effici negaretur.

3) Niebuhr, Vorträge über römische Geschichte III S. 178 hat auf die Schlaflosigkeit Caligulas, als ein sicheres Symptom seines Wahnsinns aufmerksam gemacht.

4) Sueton. l. l. Seneca cons. ad Helv. 10, 4.

einer ausſchweifenden Phantaſie zu verwirklichen.[1] Doch Caligula und Nero ſind auch in dieſer Beziehung unter den Kaiſern der beiden erſten Jahrhunderte faſt alleinſtehende Ausnahmen, denen man nicht einmal Lucius Verus an die Seite ſtellen kann, da ſich der Luxus des Vitellius auf die Befriedigung einer monſtröſen Gefräßigkeit beſchränkte: dagegen ſind Tiberius, Galba, Veſpaſian, Pertinax bis zur Kargheit ſparſam und unter den übrigen keiner ein eigentlicher Verſchwender geweſen. Und es fragt ſich wol noch, ob ſelbſt der Luxus Caligulas und Neros widerſinniger und verderblicher war, als der mancher kleiner deutſchen Despoten des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Denn wenn Auguſt der Starke allein für eine einzige Oper 80000 Thaler,[2] für das Luſtlager von Mühlberg Millionen verausgabte;[3] wenn Karl von Würtemberg (der Stifter der Karlsſchule) ſeinen Hof zum glänzendſten in ganz Europa machte, die erſten Künſtler in ſeinen Schauſpielen auftreten, unter ſeinen Gäſten die koſtbarſten Geſchenke verlooſen, für die Menge Weinfontainen ſpringen ließ, Feuerwerke gab, die eine halbe Tonne Goldes koſteten, Seen auf Bergen graben ließ und Schlittenfahrten veranſtaltete, zu denen der Schnee Meilen weit herbeigeſchafft werden mußte:[4] ſo wurden die Mittel zu dieſer raſenden Verſchwendung doch in Ländern erpreßt, deren Steuerkraft ſchwerlich die einer einzigen größern römiſchen Provinz erreichte. Von dieſen entrichtete Gallien (die einzige, über die wir eine Notiz haben) gleich nach ſeiner Eroberung 40 Mill. S. (2,338,800 Thlr.) als Contri-

---

1) Tac. A. XV 42: Nero tamen, ut erat incredibilium cupitor, effodere proxima Averno juga conisus est.

2) Devrient, Geſch. d. deutſchen Schauſpielkunſt II 306 (die Oper Suleiman in Dresden 1753).

3) Keyßler, Reiſen durch Deutſchland, dritte Ausg. 1776. S. 1326 gibt die Koſten auf 5 Mill. an.

4) Vehſe, Geſch. d. deutſchen Höfe, Bd. 25 S. 247—290. Nicht alle Angaben Vehſes mögen zuverläſſig ſein, aber ſo viel Glauben als die meiſten Angaben der römiſchen Schriftſteller über den Luxus verdienen ſie ſicherlich, und vielleicht noch mehr. Vgl. auch Devrient a. a. O. II 301 über die Koſten des Ballets u. der Oper unter Karl Eugen. Nach der Semiramis wurden allein für 15000 Fl. Geſchenke vertheilt.

bution, ſpäter ohne Zweifel bei weitem höhere Steuern.[1] In Würtemberg (einem Lande mit 155 Quadratmeilen und etwa 600,000 Einwohnern) deckten in der That unter Karl die ordentlichen Einnahmen aus dem Kammergute und den Steuern die Ausgaben nicht.[2] Jedenfalls aber würde ein Schluß von dem Luxus Caligulas und Neros auf den des damaligen Rom eben ſo unzuläſſig ſein, als ein Schluß von den Ausſchweifungen der abſolutiſtiſchen Höfe auf die Sitten des damaligen Deutſchland.

Luxus der Nabobs in der letzten Zeit der Republik.

Ebenſo wenig wie auf die Beiſpiele der römiſchen Kaiſer kann man ſich bei der Beurtheilung des römiſchen Luxus ohne Weiteres auf die jener Großen in der letzten Zeit der Republik berufen, die in ſiegreichen Feldzügen reiche zum Theil noch unerſchöpfte Länder plünderten und von dort ungeheure Schätze heimbrachten. Die koloſſale Verſchwendung eines Scaurus, Lucullus, Pompejus, Cäſar war durch Umſtände und Veranlaſſungen bedingt, die ſpäter im Alterthum nicht wieder eingetreten ſind; ſie iſt ſelbſt von den Kaiſern kaum jemals überboten worden. Plutarch ſagt, daß die Gärten des Lucullus trotz der großen ſeitdem erfolgten Zunahme des Luxus zu den prachtvollſten unter den kaiſerlichen gezählt wurden;[3] Plinius, daß ein Privatmann wie Scaurus durch ſein Theater die Bauten des Caligula und Nero an unſinniger Verſchwendung übertroffen habe.[4] Es mag dahin geſtellt bleiben, ob die ſeit Jahrhunderten von orientaliſchen Despoten aufgehäuften Gold- und Juwelenſchätze,[5] die den römiſchen Beſiegern Aſiens zufielen, der Beute der ſpaniſchen Conquiſtadoren, der engliſchen Eroberer Oſtindiens nachſtanden. Das Löſegeld für den Inka Atahualpa von Peru wird auf 23,300,998 Frcs. angegeben (eine Summe, deren damaliger relativer Werth das vierfache des heutigen betragen ſoll); auf Pizarros Antheil kam ein

1) Marquardt, Hdb. III 2, 215.

2) Perthes, Polit. Zuſtände u. Perſonen in Dtſchld. unter franz. Herrſchaft I 506.

3) Plutarch. Lucull. 39, 2.

4) Plin. H. N. XXXVI 113.

5) Die von Alexander d. Gr. in Ecbatana deponirten, aus den Eroberungen von Suſa und Perſepolis ſtammenden Schätze beliefen ſich auf 180,000 Talente, größtentheils in Barren. Grote, History of Greece XII 245.

Werth von 1,402,748 Frcs.[1] Für Clive wäre es in Bengalen während seiner zweiten Verwaltung, wie Macaulay sagt, leicht gewesen Reichthümer aufzuhäufen, wie sie kein Unterthan in Europa besaß. Ohne die reichen Bewohner der Provinz einem stärkeren Druck zu unterwerfen als an den sie ihre mildesten Beherrscher gewöhnt hatten, hätte er Geschenke im Belauf von 300,000 Lstr. jährlich empfangen können; die benachbarten Fürsten würden gern jeden Preis für seine Gunst gezahlt haben.[2] Den römischen Feldherren und Beamten im Orient boten sich dieselben Gelegenheiten wie Clive; von seiner Mäßigung und verhältnißmäßigen Uneigennützigkeit aber waren sie sehr weit entfernt. Wie ungeheure Summen ihnen zuströmten, mögen einige Angaben zeigen. Der Judenfürst Aristobulos bestach bei seinem Streite mit seinem Bruder, dem Hohenpriester Hyrcanus, den Legaten A. Gabinius mit 300, den Quästor M. Aemilius Scaurus mit 400, den Pompejus mit einem goldenen Weinstock im Werth von 500 Talenten (471,525—628,700—758,875 Rthlr.).[3] Gabinius hatte als Proconsul in Syrien über 100 Mill. Denare (23,388,000 Thlr.) erpreßt.[4] Dem Könige von Aegypten Ptolemäus Auletas hatte er angeblich seine Unterstützung für 10,000 Talente (15,717,500 Rthlr.) zugesagt,[5] nachdem Cäsar in seinem eigenen und Pompejus Namen demselben bereits gegen 6000 Talente (9,430,500 Thlr.) abgenommen hatte.[6] Crassus raubte aus dem Tempel zu Jerusalem an Geld und Geldeswerth 10,000 Talente.[7] Auch Gallien war in Cäsars Zeit ein goldreiches Land.[8] Der von Q. Servilius Cäpio (etwa 106) aus der Tektosagenstadt Tolosa geraubte Tempelschatz betrug nach Posidonius 15,000 Talente

Ihre Einnahmen enorm.

1) P. Chaix, Histoire de l'Amérique mérid. au XVIme siècle II 67 f.

2) Das Vermögen Clives wurde bei seiner Rückkehr 1760 auf 1,200,000 Lstr. geschätzt: Behse 19,220. Sir John Malcolm gibt sein Jahreseinkommen auf 40,000 Lstr. an, nach Macaulay zu niedrig.

3) Joseph. A. J. XIV 3, 1 sq.

4) Cass. Dio XXXIX 55.

5) Cic. pro Rabir. c. 8.

6) Sueton. Caesar c. 54.

7) Joseph. A. J. XXIV 7, 1.

8) Diodor. V 27.

(23,576,250 Thlr.).[1] Noch der Frankenkönig Theodebert ſchlug Münzen aus dem Golde einheimiſcher Bergwerke.[2]

desgleichen ihre Ausgaben,

Ebenſo groß als die Beute jener Römer in der letzten Zeit der Republik waren aber auch die Ausgaben, zu denen ihre Stellung und die Ruchbarkeit ihrer Verbrechen ſie nöthigte. Vor allem verſchlangen die koloſſalen Beſtechungen, die Unterhaltung eines ungeheuern Troſſes von Anhängern und die Schauſpiele, deren Pracht ans Fabelhafte grenzte, enorme Summen. Die Aedilität des Scaurus erſchöpfte ſein Vermögen und ſtürzte ihn in Schulden.[3] So zerrannen jene Schätze zum großen Theil ſo wie ſie gewonnen waren, und der

ihr wirklicher Beſitz nicht verhältnißmäßig groß.

wirkliche Beſitz der damaligen Nabobs ſtand weder zu ihren Erwerbungen noch zu ihrer Verſchwendung im Verhältniß. Selbſt Craſſus, deſſen Reichthum in ſeiner Zeit als beiſpiellos gegolten zu haben ſcheint, war nicht ſo reich als mehrere Freigelaſſene der erſten Kaiſerzeit, als Pallas Calliſtus und Narciſſus.[4] Dem ältern Plinius erſchien die letzte Zeit der Republik, mit der Gegenwart verglichen, als eine Zeit der Armuth,[5] und wahrſcheinlich erreichten in der That die großen Capitalsanſammlungen in der Kaiſerzeit nicht nur eine

Die größten Einzelvermögen des Alterthums ſtehen hinter den größten der neuern Zeiten zurück.

größere Höhe, ſondern waren auch häufiger als in der Republik. Aber auch die Summen der größten Reichthümer in der Kaiſerzeit ſtehen hinter den Summen, zu welchen die höchſten Vermögen und Einkünfte in neuern und neueſten Zeiten geſchätzt worden ſind, zurück. Die größten Vermögen des römiſchen Alterthums betragen 300 und 400 Mill. S. (21 3/4 u. 29 Mill. Thlr.); und nur zwei Perſonen werden genannt, die die letztere Summe beſeſſen haben ſollen, der Augur Cn. Lentulus und der Freigelaſſene Neros Narciſſus. Das höchſte aus dem Alterthum bekannte Jahreseinkommen iſt dasjenige, welches die reichſten römiſchen Familien am Anfange des fünften Jahrhunderts bezogen haben ſollen: etwa 4000 Pfund Gold baar, und Naturalien

---

1) Strabo IV 188.

2) Procop. B. Goth. III 33, vgl. King, Natural History of precious Stones and pr. metals p. 183—187.

3) Ascon. argum. orat. pro Scauro.

4) Plin. H. N. XXXIII 134.

5) Id. ib. XIII 92.

im Werthe des dritten Theiles dieſer Summe; im Ganzen nach heutigem Gelde 1,624,000 Thlr.[1] Die Reichthümer aber nicht weniger Großen und Geldmänner in unſerm wie in früheren Jahrhunderten werden (zum Theil beträchtlich) höher angegeben. Anton Fugger hinterließ außer ſeinen Juwelen, liegenden Beſitzungen und Gütern in allen Ländern Europas und beiden Indien an baarem Gelde 6 Mill. Goldkronen (etwa 15 Mill. Thlr.).[2] Mazarin's Vermögen ſchätzt Voltaire auf etwa 200 Mill. Frcs. nach damaliger Währung.[3] Potemkin brachte, unter koloſſalen Verſchwendungen bei einem Praſſerleben, deſſen Muſter in den Märchen von 1001 Nacht zu ſuchen iſt, in 16 Jahren ein Vermögen von 90 Mill. Rubel zuſammen, während damals die ganze Jahreseinnahme des Reiches etwa 50 Mill. betrug.[4] Der jährliche Verbrauch des Grafen Brühl wurde auf 2 Mill. Thlr. geſchätzt.[5] Das Einkommen der Familie Bedford wird dagegen nur auf 1 Mill. Thlr.,[6] das der Herzöge von Northumberland und Buccleuch auf 200,000 Lſtr. angegeben.[7] In Rußland ſoll die unermeßlich reiche Familie Scheremetjew vor der Aufhebung der Leibeigenſchaft 200,000 (nach andern 128,000) männliche Seelen Leibeigne beſeſſen haben, unter denen viele Millionen im Vermögen hatten. Die Demidoffs ſollen unter anderm einen ungeheuren Felſen von Malachit beſitzen, von dem jedes Pud 800 Rubel koſtet; der ungeheuer reiche Aſtaſchef allein im Jahre 1843 in Sibirien 111 Pud Gold brutto, d. h. einen Werth von 1,701,630 Thlr. gewonnen haben. Das Vermögen des Fähnrichs Jakubow ſchätzte man auf mehr als 100 Mill. Thlr.[8] Dies wurde vor etwa 20 Jahren als

---

1) Marquardt, Hdb. III 2 A. 215 II 3 A. 1132. Die Reduction überall nach Hultſch, Metrol. 253.

2) Jacob, Production und Konſumtion der edeln Metalle, überſetzt von Kleinſchrod II 19.

3) Voltaire Siècle de Louis XIV ch. 6.

4) Sybel, kl. hiſtor. Schr. I² 170 f.

5) Behſe, Geſch. d. Höfe 33, 332.

6) Briefe eines Verſtorbenen III 217.

7) Behſe a. a. O. 21 S. 31 u. 280.

8) Haxthauſen, Studien über die innern Zuſtände Rußlands II 226. III 76 (vgl. II 72). III 82.

„vielleicht das koloſſalſte auf dem Kontinent“ bezeichnet; doch das Vermögen des im November 1868 zu Paris geſtorbenen Baron James Rothſchild gaben die Zeitungen auf 2000 Mill. Frcs. an. Johann Jakob Aſtor wurde 25—30 Mill. Dollars reich geſchätzt, als er ſtarb;[1] doch im Jahre 1865 gab der reichſte Mann der Union, Alexander J. Stewart, Kaufmann in New-York, ſein Jahreseinkommen auf 4,071,256 Dollars an, und zahlte an Einkommenſteuer 407,000 Dollars.[2]

Alle ſolche Angaben genügen nun freilich nicht zur Beantwortung der Frage: ob die reichſten Leute des Alterthums reicher waren, als die reichſten der neuern Zeiten. Dazu wäre außerdem noch eine genaue Kenntniß des Sachwerths erforderlich, den das Geld in den beiden verglichenen Perioden hatte. Daß nun der Sachwerth des Geldes im Alterthum weit höher geſtanden habe als heute, iſt eine Anſicht zu der auch die neueſte Forſchung über dieſen Gegenſtand gelangt. Zwar wird zugeſtanden, daß er die letzten Jahrhunderte der Republik hindurch bis jedenfalls zu Nero etwas ſank, doch nur für Rom und Italien; von da ab ſtieg er aber wieder im ganzen römiſchen Reich.[3] Doch ſchwerlich wird ſich das Verhältniß des Sachwerths des Geldes im römiſchen Alterthum zu ſeinem Sachwerth in irgend einer Periode nach der Entdeckung Amerikas auch nur mit annähernder Genauigkeit ermitteln laſſen. Aber wäre jener ſelbſt doppelt ſo groß geweſen als dieſer, ſo würden die größten antiken Einzelvermögen immer noch hinter den größten modernen zurückſtehn.

Fernere Ausnahmen — Apicius.

Doch nicht bloß der Luxus der Kaiſer und der Großen in der letzten Zeit der Republik iſt ein exceptioneller; auch von den übrigen Beiſpielen des Luxus, auf die man ſich zu berufen pflegt, werden manche ganz offenbar als einzeln ſtehende Ausnahmen berichtet.

---

1) F. Kapp, Geſch. d. deutſchen Einwanderung in Amerika S. 358.

2) Nationalzeitg. v. 23. Auguſt 1866.

3) Rodbertus, Zur Frage des Sachwerths des Geldes im Alterthum, in Hildebrands Ztſchr. für Nationalökonomie XV (1870) S. 341 ff. XVI 182 ff. vgl. beſonders S. 198 u. 232 f. Meine in derſ. Ztſchr. 1869 S. 306—308 (Ueber den Kornpreis und den Sachwerth des Geldes in d. Zeit von Nero bis Trajan) geäußerte Anſicht ſehe ich als durch dieſe Unterſuchung völlig widerlegt an.

Jener Apicius,[1] der unter Auguſt und Tiber ungeheure Reichthümer (100 Mill. S.) in raffinirter Schwelgerei verpraßte und als er ſein Vermögen bei einer Ueberrechnung auf zehn Millionen S. (725000 Thlr.) herabgeſchwunden fand, ſich nach glaubwürdiger Mittheilung den Tod gab, weil er angeblich mit einer ſo geringen Summe zu leben nicht für möglich hielt, und vielleicht noch mehr weil er alle Genüſſe bis zum Ekel ausgekoſtet hatte:[2] er galt auch ſeiner Zeit als ein Wunder von Ueppigkeit. Ein gelehrter Vielſchreiber (Apio) gab ein Buch über ſeinen Luxus heraus,[3] ſein Name ward ſprichwörtlich, er ſelbſt zum Mythus, und durch dieſen zu einer Art von Typus der vollendetſten Schwelgerei; noch zweihundert Jahre ſpäter wählte ein Elagabal ihn zum Vorbilde.[4] Von den Anekdoten, deren Gegenſtand er war, genügt als Probe die folgende (vielleicht aus Apios Buch entlehnte): er habe eigens eine beſchwerliche Seereiſe von Minturnä nach Afrika unternommen, weil er gehört hatte, daß dort die Krebſe ſehr groß ſeien, und als er ſich vom Gegentheil überzeugt, ſei er ſofort wieder umgekehrt.[5] Wenn es aber überall unzuläſſig iſt aus Anomalien und Ausnahmen auf allgemeine Zuſtände zu ſchließen, ſo gilt dies ganz beſonders für das kaiſerliche Rom, auf deſſen Boden, unter Einflüſſen und Bedingungen, wie ſie ſo nie wiedergekehrt ſind, Laſter und Ausſchweifungen die Tendenz hatten ins Koloſſale und Monſtröſe auszuarten: und ſo mögen freilich Apicius und ſeines gleichen die berüchtigtſten Verſchwender neuerer Zeiten hinter ſich zurücklaſſen, wie den Grafen Brühl und den (durch den Halsbandprozeß bekannten) Cardinal Rohan, von dem die Aeußerung berichtet wird: er begreife nicht, wie man mit weniger als anderthalb Millionen Livres als Einkommen leben könne.[6]

Vollends jener widerſinnige Luxus, der nicht im Genuß ſondern in der Herabwürdigung und Zerſtörung des Koſtbaren und Werthvollen ſeine Befriedigung findet, kann der Natur der Sache nach

Der Luxus der muthwilligen Zerſtörung werthvoller Dinge.

1) Teuffel, St. R. E. I² 1241. Nipperdey zu Tac. A. IV 1.
2) Seneca ad Helv. 10. 9. Dio LVII 19.
3) Athen. VII 294 F.
4) H. A. Vit. Elagabal. c. 18.
5) Athen. I p. 7 C. Suid. s. *Ἀπίκιος*.
6) Vehſe, G. d. H. 47, 282; über Graf Brühl 33, 332.

nie anders als vereinzelt vorgekommen ſein, und nichts ſpricht dafür, daß er in Rom verhältnißmäßig häufiger war als in modernen Weltſtädten, wo zu allen Zeiten ungeheurer Reichthum und Uebermaß des Genuſſes Ueberſättigung und einen mit dem Frevel prahlenden Uebermuth erzeugt hat. In der That ſind faſt die einzigen auffallenden Beiſpiele dieſer Form des Luxus, die aus dem alten Rom berichtet werden (wenn man von den Kaiſern abſieht), das des Verſpeiſens von Singvögeln, abgerichteten und ſprechenden Vögeln und des Schlürfens aufgelöſter Perlen. Nach Valerius Maximus ſoll der Sohn des großen, durch ſeine Kunſt ſehr reich gewordenen tragiſchen Schauſpielers Aeſop das Letztere zu thun gepflegt, nach Plinius jedem von ſeinen Gäſten eine aufgelöſte Perle vorgeſetzt haben. Nach Horaz ſchlürfte er ſelbſt eine ſolche, die Metella im Ohr getragen, um auf einmal eine Million hinabzuſchlucken. Auch das Braten von Singvögeln und ſprechenden Vögeln ſchreibt Valerius Maximus dem Sohne, Plinius dagegen dem Vater Aeſopus zu; der Letztere gibt ſogar den Preis der einzelnen auf 6000, den Preis der ganzen berühmten Schüſſel auf 100,000 S. an; bei Horaz endlich ſind es die beiden Söhne des Q. Arrius, die theuer gekaufte Nachtigallen zu ſpeiſen pflegten.[1] Die Abweichungen der Berichterſtatter zeigen, wie dieſe und ähnliche Anekdoten ſich im Munde jedes Erzählers anders geſtalteten, daß daher ihre Zuverläſſigkeit in Einzelheiten äußerſt gering iſt, und ihr Werth nur darin beſteht, daß ſie allgemein geglaubt wurden. Doch haben ſolche und andere „Solöcismen der Wolluſt“[2] eben auch damals für Anomalieen gegolten: Auguſt, erzählte man, habe Eros, ſeinen Prokurator in Aegypten, weil er eine in allen Kämpfen ſiegreich gebliebene Wachtel kaufte und braten ließ, an einen Schiffsmaſt nageln laſſen.[3] Wenn alſo dieſe Extravaganzen außer dem unſinnigen Verſchwender höchſtens noch den ungebildeten Emporkömmling kennzeichneten (bei Trimalchio ſind die Kiſſen mit Purpurwolle geſtopft),[4] ſo können ſie nicht zur Charakteriſtik des Luxus im Allgemeinen benutzt werden.

1) Valer. Max. IX 1, 2. Plin. H. N. IX 122. X 141. Hor. Satt. II 3, 239—246.
2) Lucian. Nigrin. 31.
3) Plutarch. Apophthegm. Rom. Caesar August. 4.
4) Petron. Sat. c. 31.

Ueberstrenge Ansichten unserer Hauptberichterstatter Varro, Seneca und Plinius.

Zu Irrthümern hat es ferner geführt, daß man öfter ohne Prüfung in die verdammenden Urtheile römischer Schriftsteller über manchen Luxus eingestimmt hat, der einer unbefangenen Betrachtung tadelfrei und vernünftig, ja selbst als erfreuliches Symptom fortgeschrittener Kultur und vermehrten Wohlstandes erscheint. Bekanntlich ist der Begriff des Luxus ein durchaus relativer. „Jeder Einzelne und Stand, jedes Volk und Zeitalter erklärt alle diejenigen Consumtionen für Luxus, welche ihm selbst entbehrlich scheinen.“[1] Im Ganzen war nun aber die Ansicht des Alterthums in dieser Beziehung eine strengere als die neuerer Zeiten. Das Leben der Alten war (und das der Südländer ist, wenn auch in geringerem Grade, noch heute) weit mehr an die Natur gebunden und darum naturgemäßer als das der Modernen. Jede durch die steigende Kultur herbeigeführte künstliche Befriedigung der Bedürfnisse erschien jenen darum viel eher nicht bloß als überflüssig, sondern selbst als widernatürlich,[2] während bei den hochcultivirten Nationen der nördlichen Zonen, die von vornherein auf einen künstlichen Ersatz der ihnen zu ihrem Wohlbefinden von der Natur versagten Bedingungen gewiesen sind, eine Erhöhung dieser Künstlichkeit nicht nur als unschuldig, sondern sogar oft mit Recht als ein Fortschritt erscheinen muß. Dazu kommt daß zufälliger Weise gerade die Schriftsteller, denen wir hauptsächlich die Nachrichten über den römischen Luxus verdanken, M. Varro, L. Seneca und der ältere Plinius, Männer von besonders einfachen und strengen Gewohnheiten, ja von einer grundsätzlichen Enthaltsamkeit waren, deren Ansichten die durchschnittlichen ihrer Zeitgenossen gewiß an Strenge übertrafen.[3] Namentlich gilt dies von Seneca, der sich in seiner Jugend sogar ein Jahr lang der animalischen Nahrung enthielt, sich auf den Rath des Attalus nicht bloß unerlaubte, sondern auch überflüssige Genüsse

1) Roscher (über den Luxus) Ansichten S. 408.

2) Seneca epp. 122, 5: omnia vitia contra naturam pugnant — hoc est luxuriae propositum, gaudere perversis, nec tantum discedere a recto, sed quam longissime abire, deinde etiam e contrario stare. Aehnlich Epp. 90, 19. Plin. H. N. XIX 55: nihil utique homini sic quomodo rerum naturae placet.

3) Plin. Epp. III 5, 10 (von seinem Oheim): cibum—interdiu levem et facilem veterum more sumebat.

verſagte, und wenn er gleich allmälig in der Strenge ſeiner Lebensweiſe nachließ, ſich doch ſelbſt im höheren Alter der Auſtern und Pilze, der Wohlgerüche, des Weins, der warmen Bäder enthielt, und auch in den Genüſſen, die er ſich geſtattete, eine an Enthaltſamkeit grenzende Mäßigkeit beobachtete. Sein Körper war, wie ſich bei ſeinem Tode zeigte, durch die dürftige Ernährung abgemagert.[1] Er, Plinius und Varro verdammen mehr oder minder unbedingt jede Bequemlichkeit, jede Verfeinerung des Genuſſes, ja ſogar jeden entbehrlichen Genuß; die beiden erſten ſind ſelbſt von Anwandlungen einer Sehnſucht nach dem urſprünglichen Naturzuſtande nicht frei.[2] Plinius, bei dem die Betrachtung des unergründlichen Reichthums der ſich ſelbſt überlaſſenen Schöpfung dieſen Hang nährte und ſteigerte, geht unter anderm ſo weit, die Erfindung des Segelſchiffs als einen frevelhaften Eingriff in die Ordnung der Natur zu verwünſchen.[3] Varro mißbilligt das Herbeiſchaffen von Nahrungsmitteln aus fremden Ländern.[4] Plinius findet in der künſtlichen Spargelzucht den Beweis einer monſtröſen Schlemmerei;[5] er und Seneca deklamiren, der letztere wiederholt, gegen das Kühlen von Getränken mit Schnee, als einen naturwidrigen Luxus,[6] während dies heutzutage im Süden auch dem Aermſten als unentbehrlicher Genuß gilt, und ſchon ſeit Jahrhunderten gegolten hat; Addiſon, der Neapel in den erſten Jahren des vorigen Jahrhunderts beſuchte, meinte, ein Mangel an Schnee würde dort ebenſo gut als anderswo ein Mangel an Korn einen Aufſtand erregen.[7] Gewiß iſt es aber auch ein ſehr naturgemäßer Genuß: in Sicilien ſoll mit dem zunehmenden Gebrauch des Schnees ſich auch der Geſundheitszuſtand gehoben haben.[8] Die Bereitung des Gefrorenen von Fruchtſäften und anderen wohl-

z. B. über die Kühlung von Speiſen und Getränken mit Schnee

1) Seneca Epp. 108, 13—17. Tac. A. XV 63; ib. XV 45.

2) Vgl. Roſcher a. a. O. S. 402 (Plin. H. N. XXXIII 3).

3) Plin. H. N. XIX 5 sq.

4) Gell. VI (VII) 16.

5) Plin. H. N. XIX 54: heu prodigia ventris! (Vgl. XIX 150).

6) Id. ib. XIX 55. Seneca N. Q. IV 13. Epp. 78, 23 und öfter.

7) Addison, Remarks on several parts of Italy (1700—1703), London Vth edition (1736) p. 145.

8) Roſcher, Grundlagen d. Nationalökonomie (vierte Aufl.) S. 184 § 102, 2.

ſchmeckenden Subſtanzen iſt übrigens eine (franzöſiſche) Erfindung aus dem Ende des 17. Jahrhunderts;[1] auch der koloſſale Aufſchwung, den Eishandel und Eisfabrikation in der neueſten Zeit genommen haben, iſt wol geeignet, an den Abſtand des heutigen Luxus von dem antiken und die engen Schranken, in die der letztere gebannt war, zu erinnern. Begründeter als gegen den Luxus der Kühlung durch Schnee iſt das Bedenken des Plinius gegen die Verweichlichung durch den Gebrauch von Federkiſſen:[2] doch ſchwerlich kann dieſe nordiſche dem wärmeren Klima durchaus nicht zuſagende Sitte[3] im Alterthum jemals große Verbreitung gefunden haben. Ein Uebermaß des Luxus aber vermögen wir auch hierin keineswegs zu erkennen. Ein Volkswirthſchaftslehrer des vorigen Jahrhunderts ſieht ſogar darin einen Beweis für die Armſeligkeit des römiſchen Handels, daß die Römer ſich zur Füllung ihrer Kiſſen nur der Federn deutſcher Gänſe bedienten, während die Daunen der Eidergänſe aus den Polarländern ihnen unzugänglich blieben. Den Preis der Gänſefedern gibt Plinius auf 5 Denare (1 Thlr. 13½ Sgr.) für das römiſche Pfund (19,65 Loth Zollgewicht) an. Ein Pfund der feinſten Eiderdaunen koſtete in Frankfurt a. M. im Jahre 1786 ſechs Thaler.[4]

und den Gebrauch der Federkiſſen.

Außerdem darf man nicht vergeſſen, daß die meiſten römiſchen Schriftſteller dieſer Zeit die Tendenz haben, die Vergangenheit zu preiſen und zu rühmen, die Gegenwart auf deren Koſten herabzuſetzen. Durch die ganze ſpätere römiſche Literatur zieht ſich wie ein rother Faden die Klage über Verſchlimmerung der Zeiten, wobei die Klage über das Ueberhandnehmen der Ueppigkeit und Schwelgerei, wie berechtigt auch in vieler Hinſicht, doch viel zu ſehr verallgemeinert und übertrieben wird. Man glaubt in dieſen „Capuciner-

Die Deklamationen über Verweichlichung und Ueppigkeit eine rhetoriſche Gewohnheit.

1) Daremberg, Oeuvres d'Oribase I 625 ff. bemerkt, daß man ſich nur des Schnees, nicht des Eiſes bediente: l'on ne paraît pas avoir connu nos véritables glaces, qui font aujourd'hui les délices des gourmets du monde entier. Ueber dieſe vgl. Beckmann, Beitr. z. Geſch. d. Erfindungen IV 201.

2) Plin. H. N. X 53 f.

3) Hehn, Culturpflanzen u. Hausthiere S. 268.

4) Beckmann, Vorbereitung zur Waarenkunde (1794) I 277 f, welcher vermuthet, daß der Handel mit Eiderdaunen um die Mitte des 17. Jahrhunderts begonnen habe.

predigten," wie sie Göthe genannt hat,[1] eine der von der Rhetorenschule anhaftenden Gewohnheiten zu erkennen, wo derartige Vergleichungen zu den Gemeinplätzen gehört haben mögen: eine Gewohnheit der sich selbst die nicht immer entziehen konnten, die wie Seneca überzeugt waren, daß der Zustand der menschlichen Dinge im wesentlichen zu allen Zeiten derselbe gewesen sei und bleiben werde.[2] Namentlich Plinius entlehnt den Maßstab zur Beurtheilung des Luxus im kaiserlichen Rom den Zuständen der Zeit, in der Mehlbrei aus irdenen Töpfen gegessen die Hauptnahrung der Römer war, die Wände der Wohnungen noch keinen Bewurf hatten und ein einziger Sclav den Dienst eines großen Hauswesens besorgte. Er und andere reden so als wenn es auch nur denkbar wäre, daß diese Einfachheit hätte dauern können, nachdem Rom eine Weltstadt geworden war, in der die Genußmittel aller Zonen zusammenströmten, nachdem eine hoch entwickelte Kultur Bedürfnisse und Genüsse unendlich vervielfacht, verfeinert und verallgemeinert hatte. Ihnen erscheint der Glanz und die Pracht, die Anmuth und das Behagen, mit denen diese Kultur das Leben geschmückt hatte, kaum minder beklagenswerth als ihre schlimmsten Schattenseiten. Ihre Klagen haben deshalb oft keine größere Berechtigung als wenn jemand heutzutage die Zustände der Jahrhunderte zurückwünschen wollte, wo die Straßen der Städte weder Pflaster noch Beleuchtung, die Fenster der Wohnhäuser keine Glasscheiben hatten und der Gebrauch der Gabel beim Essen unerhört war.[3]

---

1) Göthe, Geschichte der Farbenlehre (39, 54): Bloß indem man diese Betrachtungen (über den albernen u. übertriebenen Luxus der Römer) anstellt, begreift man, wie Seneca, der ein so bedeutendes Leben geführt, dagegen zürnen kann, daß man gute Mahlzeiten liebt, sein Getränk dabei mit Schnee abkühlt, daß man sich des günstigen Windes bei Seeschlachten bedient, und was dergleichen Dinge mehr sein mögen.

2) Seneca de benef. I 10.

3) Ueber Straßenpflaster u. Beleuchtung (ersteres in deutschen Städten nicht vor dem 14. Jahrhundert, letztere sehr viel später) vgl. Klemm, Allgem. Culturgesch. 9, 157; über Glasfenster Wachsmuth, Culturgesch. 2, 302, 7; über den Gebrauch der Gabeln Beckmann, Beiträge zur Gesch. d. Erfindungen 5, 294 (in Italien seit dem 15. Jahrhundert), Marquardt, Hdb. d. R. A. V 325 und Roscher, Ansichten S. 408 f. („die Einleitung zu Hollinsheds Chronik (1577) klagt

Endlich ist die Beurtheilung des Luxus dadurch erschwert worden, daß man seine verschiedenen Gattungen nicht auseinander gehalten hat. Der Luxus der Tafel, der Kleidung und des Schmucks, der Wohnungen und der häuslichen Einrichtung, der Sclavenluxus, der Kunstluxus beruhen zum Theil auf sehr verschiedenen Bedingungen und fordern eine gesonderte Betrachtung.

Eine gesonderte Betrachtung der Gattungen des Luxus nothwendig.

Die erste Periode eines enormen Luxus in Rom war jene Zeit der Nabobs, und Lucull, den die Beute zweier orientalischer Königreiche in den Stand setzte als „Xerxes in der Toga" zu leben, galt damals wie später als ihr Hauptrepräsentant, der die ungeheure Verschwendung besonders in Bauten und Gastmählern in Rom eingeführt habe.[1] Doch blieb diese während der Republik natürlich vereinzelt oder auf kleine Kreise beschränkt, und verbreitete sich erst nach Begründung der Monarchie, in der auch, wie oben bemerkt, der Reichthum größer war. Darum sagt Tacitus ohne Zweifel mit Recht, die Periode des größten Luxus in Rom sei das Jahrhundert von der Schlacht bei Actium bis zum Regierungsantritte Vespasians gewesen, der, selbst ein Mann von alterthümlicher Lebensweise, durch sein Beispiel mehr zur Einschränkung der Ueppigkeit beitrug, als Verordnungen und Gesetze vermocht hätten.[2] Dazu kam, daß vielen großen Familien gerade die Sucht sich durch Glanz und Pracht hervorzuthun unter den Julischen Kaisern den Untergang gebracht hatte, wodurch die übrigen weiser und vorsichtiger geworden waren. Endlich waren aus den Städten Italiens und der Provinzen viele „neue Männer" in die römische Aristokratie eingetreten, die die heimische Sparsamkeit mitbrachten und, auch wenn sie reich wurden, den früheren Sinn bewahrten. Alle diese Bedingungen zur Einschränkung des Luxus haben durch das ganze zweite Jahrhundert fortbestanden; das Beispiel der Kaiser, (mit Ausnahme des L. Verus),

Zeit des größten Luxus in Rom 31. v. Chr. bis 69 n. Chr.

---

sehr bitter darüber, daß man seit Kurzem so viele Kamine in England errichtete und statt hölzerner Schüsseln irdene oder zinnerne einführte").

1) Vgl. Cic. de off. I 39. Nicol. Damasc. bei Athen. VI 274. XII 543 Vellej. II 33, 4. u. Drumann R. G. 4, 168 ff.

2) Zwar spricht Tac. A. III 55 nur von dem luxus mensae, doch geht aus den vorhergehenden Kapiteln hervor, daß er den Luxus überhaupt im Sinne hat.

eine ſtete Abnahme des alten, eine ſtete Zunahme des neuen Adels: es iſt daher nicht anzunehmen, daß nach Trajan, in deſſen letzter Zeit Tacitus jene Aeußerung that, in dieſer Beziehung eine weſentliche Aenderung eingetreten wäre.

---

1. Der Tafelluxus und die Einführung von Nahrungsmitteln aus der Fremde.

Mäßigkeit der Südländer.

Nur mit großer Vorſicht darf man die Klagen der Alten über den Luxus der Tafel aufnehmen. Das Nahrungsbedürfniß der Südländer iſt ſo gering, ihre Mäßigkeit im Genuß von Speiſe und Trank ſo groß, daß ihnen ſehr leicht als Völlerei erſcheint, was uns als erlaubter Genuß gilt, um hier nur an das Trinken des ungemiſchten Weins zu erinnern.[1] Selbſt die Philoſophie Epikurs machte ja ihren Schülern die größte Einfachheit der Genüſſe, die größte Genügſamkeit zur oberſten Regel. Der „Lehrer der Wolluſt" pries den dem Jupiter gleich, der ſich an Waſſer und Brod genügen laſſe, und befolgte dieſen Grundſatz ſo ſtreng, daß er nur, wenn er ſchmauſen wollte, ſich etwas Cythniſchen Käſe geſtattete, ja er verſuchte das geringſte Maß der zur Friſtung des Lebens erforderlichen Nahrung zu ermitteln, um ſich darauf zu beſchränken.[2]

Beſcheidne Anfänge des Tafelluxus im letzten Jahrhundert v. Chr.

In Rom erhielt ſich die größte Einfachheit des Tiſches ſehr lange. Auch nachdem das aus Kleinaſien zurückkehrende Heer (im J. 188) Rom zuerſt mit orientaliſcher Ueppigkeit und Schwelgerei bekannt gemacht, nachdem man erfahren hatte, daß es eine Kochkunſt gebe und nun anfing für Köche, ſonſt die verachtetſten Sclaven, gute Preiſe zu zahlen,[3] auch da kann der Luxus der Tafel (mindeſtens während der nächſten hundert Jahre) noch nicht groß geweſen ſein. Denn bis zum Jahre 174 bereiteten die Hausfrauen das Brod

---

1) Galen. ed. K. XV 699: *οἱ πολλοὶ τῶν ὑγιαινόντων πίνουσιν οἶνον ὑδατωμένον.*

2) Diog. Laert. Epicur. 11. Seneca epp. 18. 25, 4. Stob. Serm. 17, 30 u. 34.

3) Liv. XXXIX 6.

ſelbſt und gab es keine Bäcker in der Stadt,[1] und noch im Jahre 161 erregte das Mäſten von Hühnern ſoviel Anſtoß, daß es durch eine eigne cenſoriſche Verordnung verboten und dies Verbot ſeitdem in allen folgenden Luxusgeſetzen wiederholt wurde: man umging es dadurch, daß man Hähne mäſtete.[2] Noch viel ſpäter wurden ausländiſche Vögel und Muſcheln in Rom eingeführt: eine Verordnung, die beides (und außerdem Haſelmäuſe) verbietet, iſt früheſtens im Jahre 115, vielleicht erſt 78 v. Chr. erlaſſen worden.[3] Noch um das Jahr 100 wurde auch bei prächtigen Mahlzeiten griechiſcher Wein nie mehr als einmal herumgegeben:[4] was bei der Leichtigkeit des Verkehrs zwiſchen Italien und Griechenland am beſten für die große Beſcheidenheit der damaligen Tafelgenüſſe zeugt. Der Stoiker Poſidonius berichtet nach ſeinen um dieſe Zeit oder etwas ſpäter gemachten Beobachtungen, daß die Wohlhabenden in Italien ihre Kinder an eine überaus einfache Koſt gewöhnten.[5] Doch „der aufblühende Handel erhob mit den übrigen Waaren auch die Nahrungsmittel der Fremde zum Bedürfniß.“ In Folge der immer ausgedehnteren Beziehungen Roms zu den überſeeiſchen Ländern, des immer lebhafteren Verkehrs, in welchem die Küſten des Mittelmeers ihre Produkte austauſchten, wußte man in Rom bald ſehr gut, daß die Böckchen in Ambracia, die Eſelfiſche in Peſſinus, die Auſtern in Tarent, die Datteln in Aegypten u. ſ. w. in größter Vollkommenheit zu finden ſeien. Strengere Zeitgenoſſen, wie Varro, bemerkten

Einführung ausländiſcher Nahrungsmittel in Folge der Zunahme des Wohlſtandes und Handelsverkehrs.

1) Plin. H. N. XVIII 107.

2) Plin. H. N. X 139: Gallinas saginare Deliaci coepere, unde pestis exorta opimas avis et suopte corpore unctas devorandi etc.

3) Id. ib. VIII 223. vgl. Becker, Gallus III³ 356. Gibbon, History ch. XXXI 45: it is reported that they are still esteemed in modern Rome and are frequently sent as present by the Colonna princes.

4) Varro bei Plin. H. N. XIV 96.

5) Athen. VI 275 A: *πρότερον δὲ οὕτως ὀλιγοδεεῖς ἦσαν οἱ τὴν Ἰταλίαν κατοικοῦντες, ὥστε καὶ καθ' ἡμᾶς ἔτι, φησὶν ὁ Ποσειδώνιος, οἱ σφόδρα εὐκαιρούμενοι τοῖς βίοις ἦγον τοὺς υἱοὺς ὕδωρ μὲν ὡς τὸ πολὺ πίνοντας, ἐσθίοντας δ' ὅτι ἂν τύχῃ· καὶ πολλάκις, φησί, πατὴρ ἢ μήτηρ υἱὸν ἠρώτα πότερον ἀπίους ἢ κάρνα βούλεται δειπνῆσαι· καὶ τούτων τι φαγὼν ἠρκεῖτο καὶ ἐκοιμᾶτο.*

dies mit der größten Mißbilligung,[1] weil sie offenbar schon darin eine tadelnswerthe Ueppigkeit fanden, daß man sich nicht an den doch so vortrefflichen einheimischen Nahrungsmitteln genügen ließ. Schwerlich ist aber eine so strenge Auffassung selbst im Alterthum zu irgend einer Zeit allgemein gewesen. Thucydides hebt es als Vorzug Athens hervor, daß dort die Erzeugnisse aller Länder eingeführt würden, und seinen Bewohnern der Genuß fremder Güter nicht minder eigenthümlich sei, als einheimischer:[2] und Dichter der spätern attischen Komödie, wie Antiphanes, und (der von Ennius bearbeitete) Archestratus von Gela (in einer gastronomischen Reise um die Welt) haben Verzeichnisse von Leckerbissen verschiedener Länder mit sichtlichem Behagen zusammengestellt.[3] Am wenigsten dürfte Varros Ansicht heutzutage auf Zustimmung zu rechnen haben, wo „bei einem Frühstück des deutschen Mittelstandes ostindischer Kaffee, chinesischer Thee, westindischer Zucker, englischer Käse, spanischer Wein, russischer Kaviar vereinigt sein können, ohne als Luxus aufzufallen.[4] Erblicken wir aber in dem täglichen Genuß von Nahrungsmitteln aus andern Welttheilen nicht nur keinen tadelnswerthen, sondern überhaupt gar keinen Luxus, so können wir Varros Klagen um so weniger begründet finden, als wir nicht den mindesten Grund haben zu glauben, daß die Beschaffung von Nahrungsmitteln aus Asien, Amerika und Afrika heute für Deutschland leichter und weniger kostspielig ist, als damals von den nahen Küsten des Mittelmeers für Rom, das fast eine Seestadt war. Vielmehr können wir, wie gesagt, hier nur eine der Erscheinungen erkennen, die Zunahme des Wohlstandes und Erweiterung der Handelsbeziehungen zu allen Zeiten mit Nothwendigkeit herbeiführen. In Paris z. B., das im 13. Jahrhundert in so vielen Beziehungen für die erste Stadt Europas galt, war damals die Lebhaftigkeit des Verkehrs schwerlich so groß, der Reichthum sicherlich sehr viel geringer als zu Rom in Varros Zeit: doch „in Hinsicht auf die Bezugsquellen

1) Gell. VI (VII) 16. Doch vgl. Varro R. R. II 6.

2) Thucyd. II 38.

3) Vgl. das in dem Programm Acad. Alb. 1869 V in Clemens Alex. Paedag. II 1, 3 p. 164 Pott nachgewiesene, von Lehrs hergestellte Fragment aus einer mittlern oder neuern Komödie.

4) Roscher, Ansichten S. 428, 54.

der einzelnen Nahrungsmittel herrſchte keineswegs Gleichgiltigkeit, man wußte gar wohl, welche Landſchaft das eine oder das andere Produkt am beſte erzeuge und woher der Feinſchmecker ſeine Speiſekammer verſorgen müſſe. So hielt man die Erbſen von Vermandois über alle andern, holte die Kreſſe aus dem Orleanais, die Rüben aus der Auvergne, die Zwiebeln aus Corbeilles, die Schaloten aus Eſtampes und ſchätzte den Käſe aus der Champagne und Brie namentlich hoch, ſo wie Fiſche aus den Teichen von Bondi, Burgunder Birnen und Aepfel aus der Auvergne. Die beſten Kaſtanien wurden aus der Lombardei, Feigen aus Malta und Roſinen aus der Levante bezogen;" von fremden Weinen waren außer dem Moſelwein beſonders die ſpaniſchen, die von Cypern, griechiſche und italieniſche Sorten beliebt.[1] Aehnliche Angaben werden ſich aus allen Zeiten und Ländern mit einigermaßen entwickelten Handelsbeziehungen machen laſſen, über welche wir genügend unterrichtet ſind. Nicolai läßt im Leben des Sebaldus Nothanker[2] einen gräflichen Eßkünſtler nur die beſten Nahrungsmittel der deutſchen Provinzen aufzählen: aber dies iſt ein deutſcher Patriot, der das franzöſiſche Eſſen nicht leiden kann. Er erhält poſttäglich Pommerſche große Muränen, dreiviertel Ellen lang, Flindern von der Inſel Hela, Berliniſche Sander; kalte Paſteten aus Hanau und gewürzte Schwartenmagen aus Frankfurt a. M. muß man nach ihm im März, Krammetsvögel vom Harz desgleichen, Faſanen aus Böhmen im Februar beziehen; Krebſe aus Sonnenburg, Weſtphäliſche Schinken in Champagner gekocht, Kaviar aus Königsberg, Aſtrachanſche Melonen und Ananas gehören ebenfalls zu ſeinen Bedürfniſſen. Ein wie überaus armes Land Deutſchland und wie unentwickelt ſeine Verkehrsmittel damals waren, iſt allbekannt.

Uebertreibende Verurtheilungen dieſes Luxus.

Lieſt man freilich die Aeußerungen römiſcher Schriftſteller über „die verabſcheuungswürdigen Jagden," das Durchſuchen aller Länder und Meere nach Leckerbiſſen:[3] ſo möchte man glauben es ſeien beſonders

1) Springer, Paris im 13. Jahrhundert S. 32 u. 34.

2) Nicolai Leben des Seb. Nothanker I 54.

3) Varro ap. Gell. l. l. Sallust. Catilina c. 13: Vescendi causa terra marique omnia exquirere. Seneca ad Helv. 10, 3: epulas quas toto orbe requirunt. Epp. 89, 22: vos—quorum profunda et insatiabilis gula hinc maria

umfaſſende Anſtalten getroffen, ganze Schaaren auf weite, gefahrvolle Expeditionen ausgeſandt worden um die Tafeln der römiſchen Schwelger zu verſorgen. In der That iſt dies von Vitellius geſchehen, der die Ingredienzien zu einer vielberufenen Rieſenſchüſſel, Makrelenlebern, Faſanen- und Pfauengehirne, Flamingozungen, Muränenmilch durch die römiſchen Flotten bis aus Spanien und Parthien holen ließ.[1] Aber Vitellius ſcheint ſelbſt unter den römiſchen Kaiſern nur einen Nachahmer gefunden zu haben, Elagabal:[2] abgeſehn von den Ungeheuerlichkeiten dieſer kaiſerlichen Schwelgerei iſt, ſoviel wir ſehen, in Rom nicht mehr geſchehen als daß unter den Produkten aller Länder[3] auch ihre Nahrungsmittel und Leckerbiſſen auf den Markt kamen und guten Abſatz fanden. Und fragt man, welches denn die Köſtlichkeiten waren, deren Beſchaffung aus weiter Ferne ſo großen Anſtoß erregte, ſo findet man faſt überall nur einige Geflügelarten genannt, den Faſan und das numidiſche Huhn (Perlhuhn), den Flamingo und wenige andere,[4] die aber zum großen

---

scrutatur, hinc terras. Plin. H. N. XXVI 43: hujus (ventris) gratia praecipue avaritia expetit, huic luxuria condit, huic navigatur ad Phasim, huic profundi vada exquiruntur. Drepan. paneg. in Theodos. c. 14: cibis.—quos famosa naufragiis maria misissent, quos invitae quodommodo reluctantique naturae hominum pericla rapuissent.

1) Sueton. Vitell. c. 13.

2) Vit. Elagabali c. 18: cum ipse privatus diceret se Apicium, imperator vero Othonem et Vitellium imitari.

3) Th. I³ S. 16 ff.

4) Varro R. R. III 9, 18: Gallinae Africanae — quas *μελεαγρίδας* appellant Graeci. Hae novissimae in triclinium ganearium introirunt e culina propter fastidium hominum. Veneunt propter penuriam magno. Den Faſan nennt er ebenſo wenig als den Flamingo. Die meleagris iſt identiſch mit dem numidiſchen Huhn. Horat. Epod. 2, 53: non Afra avis descendat in ventrem meum, non attagen Ionicus (zuſammen mit Lucriner Auſtern rhombus und scari). Manil. V 370. (Numidiſche Hühner und Faſanen). Columella VIII 8, 10: illos qui Ponticum Phasin et Scythica stagna Maeotidis eluant. Jam nunc Gangeticas et Aegyptias aves temulenter eructant. Petron. c. 93. (Numidiſche Hühner, Faſanen, scari). Id. c. 119, 33 (scari, Auſtern, Faſanen). Plin. H. N. XIX 52: avis ultra Phasidem amnem peti—alias in Numidiam atque Aethiopiae sepulcra. Martial. XIII 71 (phoenicopteri — die Apicius eingeführt zu haben ſcheint, Plin. H. N. X 133: ph. linguam praecipui esse sa-

Theil ſchon in Italien gezogen wurden,[1] und dann ſchwerlich ſehr theuer geweſen ſein können; wie denn der Faſan in dem Maximaltarif Diocletians zu einem nur um ein Viertel höhern Preiſe angeſetzt iſt als die Gans.[2]

Factiſche Seltenheit ausländiſcher Nahrungsmittel vor der Schlacht bei Actium.

Uebrigens iſt nicht bloß die Acclimatiſation ausländiſcher Thiere und Gewächſe, von welcher ſpäter ausführlich die Rede ſein ſoll, ſondern auch deren Beſchaffung im Handelswege für die Tafeln Roms in größerer Ausdehnung ſicher erſt ſeit Begründung der Monarchie erfolgt, und es waren eben nur die Anfänge dieſes Luxus, die Varros Unmuth in ſo hohem Grade erregten. Denn in ſeiner Zeit ſcheinen ausländiſche Gerichte ſelbſt bei üppigen Mahlzeiten noch ſelten geweſen zu ſein. Wir haben das Verzeichniß der Speiſen bei einer prieſterlichen Antrittsmahlzeit, aus der erſten Hälfte (doch nicht lange vor der Mitte) des letzten Jahrhunderts v. Chr.,[3] und darunter iſt nur eine zum Theil ausländiſche, und keine ſeltene oder koſtbare Schüſſel. Die Mahlzeit fand am 24. Auguſt ſtatt. Das Voreſſen beſtand aus Meerigeln, rohen Auſtern nach Belieben, zwei Muſchelarten, einer Droſſel auf Spargeln, einer gemäſteten Henne, einem Auſter- und Muſchelragout, ſchwarzen und weißen Marronen; dann wieder verſchiedene Muſcheln und Meerthiere mit Feigenſchnepfen, Lenden von Rehen (?) und Wildſchweinen, Geflügel in einer Teigkruſte,

---

poris A. docuit) 72 (phasiani) 73 (Numidicae). Id. ib. 45: Si Libycae nobis volucres et Phasidos essent Acciperes, Tu nunc accipe chortis aves. Stat. Silv. I 6, 48: quas Nilus sacer horridusque Phasis, Quas udo Numidae legunt sub Austro. Juv. XI 139: Et Scythicae volucres et phoenicopterus ingens. Auch Lucian. navig. 23 nennt als Leckerbiſſen: *ὄρνις ἐκ Φάσιδος καὶ ταὼς ἐξ Ἰνδίας καὶ ἀλεκτρυὼν ὁ Νομαδικός.*

1) Martial. III 58, 12:

Vagatur omnis turba sordidae chortis,
Argutus anser gemmeique pavones,
Nomenque debet quae rubentibus pinnis,
Et picta perdix Numidicaeque guttatae
Et impiorum phasiana Colchorum;
Rhodias superbi feminas premunt galli.

2) Mommſen, Ber. d. Sächſ. Geſellſch. 1851 S. 12: fasianus pastus ℵ 250 fasianus agrestis ℵ 225 fasiana pasta ℵ 200 fasiana non pasta ℵ 100 anser pastus ℵ 200 anser non pastus ℵ 100 pullorum par ℵ 60 lepus ℵ 150.

3) Marquardt, Hdb. IV A. 1136.

Purpurſchnecken mit Feigenſchnepfen. Die Hauptmahlzeit: Saueuter, Schweinskopf, Fricaſſee von Fiſchen, Fricaſſee von Saueuter, Enten, eine andere Art Enten geſotten, Haſen, gebratenes Geflügel, eine Mehlſpeiſe, picentiniſche Brode. Das Verzeichniß des Nachtiſches fehlt.[1] Dieſe Mahlzeit, an der die vornehmſten Männer und Frauen des damaligen Rom (unter andern Julius Cäſar als Pontifex, im Ganzen wahrſcheinlich 6 Prieſter und 6 Prieſterinnen) Theil nahmen, muß doch wohl ſelbſt unter den wegen ihrer Schwelgerei ſprichwörtlichen prieſterlichen Gaſtmählern[2] ſich beſonders ausgezeichnet haben: ſonſt würde ein vier bis fünf Jahrhunderte ſpäter lebender Schriftſteller den Bericht über ſie kaum der Mittheilung werth gehalten haben. Es würde jedoch leicht ſein, aus verſchiedenen Perioden der neuern Zeit Mahlzeiten anzuführen, deren Luxus ebenſo groß oder größer war, ohne daß ſie beſonderes Aufſehen erregten. Ein Bericht z. B. über die zur Inveſtitur des Superintendenten Deyling zu Leipzig am 13. Auguſt 1721 von der Stadt gegebene Feſtmahlzeit hat ſich nur zufällig in den dortigen Rathsacten erhalten: doch dürfte auch dieſe Tafel in Bezug auf ihren Luxus den Vergleich mit jener berufenen römiſchen Prieſtermahlzeit aushalten.[3] In der Zeit, die zwiſchen derſelben und den Aeußerungen Varros liegt, könnte nun freilich die Beziehung von Leckerbiſſen aus der Fremde ſehr zugenommen haben. Aber auch bei dem von Horaz geſchilderten Gaſtmahl, mit dem der reiche Naſidienus Mäcen und deſſen Freunde bewirthet, kommen nur inländiſche Schüſſeln vor, und die Satire des Dichters richtet ſich hier und anderwärts[4] nicht ſowohl gegen den übermäßigen Aufwand der Tafel, als gegen die lächerliche Wichtigkeit, mit der die Koch- und Eßkünſtler ihre Kunſt betrieben, und die dem mit den einfachſten Speiſen, am liebſten Pflanzenkoſt begnügten Freunde epikuriſcher Lehre[5] doppelt thöricht erſcheinen mußte.

---

1) Macrob. Sat. III 13: cenam quae scripta est in Indice IV Metelli illius pontificis maximi in haec verba. Vgl. Böttiger, kl. Schr. III 217 ff.

2) Marquardt, Hdb. IV A. 1076.

3) Vgl. den Anhang zu dieſem Abſchnitt.

4) Beſ. Sat. II 4.

5) Hor. S. II 6, 114: Inde domum me Ad porri et ciceris refero laganique catinum. Vgl. S. II 6. 13. C. I 31, 16.

Steigen des Tafelluxus nach dem Frieden.

Erſt nach der Schlacht bei Actium begann, wie Tacitus in der oben angeführten Stelle beſtätigt, die Periode des größten Tafelluxus: wozu der Aufſchwung des Handels nach Wiederherſtellung des Weltfriedens und namentlich die Eröffnung des Verkehrs mit Oſtindien und ganz Aſien über Alexandria ohne Zweifel ſehr weſentlich beitrug. Nun erſt wurde Rom eine Stadt, der der Welthandel Jahr aus Jahr ein im Ueberfluß zuführte, „was bei allen Völkern erzeugt und bereitet ward," „wo man die Güter der ganzen Welt in der Nähe prüfen konnte":[1] nun erſt konnten auch die ſeltenſten und köſtlichen Erzeugniſſe aller Zonen für die Tafelgenüſſe der Schwelger in reichem Maße verwerthet werden. Nun wurden, ſagt Plinius in ſeiner ſchwülſtigen Weiſe, die verſchiedenen Ingredienzien in der Art vermengt, daß jedes durch einen ihm eigentlich fremden Geſchmack den Gaumen zu reizen genöthigt ward, und ſo auch die verſchiedenen Erd- und Himmelsſtriche mit einander vermiſcht. Bei einer Speiſe wird Indien hinzugenommen, bei einer andern Aegypten, Cyrene, Creta und ſo fort. Und ſelbſt vor den Giften bleiben die Menſchen nicht ſtehn, um ja nur alles zu verſchlingen.[2]

Einſchränkende Bemerkungen.

Wenn nun aber auch der Luxus der Tafel in Rom während der Periode von Auguſt bis Veſpaſian ohne Zweifel einen ſehr hohen Grad erreichte, ſo war er doch ſicherlich weder ſo ausſchweifend und ungeheuerlich noch ſo allgemein, als man nach manchen Aeußerungen von Zeitgenoſſen, namentlich eben des älteren Plinius und jüngern Seneca, vielfach angenommen hat. Manches, was ihnen als unbedingt verdammenswerth galt, erſcheint uns in milderem Lichte, manches, was ihnen neu und unerhört war, ſind wir gewohnt und finden es natürlich, anderes hat nicht die Bedeutung, die es zu haben ſcheint. Wenn große Gaſtmähler ungeheure Summen koſteten, ſo wurden dieſe keineswegs allein für die Bewirthung, ſondern auch (und vielleicht zum größten Theil) für Ausſtattung, Dekoration u. dgl. ausgegeben, und geſtatten daher keinen unbedingten Schluß auf den Luxus der Tafel. Bei den Lordmayorseſſen in London betrug die Ausgabe für Speiſen und Getränke früher die Hälfte, unter Georg III. ein Drittel,

Die Koſtſpieligkeit großer Gaſtmähler nur zum Theil durch den Luxus der Tafel veranlaßt.

1) Vgl. Th. I³ 16 ff.
2) Plin. H. N. XV 105.

bei dem Citybanquet 1853 für Napoleon nur noch ein Viertel der Gesammtausgabe; bei dem letztern Fest wurden 1000 Lstr. für Beleuchtung, 1860 für die Anordnung der Stühle und Sitze, 1750 für die Dekoration des Raumes ausgegeben.[1] Bei einem Gastmahl eines der Freunde Neros kosteten die (ohne Zweifel im Winter und in großen Massen verschwendeten) Rosen mehr als 4 Mill. S.[2] Bei dem Gastmahl, welches L. Verus für 6 Mill. gab, bestand die Verschwendung hauptsächlich in kostbaren Geschenken an die Gäste, unter denen sich schöne Sclaven, lebendige Thiere, Gefäße aus den werthvollsten Materialen, silberbeschlagene Wagen mit Maulthiergespannen und den dazu gehörigen Treibern befanden.[3] Auch das üppige Fest des Q. Metellus Pius in Spanien (72 v. Chr.) zeichnete sich vorzugsweise durch die Pracht der Dekoration und des übrigen Zubehörs aus.[4] Wenn also die Kosten jenes Mahles des Lucullus im Apollosaal auf 200,000 S. angegeben werden,[5] wenn die Arvalen öfter zu 100 Denaren das Couvert speisten,[6] so bleibt es ungewiß, wie viel von solchen Summen[7] auf Kränze, Blumen, Wohlgerüche, Beleuchtung, Schmuck des Lokals und der Dienerschaft, Aufführungen und Schauspiele, Gastgeschenke u. s. w. verwendet wurden.

Die hohen für Leckerbissen gezahlten Preise zum Theil Eitelkeitspreise.

Uebrigens kommt die Verschwendung für üppige Gastmähler, namentlich aber die hohen Preise, die für einzelne Leckerbissen gezahlt wurden, nicht allein auf Rechnung der Schwelgerei, sondern auch auf die der Mode, der Prahlerei, der Sucht sich hervorzuthun und in den Kreisen der Genußkünstler von sich reden zu machen, und dasselbe gilt von vielen andern Erscheinungen des damaligen Luxus. „Die

1) Nach einer Mittheilung von Roscher aus einer mir nicht zugänglichen Schrift von Mangoldt.

2) Sueton. Nero c. 27.

3) H. A. L. Ver. c. 5.

4) Valer. Max. IX 1, 5. Macrob. Sat. III 13.

5) Plutarch. Lucull. c. 41; vgl. c. 40: *τὰ δεῖπνα τὰ καθ' ἡμέραν οὐ μόνον στρωμναῖς ἁλουργέσι καὶ διαλίθοις ἐκπώμασι καὶ χοροῖς καὶ ἀκροάμασιν ἐπεισοδίοις κτλ.*

6) Marini Atti tab. XLI[a] u. XLII)

7) Tertullian. apol. c. 6: Vides enim et centenarias cenas, a centenis jam sestertiis dicendas. Bei Seneca Epp. 95, 41: et totiens tamen * sestertio aditiales cenae frugalissimis vinis constiterunt — ist die Zahl ausgefallen.

Verſchwender", ſagt Seneca, „ſtreben darnach ihr Leben fortwährend zum Gegenſtand der Geſpräche zu machen. Bleibt es verſchwiegen, ſo glauben ſie ihre Mühe verloren zu haben. So oft etwas, was ſie thun, dem Gerücht entgeht, ſind ſie mißvergnügt. Es gibt viele, die ihr Vermögen verpraſſen, viele die Maitreſſen halten: um ſich unter dieſen einen Namen zu machen, genügt es nicht üppig zu leben, man muß es in auffallender Weiſe thun, eine gewöhnliche Verſchwendung verurſacht in einer ſo beſchäftigten Stadt kein Gerede".[1] Eben das Beſtreben Gerede zu verurſachen iſt es gerade geweſen, was z. B. mehr als einen Verſchwender bewogen hat, jene großen Summen für Exemplare der Seebarbe (mullus) von ungewöhnlichem Gewicht zu zahlen, die ſo oft als Beweiſe beiſpielloſer Ueppigkeit angeführt worden ſind.[2] So erkaufte ein P. Octavius mit der Summe von 5000 S. für ein 5½ Pfund (römiſch) ſchweres Exemplar den Ruhm, einen Fiſch erſtanden zu haben, der nicht nur dem Kaiſer Tiberius ſondern auch ſeinem Rivalen Apicius zu theuer geweſen war,[3] „und erlangte damit unter ſeines Gleichen großes Anſehn." Dieſe und gewiß noch manche andere Preiſe gehören alſo zu den Eitelkeitspreiſen, deren Höhe nur von den Zahlungsmitteln der Käufer begrenzt wird.[4] Uebrigens gilt aber auch gegenwärtig ein großer Stör ſelbſt am Ural bis 400 Rubel Banco (125 Thlr.), in Moskau und Petersburg alſo vielleicht das Doppelte oder Dreifache;[5] und die Koſten einer von der Stadt Genf dem Erzkanzler Cambacerès geſandten Rieſenforelle nebſt Sauce ſollen vom Rechnungshof auf 6000 Frs. veranſchlagt worden ſein.[6] Plinius ſagt mit übertreibender Phraſe, daß Köche in ſeiner Zeit mehr koſteten als vormals ein Triumph,[7] aber ſchwerlich erhielten ſie ſo hohe Bezahlungen als im 19. Jahrhundert in London und Paris. Anton Carême, der bei Lord Stewart, Talleyrand, Rothſchild und Kaiſer Alexander ange-

Vergleichungen des römiſchen Tafelluxus mit dem des 19. Jahrhunderts.

1) Seneca Epp. 122, 14.
2) Marquardt Hdb. V 2, 45.
3) Seneca Epp. 95, 42.
4) Roſcher Grundlagen (Vierte Auflage) S. 131, 1.
5) Haxthauſen Studien über die innern Zuſtände Rußlands III 160.
6) Grenzboten 1852 S. 151.
7) Plin. H. N. IX 67.

ſtellt war, erhielt bei letzterem monatlich 2400 Frcs. Gehalt, und ſeine Ausgaben für die Küche beliefen ſich monatlich auf 80—100,000 Frcs.;[1] nach den Briefen eines Verſtorbenen gab es in England Köche, die ein Gehalt von 1200 Lſtr. bezogen.[2] Seneca erzählt von einer „berühmten, zum Stadtgeſpräch gewordenen Schüſſel" wie von einer Monſtroſität: es waren darin die feinſten Leckerbiſſen, die ſonſt auch bei großen Gaſtmählern nach einander aufgetragen wurden (als Auſtern und andere Schaalthiere, Seeigel, ausgegrätete Seebarben), ſo durcheinander gemiſcht und mit der gleichen Brühe übergoſſen, daß man das Einzelne nicht unterſchied: „der Auswurf eines Erbrechenden könnte nicht mehr durcheinander gemengt ſein."[3] Wenn ein ſolches Gericht ſo großes Aufſehen erregte, möchte man glauben, daß die Kochkunſt der Neroniſchen Zeit an Raffinement der modernen franzöſiſchen ſehr nachgeſtanden habe. Auch der rohe (als Plinius ſchrieb gewöhnliche) Luxus, den P. Servilius Rullus etwa in Sullas Zeit eingeführt hatte, ganze Eber für wenige Gäſte auftragen zu laſſen,[4] erregt Zweifel an dem Raffinement der römiſchen Tafelgenüſſe, zu denen das wilde und zahme Schwein (das man auf fünfzig Arten zu bereiten verſtand[5]) zu allen Zeiten ſehr beliebte Beiträge geliefert hat.[6]

Der Gebrauch der Vomitive nach Tiſch zum Theil rein diätetiſch.

Endlich muß hier noch erwähnt werden, daß der Gebrauch von Brechmitteln nach der Mahlzeit keineswegs ein ſo unbedingter Beweis für Unmäßigkeit und Völlerei iſt, als es nach heutigen Begriffen ſcheint. Wenn Cäſar, der nichts weniger als unmäßig war,[7] nach

1) Värſt Gaſtroſophie II 111.

2) Briefe eines Verſtorbenen III 401.

3) Seneca Epp. 95, 26 sqq.

4) Plin. H. N. VIII 210.

5) Ib. VIII 209.

6) Marquardt Hdb. V 2, 39 f. Auf keinen Fall waren die Preiſe des Schweinefleiſches hoch genug, um es hieraus erklären zu können, daß dies „in der ſpätern Römerzeit des faſhionabelſte Eſſen war." (Roſcher a. a. O. S. 133, 8); ebenſo wenig war es aber, wie Preller Reg. 139 meint, das wohlfeilſte Fleiſch. Vgl. Rodbertus zur Frage des Sachwerths des Geldes II in Hildebrands Ztſchr. für Nationalökonomie 1870 S. 226.

7) Sueton. Caesar c. 53. Plutarch. Caesar c. 17. Drumann R. G. III 739.

einem reichlichen Mahl bei Cicero ein Brechmittel nahm und der Letztere dies ohne jede Mißbilligung erwähnt[1]: so folgt daraus nicht, daß damals eine viehiſche Maßloßigkeit im Genuſſe ſo allgemein war, daß ſie niemandem mehr auffiel, ſondern vielmehr daß das gegenwärtig nur in Krankheitszuſtänden angewandte Mittel damals auch als ein rein diätetiſches angeſehn und gebraucht wurde.[2] In der That war das bei den alten Aegyptern gebräuchliche regelmäßige Purgieren auch durch Vomitive[3] von der größten ärztlichen Autorität des griechiſchen Alterthums, von Hippokrates, empfohlen worden:[4] dem ſich die ſpätern Aerzte wenigſtens zum großen Theil anſchließen, die nur den Mißbrauch widerrathen. Daß Asklepiades den diäteti-ſchen Gebrauch der Brechmittel in ſeinem Buche über Erhaltung der Geſundheit ganz verworfen habe, wollte Celſus nicht tadeln, wenn er durch die Unſitte mancher, ſie täglich zu nehmen, dazu ver-anlaßt worden ſei: der Schlemmerei wegen dürfe es allerdings nicht geſchehn, doch wußte Celſus aus Erfahrung, daß das Mittel, hin und wieder angewandt, der Geſundheit nur zuträglich ſein könne.[5] Auch der berühmte Arzt Archigenes (unter Trajan) erklärt den zwei-bis dreimaligen Gebrauch im Monat für erſtaunlich heilſam,[6] Galen räth ihn mehr vor als nach der Mahlzeit an.[7] Zu denen, die das

1) Cic. ad Attic. XIII 52.

2) Daremberg hat in den Anmerkungen zum Oribaſius Vol. II p. 829 ff. nur vom diätetiſchen Gebrauch der Vomitive im Alterthum gehandelt, welcher belehrenden Abhandlung ich die folgenden Stellen entlehne. Aus derſelben ſcheint mir hervorzugehn, daß der Gebrauch des Vomitivs keineswegs von den Aerzten „mit Rückſicht auf die einmal vorhandene Völlerei" als nöthig anerkannt wurde, wie Marquardt ſagt Hdb. d. R. Alt. V 340.

3) Herodot. II 77. Diodor. I 82.

4) Daremberg a. a. O. S. 830: Du temps d'Hippocrate les vomissemens après le repas paraissent avoir été plus usités que les vomissements à jeun.

5) Cels. I 3 p. 27 sq. Ueber Asklepiades vgl. auch Plin. H. N. XXVI 17.

6) Oribas. Coll. med. VIII 23 (ed. D. III p. 202): *Περὶ ἐμέτου ἀπὸ σιτίων ἐκ τῶν Ἀρχιγένους. Ἐμέτῳ δὲ τῷ ἀπὸ σιτίων ὑπὸ ἀνάγκης μὲν μὴ διεθίσῃ· ὄνησις δὲ θαυμαστὴ δὶς ἢ τρὶς ὡς ἂν παρήκῃ κατὰ μῆνα παραλαμβάνειν· καὶ γὰρ τῷ δι' ἀνάγκην ἐπίμετρός τις ἀκολουθεῖ ῥαστώνη, ἀπὸ ἧς προήχθησαν ἤδη τινὲς καὶ εἰς ἔθος ἐνδελεχοῦς ἀποφορτισμοῦ τῶν σιτίων, οἱ μὲν ἀκριβοῦς οἱ δὲ ὁλοσχεροῦς καταστῆναι.*

7) Daremberg a. a. O. S. 831 f.

Mittel nur in Krankheiten angewendet wiſſen wollten, gehört Plinius.[1] Immerhin mag die Zahl der Schlemmer, die „ſpieen um zu eſſen, aßen um zu ſpeien und die aus allen Welttheilen zuſammengebrachten Mahlzeiten nicht einmal verdauen wollten,“[2] wenigſtens in Neros Zeit, wo Seneca dies ſchrieb, groß genug geweſen ſein. Aber die Aeußerungen dieſer zum Uebertreiben und Generaliſieren ſo geneigten Schriftſteller berechtigen ſchwerlich zu dem Glauben, daß die ekelhafte Unſitte des täglichen Vomierens mit all' ihren ſchlimmen und widerlichen Folgen auch nur in größeren Kreiſen allgemein war,[3] ſelbſt nicht in der Zeit der größten Schwelgerei, geſchweige denn in einer ſpäteren.

Der Tafelluxus des 18. Jahrhunderts.

In der That ergibt ſich alſo aus allem Ueberlieferten, daß der Tafelluxus im kaiſerlichen Rom, ſo ausſchweifend und unnatürlich er den Alten erſchien, hinter dem der größten Städte des jetzigen Europas ſehr zurückſtand, ja es iſt wol die Frage, ob er auch nur dem des 18. Jahrhunderts gleich kam. Lady Montague wurde bei ihrem Aufenthalt in Wien 1716 bei Gaſtmählern des hohen Adels wiederholt mit mehr als 50 in Silber angerichteten Schüſſeln, und einem entſprechenden Nachtiſch auf dem feinſten Porcellan bewirthet; wozu öfter bis 18 feine Weinſorten gereicht wurden, von welchen Verzeichniſſe neben den Gedecken lagen.[4] Unter Ludwig XV. wurden in die Küche des Prinzen von Condé wöchentlich 120 Faſanen gebracht, dem Herzoge von Penthièvre reiſten, als er die Stände von Burgund eröffnen ſollte, 152 hommes de bouche voraus; Danton ſoll Diners zu 400 Frcs. das Couvert gegeben, Barras, als er im Directorium war, ſeine Pilze mit Extrapoſt von der Rhonemündung

1) H. N. XXVIII 54: vomitione rara sibi mederi utile homini. Den diätetiſchen Gebrauch hält er für ſchädlich: XI 282. XXIX 27.

2) Seneca ad Helv. 10, 3.

3) Dies iſt Marquardts Anſicht a. a. O. S. 340, wo die Römer, die Plinius und Galen beſchreibt, geſchildert werden „als ein Geſchlecht mit blaſſen Geſichtern, hängenden Wangen, geſchwollenen Augen, zitternden Händen und dicken Bäuchen, ſchwachem Verſtande und ohne Gedächtniß“ u. ſ. w. Die Folgen der Ausſchweifungen, die Plin. H. N. XIV 142 und Seneca epp. 95, 15 sqq. ſchildert (Galen. de meth. med. Vol. X p. 3 sq. ed. K. ſpricht nicht davon), mögen in ſeiner Zeit immerhin nur zu häufig geweſen ſein — daß ſie in größern Kreiſen allgemein waren, iſt, wie mir ſcheint, auch an und für ſich unglaublich.

4) Letters of Lady Montague. L. 7.

haben kommen lassen u. s. w.[1] Wie sehr aber die gewaltige Steigerung des Weltverkehrs seit den ersten Decennien dieses Jahrhunderts namentlich auch dem Tafelluxus Vorschub geleistet hat und immer noch leistet, ist bekannt genug.

Die Einführung und Verbreitung eßbarer Thiere und Gewächse.

Der Tafelluxus hat auch im römischen Alterthum keineswegs nur schädliche oder gleichgiltige Wirkungen geübt; sondern dadurch, daß er die Hauptveranlassung zur Einführung fremder Kulturgewächse und eßbarer Thiere in den Ländern des Occidents und somit zur Veredelung und Verfeinerung der Nahrungsmittel überhaupt war, ist er ebenso wie in neuern Zeiten ein nicht unwichtiger Factor zur Verbreitung und Hebung der Gesammtcultur gewesen. Dieser Gegenstand verdient eine besondere Betrachtung.[2]

Einführung von Thieren zur Luxusnahrung.

Schon in der Zeit der Republik war ein großer Theil der zur Luxusnahrung dienenden Thiere und Gewächse in Italien eingeführt worden. Bei den unbedingten Gegnern des Luxus fand nun freilich die Acclimatisation fremder Fische und Vögel zur Bereicherung der

1) Vgl. den hauptsächlich auf dem (mir nicht zugänglichen) Almanac des Gourmands beruhenden Aufsatz (von G. Freytag?): die Entwicklung der französischen Kostkunst (Grenzboten 1852).

2) Ich hatte diesen Gegenstand bereits in einer ausführlichen Abhandlung, hauptsächlich mit Benutzung des inhaltreichen Buches von K. W. Volz (Beiträge zur Kulturgeschichte. Der Einfluß des Menschen auf die Verbreitung der Hausthiere und der Kulturpflanzen 1852) behandelt, als das ausgezeichnete, in so vieler Beziehung ganz neues Licht verbreitende Werk von Victor Hehn Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien so wie das übrige Europa (1870) erschien. Da hier alle in Betracht kommende Punkte mit einer noch nicht dagewesenen Sach- und Quellenkenntniß, Gründlichkeit und Schärfe behandelt sind, blieb mir nichts übrig als meine Abhandlung bei Seite zu werfen und die Resultate dieser neuen Forschung in der meinem Zweck entsprechenden Anordnung wiederzugeben, was ich meist mit den eignen Worten Hehns gethan habe. Ich habe mich auch der Verweisung auf Volz und die alten Autoren enthalten, da Hehn die Belegstellen am vollständigsten gibt, nur hie und da habe ich einige unbedeutende Zusätze gemacht.

Tafelgenüſſe ebenſo ſtrenge Mißbilligung als deren Beſchaffung auf dem Handelswege. Unter Tiberius gelang es dem Flottenpräfecten Optatus Elipertius einen ſehr hochgeſchätzten Fiſch, den Scarus, aus dem Meere zwiſchen Creta und Rhodus an die Weſtküſte Italiens zwiſchen Oſtia und Campanien zu verpflanzen; Plinius, in deſſen Zeit ſie dort ſchon häufig waren, ſagt darüber: „So hat ſich alſo die Schlemmerei durch Ausſäen von Fiſchen Leckerbiſſen herbeigeſchafft und dem Meere einen neuen Bewohner gegeben, damit man nicht erſtaune, daß ausländiſche Vögel in Rom Eier legen!“[1] Aus dem Tafelluxus Gewinn zu ziehn, haben freilich auch ſeine größten Tadler nicht für Unrecht gehalten, wie denn Varro nicht verſchmäht hat, zur künſtlichen Zucht von Wild, Geflügel, Fiſchen und Schaalthieren die ausführlichſten Anweiſungen zu geben, auch von ſolchen, die aus der Fremde eingeführt waren, als afrikaniſche Perlhühner, galliſche und ſpaniſche Haſen und Kaninchen, illyriſche und afrikaniſche Schnecken.[2] Auch zu der Erfindung der künſtlichen Auſterbaſſins im Lucrinerſee (durch Sergius Orata) gab nach dem Zeugniß des Plinius nicht Schlemmerei die Veranlaſſung, ſondern Gewinnſucht.[3] Uebrigens war die künſtliche Auſternzucht ſchon früher, doch ohne Erfolg verſucht worden. Nach Ariſtoteles[4] hatten einige Chier aus Pyrrha in Lesbos lebendige Auſtern mitgenommen und in einigen ganz ähnlichen Stellen ihres Meeres verſenkt. Nach längerer Zeit hatten ſie zwar an Größe bedeutend zugenommen, aber ihre Zahl hatte ſich nicht vermehrt. Außerhalb Italiens ſind aus dem Alterthume Auſternparke nur in Bordeaux bekannt.[5] Doch was im Alterthume nur gewinnbringende Speculation einzelner war, gilt der heutigen Volkswirthſchaft als wichtige Erwerbsquelle für ganze Bevölkerungen, als erhebliche Vermehrung des Nationalvermögens, und der Naturwiſſenſchaft als ein ihrer eifrigſten Bemühungen würdiges Problem. In Frankreich iſt die durch Coſte erfolgte Erneuerung

Urtheil des Plinius darüber.

Künſtliche Auſternzucht.

1) Plin. H. N. IX 62 sq.

2) Dureau de la Malle Économie polit. des Romains II 175 ff. Varro R. R. III 10, 18. III 12, 5 sqq. III 14, 4.

3) Plin. H. N. IX 108. Anders freilich Valer. Max. IX 1, 2.

4) Aristot. de gener. animal. III 11 (Weinland der zoolog. Garten IV 178.)

5) Marquardt, Hdb. V 2, 53 A. 477.

und Einführung der künſtlichen Auſternzucht (die noch jetzt im Lago di Fuſaro in urſprünglicher Einfachheit und Zweckmäßigkeit fortgetrieben wird) vom Staate kräftig unterſtützt und glänzend belohnt worden.[1]

Die eingeführten Geflügelarten.

Die Thiere, deren Einführung in Italien der Tafelluxus veranlaßte, waren größtentheils Vögel. Der Pfau, den Hortenſius zuerſt gebraten auf die Tafel brachte, war damals dort nicht mehr neu. Bei ſteigendem Begehr wurde die Pfauenzucht nun Gegenſtand landwirthſchaftlicher Induſtrie. Die kleinen Eilande um Italien wurden ſchon zu Varros Zeiten zu Pfaueninſeln eingerichtet, und auch auf dem Feſtlande Pfauenparks angelegt. Zu Athenäus Zeit war Rom voll von Pfauen.[2] Das Perlhuhn (Numidica, gallina Africana), das in Varros Zeit bereits gegeſſen wurde, war in Italien noch ſelten, folglich theuer; in Martials Zeit dürfte es auf größern Geflügelhöfen ſchon gewöhnlich geweſen ſein.[3] Die Faſanen, die ſchon zur Zeit des Ptolemäus Euergetes II. aus Medien, d. h. den ſüdkaſpiſchen Landen nach Alexandria kamen, nennt weder Varro noch auch Horaz unter den Leckerbiſſen der römiſchen Schwelger, ſondern dies geſchieht erſt ſeit Anfang der Kaiſerzeit. Wenn nun auch immer ſo geſprochen wird, als wenn der Faſan aus ſeinem fernen Heimathlande bezogen wurde, ſo wiſſen wir doch aus Martials ausdrücklicher Angabe, daß er mindeſtens im vorletzten Jahrzehnt des erſten Jahrhunderts ſchon in Italien gezüchtet worden iſt. Daſſelbe bezeugt Martial für den Flamingo, der übrigens ſelten erwähnt wird; ſeinen Genuß hatte vielleicht Apicius eingeführt, wenigſtens machte er zuerſt auf den vorzüglichen Geſchmack ſeiner Zunge aufmerkſam.[4]

Weil die Geflügelzucht übrigens ganz eigentlich im Gebiet der kleinen Gartencultur gedeiht, nahm ſie auch in Italien die größten Dimenſionen an, wie noch heute in Europa „die romaniſchen Völker nach ihrem Wohnort und ihrer Tradition die vögeleſſenden und

1) Molin, die rationelle Zucht der Süßwaſſerfiſche (Wien 1864) S. 229 ff.
2) Hehn, Kulturpflanzen u. Hausthiere 256 f. u. 262.
3) Hehn a. a. O. Vgl. oben S. 22 f. mit den Anm.
4) Hehn, 264 f. Vgl. oben S. 22 f. mit den Anm.

vögelerziehenden" ſind.[1] „In Italien hatte zur Zeit der Römer von reicher Jagdbeute nicht die Rede ſein können, und das Hochwild der germaniſchen Wälder, das Federwild der Moore des Nordens nach Italien zu ſchaffen wurde durch die Entfernung und das warme Klima unmöglich. So ſahen ſich die Römer auf künſtliche Zucht delikater Wildvögel angewieſen, die denn auch in oft koloſſalen Anſtalten der Art betrieben wurde, und auf verſchiedenen Stufen zu mehr oder minder erreichter Zähmung führte. Dieſe Verſuche ſind von der neuern Thierzucht nicht wiederholt worden, und wenn auch in Europa die Wildniß immer weiter gerückt iſt, ſo führen jetzt die Eiſenbahnen die erlegten Jagdthiere der fernſten Einöden blitzſchnell den großen Conſumtionscentren zu: der Markt von Paris bezieht ſeine Rebhühner ſchon aus Algier und dem nördlichen Rußland."[2]

Einführung von Kulturgewächſen in Italien während der Republik.

In weit größerm Umfang als die Einführung von Thieren erfolgte in Italien die Acclimatiſation von Fruchtbäumen und eßbaren Gewächſen, die ſich dann von dort in andere Länder verbreiteten. Aber auch hier hat das ſpätere Alterthum nur fortgeſetzt, erweitert und vervielfacht, was das frühere angebahnt und begonnen hatte, die Wanderungen der Kulturpflanzen nur auf fernere Gebiete ausgedehnt, und ſo freilich im Laufe der Jahrhunderte den Charakter der Vegetation von Süd- und Mitteleuropa völlig umgeſtaltet.

Es gab in Italien „eine Zeit, wo die Römer nur noch Ackerbau trieben, und die Rebencultur noch nicht eingeführt war." Den Weinſtock brachten erſt die früheſten Seefahrten der Griechen dorthin, und er „gedieh an den Bergen Unteritaliens ſo üppig, daß ſchon im fünften Jahrhundert Sophokles Italien das Lieblingsland des Bacchus nennen konnte."[3] Auch die Oelcultur erhielten die Römer von den Griechen, und zwar, wenn die von Plinius mitgetheilte Nachricht des Chroniſten Feneſtella richtig iſt, erſt in der Zeit der Tarquinier.[4] Der Feigenbaum dagegen iſt dort wahrſcheinlich ſo alt, wie die griechiſche Coloniſation. Zu Varros Zeit waren chiiſche, lydiſche, chalcidiſche, afrikaniſche und andere ausländiſche Feigenarten in Rom eingeführt.[5] Noch unter Tiberius wurden ſyriſche direkt

1) Hehn, 262. 2) Hehn, 269 f. 3) Hehn, 27 f. 4) Hehn, 55.
5) Varro R. R. I 41.

nach Italien verſetzt.[1] Die Namen der Wallnüſſe, Mandeln und Kaſtanien ſind lange Zeit im Weſten ſchwankend geweſen und durcheinander geworfen worden, ſo lange dieſe im mittlern Kleinaſien, beſonders den Pontus-Gegenden heimiſchen Früchte nur durch den Handel bezogen wurden. Cato kennt bereits die Mandel unter dem Namen der griechiſchen Nuß (die bittern und ſüßen Mandeln — amygdala amara und dulcia finden ſich unter dieſem Namen zuerſt bei Scribonius Largus unter Claudius). Vielleicht kennt Cato auch die Kaſtanie (nux calva?); „auf jeden Fall kann bei dem Mangel feſter Namen an eine allgemeine Cultur dieſer Bäume im damaligen Italien nicht gedacht werden.“ Den Namen Kaſtanie nennt zuerſt Vergil, die Wallnüſſe (Jupiters Eicheln, juglandes) Varro und Cicero.[2] Auch von einer allgemeinen Cultur des Pflaumenbaums war in der Zeit Catos, der ihn einmal nennt, noch nicht die Rede; dagegen beſtand ſie bereits unter Auguſt. Plinius, der eine verwirrende Menge von Varietäten nennt, ſagt, daß die edelſte, die Damascenerpflaume ſchon längſt, eine andere ſyriſche Art erſt ſeit kurzem in Italien wachſe.“[3] Die Granate dagegen war in Catos Zeit in Italien ſchon gewöhnlich.[4] Ebenſo war die Quitte, (die die Griechen zunächſt aus Creta erhielten), in Italien alt.[5] Die Kirſche, die bei Cato fehlt, brachte bekanntlich Lucullus von der pontiſchen Küſte nach Rom; Varro nennt ſie einmal, bei ſpätern iſt ſie häufig. Dieſe für Italien neue Frucht mag eine edlere größere ſaftreiche Sauerkirſche geweſen ſein; die wilde Süßkirſche (prunus avium) war dort heimiſch; eine veredelte Süßkirſche ſcheint es in Kleinaſien ſchon in der Zeit des Königs Lyſimachus gegeben zu haben. „Beide Hauptarten wurden raſch vermehrt, aus Aſien vielfach bezogen, auf die einheimiſchen wilden gepfropft, und eine Menge Varietäten erzeugt.[6]

Von den Blumen „kam die orientaliſche Gartenroſe früh mit den griechiſchen Colonien nach Italien, und mit ihr wol auch die Lilie,“ um von hier aus in alle Welt zu gehn.[7] „Neben Roſen, Lilien, Violen finden wir in römiſchen Gärten auch den orientaliſchen

1) Hehn, 43. 2) Hehn, 283 ff. 3) Hehn, 275. 4) Hehn, 165. 5) Hehn, 162 f. 6) Hehn, 290 ff. 7) Hehn, 167.

(beſonders in Cilicien heimiſchen) Krokus." „Doch war die Blume fremd, und ſie zu erziehen ein Triumph der Acclimatiſationskunſt, wie die Erziehung der Caſia, des Weihrauchs, der Myrrhe in römiſchen Gärten, mit welchen Columella den Krokus zuſammenſtellt. Nach Plinius lohnt es ſich nicht in Italien den Safran anzupflanzen," doch muß es geſchehn ſein.[1] Von den aus dem Orient eingeführten Futterpflanzen kennt Cato die medica und den cytisus noch nicht; Varro aber erwähnt ſie bereits, ſie waren alſo in dem zwiſchen beiden liegenden Jahrhundert in Italien verbreitet worden.[2]

Man ſieht, daß auch Italien ſchon in den letzten Jahrhunderten vor Chriſtus, wie die antike Welt überhaupt „in einer ſelbſtgeſchaffenen Bodenwirthſchaft lebte."[3] Varro konnte bereits ſagen, Italien ſei ein großer Oſtgarten, während die ältern Griechen (im peloponneſiſchen Kriege und noch bis in die alexandriniſche Zeit) „die Halbinſel als ein Land kennen, das im Vergleich mit ihrem eignen und mit dem Orient, einen nordiſchen primitiven Charakter trug, und deſſen Produktion hauptſächlich in Getreide, Vieh und Holz beſtand. An die Stelle von ungeheuern unwirthlichen Wäldern und Wildniſſen mit ihren Holz- und Pech-, Jagd- und Weideerträgen, war jetzt eine Waldung orientaliſcher Obſtbäume, an Stelle der Fleiſch- und Breinahrung der Alten, der orientaliſch-ſüdliche Genuß von erfriſchendem Fruchtſaft getreten. Die Vermittler dieſer Umwandlung waren großentheils aſiatiſche Sclaven und Freigelaſſene, Syrer, Juden, Phönizier, Cilicier: Gartenkunſt und Freude an dem ſtillen, liebevollen Geſchäft der Erziehung und Pflege der Pflanzen, war ein Erbtheil des aramäiſchen Stammes von Alters her.[4]"

und während der Kaiſerzeit.

Die ungemeine Steigerung des Weltverkehrs ſeit Auguſt ſteigerte natürlich auch die Erwerbungen an orientaliſchen Kulturgewächſen. Schon Columella rühmt von Italien, daß es durch den Fleiß ſeiner Bebauer die Früchte faſt der ganzen Welt tragen gelernt habe.[5] Zu den in der frühen Kaiſerzeit eingeführten Gewächſen gehört vielleicht die afrikaniſche Lotusfrucht(?),[6] die Chalotte aus Aſcalon,[7] gewiß

1) Hehn, 177 f. 2) Hehn, 297. 3) Hehn, 296. 4) Hehn, 314 ff. 5) Hehn, 357.

6) Plin. H. N. XIII 103: Eadem Africa — arborem loton gignit, quam vocant Celthim et ipsam Italiae familiarem, sed terra mutatam.

7) Id. ib. XIX 107. Volz, S. 110.

die Pfirſichmandel und der Pfirſichnußapfel (die S. Papirius, Conſul 36 n. Chr., in der letzten Zeit Auguſts aus Afrika und Syrien nach Italien verpflanzte),[1] die Colocaſia aus Aegypten,[2] der Rettich aus Syrien,[3] die Hirſe aus Oſtindien (jener nicht lange, dieſe weniger als zehn Jahre bevor Plinius ſchrieb, in Italien eingeführt):[4] Reis und Mais wurde erſt zu Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts dorthin verpflanzt. Die Aprikoſe und den Pfirſich „hatten gegen die Mitte des erſten Jahrhunderts n. Chr. gewerbſame Gärtner in Italien angepflanzt und ließen ſich die erſten gewonnenen perſiſchen Aepfel und armeniſchen Pflaumen theuer bezahlen.“[5] Die Piſtazie verpflanzte L. Vitellius (der Vater des Kaiſers), der unter Tiberius Legat in Syrien geweſen war, unter mancherlei andern Gartenfrüchten von dort auf ſein Landgut bei Alba.[6] Die Melone ſcheint im Lauf des erſten chriſtlichen Jahrhunderts von den Oaſen am Oxus und Jaxartes in die Gärten Neapels verpflanzt worden zu ſein; Plinius beſchreibt zuerſt die neuen wunderbaren Campaniſchen melopepones. Die ſpätern Kaiſerbiographen nennen die Frucht melo.[7] Ob die Naturaliſation des Johannisbrodbaumes zur Römerzeit bereits begonnen habe, iſt zweifelhaft.[8] Der Citronenbaum dagegen, der die lange als Hesperidenfrucht bewunderten mediſchen Aepfel trug (arbor citri, die Citronatcitrone, citrus medica cedra), iſt im Lauf der erſten chriſtlichen Jahrhunderte in Italien wirklich naturaliſiert worden. Plinius erwähnt mißlungene Verſuche, Bäumchen in thönernen, durchlöcherten Kübeln nach Italien überzuführen; doch Florentinus (wol zu Anfang des 3. Jahrhunderts) ſchon eine Treibhauscultur der Citronenbäume (wie jetzt in Oberitalien (durch Mauern gegen Norden, im Winter durch Bedeckung geſchützt), endlich Palladius (im 4. oder 5. Jahrhundert) Citronenbäume völlig im Freien auf Sardinien und in Neapel, doch nur auf erleſenem Boden. Auch der

1) Id. ib. XV 47: Aeque peregrina sicut zizipha et tubures. Die Ueberſetzung nach Volz a. a. O. S. 98. S. Papirius — primus utraque attulit — aggeribus praecipue decora, quoniam et in tecta jam silvae scandunt.

2) Plin. H. N. XIX 107; vgl. Volz, Beitr. z. Kulturgeſch. S. 110.

3) Plin. H. N. XXI 87.

4) Plin. H. N. XIX 81. Anders ſ. bei Marquardt, Hdb. d. R. A. V 1, 338.

5) Hehn, 375 f. 5) Hehn, 312. 6) Hehn, 305. 7) Hehn, 221. 8) Hehn, 335 f.

neueſte ebenſo geiſtvolle als gelehrte Forſcher auf dieſem Gebiet, der in der Kaiſerzeit nur eine Epoche unrettbaren beſchleunigten Verfalls ſieht, erkennt hier an, daß dieſe Jahrhunderte „doch auch in manchen Zweigen menſchlichen Handelns, die weniger den Blick auf ſich zu ziehen pflegen, wie in Austauſch und techniſcher Verwerthung der Naturobjecte der verſchiedenſten Länder, eine aufwärts gerichtete Entwicklung zeigen.“[1] Von den übrigen Agrumi iſt die Limone (die wir fälſchlich Citrone nennen, arabiſch limûn) und die bittere Pomeranze (orange) in der Zeit der Kreuzzüge, die ſüße Pomeranze (Apfelſine, portogallo) im 16. Jahrhundert (durch die Portugieſen aus China), eine neue Varietät, die Mandarine erſt in dieſem Jahrhundert aus China nach Europa gekommen.[2]

Veredelung und Vervielfältigung der Früchte und Gewächſe.

Die Veredlung der Früchte und Gewächſe, die Vervielfältigung der Arten hatte ſchon in der erſten Kaiſerzeit einen ſo hohen Grad erreicht, daß Plinius meinte, ſie ſei bereits auf ihrem Gipfel angelangt, und fernere Erfindungen nicht mehr möglich.[3] Von ſeinem Standpunkt aus hätte er die Acclimatiſation der ausländiſchen Gewächſe ebenſo ſehr mißbilligen müſſen, wie er in der That ihre Beziehung durch den Handel (z. B. des Pfeffers aus Indien) vom Uebel fand.[4] Doch thut er es nirgend, theils wol, weil die Gegner des Luxus der pflanzlichen Nahrung vor der thieriſchen den Vorzug gaben[5] und daher auch ihre künſtliche Vermehrung und Verfeinerung eher dulden mochten, theils weil er den Widerſinn einer Mißbilligung der ſeit Jahrhunderten im weiteſten Umfange mit offenbarſtem Nutzen betriebenen Verbreitung der Gewächſe zu empfinden unmöglich umhin konnte. Aber die künſtliche Garten- und Obſtcultur im allgemeinen gut zu heißen konnte er ſich nicht entſchließen, da ja in der That jeder ihrer Fortſchritte die Entfernung von der urſprünglichen Natur vergrößerte, nach Plinius Anſicht alſo die Unnatur der neugeſchaffenen

1) Hehn, 329. 2) Hehn, 321—333. 3) Plin. H. N. XV 57.

4) Plin. H. N. XIX 58: pars eorum (der Gartengewächſe) ad condimenta pertinens fatetur domi versuram fieri solitam, atque non Indicum piper quaesitum, quaeque trans maria petimus. Vgl. Marquardt, Hdb. V 2, 35 f. Zwar kam der Pfefferſtrauch auch in Italien fort (XII 29 XVI 136) aber die Beeren hatten nicht die nöthige Schärfe.

5) Ib. XIX 52: ex horto plebei macellum, quanto innocentiore victu!

Genüſſe immer augenfälliger machte. Zwar erkennt er an, daß durch die Veredlung der eßbaren Gewächſe und Früchte ſelbſt den Vögeln und wilden Thieren ein Dienſt geleiſtet worden ſei,[1] klagt aber, daß in Folge „der ehebrecheriſchen Verbindungen der Bäume" (des Pfropfens), durch die man es ſo weit gebracht, daß ein Obſtbaum in unmittelbarer Nähe Roms mehr einbringe als ehemals ein Landgut, das Obſt den Armen entzogen würde.[2] Und wenn es auch zu ertragen ſei, daß Früchte wachſen, die ihre Größe, ihr Geſchmack, ihre ungewöhnliche Geſtalt den Armen unerſchwinglich macht, „mußten ſelbſt bei den Kräutern Unterſchiede erfunden werden, und der Reichthum in Speiſen, die ein As koſten, Abſtufungen einführen? Müſſen Spargel bis zu ſolcher Dicke gezüchtet werden, daß der Tiſch des Armen ſie nicht mehr faßt? Die Natur hat wilde Spargel wachſen laſſen, die jeder überall ernten konnte; jetzt ſind künſtliche zu ſehen und in Ravenna wiegen drei ein Pfund (19,65 Loth). „O über die Monſtroſitäten der Schlemmerei!"[3] So großes Staunen übrigens dieſe Leiſtungen der Gärtnerei damals erregten, ſo waren ſie doch im Vergleich zur heutigen Gartencultur wol nur ſehr dürftig. Im größten Handelsgarten der Umgegend Londons ſah man im Jahre 1828 unter andern 435 Arten Salat, 261 Erbſen, 240 Kartoffeln u. ſ. f. in gleichem Verhältniß mit allen Gegenſtänden des Gartenhandels.[4] Auch dürfte die Verwerthung der von der heutigen Gartencultur erzielten Reſultate eine höhere ſein, als im Alterthum. Bei einem Rothſchildſchen Diner in London koſtete ſchon damals das Deſſert allein 100 Lſtr.[5] Die Trüffeln, die im Alterthum wenig beliebt waren, da die ſchwarzen unbekannt geweſen zu ſein ſcheinen,[6] ſind jetzt in Frankreich der Gegenſtand einer Kultur und eines Exporthandels, der von Jahr zu Jahr größere Verhältniſſe annimmt. Das

Vergleich mit der heutigen Gartenkultur.

1) Ib. XVI 1.

2) Ib. XVII 8: Nec minus miraculum in pomo est multarum circa suburbana annuo addicto binis milibus nummum, majore singularum reditu quam erat apud antiquos praedium. Ob hoc insita et arborum quoque adulteria excogitata sunt, ut nec poma pauperibus nascerentur.

3) Ib. XIX 52—54.

4) Briefe eines Verſtorbenen IV 390.

5) Ebdaſ. IV 37.

6) Marquardt, V 2, 334 f.

Pfund wird den Producenten mit ungefähr 4 Fl. 40 Xr. bezahlt, für den Consumenten steigert sich der Preis bis auf 17 Fl. Die Ausfuhr betrug im Jahr 1865 104,000, 1866 120,000, 1867 140,000 Pfund nach Rußland, England und America. In einem Geschäft in Carpentras, wo 1832 nur 18,000 Pfund umgesetzt wurden, betrug der Umsatz 1866 109,900 Pfund.[1]

Verbreitung der Kulturgewächse aus Italien in die Provinzen.

Bisher ist nur von den Erwerbungen Italiens an Kulturgewächsen die Rede gewesen. Von diesen theilte es, nachdem es das Centralland eines Weltreichs geworden war, je länger je mehr auch den Provinzen mit, und gestaltete so auch deren Vegetation so wie die Nahrung ihrer Bevölkerungen allmälig um. Die Fruchtbäume gingen zum Theil erstaunlich schnell über die Alpen. Die Kirsche war schon 120 Jahre nach ihrer Anpflanzung in Italien (47 n. Chr.) nach Britannien gekommen, in Folge des von Claudius dorthin unternommenen Feldzugs; in Belgica (zwischen Seine, Saone, Rhone, Rhein und Nordsee) und an den Rheinufern galten in Plinius Zeit lusitanische Kirschen für die beste Sorte.[2] Die von L. Vitellius nach Italien gebrachte Pistazie führte sein Waffengefährte der römische Ritter Pompejus Flaccus in Spanien ein.[3] In Plinius und Columellas Zeit war in der Provence schon eine große Art Frühpfirsich erzeugt worden.[4] Eine ihres Wohlgeruchs halber gezogene Casia gedieh in Plinius Zeit bereits „am äußersten Rande des Reichs, wo der Rhein anspült," man pflanzte sie dort in Bienenständen.[5] Auch die Anfänge seiner jetzt so blühenden Obstcultur verdankt Deutschland, das Tacitus dazu noch für zu kalt hielt, so gut wie Frankreich und England den Römern.[6]

Verbreitung des Oelbaus.

Am folgenreichsten und wichtigsten waren die Einflüsse der römischen Kultur auf die Verbreitung des Oel- und Weinbaus. „Als

1) Ausland 1870 Nr. 24 S. 576.
2) Plin. H. N. XV 102.
3) Ib. ib. XV 191.
4) Hehn, 314.
5) Plin. H. N. XII 98.
6) Hehn, 319.

das römiſche Weltreich fertig war, fielen ſeine Grenzen ungefähr mit denen des Weines und Oeles zuſammen.“[1] Doch nur ſehr allmälig hatte ſich das Gebiet dieſer beiden Nahrungsmittel auf Koſten des Biers und der Butter erweitert. Mit der Ausbreitung der griechiſchen, dann der römiſchen Kultur war auch „die edle Olive von ihrem Ausgangspunkt, dem ſüdöſtlichen Winkel des mittelländiſchen Meeres über alle Länder verbreitet worden, die ihren heutigen Bezirk bilden.“[2] Von Maſſilia war ſie in Gallien bis an ihre nördliche Grenze vorgerückt, von dort aus hatten ſich auch die liguriſchen Küſten mit Oelpflanzungen erfüllt; und wenn im Gebiet der Pomündungen der niedrige waſſerreiche Boden ihre Einführung verbot, ſo gediehen ſie deſto beſſer in Iſtrien und Liburnien; das iſtriſche Oel wetteiferte mit dem des ſüdlichen Spaniens. Auf der pyrenäiſchen Halbinſel hatte der Oelbau ſich mit der von den Küſten in's Innere fortſchreitenden Civiliſation verbreitet und Beſtand gewonnen.[3]

Verbreitung des Weinbaues.

Weit nördlichere Gebiete vermochte der Weinſtock zu erobern und zu behaupten. „Columella führt aus dem ältern landwirthſchaftlichen Schriftſteller Saſerna den Ausſpruch an, das Klima habe ſich geändert, denn die Gegenden, die ſonſt zum Wein- und Oelbau zu kalt geweſen, hätten jetzt Ueberfluß an beiden Produkten.“ Aber dies iſt nicht geſchehn, nur der Anbau beider Gewächſe im Lauf der Jahrhunderte allmälig immer weiter nach Norden gerückt: während umgekehrt in neuern Zeiten ſich der Weinbau aus nordiſchen Landſtrichen, wo er nicht mehr vortheilhaft war (dem nördlichen Frankreich, ſüdlichen England, der Mark Brandenburg, Weſtpreußen u. ſ. w.), zurückgezogen hat.[4] Von den Ufern des adriatiſchen Meeres aus erſtieg die Rebe nicht bloß die Abhänge der Euganeen, ſondern früh auch die Vorhügel und Südabhänge der Alpen: ſchon Cato hatte die rätiſchen (tiroler und veltliner) Weine gelobt.[5] In Nordafrika war der (erſt durch den Islam vernichtete) phöniziſche Weinbau uralt.[6] Der pyrenäiſchen Halbinſel fehlte der Wein ſo wie Feigen und Oliven mit Ausnahme des Südens und Oſtens[7] nach Strabo ſo gut wie ganz, der Nordküſte wegen der Kälte, dem Binnenlande

1) Hehn, 79. 2) Hehn, 58. 3) Hehn, 57 f. 4) Hehn, 31. 5) Hehn, 30 f.
6) Hehn, 36.
7) Varro R. R. I 8, 13. Plin. H. N. XIV 71 etc.

wegen der Barbarei ſeiner Bewohner.[1] Bei den biertrinkenden Luſitanern war der Wein noch ſelten, der alſo damals ſchon in das Land des Portweins vorzudringen begann,[2] und noch in Plinius Zeit galt Spanien als ein vorzügliches Bierland. Auf galliſchem Boden wurde auch die Rebe ohne Zweifel zuerſt in Maſſilia gepflanzt, verbreitete ſich mit deſſen Colonien öſtlich und weſtlich längs der Küſte und drang allmälig in's Innere, ſo daß die Römer bald im Intereſſe der italieniſchen Ausfuhr den galliſchen Oel- und Weinbau beſchränkten.[3] Unmittelbar nach der Eroberung Cäſars, mit der die Romaniſirung von ganz Gallien begann, gab es dort außerhalb der römiſchen Provinz neben dem Bier nur importierten Wein,[4] und noch Strabo ſagt, daß jenſeits des Gebiets der Feige und Olive und gegen die Cevennen hin der Wein nicht mehr gut gedeihe.[5] Doch bei Plinius und Columella erſcheint „das heutige Frankreich bereits als ein ſelbſtändiges, rivaliſirendes Weinland, mit eigenen Trauben und Weinſorten, mit Ausfuhr und Verpflanzung nach Italien"; ſie nennen unter andern Burgunder, auch Bordeauxweine. Im Laufe der Kaiſerzeit bemächtigte ſich der Weinbau der Thäler der Garonne, der Marne und Moſel, verbreitete ſich auch in die Schweiz (wo ſich am nördlichen Ufer des Genferſees bei St. Prex zwiſchen Rolle und Morges eine inſchriftliche Spur davon erhalten hat[6]), überſchritt aber nicht den Rhein. Vom Kaiſer Probus wird berichtet, er habe den Provinzen Gallien, Spanien und Britannien, nach andern Gallien, Pannonien und Möſien den (uneingeſchränkten) Weinbau erlaubt.[7] Durch Pflanzung von Reben am Südabhang der Karpathen, auf dem Berg Alma bei Sirmium (Mitrovicz) wurde er der Begründer des ungariſchen Weinbaus.[8] Schon hundert Jahre nachher beſang

1) Hehn, 81.
2) Strabo, III 416 p. 164 C.
3) Hehn, 31 f.
4) Diodor. V 26.
5) Strabo IV 1 p. 178.
6) Mommſen, die Schweiz in römiſcher Zeit S. 23. Anmerk. (Inſchrift des Liber pater Cocliensis).
7) Hehn, 31—35.
8) Volz, 142.

Claudian die „von Weinbergen beſchattete Donau.“[1] Doch im Alterthum blieb Italien das erſte Weinland der Welt, jetzt iſt es das mittlere und ſüdliche Frankreich, und der Weinſtock bringt ganz nahe an der Nordgrenze ſeiner Verbreitungsſphäre (als Burgunder, Johannisberger u. ſ. w.) den edelſten Fruchtſaft hervor.[2]

So vollendete ſich im römiſchen Kaiſerreich unter Einflüſſen, die ſich nur in ihm vereinigen und wirkſam erweiſen konnten, der lange Aſſimilationsproceß, deſſen Reſultat die Gleichartigkeit der Bodencultur in allen Uferländern des Mittelmeers war. Und wenn wir zugeſtehn, daß das mittlere Europa auch auf dieſem Gebiet das meiſte dem Süden, „in dem alle Quellen unſrer Bildung liegen,“[3] verdankt, ſo dürfen wir auch nicht vergeſſen, welchen Antheil an dieſer Kulturarbeit die bisher mit zu großer Ungerechtigkeit beurtheilte römiſche Kaiſerzeit gehabt hat.

2. Der Luxus der Tracht und des Schmucks.

Der Luxus der Tracht war in jenen Jahrhunderten größtentheils auf andere Dinge gerichtet als im Mittelalter und in neuern Zeiten. Koſtbare Stoffe gab es bei der geringen Entwicklung der Manufaktur und Fabrikation nur wenige. Die älteſten Kleiderſtoffe waren wollene geweſen, doch wurden leinene von Frauen ſchon in der Republik getragen, während Männer ſich der feinen Leinwand in deren letzter Zeit ſo wie ſpäter hauptſächlich zu Taſchentüchern bedienten. Leinene Tuniken trug man allgemein in Rom mindeſtens ſchon im dritten Jahrhundert n. Chr.,[4] vielleicht ſchon früher.[5] Die feinſte Leinwand (Byſſus) kam aus Aegypten, Syrien und Cilicien. Die oſtindiſche Baumwolle (Skr. Carpâsâ, carbasus) war in Rom wo nicht früher ſo mindeſtens ſeit den aſiatiſchen Kriegen

Der Luxus der koſtbaren Stoffe im Alterthum ſehr beſchränkt.

1) Claudian. De laud. Stilich. II ed. Gessner XXII 199.

2) Hehn, 39.

3) Hehn, 389.

4) Marquardt, Hdb. V 2, 95—97.

5) Juv. III 150: vel si consuto volnere crassum Atque recens linum ostendit non una cicatrix iſt doch wol die geflickte Tunica gemeint.

(191 v. Chr.) eingeführt, und Muſſeline wurden auch zur Kleidung verwandt.[1] Die chineſiſche Seide wurde anfangs nur als Garn und Rohſeide eingeführt, aber auch die fertigen Zeuge aufgelöſt gefärbt und mit Leinen oder Baumwolle zu einer leichten Halbſeide verwebt. Dieſe durchſichtigen bunten halbſeidenen Zeuge wurden im erſten Jahrhundert nicht nur von Frauen, ſondern auch von weichlichen Männern getragen; und erſt viel ſpäter brachte die zunehmende Handelsverbindung mit dem Orient die ſchweren ganzſeidenen Stoffe nach Europa: Elagabal war der erſte, welcher ſolche trug.[2] Atlas und Sammet aber ſind im Alterthum ſo viel wir wiſſen ganz unbekannt geweſen. Der ebenfalls orientaliſche Luxus der mit Gold durchwirkten beſonders ſeidenen Stoffe verbreitete ſich zugleich mit dem übrigen Gebrauch der Seide.[3] Dagegen die Goldſtickerei beſchränkte ſich theils auf Teppiche, Vorhänge und Decken und die Prachtgewänder der triumphirenden Feldherrn, theils auf Borten und Auf- oder Einſatzſtücke an Frauenkleidern.[4] Kleider aus Gold- und Silberſtoffen, die in neuern Zeiten ſo häufig waren, ſcheint es im Alterthum äußerſt ſelten gegeben zu haben. Der Mantel „aus gewebtem Golde ohne andern Stoff", den die Kaiſerin Agrippina bei dem Schiffskampf auf dem Fucinerſee trug, war ein beiſpielloſes Prachtſtück, das nicht bloß Plinius ſondern auch Dio und Tacitus als Merkwürdigkeit erwähnen:[5] während z. B. Karl der Kühne zur Schlacht von Granſon 400 Kiſten mit Silber und Goldſtoffen, darunter allein 100 geſtickte goldene Röcke für ſich mitgenommen hatte.[6] Pelzkleider hat es zwar auch in Italien ſeit alter Zeit zu beſonderen Zwecken gegeben;[7] eine gewöhnliche Tracht aber ſind ſie vor der germaniſchen Einwanderung im Süden nie geweſen, und auch von einem Luxus des Pelzwerks wiſſen wir aus dem Alterthum

1) Marquardt a. a. O. 98.

2) Derſ. ebendaſ. 108—111.

3) Marquardt a. a. O. 144.

4) Derſ. daſ. 157 f.

5) Thl. I³ 392, 4. Vgl. Marquardt a. a. O. 144 f. und H. A. vit. Elagab. 24: usus est aurea omni tunica, usus et purpurea, usus et de gemmis Persica.

6) Falke, deutſche Trachten- und Modenwelt (1858) I 262; vgl. über die Gold- und Silberſtoffe im Anfang des 16. Jahrhunderts II 76 ff.

7) Marquardt a. a. O. 189 f.

nichts. Dieſem war auch die Verſchwendung der Stoffe zu übermäßiger Weite und Länge der Kleider unbekannt, ſo wie alle jene gefliſſentlichen Entſtellungen der Geſtalt, die die mittelalterliche und neuere Mode ſo häufig beliebt hat (als Schnabelſchuhe, Pumphoſen, Hüftpolſter, Fiſchbeinröcke, Schleppkleider, Allongeperrücken) und die zum Theil ſehr koſtſpielig waren.[1] Die antiken Trachten waren aber im ganzen nicht nur naturgemäßer und geſchmackvoller, ſondern, wenngleich auch im Alterthum die Mode vielfach wechſelte, ſehr viel ſtabiler als die modernen. Die Unterſchiede zwiſchen Generationen erſcheinen hier zuweilen größer, als dort zwiſchen Jahrhunderten.[2] Der Luxus alſo, der durch den fortwährenden Wechſel der Mode bedingt iſt, war im Alterthum ſicherlich viel geringer als im Mittelalter und in neuern Zeiten. Endlich war die antike Tracht in ſofern viel einfacher als die moderne, als ſie aus einer geringern Zahl von Stücken beſtand. Den Luxus der Handſchuhe kannte man ebenſo wenig als den der Hüte und ſonſtigen Kopfbedeckungen: eine ſolche kommt z. B. im heutigen Perſien wegen der drei bis viermaligen Erneuerung auf nahe an 60 Dukaten das Jahr zu ſtehn.[3] Auch waren die durch den Wechſel der Jahreszeiten herbeigeführten Veränderungen im Süden bei weitem nicht ſo vielfach und durchgreifend als im Norden. Daß ſie jedoch von manchen in lächerlicher Weiſe bis ins kleinſte durchgeführt wurden, zeigt der Spott Juvenals über den Stutzer, der eigne Sommerringe an den ſchwitzenden Fingern ſpielen läßt, da er das Gewicht eines größeren Edelſteins nicht zu ertragen vermag.[4] Ein häufiger Kleiderwechſel war im Sommer durch das Klima bedingt und machte ohne Zweifel (wie im heutigen Perſien[5]) die Garderobe der beſſer Gekleideten koſtſpielig; natürlich wird man auch an demſelben Tage die Kleider oft gewechſelt haben.

Der Luxus der Tracht überhaupt in vielen Punkten geringer als in ſpätern Zeiten.

Der Luxus des häufigen Kleiderwechſels.

1) Falke a. a. O. II 47 (über Pluderhoſen). Allongeperrücken konnten über 1000 Thlr. koſten, die gewöhnliche, die der vornehme Mann trug, koſtete 50. II 233 f.

2) Vgl. Falke, I 192 f. über den auffallend ſchnellen Wechſel der Moden um die Mitte des 14.; II 115 über die Unbeſtändigkeit der deutſchen Trachten im 16. Jahrhundert.

3) Polack, Perſien I 151.

4) Derſ. ebend.

5) Juv. I 28 sq.

Erwähnt aber wird dies nur ein einziges Mal, und zwar ist es ein Repräsentant der ungebildeten reichen Emporkömmlinge bei Martial, der während einer Mahlzeit elf Mal seine Synthesis wechselt, angeblich um nicht vom Schweiß zu leiden, in der That aber doch nur, um den Reichthum seiner Garderobe zu zeigen.[1] In neuern Zeiten dagegen ist der Luxus des täglichen mehrmaligen Kleiderwechsels auch ohne eine durch das Klima herbeigeführte Nöthigung nicht nur nicht selten gewesen, sondern zuweilen bis ins Lächerliche übertrieben worden. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts klagen in Deutschland die Geistlichen darüber; im Anfange des 17. hinterließ eine Ehefrau 32 vollständige Anzüge, während ihr Mann Hans Meinhard von Schönberg deren 72 besaß, nebst ungefähr einer gleichen Anzahl mit Gold und Silber gestickter Handschuhe und 21 Hüte, wozu 26 Stück farbige Federn gehörten.[2] In der Revolutionszeit wurde von Frauen auch mit den Perrücken täglich mehrere Male nach der Beschaffenheit der Toilette gewechselt.[3] Vor 40—50 Jahren brauchte ein englischer Dandy wöchentlich 20 Hemdem, 24 Schnupftücher, 9—10 Sommertrousers, 30 Halstücher wenn er nicht schwarze trug, 1 Dutzend Westen, und Strümpfe à la discrétion.[4]

Der Luxus der Farben — Purpurluxus.

Der dem Süden so sehr zusagende Luxus mit prächtigen und kostbaren Farben tritt auch in dem Kleiderluxus der römischen Kaiserzeit am meisten hervor, und zwar in der Tracht beider Geschlechter:[5] Scharlach,[6] vor allem aber die verschiedenen Purpursorten waren

---

1) Martial. V 79.

2) Falke, II 149.

3) Ders. II 312 f.

4) Briefe eines Verstorbenen (1826—28) IV 39. Ueber die Garderobe des Grafen Brühl vgl. Behse, G. d. H. 33, 331.

5) Stat. Silv. II 1, 128 ff. rühmt die schönen Kleider, die Atedius Melior seinen Liebling Glaucias tragen ließ: 131

Semper ad annos
Texta legens, modo puniceo velabat amictu
Nunc herbas imitante sinu, nunc dulce rubente
Murice, nunc vivis digitos incendere gemmis
Gaudebat.

6) Coccum nennt Plin. H. N. XXXVII 204 unter den kostbaren Naturprodukten.

am meiſten geſchätzt. Ein Pfund beſte (tyriſche, doppelt gefärbte) Purpurwolle koſtete über 1000 Denar (290 Thlr.), eine geringere Sorte (Amethyſt- oder Veilchenpurpur) nur 100 Thlr.[1] Martial gibt als Preis für einen tyriſchen Purpurmantel von beſter Farbe nur 10,000 Seſterzen (725 Thlr.) an.[2] Der Preis müßte alſo, wenn auch hier die in Auguſts Zeit am höchſten geſchätzte Sorte gemeint wäre, in einer Weiſe geſunken ſein, wie es kaum glaublich iſt. Der von Martial gemeinte Purpur kann wol nur eine Mittelgattung geweſen ſein. Die ſo höchſt koſtbare ächte Purpurwolle war aber auch von faſt unvergänglicher Dauer, und die daraus gefertigten Gewänder konnten alſo wol wie im Orient Shawls auf Generationen vererbt werden.[3] Allem Anſchein nach ſind aber ganz purpurne Kleider in der frühern Kaiſerzeit ſehr ſelten geweſen.[4] Gewöhnlich diente der Purpur nur ſtreifenweiſe oder in Bandform zur Galonirung, als Beſatz, Treſſe, Saum, Falbel und Franſe. Den Gebrauch ganz purpurner Gewänder ſchränkte ſchon Cäſar auf gewiſſe Perſonen und gewiſſe Tage ein,[5] Auguſt geſtattete ihn nur den ein Amt bekleidenden Senatoren,[6] Tiber ſuchte der vielfach übertretenen Verordnung durch ſein Beiſpiel Nachdruck zu geben.[7] Nero verbot ſogar den Verkauf des tyriſchen und Amethyſtpurpurs;[8] doch unter Domitian (vermuthlich ſchon früher) muß er wieder erlaubt geweſen ſein;[9] Marc Aurel und Pertinax ließen die kaiſerlichen, jedenfalls an Purpurgewändern reichen Garderoben öffentlich verſteigern.[10]

Mit dem Kleiderluxus neuerer Zeiten hält auch der Purpur- Vergleich mit dem Kleiderluxus in neuern Zeiten.

1) Cornel. Nepos bei Plin. H. N. IX 137. Bei der beſten Sorte gehen für die Wolle 100 S. ab; ſoviel koſtete die beſte vom Padus H. N. VIII 190, und geringere wurde ſchwerlich mit tyriſchem Purpur gefärbt.

2) Martial. VIII 10. IV 61, 4.

3) Polack, Perſien I 153. (Ein einziger Shawlanzug koſtet dort bisweilen 200 Dukaten.)

4) W. A. Schmidt, Forſchungen auf dem Gebiete des Alterthums S. 157 f.

5) Sueton. Caes. c. 43.

6) Dio XLIX 16.

7) Dio LVII 13.

8) Sueton. Nero c. 32.

9) Wie ſich aus Martial a. a. O. ergibt.

10) Schmidt a. a. O. S. 175. M. Anton. 17. Pertinax c. 8.

luxus des römiſchen Alterthums keinen Vergleich aus. „Ein engliſcher Gewährsmann aus der Zeit der Königin Eliſabeth berichtet als etwas gewöhnliches, daß 1000 Eichenſtämme und 100 Ochſen zur Herſtellung eines Anzuges darauf gingen, und daß ein Modenarr ein ganzes Landgut an ſeinem Leibe trug.“[1] Der Luxus mit Kleiderſtoffen wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts noch ſehr überboten durch die Verzierung an Spitzenbeſatz, Stickerei und Goldborten, Perlen und Juwelen, wodurch ſich zugleich der Lohn der Arbeit in's Unglaubliche ſteigerte, ſo daß dieſer allein bei einem männlichen Gewand auf 600 Thlr. kommen konnte. Ein Kleid des Marſchall Baſſompierre, an dem die Stickerei ſo hoch zu ſtehen kam, koſtete 14,000 Thlr.[2] Churfürſt Johann Philipp von Trier (1756—68) trug Spitzenmanſchetten, wovon das Paar 30, 40, 60 Carolin koſtete; die Alba von Spitzen in point à l'aiguille, die er bei großen Ceremonieen in Verſailles trug, wurde auf 100,000 Livres geſchätzt.[3] Der Preis von ein Paar Zobelfellen ſtieg zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Rußland bis auf 170 und mehr Rubel; ein Zobelpelz ſoll damals zuweilen bis 20,000 Rubel gekoſtet haben.[4] Ein aus der beſten Wolle in Kaſchmir gewobener Shawl koſtet gegenwärtig gegen 300 Pfd. St.; die theuerſten imitierten franzöſiſchen Longſhawls bis 1500 Frcs.[5]

Im römiſchen Alterthum war der Luxus mit orientaliſchen Stoffen, Produkten und Fabrikaten, die zum Schmuck im weiteſten Sinne dienten (Seide, Byſſus, Edelſteine, Perlen, Wohlgerüche) ſchon in ſofern beſchränkt, als er ganz vorzugsweiſe nur von Frauen getrieben wurde: aber auch abgeſehn hiervon kann er ſich nicht über enge Kreiſe hinaus erſtreckt haben. Plinius macht die (wahrſcheinlich auf Verzeichniſſen der Grenzſteuerämter beruhende) Angabe, daß in keinem Jahr für weniger als 55 Millionen Seſt. (etwa 4 Millionen Thlr.) indiſche Waaren in das römiſche Reich eingeführt,[6] und daß

1) Falke a. a. O. II 109.
2) Falke a. a. O. II 149 u. 152.
3) Behſe, G. d. H. 46, 59.
4) Beckmann, Waarenkunde II 263.
5) Ausland 1865 Nr. 41 S. 970.
6) Plin. H. N. VI 101: digna res (?) nullo anno minus HS DL imperi

für arabiſche, indiſche und ſyriſche Waaren dem Reich auch bei der geringſten Berechnung jährlich 100 Mill. (7¼ Mill. Thlr.) entzogen wurden: „ſo viel koſten uns unſere Liebhabereien und unſere Frauen!“ Selbſt wenn man dieſes Zuſatzes wegen annehmen dürfte, daß hier nicht von allen orientaliſchen Luxuswaaren die Rede iſt, die aus Aſien eingeführt wurden,[1] ſondern vorzugsweiſe nur von denen, die zum Schmuck, beſonders der Frauen gehörten: ſo würde man dieſe Einfuhr nicht nur nicht ſehr groß, ſondern auffallend gering finden müſſen. Der Unwille römiſcher Patrioten freilich, daß Jahr aus Jahr ein ſolche Summen in's Ausland, ſogar in feindliche Länder floſſen,[2] war in ſofern gerechtfertigt, als dieſe Einfuhr ſo gut wie gar nicht durch eine Ausfuhr aus Europa aufgewogen wurde. Dieſe ſcheint in der That faſt null geweſen zu ſein, faſt die ganze Einfuhr mußte alſo mit baarem Gelde oder Barren bezahlt werden. Gegenwärtig freilich, wo neben der Metallausfuhr nach Aſien noch ein ſehr bedeutender Waarenexport dorthin ſtattfindet, beträgt die erſtere jährlich durchſchnittlich etwa 12 Mal ſo viel als in der Zeit des Plinius (13⅔ Mill. Lſtr.).[3]

Der Import orientaliſcher Luxuswaaren

---

nostri exhauriente India et mercis remittente, quae apud nos centuplicato veneant. XII 84: minumaque computatione miliens centena milia sestertium annis omnibus India et Seres paeninsulaque illa (Arabia) imperio nostro adimunt. Tanti nobis deliciae et feminae constant. quota enim portio ad deos quaeso jam vel ad inferos pertinent? Ich habe dieſe Stellen wörtlich angeführt, um auf den Irrthum Höcks (Röm. Geſch. I 2, 288) aufmerkſam zu machen, der von der Einfuhr in Rom ſtatt von der in das ganze Reich ſpricht.

1) Zu denen ja nach dem Verzeichniß des Aelius Marcianus Digg. XXXIX 4, 16 § 7 auch Gewürze, Gummi, Laſer, Opium, Eunuchen und wilde Thiere gehörten. Uebrigens zeigt auch der letzte Satz in der angeführten Stelle des Plinius, daß er ſelbſt keineswegs bloß an den Verbrauch für Toilette und Schmuck dachte.

2) Tac. A. III 53: atque illa feminarum propria, quis lapidum causa pecuniae nostrae ad externas aut hostilis gentis transferuntur?

3) Vgl. die Handelsgeſchichte des J. 1869 (Ausland 1870 Nr. 13 S. 290, wonach in den 9 Jahren 1861—1869 122¼ Mill. Lſtr. nach Aſien gewandert ſind, alſo durchſchnittlich 13⅔ M.; weitaus das Meiſte nach Britiſch Indien, nur etwa 20 Mill. Lſtr. (in 9 Jahren) nach China.

Humboldt veranſchlagte (nach Unterſuchungen über die J. 1803—1806) die jährliche Metallausfuhr aus Europa nach Aſien auf 5,318,750 Lſtr., Jacob für die Zeit von 1788—1810 auf nur 1 Mill. Jacob a. a. O. II 130—132.

— nach modernem Maßstabe sehr gering —

Wenn wir annehmen dürfen, daß Plinius den Werth des asiatischen Gesammtimports in seiner Zeit annähernd richtig veranschlagt hat, so muß (auch wenn man berücksichtigt, daß der Werth der eingeführten Waaren behufs der Versteuerung an der Grenze viel zu niedrig angegeben wurde) der Verbrauch von asiatischen Luxuswaaren im Verhältniß zur Größe des römischen Reichs immer noch sehr gering erscheinen, sobald er mit dem Maßstabe des modernen Verkehrs gemessen wird. Frankreich setzte schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an Deutschland allein an Seide- und Galanteriewaaren für 67 Mill. Livres ab,[1] und im Jahre 1853 belief sich die Ausfuhr Frankreichs an Seide auf 63 Mill. Thlr. nach England und fünfmal soviel nach Nordamerika, an „Pariser Artikeln" (Bronzen, Bijouterien, Quincaillerien, Uhren, Modeartikeln, Posamentierarbeiten, feinen Tischlerarbeiten, Instrumenten u. s. w.) auf 21 Mill. Thlr.[2] Außerdem ist zu bedenken, daß die Preise der einzelnen orientalischen Luxusartikel damals zum Theil ungeheuer hoch und wol durchweg höher als gegenwärtig waren. Seide wurde noch in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts mit Gold aufgewogen,[3] ein (röm.) Pfund Betelsaft konnte bis 400 (116 Thlr.), ein Pfund Zimmetsaft bis 1500 Denar (435 Thlr.) kosten:[4] es gab Perlen, die mit einigen Millionen S. bezahlt wurden.[5] Zu solchen Preisen veranschlagt würde allerdings die ganze jährliche Einfuhr von Luxusartikeln aus dem Orient in einem einzigen Kaufladen der heiligen Straße oder auf dem Forum des Friedens bequem Raum gehabt haben. Nun überstiegen freilich die in Rom gezahlten Preise die Einkaufspreise um ein bedeutendes (nach Plinius um das hundertfache). Aber bei der Verzollung der Waaren an der römischen Grenze war schon ein großer, in vielen Fällen der größere Theil des Transports zurückgelegt, folglich eine entsprechende Preiserhöhung bereits

1) Randel, Annalen der Staatskräfte v. Europa (1792) S. 13.

2) Klöden, Handbuch der Erdkunde II 454 und 457.

3) H. A. vit. Aureliani c. 45.

4) Plin. H. N. XII 129; ib. 93: pretia (juris cinnami) quondam fuere in libras denarium milia, auctum id parte dimidia est, incensis, ut ferunt, silvis ira barbarorum.

5) Sueton. Caesar c. 50.

eingetreten: auf den Angaben dieſer höhern Preiſe aber müßte die Veranſchlagung der geſammten Einfuhr auf hundert Millionen bei Plinius eben beruhen. Immer alſo muß, wenn er recht berichtet war, dieſe Einfuhr eine nach heutigen Begriffen ſehr geringe, folglich der damalige Luxus mit orientaliſchen Waaren und Produkten gewiß weſentlich auf Rom und einige große Städte beſchränkt geweſen ſein. Dies ſcheinen auch noch für das Ende des zweiten Jahrhunderts einige Aeußerungen Galens zu beſtätigen. Er ſagt, daß Seide „bei den reichen Frauen" an vielen Orten des römiſchen Reichs zu finden ſei, beſonders in den großen Städten, wo es deren viele gebe;[1] und bezeichnet die Nardeneſſenz als einen der Wohlgerüche, „die in Rom für die reichen Frauen fabriciert werden."[2] Im 4. Jahrhundert war in Folge völlig veränderter Handelsverhältniſſe der Gebrauch der Seide bei allen Ständen üblich geworden.[3]

— und der damit getriebene Luxus auf Rom und die größten Städte beſchränkt.

Der Luxus mit Perlen und Edelſteinen kam in Rom ſeit dem Triumph des Pompejus über Mithridates auf.[4] Der Diamant, obwohl nach römiſcher Schätzung das koſtbarſte unter allen Juwelen,[5] iſt ſo viel wir wiſſen zum Schmuck ſo gut wie gar nicht verwendet worden, mit Ausnahme der Ringe, und auch dieſe ſcheinen ſehr ſelten geweſen zu ſein. Der Diamant, den Trajan als deſignierter Thronfolger von Nerva, und Hadrian von Trajan empfing, war allem Anſchein nach nicht in einen Ring gefaßt:[6] und faſt der ein-

Luxus der Edelſteine.

---

1) Galen. ed. K. X 492 (*ἔχουσι γὰρ αἱ πλουσίαι γυναῖκες αὐτὰ πολλαχόθι τῆς ὑπὸ Ῥωμαίων ἀρχῆς, καὶ μάλιστα ἐν μεγάλαις πόλεσιν, ἐν αἷς εἰσὶ πολλαὶ τῶν τοιούτων γυναικῶν*).

2) Id. ed. K. VI 440 (De sanit. tuenda VI 13): *τῶν μύρων τὰ ἐν Ῥώμῃ σκευαζόμενα ταῖς πλουσίαις γυναιξίν, ἃ φουλίατά τε καὶ σπίκατα προσαγορεύουσιν.* Id. XII 429: *τὸ τῶν πλουσίων γυναικῶν μύρον, ὃ καλοῦσιν ἐν Ῥώμῃ φουλίατον.* Ib. 604: *τό τε κάλλιστον νάρδινον μύρον — καὶ μετὰ τοῦτο τό τε Κομμαγηνὸν καὶ τὸ Σουσινὸν καὶ τὰ πολυτελῆ μύρα τῶν πλουσίων γυναικῶν, ἃ καλοῦσιν αὗται σπίκατα καὶ φουλίατα.* Vgl. Marquardt, Hdb. V 2, 361 ff.

3) Marquardt, Hdb. V 2, 109 f.

4) Plin. H. N. XXXVII 12.

5) Id. ib. XXXVII 55. Vgl. King, Precious Stones and precious Metals p. 47 ff.

6) H. A. vit. Hadriani c. 3.

zige aus dem Alterthum bekannte Diamantring ist der in Juvenals Zeit vielbesprochene, den die Judenkönigin Berenice, die Geliebte des Titus, von ihrem Bruder Agrippa zum Geschenk erhalten hatte.[1] Den nächsten Rang behauptete unter den Steinen der Smaragd. Die nach Plinius besten (scythischen) kamen vielleicht aus den Gruben des Ural und Altai, die auch in neuester Zeit sehr schöne Smaragde geliefert haben.[2] An dritter Stelle schätzte man den Beryll und Opal (diese beiden scheinen besonders von Frauen getragen worden zu sein), dann folgte der (auch für Siegelringe sehr geeignete) Sardonyx: so weit stand nach Plinius, hauptsächlich auf Grund der Entscheidung der Frauenwelt die Rangordnung fest.[3] In der Schätzung des Diamanten sind die Römer den Indern gefolgt. Die Perser setzten ihn im 13. Jahrhundert an die fünfte Stelle, nach der Perle, dem Rubin, Smaragd und Chrysolith. B. Cellini setzt ihn nach dem Rubin und Smaragd, und nur zum achten Theil des Preises des erstern an. Auch Garcias ab Horto (1565) erklärt den Diamant zwar für den König der Edelsteine in Betreff seiner Härte, doch in Bezug auf Werth und Schönheit stehe der Rubin an erster, der Smaragd an zweiter Stelle.[4] Der bis in's 16. Jahrhundert sehr hohe Werth des Smaragd (Cellini schätzt ihn auf 400 Goldscudi das Karat) sank sehr durch die Zufuhr aus den Gruben Perus, und ist jetzt wieder durch das völlige Aufhören der Zufuhr aus Amerika gestiegen, so daß ein vollkommener Smaragd auf dem Juwelenmarkt zu London von allen Edelsteinen im höchsten Preise steht.[5]

Aus dem römischen Alterthum ist von Preisen edler Steine äußerst wenig bekannt. Der angebliche Smaragd, in den eine Amymone geschnitten war, und den der Flötenspieler Ismenias mit 4 Goldstücken bezahlte, kann nur ein Chrysopras gewesen sein. Geschnittene

---

1) Iuv. VI 156 sq. Hübner, Hermes I 347 = CIL II 3386: an einer silbernen Isisstatue in digito minimo anuli duo gemmis adamant.

2) King, p. 282—284.

3) Plin. H. N. XXXVII 85.

4) King, p. 48 f.

5) King, p. 304 f.

Smaragde kommen kaum vor Hadrians Zeiten vor, die beſten ſollen Portraits von ihm und Sabina ſein; vielleicht hatte Hadrian eine Vorliebe für dieſen Stein, die eine eifrigere Bearbeitung ſeiner Hauptfundgrube (der Gruben von Djebel Zaburah in Aegypten) veranlaßte.[1] Der Preis eines Jaspisringes, mit dem die Statue einer Frau im ſüdlichen Spanien von ihrem Sohn geſchmückt worden war, wird auf 7000 Sſt. (etwa 500 Thlr.) angegeben,[2] was einen geſchnittenen Stein vorausſetzen läßt. Der Senator Struma Nonius beſaß einen zum Ring gefaßten Opal von der Größe einer avellaniſchen (Lamberts- d. h. lombardiſchen)[3] Nuß; wegen dieſes Ringes wurde er von Antonius proſcribirt und nahm ihn von all ſeinen Beſitzthümern allein auf die Flucht mit. Der Preis, zu dem er geſchätzt war, ſcheint 2 Mill. Seſterz. (145,000 Thlr.) geweſen zu ſein.[4]

Imitierte Edelſteine.

Ueber Nachahmung von Edelſteinen macht Plinius zahlreiche und genaue Angaben und ſpricht von Schriften, die Anleitung dazu geben, namentlich falſchen Smaragd durch Färbung von Kryſtall, Sardonyx aus Karneol herzuſtellen: es ſei dies unter allen betrügeriſchen Induſtrien die gewinnreichſte.[5] Unter den äußerſt zahlreich erhaltenen antiken Arbeiten in gefärbten Glasflüſſen zeichnen ſich ganz beſonders die Glasſmaragde aus, die an Farbe, Glanz und Härte die modernen Glaspaſten weit übertreffen, und noch gegenwärtig von Gemmenhändlern häufig als wirkliche Smaragde verkauft werden.[6] Uebrigens hat auch im Alterthum die Induſtrie der imitierten Edelſteine ſicherlich nicht allein in betrügeriſcher Abſicht gearbeitet, ſondern

---

1) King, p. 297 f.

2) Hübner, Hermes I 357.

3) Hehn, Culturpfl. u. ſ. w. 286 f.

4) Plin. H. N. XXXVII 81 sq. Die Lesart viginti milibus gibt einen ſeiner Niedrigkeit wegen unmöglichen Preis: vermuthlich iſt XX aus Verſehen in XX verändert worden.

5) Plin. H. N. XXVII 83 (Imitierter Opal) 98 carbunculus 117 Jaspis 128 (leucochrysus). Vgl. ib. 197. Seneca epp. 90, 33. Marquardt, Hdb. V 2, 339 A. 3078. Beckmann, Geſch. d. Erfindungen I 373 ff. — Sardonyches veri Martial IX 59. X 87.

6) King, p. 291.

auch um ein unter den ärmern Klaſſen verbreitetes Bedürfniß nach buntem und augenfälligem Schmuck zu befriedigen.

Perlenluxus.

Der größte und deßhalb am meiſten gerügte Luxus wurde von Frauen mit Perlen getrieben;[1] für dieſe wurden höhere Preiſe als für irgend welche Edelſteine bezahlt.[2] Die Verwendung der Perlen[3] zum Schmuck verbreitete ſich in weitere Kreiſe erſt ſeit der Eroberung von Alexandria, deſſen Handel die Erträge der Fiſchereien im perſiſchen Meerbuſen und im indiſchen Ocean nun wol ganz vorzugsweiſe nach Rom führte. Durch dieſe regelmäßig fortgehende Einfuhr mögen ſich die Perlen in Rom in ähnlichen Maſſen gehäuft haben, wie jetzt in Rußland, wo man in dem einzigen Kloſter Troitza (an Meßgewändern, biſchöflichen Kleidungen, Altar- und Grabdecken) vielleicht mehr Perlen findet als im übrigen Europa zuſammengenommen; wo in manchen Gouvernements jede Bäuerin an ihrem Kopf- und Halsſchmuck wenigſtens 2—300, oft aber 1000 und mehr ächte Perlen trägt, und in Niſchni-Nowgorod ſelbſt die ärmſten Fiſcherweiber zwei bis drei Schnuren ächter Perlen um den Hals haben.[4] Konnte doch Nero (wahrſcheinlich im goldnen Hauſe) ganze zu Schäferſtunden eingerichtete Gemächer (cubilia amatoria) von Perlen erbauen d. h. ohne Zweifel ihre Wände damit tapezieren.[5] Die römiſchen Frauen trugen ſie beſonders als Ohrgehänge, nach Plinius ſtrebten auch „arme" Frauen nach ſolchen, da, wie ſie ſagten, eine große Perle im Ohr auf der Straße die Stelle eines vorausgehenden Lictors vertrete; doch wurden ſie auch an den Schuhen angebracht und nicht bloß deren Schnüre und Bänder, ſondern ganze Pantöffelchen mit Perlen

1) Plin. H. N. XIII 91: mensarum insania, quas feminae viris contra margaritas regerunt. Plin. epp. V 16 nennt vestes margaritas gemmas als vom Vater der Braut zur Hochzeit anzuſchaffende Dinge.

2) King, p. 266.

3) Id. ib. IX 123. Romae in promiscuum ac frequentem usum venisse Alexandrea in dicionem redacta, primum autem coepisse circa Sullana tempora minutas et vilis Fenestella tradit, manifesto errore, cum Aelius Stilo Jugurthino bello nomen unionum imponi cum maxume grandibus margaritis prodat. Fenestella irrte alſo nur im zweiten Theil ſeiner Angabe, nur dieſen widerlegt Plinius.

4) Haxthauſen, Studien über die innern Zuſtände Rußlands I 87 u. 309.

5) Plin. H. N. XXXVII 17.

beſetzt.[1] Ohne Zweifel waren die dafür gezahlten Summen oft ſehr hoch, Seneca ſagt wol ohne große Uebertreibung, daß Frauen zuweilen zwei oder drei Beſitzthümer in den Ohren trügen.[2] Nähere Angaben fehlen. Julius Cäſar kaufte in ſeinem erſten Conſulat im J. 59, wo Perlen in Rom noch ſelten waren, der von ihm ſehr geliebten Mutter des Marcus Brutus Servilia eine Perle für 6 Mill. Seſt.[3] (435,000 Thlr.); ein ſolches Liebesgeſchenk des erſten Mannes der damaligen Welt, der auch durch großartige Extravaganzen imponieren wollte, läßt keinen Schluß auf die durchſchnittlichen höchſten Preiſe zu. Ebenſo wenig gibt einen Maßſtab, was Plinius von einer der Gemahlinnen Caligulas Lollia Paulina berichtet. Er hatte ſie, und zwar nicht bei einer großen Feierlichkeit, ſondern bei einem beſcheidenen Verlobungsfeſt mit einem Schmuck von Smaragden und Perlen geſehn, der den ganzen Kopf, die Haare, Ohren, Hals und Finger bedeckte, und einen Werth von 40 Mill. Seſt. (2,900,280 Thlr.) hatte, was ſie ſogleich durch Vorzeigen von Dokumenten zu beweiſen bereit war. Dieſer Schmuck war nicht ein Geſchenk ihres kaiſerlichen Gemahls, ſondern ein Familienerbſtück, und ſtammte aus den Plünderungen, die ihr Großvater M. Lollius im Orient verübt, und deren Ruchbarkeit ihm die Ungnade des C. Cäſar zugezogen, und ihn gezwungen hatte, ſein Leben durch Gift zu enden[4] (im J. 2 v. Chr.). Dem enormen Juwelenreichthum in den Familien jener Männer, deren Willkür die Schatzkammern orientaliſcher Fürſten offen geſtanden hatten, kann man aus neuern Zeiten wol nur den Juwelenreichthum der ſpaniſchen Conquiſtadoren des 16. und der engliſchen Nabobs des 18. Jahrhunderts zur Vergleichung gegenüber ſtellen. Das Hochzeitgeſchenk des Cortes an ſeine Braut im J. 1529 waren fünf, von mexikaniſchen Juwelieren höchſt kunſtvoll aus Smaragden geſchnittene, mit Perlen und Gold verzierte Juwelen: für

Der Juwelenreichthum der Conquiſtadoren und Nabobs.

1) Id. ib. IX 114. Solche Schuhe trug auch Caligula XXXVII 17. Margaritarum sacculi XXXIII 14.

2) Seneca remed. fort. 16, 7. de benef. VII 9, 4.

3) Sueton. Caesar c. 50.

4) Plin. H. N. IX 117: margaritisque opertam, alterno texto fulgentibus toto capite crinibus [spira] auribus collo [monilibus] digitisque. Die eingeklammerten Worte ſind Gloſſeme; vgl. das Programm Acad. Alb. 1867 IV. Vgl. CIL II 3386.

eins derſelben hatten genueſiſche Kaufleute zu Sevilla 40,000 Dukaten geboten. Der ganze Schmuck ging durch einen Schiffbruch bei der Expedition gegen Algier 1541 verloren.[1] Clive, der in den Gewölben von Murſhadabad zwiſchen Haufen von Gold und Juwelen umhergewandert war, mit voller Freiheit zu nehmen, was ihm beliebte, hatte hier und ſonſt in Indien große Mäßigung bewieſen; doch ſeine Diamantenankäufe beliefen ſich in Madras allein auf 25,000 Lſtr.[2] und ein Schmuckkäſtchen ſeiner Gemahlin wurde auf 200,000 Lſtr. geſchätzt.[3] Vielleicht beſaß Lady Clive mehr Juwelen, als die größten Fürſtinnen jener Zeit: das berüchtigte Halsband, das Marie Antoinette für ſich zu theuer gefunden hatte, koſtete nur 1,600,000 Frcs.[4] Noch im heutigen Orient iſt der Perlen- und Juwelenluxus nicht gering. In Perſien tragen Frauen außer anderm Schmuck Arm- und Fußbänder von Perlen, Damen vornehmen Standes auch einen Diamantſtrauß von hohem Werth; Gürtelſchnallen mit Edelſteinen beſetzt haben oft einen Werth von 1—2000 Dukaten.[5] Uebrigens wurde in Europa auch im Mittelalter mit Perlen und Edelſteinen großer Luxus getrieben, der größte am Hofe Karls des Kühnen von Burgund. Sein mit Perlen und Edelſteinen beſetztes Prachtgewand wurde auf 200,000 Dukaten geſchätzt; die Hofdamen ſeiner Gemahlin erhielten für ihren Putz jährlich 400,000 brabanter Thlr.[6] Der Luxus mit koſtbarem Geſchmeide ſtieg aber ſehr nach der Entdeckung der neuen Welt. Maria von Medicis trug bei der Taufe ihres Sohnes einen Rock mit 32,000 Perlen und 3000 Diamanten beſetzt. In dem Inventar der Schmuckſachen des Meinhard von Schönberg († 1625) füllt der Schmuck an Perlen allein zwei enggeſchriebene Folioſeiten; darunter kommen 3 Halsbänder mit Roſen von Perlen vor, 15 große Perlen

Sonſtiger Luxus mit Perlen und Edelſteinen in neuern Zeiten.

1) King, Precious Stones p. 299 f.

2) Macaulay, Sir John Malcolms life of Lord Clive. (He invested great sums in jewels, then a very common mode of remittance from India).

3) Vehſe, G. d. H. 19, 220.

4) King, p. 116. Auguſt der Starke trug über 2 Mill. Juwelen an ſeinem Kleide. Vehſe, G. d. H. 32, 38.

5) Polack, Perſien I 146. 157. 162.

6) Falke a. a. O. I 262 f. Vgl. die Beſchreibung ſeines Hutes S. 269 und King, p. 63—66.

wurden für 3286 Gulden verkauft.[1] Die Kunst Perlen nachzuahmen ist erst 1680 von Jacquin in Paris erfunden, der jährliche Export dieses Fabrikats von dort soll sich auf 40,000 Lstr. belaufen.[2]

Luxus der Tracht in den untern Ständen?

In wiefern der Luxus der Tracht und des Schmucks im Alterthum sich auch auf die unteren Klassen erstreckt hat, namentlich in wiefern die in vielen, besonders halbciviliſirten und südlichen Ländern bestehende Sitte, einen Theil des Vermögens am Leibe zu tragen,[3] verbreitet gewesen ist, darüber fehlt es so gut wie ganz an Nachrichten. Die Bernsteinhalsbänder, die in der Zeit des älteren Plinius die Lombardischen Bäuerinnen im Norden des Po (zugleich als angebliches Mittel gegen Anschwellungen des Halses) trugen,[4] waren schwerlich kostbar.

Luxus der Wohlgerüche.

Auch mit kostbaren, besonders orientalischen Wohlgerüchen wurde von den Römerinnen großer Luxus getrieben; außerhalb Roms dagegen dürfte derselbe, wie gesagt, nur in den größten Städten vorgekommen sein. Nach Plinius wendeten die Römerinnen Wohlgerüche so reichlich an, daß die Nähe einer vorübergehenden Frau durch die aus ihren Haaren und Kleidern strömenden Düfte sich auch denen bemerkbar machte, deren Aufmerksamkeit anderweitig in Anspruch genommen war. Er fand diesen Luxus um so thörichter, da der theuer erkaufte Genuß nicht nur ein augenblicklicher sei, sondern auch andern weit mehr zu Gute komme, als dem der ihn bezahlt habe.[5] Die enormen Preise der theuersten Wohlgerüche sind bereits angegeben. Martial überlegt, ob er seiner Phyllis „10 gelbe aus der Münze des Kaisers" (etwa 70 Thlr.) oder 1 Pfund (20 Loth) aus den Läden der damals berühmtesten Salben- und Essenzenhändler Cosmus oder Niceros

1) Falke a. a. O. I 153.

2) King, p. 267 f.

3) Jede toscanische „Zitella" strebt nach einem Halbsband mit vielen Schnüren von (wenn auch unregelmäßigen und mißfarbigen) Perlen: dieser Besitz genügt meist zu ihrer Mitgift. King, p. 268. Die Jacke einer reichen Bäuerin im Gouvernement Wologda von trefflichem weißen Seidenstoff mit Gold durchwirkt hatte allein 500 Rubel Silber gekostet. Haxthausen I 229. vgl. 236. Die Anzüge der Maurinnen in Algerien sind oft mehr als 1000 Thaler werth. Klöden, Handb. d. Erdkunde I 461.

4) Plin. H. N. XXXVII 44.

5) Plin. H. N. XIII 20.

ſchenken ſolle.[1] In dieſen Läden mögen manche Frauen ebenſo hohe Rechnungen gehabt haben, wie Marion des Lormes, die in einem Jahr einem einzigen Parfümeur 50,000 Thlr. ſchuldig war.[2]

Die Nachrichten über den römiſchen Luxus der Tracht und des Schmucks laſſen, unzuſammenhängend und dürftig wie ſie ſind, auch nur eine ſehr unvollkommne Beurtheilung zu. Zu der Annahme, daß die antike Welt die moderne in dieſem Luxus im Allgemeinen überboten habe, geben ſie durchaus keinen Anlaß, vielmehr laſſen ſie weit eher glauben, daß auch hier der Luxus der römiſchen Kaiſerzeit den mancher Periode der neuern Zeit keineswegs erreicht hat.

---

3. Der Luxus der Wohngebäude.

a. Städtiſche Paläſte.

Anfänge des Bauluxus in Rom ſehr ſpät.

Die erſten beſcheidenen Anfänge des Luxus im Bau der Wohngebäude reichen nicht über den Anfang des letzten Jahrhunderts vor Chriſtus hinaus; bis dahin waren die Wohnungen ſelbſt der Vornehmen ebenſo einfach als wohlfeil. Sulla (geb. 138), der allerdings als junger Mann in ſehr knappen Verhältniſſen lebte, bewohnte noch ein Erdgeſchoß (das vornehmſte Stockwerk) für eine Jahresmiethe von 3000 S. (175 Thlr.), im Oberſtock deſſelben Hauſes wohnte ein Freigelaſſener für 2000 S. (116 Thlr.).[3] Der Gebrauch des Marmors, ſelbſt des carrariſchen zu conſtruktiven und decorativen Zwecken war den Römern bis zur letzten Zeit der Republik gänzlich unbekannt, ſie entlehnten ihn erſt von den Griechen.[4] Noch ums Jahr 92 v. Chr., nach ſo viel Feldzügen und Siegen in den an Säulenbauten überreichen griechiſchen und orientaliſchen Ländern, hatte kein einziges öffentliches Gebäude in Rom Marmorſäulen.[5] Um ſo mehr Anſtoß

1) Martial. XII 95; vgl. XI 27, 9: At mea me libram foliati poscat amica.
2) Falke, II 204 f.
3) Plutarch. Sulla c. 1.
4) Semper, der Stil I 493.
5) Plin. H. N. XVII 1, 6: tam recens est opulentia.

gab es, daß der damalige Censor L. Crassus, einer der ersten Männer des Staates, das Atrium seines Hauses auf dem Palatin zuerst mit vier (nach andern sechs oder zehn) Säulen aus hymettischem Marmor schmückte, die er übrigens nicht zu diesem Zweck, sondern für das in seiner Aedilität erbaute Theater hatte kommen lassen; er wurde deshalb von Cn. Domitius, seinem Collegen in der Censur scharf getadelt, von M. Brutus mit dem Spottnamen „Palatinische Venus" belegt.[1] Das Haus des Crassus, das seinen Hauptwerth durch einen Garten mit sechs schönen alten Lotosbäumen erhielt (mit diesem ward es auf 6, ohne ihn auf 3 Mill. S. geschätzt — nach damaligem Geldwerth 350,820 und 175,410 Thlr.), stand jedoch dem Hause des Besiegers der Cimbern Q. Catulus Consul 102 (ebenfalls auf dem Palatin) und dem des rechtsgelehrten Ritters C. Aquilius (auf dem Viminal) nach, welches letztere damals allgemein für das schönste in Rom galt.[2] Dann war im Jahr 78 das Haus des damaligen Consuls M. Lepidus das schönste,[3] dessen Schwelle von dem bisher in Rom unbekannten numidischen Marmor (giallo antico) ebenfalls viel üble Nachrede veranlaßte.

Schnelle Zunahme des Bauluxus 78—44 v. Chr.

Aber fünfunddreißig Jahre später gab es schon mehr als hundert schönere Häuser in Rom. Diese riesenhafte Zunahme der Pracht und des Luxus der Bauten berichtet Plinius als eins der größten Wunder in der Geschichte der Stadt, nicht ohne nach seiner Art eine Sentenz über die Vergänglichkeit des Menschenlebens hinzuzufügen.[4] Das Wunderbare ist vielmehr, daß Rom, schon so lange seiner Bedeutung nach die erste Stadt der Welt, in baulicher Hinsicht bis dahin so sehr zurückgeblieben war;[5] so daß nun die Veränderungen der Privatbauten plötzlich in großem Umfange erfolgten, die sonst in aufblühenden Städten mehr allmälig einzutreten pflegen, wie sie z. B. Macaulay für die englischen in seiner Darstellung der

1) Plin. ib. XXXVI 7. An dieser Stelle gibt Plinius 6, an jener 4 Säulen an. Valer. Max. IX 1, 4 gibt 10 an, die zusammen 100,000 S. gekostet haben sollen.

2) Plin. ib. XVII 1, 2.

3) Id XXXVI 109.

4) Ib. 109.

5) Theil I³ S. 4.

ſeit dem Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts ſo gewaltig fortgeſchrittenen Kultur mehrfach nachgewieſen hat.[1] In Rom wurde die Verſäumniß aller frühern Zeiten in einem einzigen Menſchenalter nachgeholt. Jene fünfunddreißig Jahre vom Conſulat des Lepidus (dem Todesjahr Sullas) bis zum Todesjahr Julius Cäſars (78—44) waren eine Zeit der größten Eroberungen und Erwerbungen im Orient und Occident, es war die Zeit der Kriege des Q. Metellus Creticus, P. Servilius Iſauricus, Pompejus und Lucullus im Oſten, des Julius Cäſar in Gallien; das Reich erhielt die neuen Provinzen Bithynien und Pontus, Creta, Cilicien und Syrien. In dieſen Kriegen erbeuteten Feldherrn, Offiziere, Civilbeamte und Geſchäftsmänner (wie Pompejus Freigelaſſener Demetrius, der 4000 Talente d. i. 6,287,000 Thlr. hinterlaſſen haben ſoll)[2] ungeheure Reichthümer, die zum Theil zu den glänzendſten öffentlichen Bauten (ſelbſt temporären, wie das überprächtige Theater des Scaurus 58) verwendet wurden. Doch dieſe Pracht und Großartigkeit theilte ſich ſchnell auch den Privatbauten mit. Die größten der 360 Säulen, mit denen er ſeine Bühne geſchmückt hatte (von 38 Fuß Höhe), ließ Scaurus in dem Atrium ſeines Hauſes auf dem Palatin aufſtellen,[3] ſie waren aus ſchwärzlichem Marmor von der Inſel Melos, den zuerſt Lucull in Rom eingeführt hatte, und der daher der luculliſche hieß.[4] Der erſte der in ſeinem ganzen Hauſe (auf dem Cälius) nur Marmorſäulen hatte, und zwar Monolithe aus grün geädertem Cipollino (aus Caryſtos auf Euböa) und carrariſchem Marmor, war der römiſche Ritter Mamurra aus Formiä, Cäſars Feldzeugmeiſter in Gallien. Sein Haus legte, wie Plinius ſagt, ein beredteres Zeugniß von ſeinen ſchamloſen Plünderungen in Gallien ab, als die bittern Verſe, in denen Catull ſie ihm vorwarf. Er war auch der erſte, der ganze Wände mit Marmortafeln auslegte, alſo die (alexandriniſche) Inkruſtation in Rom einführte.[5] Salluſt konnte bereits von

1) Macaulay, History of England (Tauchnitz edition) III 341 f. (über Bath) 352 f. (über London).

2) Plutarch. Pompej. c. 2.

3) Plin. H. N. XXXVI 5, 6.

4) Plin. H. N. XXXVI 7.

5) Id. ib. XXXVI 48. Semper, der Stil I 493.

Paläſten ſprechen, die nach Art ganzer Städte gebaut ſeien.[1] Mit der Zunahme der Bauten ſtieg auch der Werth des Baugrundes (der Boden des in der belebteſten Gegend von Julius Cäſar erbauten Forums kam auf 100 Mill. S. — 5,847,000 Thlr. — zu ſtehn)[2] und die Höhe der Wohnungsmiethen. Sie war in Rom durchſchnittlich vier Mal ſo hoch als in den Städten Italiens.[3] Cälius wohnte in einem Miethhauſe des Clodius nach Ciceros Angabe für 10,000 S. (585 Thlr.) beſcheiden, ſeine Ankläger hatten das Dreifache angegeben und ihm dies als Verſchwendung vorgeworfen, zugleich damit Clodius ſein Haus höher verkaufen könne.[4] Cicero kaufte ſein Haus auf dem Palatin von Craſſus für 3½ Mill. S. (204,645 Thlr.).[5] Als er es bei ſeiner Rückkehr aus der Verbannung als Ruine wiederfand, bot ihm der Senat 2 Mill. Entſchädigung, wobei alſo der Werth des Bodens auf 1½ Mill. veranſchlagt worden wäre.[6]

Neue Steigerung des Bauluxus ſeit 31 v. Chr.

Einen neuen großen Aufſchwung nahm das Bauweſen in Rom nach der Schlacht bei Actium,[7] nicht bloß in Folge des durch den Weltfrieden wiederkehrenden Gefühls der Sicherheit, des ſteigenden Wohlſtandes, des Wachsthums der Bevölkerung, des Zuſtrömens von Capitalien, ſondern auch in Folge des von Auguſt ausgehenden Strebens, Rom mit dem Glanz und der Pracht auszuſtatten, welche die Würde der Hauptſtadt einer Weltmonarchie erforderte, die Backſteinſtadt in eine Marmorſtadt zu verwandeln. Im Zuſammenhang mit dieſem ſteigenden Bauluxus ſtand die wie es ſcheint im Großen

1) Sallust. Bell. Catilin. c. 12.

2) Drumann, R. G. III 318 u. 617.

3) Sueton. Caesar c. 38. Drumann, R. G. III 616, 52 (Erlaß der Miethe im J. 46). Dio XLVIII 9. (Erlaß im J. 41). Cic. ad Attic. I 6. Domum Rabirianam Neapoli quam tu jam dimensam et exaedificatam animo habebas, M'. Fontejus emit HS. CCCIↃↃↃXXX.

4) Cic. pro Caelio 7, 17.

5) Drumann, R. G. II 209.

6) Cic. ad Attic. IV 2, 5: Nobis superficiem aedium consules de consilii sententia aestimarunt HS. viciens: cetera valde illiberaliter. Die Angabe des Plin. H. N. XXVI 103, daß Clodius von Scaurus ein Haus auf dem Palatin für 14,800,000 S. kaufte, kann wol nicht richtig ſein. Einen Irrthum nimmt auch Drumann an R. G. II 367, 31.

7) Thl. I³ 4 f.

früheſtens in der ſpätern Zeit Auguſts betriebene Ausbeutung der von Vitruv noch gar nicht erwähnten[1] Brüche von Carrara, deren Blöcke und Balken ſo wie ſonſtiges Baumaterial[2] zur See nach Oſtia und von da ſtromaufwärts nach Rom geſchafft wurden.

Aeußerungen des Horaz über den neuen Bauluxus.

Die Gedichte des Horaz, die dieſem Zeitraum angehören,[3] ſind voll von den Eindrücken, die der nun in weiten Kreiſen ſich verbreitende Bauluxus auf die Freunde der frühern Einfachheit machte. Die „in neuer Art" gebauten Atrien großer Paläſte imponierten durch ihre Höhe,[4] und erregten durch ihre Wandpfeiler von Phrygiſchem Marmor (Paonazzeto) neidiſches Staunen.[5] Balken aus (weißem) Hymettiſchem Geſtein drückten dort Säulen, die im äußerſten Afrika gebrochen waren (aus giallo antico), an den vergoldeten Felderdecken[6] (wie man ſie zum erſten Male nach der Zerſtörung Carthagos am Capitoliniſchen Jupitertempel geſehen hatte)[7] glänzte Elfenbein. Zwiſchen den bunten Säulen der Höfe ſtanden Gebüſche und Baumgruppen,[8] plätſcherten Springbrunnen,[9] und Purpurdecken von einem

---

1) Vitruv. II 7.

2) Strabo V 222.

3) Die drei erſten Bücher der Oden ſetzt Bentley 29—22 v. Chr., Grotefend 31—19, Kirchner 39—18, Franke 36—24.

4) Vielleicht war das Atrium des Scaurus das erſte „im neuen Stil." Der Abſtand ſeiner Höhe von 38 (35, 8 pr.) F. gegen die frühere von 12 (11, 3 pr.) — falls man annehmen darf, daß das Atrium des Craſſus die gewöhnlichen Dimenſionen hatte — gibt jedenfalls eine Vorſtellung von der eingetretenen Veränderung, er entſpricht dem Abſtande des Bürgerhauſes vom Palaſt. Natürlich wurden auch die übrigen Dimenſionen in entſprechender Weiſe vergrößert.

5) Horat. C. III 1, 41—46.

6) Id. C. II 18, 1—5; 17—19; vgl. Marquardt, Hdb. V 2, 219.

7) Plin. H. N. XXXIII 57. Manil. Astron. V 287. Vgl. auch Varro R. R. III 1 f.

8) Horat. Epp. I 10, 22: nempe inter varias nutritur silva columnas. C. III 10, 5: nemus Inter pulchra satum tecta.

9) Ich kenne zwar nur eine Erwähnung eines Springbrunnens im Hofe aus jener Zeit. Sueton. Aug. c. 82: aestate — saepe in peristylo saliente aqua — cubabat. Doch wird man ſie, nach Analogie der Pompejaniſchen Häuſer, in Rom um ſo eher vorausſetzen dürfen, als die Anlage dort leicht war. Vgl. Becker, Gallus II³ 221 f.

Säulendach zum andern gespannt hielten die Sonnenstrahlen ab und warfen einen rothen Schimmer auf das Pflaster oder den Moosteppich des Bodens.[1] Wie allgemein die schon vor Sulla in Rom aufgekommenen[2] Mosaikfußböden damals waren, mag man daraus entnehmen, daß Cäsar sie sogar auf Feldzügen mit sich führte, um sie in seinem Zelte auslegen zu lassen.[3] Mit den Schilderungen des Horaz stimmen die gleichzeitigen Angaben und Vorschriften für den Bau eines vornehmen Hauses, die Vitruv gibt, wohl überein.[4] Für Männer von hohem Stande, sagt er, muß man königliche hohe Vorhöfe, sehr weite Atrien und Peristylien, Parke und geräumige Wandelbahnen von imposanter Wirkung, ferner Bibliotheken, Gemäldegallerien, Basiliken in derselben Großartigkeit wie bei öffentlichen Bauten anlegen.

Zunahme des Bauluxus bis 69 n. Chr.

Der Luxus der Paläste war aber während der Zeit von August bis auf Neros Tod in vielen Stücken noch sehr im Steigen begriffen, da die großen Familien damals noch durch fürstliche Pracht zu glänzen und einander zu überbieten strebten:[5] und wenn auch seit Vespasian eine Abnahme des Luxus überhaupt eintrat, so werden nichtsdestoweniger auch später noch Prachtbauten genug entstanden sein, die sich mit den frühern messen konnten. Gegen das Ende von Tibers Regierung sagt Valerius Maximus, daß ein Palast, der mit seinem ganzen Zubehör (d. h. namentlich Garten) vier Morgen Landes einnahm, für eine enge Wohnung galt.[6] Wenn dies übertrieben sein mag, so ist die gleichzeitige Aeußerung des Vellejus Paterculus gewiß buchstäblich zu nehmen: wer für eine Jahresmiethe von 6000 S. (435 Thlr.) wohne, werde kaum für einen Senator gehalten.[7] Diese Aeußerung ist freilich zugleich geeignet vor zu weit gehenden Vorstellungen von der Allgemeinheit des Luxus der Wohnungen zu warnen, da im heutigen London, Paris oder Berlin auch

1) Ovid. Metam. X 595 sq. Plin. H. N. XIX 25.
2) Marquardt, Hdb. V 2, 227.
3) Sueton. Caesar c. 46.
4) Vitruv. VI 8, 2 ed. Rose et Mueller-Struebing.
5) Tac. A. III 55.
6) Valer. Max. IV 4.
7) Vellej. Paterc. II 10, 1.

wol die dreifache Summe für einen Würdenträger von dem Range eines römischen Senators zur Jahresmiethe kaum hinreichen würde; während man doch gewiß den Sachwerth des Geldes in jener Zeit nicht dreifach so hoch anrechnen kann, als den heutigen.

Größe der Paläste.

Ob der Umfang der Paläste seit der Zeit Tibers noch zugenommen hatte, läßt sich wenigstens aus der Phrase Senecas, daß sie Städten gleich waren,[1] die Ausdehnung von Landgütern hatten,[2] nicht entnehmen, da ja schon Sallust sich ähnlich ausdrückt. Die Bauart der großen römischen Häuser rechtfertigt diese rhetorischen Uebertreibungen wenigstens einigermaßen. Schon weil sie in der Mitte immer, zuweilen wol auch auf den Flügeln, nur ein Stockwerk hatten, nahmen sie stets ein verhältnißmäßig großes Areal ein, sodann weil ihnen wol gewöhnlich Gärten und Parke nicht fehlten und sie auch sonst eine Menge von Baulichkeiten und Anlagen umschlossen, wie sie ja zum Theil Vitruv schon erwähnt, als Springbrunnen, Bäder, Säulenhallen und Fahrbahnen, wo denn freilich zuweilen bei aller Pracht und Großartigkeit die eigentlichen Wohnräume zu kurz gekommen waren.[3] Angaben über Werthe und Preise solcher Besitzungen in Rom fehlen. Für den Preis von 100 bis 200,000 S., den Martial ein Mal angibt,[4] kann nur ein kleines ohne Luxus gebautes Haus zu haben gewesen sein. Denn nach Juvenal konnte ein Bad allein 600,000 S. kosten, ein Säulengang noch darüber;[5] und daß diese Summen nicht zu hoch, vielmehr für manche derartige Bauten zu niedrig gegriffen sind, zeigt die Angabe, daß Fronto (ein nicht reicher Senator) ein Bad für 350,000 S. baute,[6] noch mehr aber die unten anzuführende Beschreibung des Bades des Claudius Etruscus.

Luxus der architektonischen Dekoration.

Ein Luxus aber, der wol in der ganzen Geschichte der Baukunst ohne Beispiel ist, wurde mit der architektonischen Dekoration

1) Seneca epp. 90, 43.
2) Id. ib. 114, 9.
3) Martial. XII 50. Vgl. Olympiodor. apud Phot. Biblioth. ed. Bekker p 63 A.
4) Martial. XII 66.
5) Juvenal. VII 178 sq.
6) Thl. I³ 206, 1.

getrieben. Mit dem Gebrauch des farbigen Marmors zu Säulen kam auch die altasiatische Bekleidung der Wände mit bunten Steinarten und andern kostbaren Materialen auf, die sich ebenfalls unter Auguſt zu verbreiten anfing.[1] Vitruv berücksichtigt sie noch nicht; zuerst eifert Seneca gegen den Luxus der Wände, „die von mächtigen und kostbaren Marmorfüllungen strahlen, in denen alexandrinische Tafeln mit numidischen contrastiren."[2] Neben den Bekleidungen der Wände mit Marmortafeln aus dem Vollen wurde es bereits unter Claudius Mode, Stücke aus ganzen Platten herauszuschneiden, und die Vertiefungen mit andern Steinen auszulegen; so war man im Stande allerhand Gegenstände und Thiere darzustellen und, wie Plinius sagt, „mit dem Steine zu malen." Zwei in dieser Weise eingelegte Marmorinkrustationen sind auf dem Palatin gefunden worden. Unter Nero wurden dann durch Einsetzen von bunten Adern und Drüsen in Tafeln von anders gefärbten Gesteinarten Fantasiemarmore hergestellt.[3]

Inkrustation der Wände mit buntem Marmor.

Ueberhaupt aber nahm die Verschwendung kostbarer und seltener, namentlich farbiger Steinarten im Laufe des ersten Jahrhunderts ungemein zu. In einem von dem Freigelassenen Caligulas Callistus erbauten Speisesaal sah Plinius dreißig Säulen aus orientalischem Alabaster: vier kleinere Säulen aus diesem Stein hatte Cornelius Balbus in seinem (unter Auguſt erbauten) Theater der Merkwürdigkeit halber aufstellen lassen.[4] Neue Steinbrüche wurden im Laufe der Kaiserzeit eröffnet: so namentlich unter Claudius die Porphyrgruben Aegyptens am rothen Meer;[5] nach den vorhandenen Ueberresten müssen mehr als vierzig in Betrieb gewesen sein, die für die Architektur Roms Luxusmaterial lieferten.[6] In dem kleinen prachtvollen Bade, das der Sohn des Claudius Etruscus erbaute, waren nach der Beschreibung des Statius oft gesehene, wenn auch kostbare Marmorarten angeblich

überhaupt Verschwendung kostbarer farbiger Steinarten.

1) Semper, der Stil I 495 f.

2) Seneca Epp. 86, 6.

3) Helbig, Beitr. zur Erklärung d. campan. Wandbilder. N. Rhein. Mus. XXV (1870) S. 397. Plin. H. N. XXXV 2 sq.

4) Plin. H. N. XXXVI 60.

5) Letronne, Recueil I 136 ff.

6) Klügmann, in dem S. 67, 1 angeführten Aufsatz.

als zu gering gar nicht verwendet, wie der thasische, carystische, der Schlangenmarmor (ophites) und jener Alabaster (onyx).[1] Kaum war der grüne lakonische Serpentin zugelassen, um große Tafeln des weißen violett gefleckten synnadischen (pavonazzetto) in langen Leisten einzufassen; auch sah man hier einen schneeweißen phönicischen Marmor, den Plinius noch nicht zu kennen scheint. Die Gewölbe glänzten mit bunten Bildern aus Glasmosaik, aus silbernen Röhren sprang das Wasser in silberne Becken, durch das von Marmor eingefaßte Bassin war fließendes Wasser geleitet, so klar, daß man das bloße Marmorpflaster zu sehen glaubte; der Ballspielsaal hatte einen von unten zu erwärmenden Fußboden.[2] Daß die Verschwendung bunter Steinarten bei Prachtbauten damals durchaus gewöhnlich war, zeigen andere Beschreibungen des Statius und Martials. Bei dem letztern baut ein reicher Mann Thermen aus carystischem, synnadischem, numidischem, lakonischem Marmor.[3] Von den Villen jener Zeit und von Domitians Palast wird unten die Rede sein. Unter Hadrian mag der Luxus der farbigen Steinarten seine größte Höhe erreicht haben, beliebt aber ist er bis ins späte Alterthum geblieben.

Reichthum des Marmorlagers am Aventin.

Erst ganz kürzlich hat die Entdeckung des antiken Marmorlagers am Flußhafen des Tiber unter dem Fuße des Aventin einen neuen überraschenden Einblick in die Marmorpracht des kaiserlichen Rom gewährt. Bereits jetzt sind dort ungefähr 1000 Steinmassen gefunden, unter den Arten herrschen die zu architektonischen Zwecken dienenden farbigen ganz überwiegend vor. „Als Marmorniederlage wurde der Ort nachweislich in der Zeit von Nero bis Marc Aurel benutzt, aber wol auch noch etwas länger, bis ins dritte Jahrhundert hinein, und was hier an Marmor gefunden ist, kann man als den Ueberschuß ansehn, der von den ungeheuren Lieferungen aus den Stein-

1) Wenn Martial in der Beschreibung desselben Bades sagt VI 42, 14. 15:

Siccos pinguis onyx anhelat aestus
Et flamma tenui calent ophitae;

so scheint Statius S. I 5, 36 mit den Worten: Moeret onyx longe, queriturque exclusus ophites diese Angabe geflissentlich als ungenau korrigieren zu wollen.

2) Th. I[3] 81, 3.

3) Martial. IX 75, 6.

brüchen bei den Bauten der Flavier und Antonine nicht zur Verwendung gekommen ist.“[1]

Anwendung des Glases, des Gold- und Silberblechs zu dekorativen Zwecken.

Die Anwendung des Glases zu dekorativen Zwecken wurde ebenfalls früh übertrieben. Schon Seneca spricht von gewölbten Decken, die hinter Spiegelglas verschwinden.[2] „Der Boden Roms ist gleichsam übersät mit Glasscherben, Resten von Wand- und Fußbodenbekleidungen aus künstlich gemustertem und skulptirtem Glase. Zu Veji fand man einen Fußboden von compaktem Glase von der Größe des Zimmers. Kameenartig geschliffene, zweifarbige Gläser (nach Art der Portlandvase) finden sich zum Theil noch mit den Stucküberresten der Mauer, in die sie gefügt waren. Auch fehlt es nicht an Bruchstücken ächter Glasmalerei.“[3] Die Uebertragung der Glasmosaik auf Gewölbe erwähnt Plinius als neue Erfindung.[4] Derselbe erwähnt auch bereits die Bekleidung der Wände mit vergoldeten Platten,[5] einen Luxus der in dem goldenen Hause Neros seinen Höhepunkt erreichte. „Im 17. Jahrhundert fand man auf dem Aventin eine Stube, deren Wände hinter vergoldeten Bronzeplatten mit inkrustirten Medaillen verschwanden, auf dem Palatin eine ganz mit Silberblech inkrustirte Stube, in welches edle Steine eingelassen waren.“[6] Dies wie andere Erfindungen eines ausschweifenden Luxus der Architektur rührt wol aus Neros Zeit her: so die Construktion beweglicher Felderdecken, besonders in Speisesälen, die dann bei jedem Gange der Mahlzeit einen andern Anblick boten.[7]

Bewegliche Felderdecken.

Sogenannte Armenzimmer.

Zuweilen contrastirten in den Palästen jener Zeit mit dieser Ueberpracht sogenannte „Armenzimmer,“ deren künstliche Einfachheit ohne Zweifel den Glanz der übrigen Räume noch wirksamer machen sollte.[8]

Das goldene Haus des Nero.

Doch all dieser Glanz erblich vor der Feenpracht der beiden Paläste Caligulas und Neros, „die die ganze Stadt umfaßten.“[9] Von dem erstern wissen wir nichts; der letztere „das goldene Haus,“

1) (Klügmann) Die antike Marmorata in Rom: Im neuen Reich 1871 S. 56 ff. Die Abhandlung von Bruzza in d. A. d. J. 1870 ist mir leider noch nicht zugänglich. Verzeichnisse der Hauptarten Marquardt, Hdb. V 2, 221 f. Reumont, G. d. St. Rom I 272.

2) Seneca Epp. 86, 6. 3) Semper a. a. O. I 504. 4) Plin. H. N. XXXVI 189. 5) Id. ib. XXXV 2. 6) Semper a. a. O. I 504. 7) Seneca Epp. 90, 5. 8) Becker, Gallus I³ 109 f. 9) Plin. H. N. XXXVI 111.

nach dem Brande im J. 64 von neuem begonnen,[1] zog sich vom Palatin durch das Thal an dessen nordöstlichem Abhange auf den Esquilin hinauf, wo er sich an die kaiserlichen Gärten des Mäcenas anschloß, und wurde von mehrern Straßen durchschnitten. Auf dem Vorplatze stand ein Koloß Neros von mehr als 100 Fuß Höhe. Der Palast schloß unter andern dreifache Säulenhallen von der Länge einer römischen Meile (4711′ pr.) ein, einen Teich „gleich einem Meer," umgeben von Gebäuden, nach Art einer Stadt; ländliche Anlagen mit Feldern, Weingärten, Wiesen und Wäldern, darin eine Menge zahmer und wilder Thiere aller Art. Säle und Zimmer waren mit Gold überzogen, mit Edelsteinen und Perlmutter ausgelegt, „Liebesgemächer" mit Perlen tapeziert.[2] Die herrlichsten aus Griechenland und Kleinasien zusammengeraubten Bildwerke waren zur Dekoration verwendet.[3] Von den damaligen bei der Ausschmückung beschäftigten Künstlern nennt Plinius einen durch seine blühende Farbe ausgezeichneten Maler (Amulius oder Fabullus).[4] Neue Erfindungen und Entdeckungen wurden hier verwerthet: ein Fortunatempel war aus einem in Kappadocien gefundenen so durchscheinenden Stein erbaut, daß er auch bei geschlossenen Thüren hell blieb.[5] Die elfenbeinerne Täfelung der Decken der Speisesäle konnte verschoben werden um Blumen oder aus Röhren wohlriechende Wasser auf die Speisenden herabzuschütten. Der Hauptspeisesaal war ein Kuppelsaal, der sich Tag und Nacht um seine Axe drehte.[6] Die Bäder enthielten Meer- und Mineralwasser. Als der Palast soweit vollendet war, daß Nero ihn beziehen konnte, äußerte er seine Zufriedenheit dahin, daß er sagte, er fange nun an, wie ein Mensch zu wohnen. Otho bewilligte zur Fortsetzung des Baues 50 Mill. Sest. (3,625,350 Thlr.).[7] Vitellius fand das bereits Fertige einer kaiserlichen Wohnung unwürdig,[8] Vespasian ließ den größten Theil einreißen und er und Titus ersetzten das Zerstörte durch Gebäude, die dem Vergnügen des Volks gewidmet waren, das Amphitheater erhob sich an der Stelle

---

1) Sueton. Nero c. 31. Vgl. Becker, Hdb. I 431 ff.

2) Plin. H. N. XXXVII 17; vgl. S. 54, 5.

3) Ib. XXXIV 84. 4) Ib. XXXV 120. 5) Ib. XXXVI 163. 6) Vgl. Varro R. R. III 5. 7) Sueton. Otho c. 7. 8) Cass. Dio LXV 4.

des großen Teichs, die Thermen des Titus auf dem Esquilin.[1] Den Koloß Neros verwandelte Vespasian in einen Sonnengott, sein Postament ist noch vorhanden.[2]

Der Palast Domitians.

Unter den Palastbauten der spätern Kaiser zeichneten sich die Domitians durch ihre Pracht aus.[3] Plutarch sagt, daß in dem von ihm erbauten (vierten) Jupitertempel auf dem Capitol die Vergoldung mehr als 12,000 Talente (18,861,000 Thlr.) gekostet habe; doch wer erst in seinem Palast einen Säulengang oder eine Halle, ein Bad oder eine Wohnung seiner Maitressen sähe, der müsse sagen: der Erbauer habe gleich Midas seine Freude daran gefunden, durch seine Berührung alles in Gold zu verwandeln.[4] Der gewaltige erhabene Bau ruhte nach Statius preisender Schilderung nicht auf hundert Säulen, sondern auf so vielen, daß sie den Himmel stützen könnten, und schloß weite offene Räume ein; dort wetteiferte numidischer, synnadischer, chiischer, carystischer Marmor und Granit aus Syene, nur die Postamente der Säulen waren aus carrarischem Stein: die Höhe so groß, daß der ermüdete Blick kaum die Kuppelwölbungen, die vergoldeten Deckenfelder erreichen konnte.[5]

b. Villen und Gärten.

War aber in Rom selbst der Bauluxus durch die verhältnißmäßige Beschränktheit des Stadtgebiets und den hohen Werth des Bodens vielfach behindert, so konnte dagegen auf den ungeheuern Gütern der Großen, in den Villen die Leidenschaft des Bauens sich um so schrankenloser befriedigen.[6] Durch die Ungesundheit Roms im Sommer und Frühherbst wurde die Neigung zum Landleben genährt, eine regelmäßige Villegiatur für die höhern Stände zum Bedürfniß. Ausgedehnte Besitzungen gewährten schon in der letzten Zeit der Republik die Wahl zwischen verschiedenen, gleich anmuthigen Aufenthalten.[7] Die Zunahme der Villenbauten trieb die Preise der

---

1) Martial. spect. 2. 2) Becker, Hdb. I 220 A 341. 3) Becker, Hdb. I 433 f. 4) Plutarch. Poplic. c. 15. 5) Stat. S. IV 2, 18—31.

6) Tac. A. III 32: villarum infinita spatia.

7) Villen des Pompejus: Drumann, R. G. IV 538 f., des Hortensius III 105, des Cicero VI 387 ff., Lucull IV 167.

günſtig gelegenen Grundſtücke ſehr in die Höhe. Wenn freilich Lucull für die Miſeniſche Villa des Marius, die von Cornelia (Mutter der Gracchen) mit 75,000 Denar bezahlt worden war, 2,500,000 Denar zahlte: ſo iſt unberechenbar, wie viel Verſchönerungen und Bauten zu einer ſo enormen Preisſteigerung beigetragen haben mögen.[1]

Zunahme und gesteigerter Luxus der Villenbauten seit 31 v. Chr.

Noch mehr griff nach der Schlacht bei Actium die Bauluſt in ganz Italien um ſich. Bald, meinte Horaz, würden die fürſtlichen Paläſte dem Pfluge nur wenige Morgen Landes übrig laſſen, immer weiter die künſtlichen Teiche am Lucrinerſee ſich ausdehnen, die Platane überall die rebenumſchlungene Ulme verdrängen, an Stelle fruchtbarer Oelpflanzungen Myrten- und Lorbeerhaine Schatten und Veilchenbeete Duft ſtreuen, an Stelle des naturwüchſigen Raſens Säulenhallen, vor Sonne und Nordwind Schutz gewährend, ſich erheben.[2] Die Senatoren wurden überdies wiederholt durch Senatsbeſchlüſſe und Verordnungen zu Güterankäufen in Italien genöthigt,[3] und dieſe Erwerbungen bewirkten natürlich auch eine Vermehrung der Villenbauten. Wollten ſie im Hochſommer die reine Gebirgsluft des Sabiner- oder Albanergebirges athmen, im Frühling oder Spätherbſt von der ſchmeichelnden Wärme des ſüditaliſchen Himmels umfangen ſein, in der berauſchenden Schönheit und Pracht der Küſte des Golfs von Neapel ſchwelgen, in der Abgeſchiedenheit und Stille der Platanenhaine an einem oberitalieniſchen See das Getreibe Roms vergeſſen: überall ſtanden wohnliche Landhäuſer oder glänzende Paläſte zu ihrem Empfange bereit.[4] Der jüngere Plinius, der nur ein mäßiges Vermögen beſaß, hatte Beſitzungen in Etrurien (bei Tifernum Tiberinum) bei Comum, im Beneventeniſchen, mehrere Villen am Comerſee und einen Landſitz bei Laurentum.[5] Der in jener Zeit viel genannte Redner Regulus, deſſen Vermögen ſich auf beinah 60 Millionen S. (4,350,000 Thlr.) belief,[6] beſaß Güter in Umbrien, bei Cales, in Etrurien, bei Tusculum und in der Campagna an der Straße nach Tibur.[7]

---

1) Plutarch. Marius c. 34. Cic. ad Att. IV 2, 5 consules—aestimarunt — (valde illiberaliter): Tusculanam villam quingentis milibus: Formianum HS ducentis quinquaginta milibus.

2) Horat. C. II 15. 3) Th. I³ 204 A 5. 4) Th. I³ S. 205. 5) Th. I³ 208 f. 6) Plin. epp. II 20. 7) Martial. VII 31, 9 u. I 12; 82.

Nicht ſelten wurde der Luxus und die Koſtſpieligkeit der Villenbauten durch die Ueberwindung von Bodenſchwierigkeiten geſteigert. Von der Villa des Pollius Felix bei Sorrent rühmt Statius, daß die Natur ſich dort dem Willen des Menſchen unterworfen und Dienſte thun gelernt habe. „Wo du jetzt eine Ebene ſiehſt, war ein Berg, wo du unter Dach wandelſt, eine Wildniß; wo du hohe Bäume erblickſt, war nicht einmal Erde — ſchau hier, wie das Geſtein ſein Joch tragen lernt, der Palaſt vordringt, der Berg auf das Geheiß des Herrn zurückweicht.“ Klippen im Meer waren in Weinberge verwandelt und die Nereiden pflückten hier im Schatten der Nacht ſüße Trauben.[1] In der Villa bei Cumä, in der Servilius Vatia, ein reicher Mann von prätoriſchem Range unter Tiber ſein Alter in thatloſem Genuß verbrachte, waren zwei mit großer Arbeit ausgeführte künſtliche Höhlen, von der Ausdehnung der größten Atrien, die eine traf die Sonne niemals, die andere beſchien ſie bis zum ſpäten Abend. Ein Kanal vom Meer zum Acheruſiſchen See geführt durchſchnitt einen Platanenhain; hier wurde gefiſcht, wenn das Meer zu ſtürmiſch war. Die Villa bot die Annehmlichkeiten des benachbarten Bajä ohne deſſen Unannehmlichkeiten.[2] Die Vorliebe für das Meer und der Wunſch es aus unmittelbarſter Nähe zu genießen veranlaßte, wie es ſcheint, häufig koſtbare Waſſerbauten, deren Mauern, wie Ovid ſagt, die blauen Wellen verdrängten.[3] Auch Horaz ſpricht wiederholt von den das Meer füllenden Quadermauern.[4] Wo immer ſich das Meer zu einer Bucht krümmt, ſagt Seneca, da legt ihr ſogleich eure Fundamente und ſchafft künſtlich neuen Boden.[5] Noch ſind Ueberreſte dieſer ins Meer gebauten Paläſte bei Antium und ſonſt unter dem Waſſerſpiegel ſichtbar. Auch an den Küſten der Provinzen waren künſtliche Waſſerbauten. Auf den Gütern des reichen Sophiſten Damianos von Epheſos am Meer waren künſtliche Inſeln und Hafendämme, die für landende und abfahrende

Ueberwindung von Bodenſchwierigkeiten.

Bauten im Meer.

1) Stat. Silv. II 2, 52 ff. u. 98 ff.
2) Seneca epp. 55, 6.
3) Ovid. Am. III 126.
4) Horat. C. III 24, 3; die Interpolation c. III 1, 33; Epp. I 1, 83.
5) Seneca Epp. 89, 21.

Laſtſchiffe die Ankerplätze ſicherten. Seine Häuſer in der Vorſtadt waren theils nach Art der Stadtwohnungen, theils grottenartig eingerichtet, all ſeine Ländereien mit ſchattigen Fruchtbäumen bepflanzt.[1]

Die Villen des jüngern Plinius.

Wir haben beinahe gleichzeitige Schilderungen ſowol prachtvoller als beſcheiden eingerichteter Villen, die letztern von dem j. Plinius,[2] die erſtern von Statius. Die Laurentiniſche und toscaniſche Villa des Plinius waren durch ebenſo ſchöne als geſunde Lage die eine am Meer, die andere im Thale des Tiber am Abhange der Apenninen ausgezeichnet, ſie boten die mannigfachſten, für alle Tages- und Jahreszeiten paſſenden Räume, und aus allen Fenſtern andere immer reizende Ausſichten. Die Einrichtung war freundlich, bequem und zierlich, doch faſt ganz ohne eigentlichen Luxus. Mit Ausnahme von vier kleinen Säulen aus caryſtiſchem Marmor, die einen Weinſtock in der toscaniſchen Villa ſtützten, war hier wie dort nur weißer Marmor, und ſelbſt dieſer allem Anſchein nach ſpärlich verwendet; oder die Wände mit einfachen Malereien geſchmückt; in der Laurentiniſchen Villa waren die Oeffnungen von zwei bedeckten Gängen mit Frauenglas geſchloſſen. Sie hatte keinen Springbrunnen,[3] die toscaniſche mehrere. Die Gärten und Anlagen enthielten nur die gewöhnlichſten dem Boden zuſagenden Pflanzen und Bäume, dort Veilchen, Bux, Rosmarin, Weinſtöcke, Maulbeer- und Feigenbäume, hier Roſen, Acanthus, Bux, Weinſtöcke, Lorbeer, Platanen, zum Theil mit Epheu bekleidet, und Cypreſſen.

Die von Statius beſchriebenen Villen.

Die eine der beiden von Statius geſchilderten Villen, die ſich der reiche Puteolaner Pollius Felix auf der Höhe von Sorrent erbaut hatte, iſt bereits wegen der großen bei ihrer Anlage ausgeführten Bodenarbeiten erwähnt worden. Unmittelbar am Ufer erhob ſich ein warmes Bad mit zwei Kuppeln, ein Tempel des Neptun

1) Philostrat. Vitt. soph. II 23, 3.

2) Plin. Epp. II 17; V 6.

3) Die Allgemeinheit der Springbrunnen in Gärten zeigt Quintilian. VIII 3, 8: An ego fundum cultiorem putem, in quo mihi quis ostenderit lilia et violas et anemonas, [et] fontes surgentes, quam ubi plena messis aut graves fructu vites erunt? Sterilem platanum tonsasque myrtos quam maritam ulmum et uberes oleas praeoptaverim? Habeant illa divites.

und einer des Herkules; ein Säulengang, vor der Stadt (Sorrent) erbaut, führte einen gewundenen Weg entlang zur Villa hinauf. Ihre Gemächer boten die mannigfachſten Blicke auf das Meer und die Inſeln. Vor allen andern Theilen des Gebäudes ragte ein Saal oder Flügel hervor, der die Ausſicht gerade über den Golf nach Neapel hatte; er war mit buntem Marmor aus den geſuchteſten Brüchen Griechenlands, Kleinaſiens, Numidiens und Aegyptens verſchwenderiſch ausgeſtattet. Man ſah überall koſtbare Gemälde und Skulpturen alter Künſtler und Porträts von Feldherrn, Dichtern und Philoſophen.[1] Auf der Beſitzung des Manilius Vopiscus bei Tibur[2] ſtanden zwei Paläſte an den beiden Ufern des Anio einander gegenüber, an einer Stelle, wo der Strom ruhig dahin floß, während er ober- und unterhalb mit lautem Krachen ſchäumend über Felſen ſtürzte; man konnte von einem Ufer zum andern ſich ſehen und ſprechen, faſt die Hände reichen. Dichter und hoher Wald trat bis an den Rand des Waſſers, deſſen Fläche das Laub widerſpiegelte, weithin lief die Welle durch Schatten. Hier war es auch in den Tagen der Siriushitze kühl und der Brand der Juliſonne vermochte nicht ins Innere der Wohnräume zu dringen. Dieſe prangten mit vergoldeten Deckenbalken, mit Thürpfoſten aus gelbem Marmor, mit Wandbekleidungen, auf denen Malereien durch Einlegung bunter Adern ausgeführt waren,[3] mit koſtbaren Moſaikfußböden, zahlreichen Kunſtwerken aus Bronze, Elfenbein, Gold und Edelſteinen von berühmten Meiſtern; eine Waſſerleitung verſah jedes Gemach mit ſeinem eignen Quell. Auch hier wechſelte in jedem Zimmer die Ausſicht, bald blickte man auf uralte Haine, bald auf den Strom, überall war Ruhe und Stille und das ſanfte Gemurmel der Wellen wiegte die Schläfer ein: dicht am Ufer des Anio war ein warmes Bad. Mitten in einem der beiden Paläſte ſtand ein ſchöner Baum, deſſen Wipfel über das Dach hinausragte. Ein Obſtgarten, der dem Dichter die Gärten des Alcinous und der Circe zu übertreffen ſchien, lag

1) Stat. S. II 2.

2) Id. ib. I 3.

3) I 3, 34: Picturata lucentia marmora vena; offenbar iſt die oben S. 65, 3 beſchriebene Malerei gemeint, und Bentleys Conjektur Luna ſt. vena falſch.

bei der Villa.[1] Niebuhr ertheilt den Gedichten des Statius das Lob, daß ſie die rechte Farbe des Landes an ſich tragen, daß man ſie in Italien beſonders gern lieſt;[2] und wol mag man ſich in jenen Gegenden in ſie vertiefen, wenn man ſich aus Trümmern ein Schattenbild der Pracht heraufrufen will, die ſich einſt mit dem Zauber einer herrlichen Natur verband, um das Daſein der Reichen und Großen beneidenswerth zu machen. Vielleicht nirgend fühlt man ſich zu ſolchen Betrachtungen ſo ſehr aufgefordert als wenn

Die tiburtiniſche Villa Hadrians.

man die meilenweite, von unermeßlichen Trümmern erfüllte grüne Wildniß durchwandert, die einſt die tiburtiniſche Villa Hadrians war. Sie enthielt architektoniſche und ohne Zweifel auch landſchaftliche Nachbildungen der Orte und Gegenden, die das Intereſſe Hadrians auf ſeinen mehrjährigen Reiſen durch alle Provinzen ſeines Reichs am meiſten erregt hatten: es gab dort ein Lyceum, eine Academie, eine Pöcile, ein Prytaneum, ein Canopus, ein Tempe; auch eine Unterwelt.[3] Vielleicht waren ſolche Nachbildungen auf den Villen der faſt immer vielgereiſten Großen nicht ſelten, wenigſtens befand ſich auf einer Beſitzung Severs, der die Denkmäler Aegyptens mit beſondrer Aufmerkſamkeit in Augenſchein genommen hatte, ein Mem-

Die Villa der Gordiane.

phis, auf einer andern ein Labyrinth.[4] Unter den Villen der ſpätern Zeit verdient die der Gordiane an der Präneſtiniſchen Straße Erwähnung. Sie enthielt unter andern einen viereckigen mit 200 Säulen von gleicher Höhe geſchmückten Raum (tetrastylum), von denen je funfzig aus giallo antico, cipollino, pavonazetto und rothem Porphyr waren; drei hundert Fuß lange Baſiliken, Thermen wie es deren außer Rom nirgend in der Welt gab, und alles Uebrige in demſelben Maßſtabe und Stil.[5]

Vergleichung der römiſchen Villen mit engliſchen Schlöſſern.

Eine Vergleichung des römiſchen Palaſt-, Villen-, Park- und Gartenluxus mit dem gegenwärtigen wäre ſchon darum ſchwierig, weil dieſer Luxus im Alterthum zum Theil durch ganz andere Ein-

1) Stat. S. I 3.
2) Niebuhr, Vortr. über R. G. III 209.
3) H. A. v. Hadr. c. 26.
4) Th. II² 80, 6. 5) H. A. Gordian. tert. c. 32.

flüſſe bedingt und auf ganz andere Dinge gerichtet war als in der heutigen Welt. Am meiſten eignen ſich vielleicht zu einer ſolchen Vergleichung die am genaueſten beſchriebenen Schlöſſer engliſcher Großen. Woburn Abbey, ein Schloß der Familie Bedford, bildet „mit ſeinen Ställen, Reitbahn, Statuen- und Bildergallerie, Gewächshäuſern und Gärten eine kleine Stadt," und iſt ein „ſo vollendetes Ganze des raffinirten Luxus," wie es nur eine ſeit Jahrhunderten darauf gerichtete Kultur hervorbringen konnte. Unter den verſchiedenen Gärten beſteht z. B. eine unermeßliche Pflanzung nur aus Azalien und Rhododendron; in dem chineſiſchen Garten zeichnet ſich der Milchkeller aus, der als chineſiſcher Tempel gebaut iſt, mit einem Ueberfluß von weißem Marmor und buntem Glaſe, in der Mitte ein Springbrunnen u. ſ. w. Das Aviary beſteht aus einem ſehr großen eingezäunten Platz und hohen Pflanzungen und einer Cottage nebſt einem kleinen Teich in der Mitte, die Wohnungen der unzähligen zum Theil ausländiſchen und ſeltenen Vögel ſind von Eichenzweigen mit Draht umflochten, die Decke gleichfalls von Draht, die Sträucher Immergrün. Der Park hält vier deutſche Meilen, Aſhridge Park, der Sitz der Grafen von Bridgewater über drei im Umkreiſe; den letztern zieren 1000 Stück Wild und unzählige Gruppen von Rieſenbäumen; Pleasureground und Gärten ſind noch größer als in Caſhburypark.[1] Und doch koſtet die Unterhaltung von Caſhbury Park (Sitz des Grafen Eſſex) mit prachtvollem Park, Gewächshäuſern und Gärten jährlich 10,000 Lſtr.[2] Warwick Caſtle iſt „ein Zauberort." Die Geſellſchaftszimmer ziehn ſich auf beiden Seiten der Halle 340 Fuß in ununterbrochener Reihe hin. Acht bis vierzehn Fuß dicke Mauern bilden in jedem Fenſter, welche auch 10—12 Fuß breit ſind, ein förmliches Cabinet mit den ſchönſten und mannigfaltigſten Ausſichten.[3] Auch franzöſiſche und ruſſiſche Schlöſſer dürften ſich übrigens zur Vergleichung mit den altrömiſchen Villen eignen. In Alupka, einer Beſitzung des Fürſten Woronzow auf der Krimm ſah Haxthauſen einen Palaſt, der bis dahin ſchon 7 Mill. Rubel

1) Briefe eines Verſtorbenen III 213. 216 ff.
2) Ebdaſ. III 208 ff.
3) Ebdaſ. III 223 ff.

gekoſtet haben ſollte, und im Innern noch lange nicht vollendet war.[1]

Der römiſche Bauluxus vielleicht unerreicht. Die Bauluſt die Hauptleidenſchaft der Reichen und Großen.

Während die Pracht der engliſchen Schlöſſer das Produkt einer fortgeſetzten Arbeit von Jahrhunderten iſt, waren die römiſchen Paläſte der Kaiſerzeit ſehr junge Bauten, da Rom wie bemerkt erſt im letzten Jahrhundert v. Chr. palaſtartige Gebäude erhielt. Nichtsdeſtoweniger iſt vielleicht der Bauluxus der Zeit von Auguſt bis auf Veſpaſian in keiner andern Zeit erreicht worden. Vieles vereinigte ſich damals, um den Luxus gerade auf dieſem Gebiet zu einem beiſpielloſen zu machen. Die im römiſchen Weſen tief begründete, durch die Weltherrſchaft aufs höchſte entwickelte Richtung auf das Impoſante und Koloſſale, die leicht ins Maßloſe und Ungeheure ausſchweifte, konnte ſich in der „Maſſenhaftigkeit und Weiträumigkeit" der Gebäude, und nicht bloß der öffentlichen, volles Genüge thun. Mit dem Triebe, die eigene Exiſtenz würdig, glanzvoll und prächtig zu geſtalten und darzuſtellen, verband ſich die ſtolze Luſt des Triumphs über ſcheinbar unüberſteigliche Hinderniſſe und die durch die Sclaverei genährte und geſteigerte Gewohnheit, ſelbſt augenblickliche Launen und Fantaſien zu verwirklichen: Tendenzen, die in dem kaiſerlichen Allmachtsſchwindel gipfelten, aber in minder ungeheuerlichen Formen bei den Reichen und Großen dieſer Zeit, die ſich als Herren der Erde fühlten und fühlen durften, ſehr verbreitet waren. Schon bei Horaz heißt es:[2] wenn ein reicher Mann ſein Entzücken an der Küſte von Bajä geäußert hat, empfindet auch ſogleich der See und das Meer die Leidenſchaft des ungeduldigen Bauherrn; wandelt ihn eine neue Laune an, ſo müſſen die Arbeiter morgen ihre Geräthſchaften nach Teanum ſchaffen. Strabo bemerkt, daß die unaufhörlichen Verkäufe von Häuſern in Rom fortwährend Veranlaſſungen zu Um- und Neubauten gaben.[3] Selbſtverſtändlich ſtürzte die ganz eigentlich zu den nobeln Paſſionen dieſer Zeit gehörende Leidenſchaft des Bauens viele in Schulden oder richtete ſie völlig zu Grunde. Ein koſtbares Haus, ſagt Plutarch, macht manchen zum Borger.[4] Cetronius, heißt

1) Haxthauſen, a. a. O. II 443.
2) Horat. Epp. I 83—87.
3) Th. I³ 262, 1.
4) Plutarch. cupid. divitiar. c. 2.

es bei Juvenal, hatte die Bausucht (aedificator erat) und ließ bald am gekrümmten Ufer von Gaeta, bald auf der Höhe von Tivoli, bald in den Bergen von Paleſtrina hochragende Villen erſtehn, die mit griechiſchen und ſonſt aus der Ferne herbeigeſchafften Marmorarten die Tempel der Fortuna und des Hercules überboten. So verminderte er ſein Vermögen beträchtlich, immer aber blieb noch viel übrig; doch der verrückte Sohn, der neue Villen aus noch koſtbarerem Marmor erbaute, ruinirte ſich ganz.[1] Auf die Kleinen, die es im Bauen den Großen gleich zu thun ſuchten, wenden Horaz[2] und Martial[3] die Fabel von dem Froſch an, der ſich zur Größe des Ochſen aufblaſen wollte. Bei dem letztern iſt der Gerngroß ein Bezirksvorſteher (vici magister), der mit einem Conſul wetteifert. Jener beſitzt einen Palaſt 4 Millien vor der Stadt: auch dieſer kauft ſich 4 Millien vor der Stadt ein Stückchen Land; jener baut elegante Thermen aus buntem Marmor, dieſer ein Bad von der Größe eines Keſſels; jener hat eine Lorbeerpflanzung auf ſeinem Gute, dieſer ſät hundert Kaſtanien.

Ganz beſonders charakteriſtiſch für den damaligen Bauluxus iſt das Uebermaß der Verſchwendung der koſtbarſten farbigen Materiale. Dies war eben nur im Mittelpunkt eines Weltreichs möglich, dem aus den ſo überaus zahlreichen und mannigfaltigen Steinbrüchen der Mittelmeerländer Säulen, Balken und Blöcke zur See zugeführt werden konnten.

Mag aber die Pracht altrömiſcher Paläſte die der engliſchen und ſonſtigen modernen Schlöſſer überboten haben, ſo ſtanden dagegen die römiſchen Gärten und Parke hinter den engliſchen unzweifelhaft ſehr zurück. Schwerlich hatten die erſtern den Umfang der letztern, da das antike Naturgefühl ſich mehr an gartenartigen künſtlich geſtalteten Scenen als an großen Landſchaftsbildern befriedigte, und jedenfalls der Entſtehung einer „Parkomanie“ nicht günſtig war. Sodann fehlte dem Alterthum der Luxus der Gewächshäuſer, und damit die Möglichkeit die Vegetation fremder Zonen und Welttheile im Kleinen zu reproducieren.

Die röm. Parke und Gärten im Vergleich mit modernen einförmig u. dürftig.

1) Juv. XIV 86—95.
2) Horat. S. II 3, 307 sqq.
3) Martial. X 79.

Römiſcher u. moderner Blumenluxus verglichen.

Im Gegenſatz zur Buntheit der Palaſtdekoration mangelte den römiſchen Gärten gerade die bunte Pracht der modernen Flora. Der Blumenluxus des römiſchen Alterthums war nicht auf Mannigfaltigkeit der Arten, ſondern auf eine zu verſchwenderiſchem Gebrauch verfügbare Fülle einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Gattungen, beſonders Lilien, Roſen und Veilchen gerichtet. Schon in Varros Zeit war die Anlage von Roſen- und Veilchengärten in unmittelbarer Nähe Roms einträglich,[1] und allmälig umgab die Stadt ein immer ausgedehnterer Gartenrayon.[2] Aber auch im weitern Kreiſe bis nach Campanien und Päſtum hin ſorgten Blumenanlagen für ihr Bedürfniß. In Senecas Zeit verlangte man Roſen auch im Winter, die dann theils zu Schiff aus Aegypten gebracht, theils eben ſo wie Lilien unter Glas getrieben wurden.[3] Das neue Europa verdankt einen großen Theil ſeiner prächtigen Gartenflora der Blumenluſt der Türken. Aus Stambul wanderte die Tulpe, der duftende Syringenſtrauch, die orientaliſche Hyacinthe, die Kaiſerkrone, die Gartenranunkel über Wien und Venedig in die Gärten des Occidents; aber auch der Kaſtanienbaum (aesculus hippocastanum), der Kirſchlorbeer und die Mimosa oder Acacia Farnesiana. Die Nelke verbreitete ſich in der Renaiſſancezeit aus Italien über die Alpen. Dann begann mit der Entdeckung von Amerika eine neue ſehr viel maſſenhaftere Einführung von Blumen und Ziergewächſen: wie der wilde Wein, die peruaniſche Capucinercreſſe, die lombardiſche oder Pyramidalpappel, die amerikaniſche Platane, die nordamerikaniſche Akazie, die Bignonia Catalpa, der Tulpenbaum, jenſeits der Alpen die Magnolie, der Pfefferbaum u. ſ. w. Der Opuntienkaktus und die Aloe „haben den Typus der mediterranen Landſchaft, die längſt vom Orient her ihr ſtrenges, ſtilles Colorit erhalten hatte, durch ein völlig einſtimmendes Element weſentlich ergänzt.“[4] Auch die ſo überaus große, durch Kunſt ins Unendliche geſteigerte Vermehrung

1) Varro R. R. I 16, 3.

2) Rodbertus, z. Geſch. d. agrar. Entwicklung Roms in Hildebrands Jahrb. f. Nationalökonomie 1864 S. 216.

3) Hehn, a. a. O. 169.

4) Hehn, 382—385.

der Gattungen und Arten hat einen dem Alterthum völlig unbekannten Luxus ins Leben gerufen, und die von Liebhabern für geſuchte oder ſeltene Blumen in neuern Zeiten gezahlten Preiſe (z. B. 70,000 Fr. 1838 für ein Georginenbeet in Frankreich, 100 Lſtr. 1839 für eine vorzügliche Varietät in England)[1] können nur mit den im Alterthum für Seltenheiten und Gegenſtände der Liebhaberei gezahlten Preiſen verglichen werden.

4. Der Luxus der häuslichen Einrichtung.

Charakter des Luxus der häuslichen Einrichtung im römiſchen Alterthum.

Die Ausſtattung der Wohnungen war im Alterthum (und iſt zum Theil noch im Süden) von der gegenwärtig in Nord- und Mitteleuropa gewöhnlichen weſentlich verſchieden, ſie ſtand zwiſchen dieſer und der orientaliſchen in der Mitte. Sie war nicht auf behaglichen Aufenthalt, nicht auf Comfort berechnet (den der Süden ebenſo wenig kennt, als ſeine Sprachen ein Wort dafür beſitzen), ſondern auf möglichſt impoſante und glanzvolle Darſtellung der Würde des Beſitzers. Waren ſchon die eigentlichen (am Tage wenig benutzten) Wohnräume nach unſern Begriffen mit Hausrath und Mobilien nur ſpärlich ausgeſtattet,[2] ſo enthielten vollends die hohen weiten zum Empfang beſtimmten Räume, die ſich Morgens dem Schwarm der Beſucher, gegen Abend den zur Mahlzeit geladenen Gäſten öffneten, verhältnißmäßig wenige, dafür aber um ſo koſtbarere und gediegnere, ausſchließlich oder vorzugsweiſe zur Dekoration beſtimmte Prachtſtücke: als Tiſche mit Citrusplatten auf Elfenbeinfüßen, Ruhebetten mit Schildpatt ausgelegt oder reich mit Gold und Silber verziert und mit babyloniſchen Teppichen behängt, Prachtvaſen aus korinthiſcher Bronze und Murrha, äginetiſche Kandelaber, Schenktiſche mit alten Silberarbeiten, Statuen und Gemälde berühmter Künſtler.

Von mehreren der beliebteſten Luxusmöbel und Geräthe werden Preiſe angegeben, die durchweg ſehr hoch, zum Theil enorm ſind.

1) Volz, Beitr. zur Kulturgeſch. 505.
2) Vgl. Marquardt, Hdb. V 2, 314 u. 317.

Die enormen Preiſe von Luxusmöbles und -geräthen —

Aeginetiſche Kandelaber wurden mit 25,000 S. (1812 Thlr.) und zuweilen ſelbſt der doppelten Summe bezahlt.[1] Gefäße aus Murrha, einem ſchon den Alten räthſelhaften, orientaliſchen, dem Golde gleich geachteten Material (wahrſcheinlich Flußſpath), die zuerſt Pompejus nach dem Siege über Mithridat nach Rom brachte, gab es im Privatbeſitz bis zum Preiſe von 300,000 S. (21,750 Thlr.), Nero ließ daraus eine Schaale machen, die eine Million koſtete.[2] Mit dieſen Preiſen dürften ſich allenfalls die des Porcellans im vorigen Jahrhundert vergleichen laſſen; Graf Brühl ſoll ein Service für eine Million beſeſſen haben.[3] Auch für Bergkryſtalle hegten in Rom manche eine unſinnige Leidenſchaft; Plinius erzählt, vor wenigen Jahren habe eine nicht reiche Frau eine Schöpfkelle daraus für 150,000 S. (10,876 Thlr.) gekauft.[4] Unter Nero wurden zwei auf eine neu erfundene Art verfertigte, nicht große künſtliche Trinkgläſer zu 6000 S. (435 Thlr.) verkauft.[5] Die Leidenſchaft für kunſtvolle Silberarbeiten war ſchon ſeit dem zweiten Jahrhundert vor Chriſtus in Rom verbreitet. Schon der Redner L. Craſſus (Conſul 95) beſaß Gefäße, bei denen das Pfund auf 6000 S. zu ſtehen kam, ſo daß der Preis der Façon achtzehnfach den Werth der Maſſe überſtieg;[6] 5000 S. auf das Pfund ſcheint in Martials Zeit ein hoher Preis geweſen zu ſein.[7] Doch wurden angebliche oder wirkliche Arbeiten berühmter Künſtler meiſt höher bezahlt.[8] Babyloniſche geſtickte Teppiche zur Bedeckung der Ruhebetten in einem Speiſaal waren ſchon

---

1) Falls, wie man wol annehmen darf, das Gehalt eines Tribunen ſchon damals ſich auf dieſe Summe belief (Th. I³ S. 215, 7). Plin. H. N. XXXIV 11: nec pudet tribunorum militarium salariis emere.

2) Plin. H. N. XXXVII 18 sq.

3) Vehſe, 33, 326.

4) Plin. ib. 29 (alius et in his furor).

5) Ib. XXVI 195.

6) Ib. XXXIII 147 (nec copia argenti tantum furit vita, sed valdius paene manipretiis). Bei engliſchen Silberarbeiten überſteigt der Werth der Façon oft zehnfach den Werth der Maſſe. Briefe eines Verſtorbenen 4, 322.

7) Martial. III 62, 4: libra quod argenti milia quinque rapit.

8) Plin. l. l. In Martials Zeit wurde grade mit ſolchen viel Luxus getrieben.

im zweiten Jahrhundert v. Chr. für 800,000 S. (damals 46,776 Thlr.) verkauft worden, Nero beſaß ſolche, die 4 Mill. (damals 290,028 Thlr.) gekoſtet hatten.[1] Doch am weiteſten ging die „Raſerei" für Citrustiſche, die den Männern von den Frauen entgegen gehalten wurde, denen jene ihre Verſchwendung für Perlen zum Vorwurf machten. Schön gemaſerte große Scheiben vom Stamme des Citrus, einer am Atlas wachſenden Thujaart, wurden mit unſinnigen Preiſen bezahlt, da die Stämme ſelten die für Tiſchplatten erforderliche Dicke erreichten; es gab deren aber bis zu 4 Fuß Durchmeſſer. Cicero beſaß einen noch in Plinius Zeit exiſtirenden Citrustiſch für 500,000 S. (damals 29,235 Thlr.), was Plinius wegen des Geiſtes jener Zeit noch auffälliger findet, als wegen ihrer relativen Armuth. Es gab ſpäter noch theurere, bis zum Preiſe von 1,400,000 S. (101,510 Thlr.); Seneca ſoll 500 Citrustiſche beſeſſen haben.[2]

waren ungewöhnlich hohe, die Durchſchnittspreiſe viel niedriger.

Daß alle dieſe Preiſe keine Durchſchnittspreiſe ſind, ſondern ungewöhnlich hohe, iſt ſelbſtverſtändlich; als ſolche und ihrer Merkwürdigkeit halber werden ſie ja gerade berichtet; ſie können daher auch nur mit den höchſten Preiſen von Luxusgeräthen und -meubles, die aus andern Zeiten bekannt ſind, verglichen werden. Bedarf es noch eines Beweiſes, daß die Durchſchnittspreiſe der zur häuslichen Einrichtung gehörigen Luxusartikel erheblich niedriger waren, ſo liefert auch dieſen ein Gedicht Martials.[3] Er ſchildert Jemanden, der damit groß thut, daß alles, was er beſitzt, von ausgezeichneter Güte und theuer bezahlt iſt. Er kauft Sclaven zu hundert und zweihunderttauſend Seſterzen, trinkt uralten Wein, hat Silberarbeiten, von denen das Pfund auf fünftauſend S. zu ſtehen kommt, eine vergoldete Karroſſe von dem Werthe eines Grundſtücks, ein Maulthier, das mit dem Preiſe eines Hauſes bezahlt iſt: und ſeine ganze, nicht umfangreiche häusliche Einrichtung koſtet ihn eine Million. Dieſe Summe galt alſo damals als hinreichend um ein Haus (vielleicht einen Palaſt) glänzend auszuſtatten.

1) Plin. ib. VIII 196. Vgl. Marquardt V 2, 146 ff. Eine nach Carto Dolce mit der Nadel genähte Tapete mit 3000 Guineen bezahlt: Briefe eines Verſtorbenen IV 125.

2) Ib. XIII 91. Marquardt, Hdb. V 2, 314.

3) Martial. III 62.

Die sehr hohen Preise meist Affectionspreise.

Aber die von Plinius mitgetheilten Preise sind nicht bloß ungewöhnlich hohe, es sind größtentheils auch sogenannte Affectionspreise, d. h. solche, die nur für Gegenstände einer besonderen Liebhaberei oder, wie Plinius wiederholt sagt, Raserei, gezahlt werden. In der That steigern sich ja derartige Modeleidenschaften nicht selten zum Unsinn, und äußern sich in krankhaften Erscheinungen. Plinius berichtet von dem Consularen Annius, bei dem die Leidenschaft für Murrhagefäße zur Sammelwuth ausartete, daß er den Rand eines großen fast 3 sextarii (1,434 Quart pr.) fassenden, mit 700,000 S. (50,750 Thlr.) bezahlten murrhinischen Kelchs aus Liebe angenagt habe, in Folge dessen sei dieser noch sehr im Preise gestiegen.[1] Auch in neuern Zeiten sind für Seltenheiten, die „durch die Raserei einiger weniger kostbar waren" (wie Seneca von den Korinthischen Bronzen sagt),[2] von Liebhabern, namentlich englischen, ungeheure Preise gezahlt worden: z. B. 600 Lstr. für einen Heller aus der Zeit Heinrichs VII.,[3] 2260 Lstr. (im J. 1812) für einen Decameron[4] u. dergl. Doch scheint allerdings die Höhe der Affectionspreise in der römischen Kaiserzeit niemals wieder, selbst annähernd erreicht zu sein: wie es denn überhaupt auf diesem wie auf andern Gebieten gerade vereinzelte Extravaganzen sind, in denen jene Zeit alle andern überboten hat.

Vergleichung des römischen Luxus der häusl. Einrichtung mit dem modernen.

Was dagegen den Luxus der Ausstattung der Wohnungen betrifft, so dürfte die größere Kostbarkeit verhältnißmäßig weniger Prachtstücke in den römischen Palästen durch die ungleich größere Menge und Mannichfaltigkeit der Luxusgeräthe und -meubles in modernen mehr als aufgewogen werden: um so mehr als die Kostbarkeit auch dieser nicht selten eine sehr große, zum Theil enorme war und noch ist. Der Kurfürst Max Emanuel II. von Baiern z. B. zahlte (im Anfang des 18. Jahrhunderts) 60—100,000 Thlr. für einen Kamin und zwei Tische im Rococostil aus Paris;[5] die Meubles in dem für die Gräfin Kosel eingerichteten Lustschloß Pillnitz kosteten 200,000

1) Plin. H. N. XXXVII 19.
2) Seneca, brev. vit. 12, 2.
3) Roscher, Grundlagen § 100, 7.
4) Vehse, G. d. H. 21, 148. 5) Keyßler, Reise I 60.

Thlr.[1] u. ſ. w. Der Werth der Einrichtung von Northumberlandhouſe wird auf mehrere hunderttauſend Lſtr. veranſchlagt. In den Zimmern von Warwick Caſtle glaubt man ſich „völlig in verſunkene Jahrhunderte verſetzt.“ Faſt alles iſt dort „alt, prächtig und originell.“ Man ſieht „die ſeltſamſten und reichſten Zeuge, die man jetzt gar nicht mehr auszuführen im Stande ſein möchte, in einer Miſchung von Seide, Sammt, Gold und Silber, alles durch einander gewirkt. Die Meubles beſtehen faſt ganz aus alter, außerordentlich reicher Vergoldung, geſchnitztem braunen Nuß- und Eichenholz oder jenen alten franzöſiſchen mit Meſſing ausgelegten Schränken und Kommoden. Auch ſind viele herrliche Exemplare von Moſaik wie von ausgelegten koſtbaren Hölzern vorhanden. Die Kunſtſchätze ſind unzählbar und die Gemälde faſt alle von den größten Meiſtern.“[2] Dieſe und ähnliche Beſchreibungen engliſcher Schlöſſer erinnern daran, daß die römiſche Kaiſerzeit (trotz aller Liebhabereien für Alterthümer) auch den Luxus der Durchführung beſtimmter hiſtoriſcher Stile in der Zimmereinrichtung durch Vereinigung von gleichzeitigen Meubles und Geräthen oder künſtleriſcher Nachbildung derſelben allem Anſchein nach nicht gekannt hat.

Luxus des Silbergeſchirrs

Eine beſondere Betrachtung verdient der Luxus des Silbergeſchirrs. Goldnes Geſchirr, in neuern Zeiten wol niemals ſehr ſelten,[3] kann in Rom ſeit der Zeit Tibers (der ſeinen Gebrauch bei Privatperſonen auf Opferhandlungen einſchränkte) bis auf Aurelian (der dieſe Beſchränkung aufhob),[4] Ausnahmen abgerechnet, nur auf kaiſerlichen Tafeln vorgekommen ſein.[5] Mit Silbergeſchirr dagegen wurde großer Luxus getrieben:[6] auch abgeſehn von dem ſchon er-

1) Behſe, 32, 152. Vgl. über die Einrichtung des Palaſtes Eſterhazy 42, 165; die Koſtbarkeiten des Kurfürſten von Köln Clemens Auguſt 45, 319.

2) Briefe eines Verſtorbenen III 229 f.

3) Goldenes Service des Herzogs von Newcaſtle: Behſe, 22, 280.

4) Th. I[3] 158, 4 u. 5.

5) Marquardt, V 2, 288, 7.

6) Derſ. daſ. 286 ff. Plin. H. N. XXXIII 139 ff.

wähnten Luxus der alten Silbergefäße, deren Hauptwerth in ihrem Alter und der Kunst der Arbeit (Cälatur) bestand, und die vorzugsweise als Prunkstücke dienten.[1] In alten Zeiten war Silbergeschirr in Rom so selten gewesen, daß einmal die karthagischen Gesandten bei jeder Mahlzeit, zu der sie geladen wurden, dasselbe von Haus zu Haus geliehene fanden: eine lange Reihe von Erwerbungen und Eroberungen machte es allmälig allgemein. Die Eroberung Spaniens, des Peru der alten Welt (206), brachte unter andern die Silbergruben bei Neu-Karthago in den Besitz des Staats, in denen (nach Polybius) 40,000 Menschen arbeiteten, und die einen täglichen Reingewinn von 25,000 Drachmen (etwa 6500 Thlr.) abwarfen.[2] Dann häuften die Feldzüge in Syrien und Macedonien, die Eroberung von Karthago und Korinth, der Heimfall der Provinz Asien, die Eroberung der Provence, endlich die Kriege gegen Mithridates ungeheure Massen von Edelmetall in Rom.[3] Ist auch die in Folge der Entdeckung von Amerika erfolgte Einfuhr desselben (durch welche die sich bis dahin in Europa auf 34 Mill. Lstr. belaufende Masse am Schlusse des 16. Jahrhunderts auf 130 Mill., am Schlusse des 17. Jahrhunderts auf 297 Mill. gestiegen sein soll)[4] ohne Vergleich größer gewesen: so war dagegen im römischen Alterthum die Anhäufung des Edelmetalls auf ein kleineres Gebiet beschränkt, und konnte darum ähnliche Wirkungen hervorbringen, wie jene in den Jahrhunderten vom 16. zum 18. Im 16. Jahrhundert erwähnt Guicciardini das massive Silbergeschirr der Bürger in Flandern, und beklagt Holinshed die Einführung silberner Löffel in England.[5] Im 17. Jahrhundert nahm die Verwendung des Edelmetalls zu Verzierungen und Geräthschaften sehr zu. Die Civil- und Militärtrachten wurden mit Gold- und Silberborten und Stickereien verschwenderisch ausgestattet. Man sah bei Adligen und bei reichen Bürgern Spiegel und Gemälde in

— in den letzten Jahrhunderten der Republik durch Anhäufung von Edelmetall sehr gesteigert.

Steigerung des Silberluxus seit der Entdeckung von Amerika.

1) Marquardt, V 2, 271 ff.

2) Strabo, III 2 p. 147—149. Vgl. Marquardt, V 2, 264, 2438.

3) Marquardt, Hdb. III 1, 160 f.

4) Jacob, Production u. Consumtion d. Edelmetalle, übers. v. Kleinschrod II 47 u. 87.

5) Jacob a. a. O. II 44.

ſilbernen Rahmen, auch Tiſche wenn nicht von maſſivem Silber, doch mit Silberblech bedeckt.[1] In England ſcheint die Manufaktur von Silbergeſchirr unter Königin Anna einen plötzlichen Aufſchwung genommen zu haben, worauf der vermehrte Gebrauch des Thees großen Einfluß übte. In der Zeit von 1765—1780 nahm der Gebrauch von ſilbernen Theemaſchinen, Terrinen, Thee- und Kaffeekannen, Präſentirtellern und Weinkühlflaſchen ſehr zu; ſilberne Teller und Deckel verbreiteten ſich bis in die unterſten Klaſſen, Uhren bis zu den Aermſten, und die Vergoldungen der innern Wohnungsräume abſorbirten bereits viel Gold.[2] Auch in Frankreich war der Silberverbrauch für Kleidung, häusliche Einrichtung und Luxusartikel ſchon im Anfange des 18. Jahrhunderts ſehr bedeutend: zu den häufig in Silber gearbeiteten Gegenſtänden gehörten u. a. Waſſerkrüge, Lichtputzen, Salzfäſſer, Kohlenbecken, Schnallen, Degenkuppeln, Schwerterhafte, Stichblätter u. ſ. w.[3] In den dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts befanden ſich in England wahrſcheinlich 10,000 Familien, deren jede von Artikeln verſchiedener Art in Gold und Silber einen Werth (bloß nach dem Metallgewicht) von 500 Lſtr., und ungefähr 150,000 Familien, deren jede für 100 Lſtr. (Anſchaffungskoſten) Luxusartikel aus Gold und Silber beſaß; kleine Artikel ſolcher Art als Ohrringe, Löffel und dgl. beſaßen auch die ärmſten Tagelöhnerfamilien.[4]

Die großen Silberſchüſſeln der Römer —

In welchem Verhältniß der Silberluxus in Rom ſeit dem Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. zu dem des modernen Europa ſtand, wird nach den ungenügenden und vereinzelten Angaben, die wir beſitzen, ſchwerlich mit einiger Sicherheit beurtheilt werden können. Wenn es ſchon vor den ſullaniſchen Kriegen in Rom über 100 Schüſſeln von je 100 Pfund (röm. = 65,49 Zollpfund) gab, deren manche ihren Eigenthümern die Proſcription zuzogen; und wenn ein Sclav des Claudius, Rotundus, Dispenſator im diesſeitigen Spanien, eine Silberſchüſſel von 500, mehrere ſeiner Begleiter ſolche von 250 Pfund (röm.) beſaßen: ſo hat man hier vielleicht eine dieſen Zeiten eigenthümliche Art des Luxus zu erkennen, der Mode und Eitelkeit eine ungewöhnliche Verbreitung gab: wie z. B. in Paris im 13. Jahr-

1) Derſ. II 84. 2) II 137 ff. 3) II 135. 4) II 245 f.

hundert mit Prachtgefäßen (aus Gold, Silber, Kryſtall, mit Edelſteinen beſetzt oder emaillirt), „in deren Fertigung die mittelalterliche Goldſchmiedekunſt ihres Gleichen ſuchte," großer Luxus getrieben wurde, während die Zimmer ſehr dürftig meublirt waren. „Der größte Theil des Vermögens wurde in Gold und Edelſteinen angelegt — Fürſten und Grafen häuften in Frankreich Goldmaſſen auf, die oft an die angeſtaunten orientaliſchen Reichthümer erinnern."[1] Vermuthlich wirkte aber hier, und ſo vielleicht auch bei dem Silberluxus des römiſchen Alterthums die Abſicht mit ein, ſich einen Reſervefond oder einen ſtets bereiten, für den Nothfall leicht fortzuſchaffenden Schatz zu ſichern, was auch die römiſche Sitte der Eingravirung genauer Gewichtsangaben vermuthen läßt.[2] Einen Begriff von der Größe des Silberluxus in der frühern Kaiſerzeit gibt die Nachricht des Plinius, daß Pompejus Paullinus (Schwiegervater des Seneca) als Befehlshaber der Armee im untern Germanien (im J. 58) 12,000 Pfd. Silber (alſo gegen 8000 Zollpfund) mit ſich geführt habe.[3] Ein ſo großer Vorrath mag ſelten geweſen ſein, doch ganz kürzlich (im J. 1868) hat der Silberfund in Hildesheim (im Ganzen etwa 60 Stück) daran erinnert, wie reich die Tafeln römiſcher Feldherrn, Beamten, Officiere und Kaufleute auch in Germanien mit Silbergeſchirr beſetzt waren, wovon natürlich Manches als Kriegsbeute oder ſonſt in die Hände der rechtsrheiniſchen Deutſchen kam. Die übrigen Angaben des Plinius ſind wenig geeignet, beſtimmte Vorſtellungen gewinnen zu laſſen, zum Theil weil ſie zu hyperboliſch ſind, z. B. daß Frauen andere Badewannen als ſilberne verſchmähten. Er beſtätigt aber auch, daß der Gebrauch des Silbers bis zu einem gewiſſen Grade in den mittlern und untern Ständen verbreitet war. Soldaten hatten Silberbeſchlag an Schwertgriffen und Gürteln, ſilberne Kettchen an den Schwertſcheiden, Frauen aus dem Volke trugen ſilberne Spangen an den Füßen,[4] und ſelbſt Sclavinnen beſaßen ſilberne Hand-

– dienten vielleicht zugleich als leicht transportabler Reſervefond.

Verbreitung des Silberluxus in den mittlern und untern Ständen.

1) Springer, Paris S. 28 f.

2) Intpp. ad Petron. c. 31. 33. 59. 67. Wieſeler, Hildesheimer Silberfund 10 f.

3) Plin. XXXIII 143; vgl. Nipperdey zu Tac. A. XIII 53.

4) Petron. c. 67. Trimalchios Frau Fortunata trägt compedes von 6½ Pfund, doch wol ſilberne.

ſpiegel.[1] Die Ausgrabungen von Pompeji, wo die nur oberflächliche Verſchüttung den Bewohnern doch die Wiederauffindung und Fortſchaffung des Koſtbarſten geſtattete, ſollen ſchon bis 1837 über 100 Silbergefäße ergeben haben,[2] und den Luxus dieſer Mittelſtadt dürfen wir als einen wenigſtens in den Städten Italiens allgemeinen vorausſetzen.

5. Der Sclavenluxus.

Der Sclavenluxus durch die Maſſenhaftigkeit des Sclavenimports und die Einträglichkeit des Sclavenbeſitzes gefördert.

Die Anfänge des Sclavenluxus fallen mit dem Aufſchwunge des Sclavenhandels in Folge der Eroberungen von Karthago und Korinth zuſammen, die zugleich große Reichthümer und große Maſſen von Gefangenen nach Rom führten.[3] Die große Vermehrung des Sclavenbeſitzes führte mit Nothwendigkeit zum Sclavenluxus: der Verkauf des Ueberſchuſſes der Sclavenfamilien, die ſich um ſo ſchneller vermehrten je zahlreicher ſie waren, und der Ertrag der Nutzungsſclaven, deren Kaufpreiſe nicht hoch und deren Unterhaltung ſehr wohlfeil war, gewährte zur Beſtreitung dieſes Luxus reichliche Mittel. Der Ertrag der Sclavenarbeit war ein ſehr viel größerer als in neuern Zeiten, weil die Sclaven Geſchäfte, Handwerke und Künſte aller Art theils im Dienſte und für Rechnung ihrer Herrn betrieben, theils von ihnen an andre zu denſelben Zwecken vortheilhaft vermiethet wurden: ſo daß in der That der größte Theil von dem, was im jetzigen Europa durch freie Arbeit geleiſtet wird, im römiſchen Alterthum von Sclaven gethan wurde. Die Sclaverei war es auch, die jenen in der modernen Welt undenkbaren Kunſtluxus möglich machte, von dem ſpäter zu reden ſein wird.

Der Sclavenluxus beſtand theils in der Unterhaltung nutzloſer Sclaven zu Luxuszwecken theils (da ſich der Luxus vorzugsweiſe auf

1) Plin. H. N. XXXIV 160.

2) Becker, Gallus II³ 322.

3) Strabo XIV p. 668: *πλούσιοι γενόμενοι Ῥωμαῖοι μετὰ τὴν Καρχηδόνος καὶ Κορίνθου κατασκευὴν οἰκετείαις ἐχρῶντο πολλαῖς.*

Verschwendung der Arbeitskraft durch übertriebene Arbeitstheilung —

die wohlfeilsten Waaren wirft)[1] in der Verschwendung der Arbeitskraft, namentlich durch eine bis zum Uebermaß getriebene Arbeitstheilung, wobei auch die geringfügigsten Dienste durch besondere Sclaven versehen wurden. In dieser Beziehung glichen die römischen großen Haushaltungen denen aller Länder, in denen die Arbeitskraft fast werthlos ist, namentlich denen des frühern Rußland. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hatten manche Paläste in Moskau bis 1000 Bediente und darüber, die so schwach beschäftigt waren, daß einer vielleicht nur das Mittagstrinkwasser, ein anderer nur das Abendtrinkwasser zu holen hatte.[2] Auch in dem heutigen Bukarest, wo man bei einer Bevölkerung von etwa 100,000 Seelen 30,000 Dienstleute zählt, wimmeln die Häuser von Domestiken. Jeder Diener hat eine engbegrenzte Sphäre von Pflichten, und jede Bojarenfamilie von einigem Anspruch ihre Wäscherinnen, Bleicherinnen, Plätterinnen, ihre Badefrauen, Haarkräuslerinnen, Kammermädchen und Kinderwärterinnen, und ihren Schwarm von Lakaien, Köchen, Küchenjungen, Läufern, Kutschern, Pferdewärtern, Jägern u. s. w.[3] In den Inschriften der gemeinsamen Begräbnißstätten von Sclaven und Freigelassenen großer römischer Häuser kommen z. B. vor: Fackelträger, Laternenträger, Obersänftenträger, Begleiter auf der Straße, Verschließer der Kleider zum Ausgehen[4] — die Besetzung dieser einen Abtheilung des Diensts für die Ausgänge der Herrschaft gibt einen Begriff von der der übrigen. Die Verschwendung der Arbeitskraft wurde auch dadurch befördert, daß manches, was jetzt durch Maschinen oder Instrumente geschieht, damals durch Menschen geleistet wurde: so hatte man statt der Uhren Sclaven, die stets die Tageszeit anzugeben wußten.[5]

— und in Folge des Mangels an Maschinen u. Instrumenten.

Die Arbeit so viel als möglich von den Herrn auf die Sclaven abgewälzt.

Sodann suchte man so viel als möglich sich von persönlichen Anstrengungen und Bemühungen, auch geistigen, durch Uebertragung auf Sclaven zu befreien. „Das römische Haus war eine Maschine,

1) Roscher, a. a. O. S. 414.

2) Haxthausen, Studien üb. Rußland I 59.

3) Land und Leute in Rumänien, Pr. Jahrb. 1866 Juli S. 65. Wallon hist. de l'esclavage II 150: Nos colonies, toute proportion gardée, nous donnent une image de cette multitude d'esclaves dans le service intérieur.

4) Henzen-Orelli III Index p. 180 f.

5) Becker, Gallus II³ 362.

in der dem Herrn auch die geiſtigen Kräfte ſeiner Sclaven und Freigelaſſenen zuwuchſen; ein Herr, der dieſe zu regieren verſtand, arbeitete gleichſam mit unzähligen Geiſtern."[1] Nicht nur diktierte man Secretären und Stenographen und ließ ſich vorleſen, man hatte auch wahrſcheinlich ſehr häufig „Studienſclaven," die für ihren Herrn laſen, Notizen, Auszüge, Vorarbeiten und Unterſuchungen aller Art machten. Bezeugt iſt dies allerdings nur von den Kaiſern,[2] doch bei dem großen Werth, der auf litterariſche Bildung und Beſchäftigung gelegt wurde, darf man annehmen, daß dieſe Abtheilung in den Sclavenfamilien vornehmer Haushaltungen gewöhnlich nicht fehlte. Nur ſo läßt ſich z. B. die gewaltige ſchriftſtelleriſche Thätigkeit des ältern Plinius bei einem durch geſchäftsvolle Aemter ſcheinbar ganz ausgefüllten Leben begreifen, und namentlich zu ſeiner Naturgeſchichte ſind die maſſenhaften und vielartigen Vorarbeiten gewiß größtentheils, wo nicht durchweg von Sclaven und Freigelaſſenen gemacht worden. Und wenn Quintilian ſagt, daß Seneca von denen, die in ſeinem Auftrage Unterſuchungen anſtellten, öfter durch falſche Angaben betrogen worden ſei,[3] ſo iſt auch hier gewiß an Sclaven und Freigelaſſene zu denken. Das Streben ſo wenig als möglich ſelbſt zu thun, ja zu denken wurde bis zur Lächerlichkeit übertrieben. Man wälzte nicht bloß die Mühe des Behaltens der Namen von Clienten und Anhängern auf das Gedächtniß der Namenclatoren ab: es gab auch Leute, die ſich von Sclaven erinnern ließen, um welche Zeit ſie ins Bad, wann zur Tafel gehn ſollten. Sie ſind, ſagt Seneca, ſo völlig erſchlafft, daß es ſie zu viel Anſtrengung koſtet ſich bewußt zu werden ob ſie Hunger haben. Einer von dieſen Weichlingen hatte, als er aus dem Bade gehoben und in einen Ruheſeſſel niedergelaſſen worden war, gefragt: Sitze ich ſchon?[4] Hundert Jahre ſpäter berichtet Lucian mit Erſtaunen und Widerwillen, daß es bei den Vornehmen in Rom Sitte war ſich auf der Straße von vorausgehenden Sclaven benachrichtigen zu laſſen, wenn irgend eine Unebenheit oder ein Anſtoß zu vermeiden war, wenn der Weg eine Anhöhe hinauf

Studienſclaven.

Uebertreibungen und Lächerlichkeiten.

1) Mommſen, R. G. III² 469.
2) Th. I³ 94 A.
3) Quintilian. X 128.
4) Seneca brev. vit. 12, 6.

oder einen Abhang hinabführte: „sie lassen sich erinnern, daß sie gehn, und wie Blinde behandeln.“ Die ihnen Nahenden mußten zufrieden sein, wenn sie stumm angeblickt und statt von dem Herrn von jemand aus dem Gefolge angeredet wurden.[1] So konnte man auf den Gedanken kommen, selbst den Mangel eigner Bildung durch die Bildung von Sclaven zu ersetzen. Seneca erzählt, daß ein reicher Mann, den er noch gekannt hatte, Calvisius Sabinus, für unterrichtet zu gelten wünschte, obwol er ganz ungebildet und ohne Gedächtniß war. Er ließ nun einen seiner Sclaven den ganzen Homer auswendig lernen, einen andern den Hesiod, andre die neun lyrischen Dichter: diese Sclaven mußten bei seinen Gastmählern hinter ihm stehn und ihm Verse angeben, die er in der Unterhaltung passend anbringen konnte. Jeder kam ihm auf 100,000 Sest. zu stehn: „ebenso viele Bücherkisten,“ sagte einer seiner Parasiten, „würden dich weniger gekostet haben.“ Derselbe Spötter forderte ihn auf zu ringen, obwohl er im höchsten Grade krank und hinfällig war. Wie ist das möglich? fragte jener, ich lebe ja kaum! Sage das nicht! war die Antwort. Vergißt du denn, daß du so viele riesenstarke Sclaven hast?[2]

Luxussclaven. Die eigentlichen Luxussclaven wurden besonders bei großen Gastmählern zur Schau gestellt, wo sie nicht nur die Gäste bedienen, sondern auch ihnen zur Augenweide und Unterhaltung dienen sollten. Sie waren nach Farbe, Race und Alter in Schaaren abgetheilt, in welchen keiner durch einen stärkern Flaum am Kinn, durch krauseres oder gelockteres Haar von den übrigen abstechen durfte. Schöne Knaben, „die Blüthe Kleinasiens,“ mit 100,000 oder gar 200,000 Sest. bezahlt, dienten als Mundschenken,[3] man liebte es an ihren Haaren die Hände abzutrocknen.[4] Dagegen wurden Knaben aus Alexandrien verschrieben, weil die Bewohner dieser Stadt durch schlagfertigen und beißenden Witz berühmt waren: zu boshaften Antworten förmlich abgerichtet, hatten sie das Recht ihren Spott voll frühreifer Verdorbenheit nicht bloß gegen den Hausherrn sondern auch gegen

1) Lucian. Nigrin. 34.
2) Seneca epp. 27, 5—8.
3) Marquardt, Hdb. d. R. A. V A. 891, 1053 u. 1108—1110.
4) Petron. 27.

ſeine Gäſte zu richten.[1] Frauen ließen kleine Kinder nackt um ſich ſpielen und ſich durch ihr unſchuldiges Geſchwätz unterhalten.[2] Doch wurden auch, wie an den Höfen früherer Jahrhunderte,[3] Zwerge, Rieſen und Rieſinnen, „ächte" Cretins, angeblich Hermaphroditen und andre Abnormitäten und Mißgeburten gehalten und vorgeführt; es gab ſelbſt in Rom einen „Markt der Naturwunder," auf dem „wadenloſe, kurzarmige, dreiäugige, ſpitzköpfige" Menſchen zu kaufen waren; die Zwerggeſtalt wurde durch künſtliche Vorrichtungen hervorgebracht und zahlreiche groteske Bronzefigürchen aus jener Zeit, die die verſchiedenſten Verkrüpplungen und Verkrümmungen darſtellen, bezeugen die Verbreitung einer ſo ſcheußlichen Liebhaberei.[4]

Zwerge, Rieſen, Mißgeburten.

Schluß.

Was uns an dem römiſchen Sclavenluxus hauptſächlich empört, iſt nicht das Uebermaß der Verſchwendung und Ueppigkeit, ſondern die frevelnde Nichtachtung der Menſchenwürde: alſo nicht eine der Seiten des damaligen Luxus, ſondern eine der jederzeit und überall eintretenden Folgen der Sclaverei. Mit Ausnahme des Sclavenluxus, für den die jetzige Welt zum Glück wenig Analogien mehr bietet, ergeben die Vergleichungen des antiken und modernen Luxus ſelten, daß der erſtere den letztern überbot, weit öfter das Gegentheil. Dies Reſultat kann nicht überraſchen, wenn man erwägt, daß die zur Entwicklung des Luxus erforderlichen Bedingungen im Alterthum faſt auf allen Gebieten in ungleich geringerm Grade vorhanden waren als in der Gegenwart. Man vergißt nur zu leicht, nicht bloß wie klein die Welt der Alten im Vergleich zu der jetzigen, ſondern auch um wie viel ärmer ſie war, um wie viel weniger damals die Erde

Grund der relativ geringen Entwicklung des röm. Luxus —

die relative Kleinheit und Armuth der antiken Welt.

1) Seneca ad Seren. 11, 3. Stat. Silv. V 5, 66.

2) Marquardt a. a. O. A. 936.

3) Roſcher a. a. O. S. 455. Vgl. z. B. über die Zwerge und Rieſen Auguſts des Starken Behſe, G. d. H. 33, 141. Lady Montague ſchreibt 1717 (letter 21): All the (German) princes keep favourite dwarfs.

4) Marquardt, A. 933—935. Th. I S. 39.

den Menſchen bot. Das römiſche Reich hatte noch nicht zwei Drittheile des Flächeninhalts von Europa, und von der übrigen Welt war nur ein geringer Theil zugänglich. Die Länder des Oſtens, wie überhaupt die barbariſchen Länder, gaben an das römiſche Reich nur einen kleinen Theil ihrer koſtbaren Erzeugniſſe ab. In einem großen Theil ſeiner Provinzen hatte die Cultur erſt begonnen, ihre Produktionskraft war noch wenig entwickelt, und ſtand auch in den am höchſten cultivirten in vielen Beziehungen weit hinter der heutigen zurück. Die Ausbeutung der Natur für die Zwecke des Menſchen, die künſtliche Entwicklung und Steigerung ihrer Kräfte war trotz großer Fortſchritte verhältnißmäßig noch unvollkommen. Die wichtigſten Erfindungen waren noch nicht gemacht, tauſend Quellen zur Erhöhung des Lebensgenuſſes noch unentdeckt oder noch nicht zugänglich. Der Verkehr der Länder, der gegenſeitige Austauſch ihres Ueberfluſſes, trotz der koloſſalen mit Recht bewunderten Anſtrengungen des Römerthums für dieſe Zwecke kam doch nicht entfernt dem heutigen gleich, und Handel und Induſtrie waren in vielen Beziehungen noch in der Kindheit. Dieſelben Genüſſe zu ſchaffen, mit Ausnahme derer, welche die Natur mit reicher Hand ſpendete — erforderte darum damals faſt überall größere Mittel, größere Anſtrengungen und Anſtalten als heute.

Daher der Maßſtab der Alten für den Luxus kleiner.

Die relative Kleinheit und Armuth der römiſchen Welt bewirkte mit Nothwendigkeit, daß der Maßſtab der Alten für eine große Anzahl von Erſcheinungen ein andrer, geringerer war als der unſre: was ihnen koloſſal, enorm erſchien, iſt es nicht immer auch für uns. Selbſt die Rieſenſtadt Rom, die Hauptſtadt der Welt erreichte an Größe nicht das heutige Paris, und ſtand weit hinter dem heutigen London zurück, von deſſen Bevölkerung ſie ſchwerlich ſelbſt in ihrer glänzendſten Zeit mehr als die Hälfte gehabt hat. Daß aber der Luxus Roms den Zeitgenoſſen größer erſchien als er der heutigen Welt erſcheinen würde, dazu trug außer der Verſchiedenheit des Maßſtabes und außer jener durch die größere Naturgemäßheit des antiken Lebens bedingten Verſchiedenheit der Auffaſſung noch der Umſtand bei, daß, wie es ſcheint, der höchſte Grad des Luxus viel ausſchließlicher auf Rom beſchränkt war als er es jetzt auf die größten und reichſten Städte iſt. Je mehr der Luxus Roms in der damaligen Welt im

Der größte Luxus weſentlich auf Rom beſchränkt.

vollen Sinne des Worts beispiellos war, um so eher konnte er auch unermeßlich und ungeheuer erscheinen. Sehr richtig sagt Höck, daß „der Luxus des Alterthums sich in sehr viel engern Grenzen, sowol der bürgerlichen Gesellschaft als auch der Verbrauchsgegenstände hielt, und mit dem in unsern Tagen, wo eine Menge ausländischer Nahrungs- und Kleidungsgegenstände in die armseligste Hütte eingedrungen ist und den Charakter des Unentbehrlichen angenommen hat, in keine Vergleichung zu stellen ist.“[1]

Die guten Seiten des röm. Luxus.

Wenn die bisherige Betrachtung ergeben hat, daß der römische Luxus nicht so maßlos und fabelhaft war als er nach den Aeußerungen der Alten erscheinen muß, so wird sie auch gezeigt haben, in wiefern die Ansicht Roschers der Einschränkung bedarf, daß Rom in der Kaiserzeit das großartigste Beispiel des unklugen und unsittlichen Luxus bietet, wie er bei verfallenden Nationen einzutreten pflegt.[2] Es kann dies um so weniger unbedingt zugestanden werden, da ein großer Theil der Erscheinungen, die Roscher als charakteristisch für den gesunden Luxus reifer und blühender Nationen hervorhebt, auch in der damaligen Cultur hervortreten. Er bezeichnet als solche namentlich: die Rückkehr zur verlassenen Natürlichkeit, die Verbindung des Luxus mit Sparsamkeit, einen hohen Grad des Luxus der Reinlichkeit, die Liebe zur freien Natur. Die Erfüllung des ganzen Lebens und aller Klassen des Volks von diesem Luxus zeigt sich namentlich darin, daß gewisse feinere, zum Leben entbehrliche Waaren Gegenstände der Volkskonsumtion werden. Eine solche Art des Luxus ist nur da möglich, wo keine allzu schroffe Ungleichheit des Vermögens im Volke stattfindet. Der Luxus des Staats richtet sich in Perioden höchster Cultur vornehmlich auf solche Dinge, welche vom ganzen Volke genossen werden können.[3]

Gleichheitlichkeit und Natürlichkeit der Kleidertracht

Die Dürftigkeit unsrer Nachrichten läßt freilich nur sehr unvollkommen erkennen, in wiefern diese Erscheinungen der römischen Cultur in der frühern Kaiserzeit eigenthümlich waren. Die verhältnißmäßig große Natürlichkeit der Kleidertracht ist schon erwähnt; der gleichheitliche Charakter tritt hier noch weit mehr hervor als selbst

1) Höck, Röm. Gesch. I 2, 288.
2) Roscher, Ansichten S. 450 ff.
3) Roscher, Ansichten S. 431—449.

in unsrer jetzigen Tracht, wie vortheilhaft diese sich auch gerade dadurch vor der Tracht früherer Jahrhunderte auszeichnet. Doch freilich fand im römischen Alterthum keine Rückkehr zu einer verlassenen Natürlichkeit statt: sondern erstens blieb das antike Leben selbst in Zeiten der Entartung der Natur vielfach näher als das moderne, sodann trat hier wie in so vielen andern Beziehungen das Kaiserreich nur die Erbschaft der Republik an, deren durch ein halbes Jahrtausend in Kraft gewesene Sitten wenigstens während der ersten Jahrhunderte der Monarchie ihre Nachwirkung noch übten. Man brauchte eben nur einen Zustand festzuhalten, zu dem die neuere Zeit erst auf weiten Umwegen gelangt ist. Dasselbe auch dem Armen erschwingliche Kleidungsstück, die Toga, blieb die Feiertracht aller Bürger, vom Kaiser bis zum ärmsten Tribulen. Vielleicht war dieser fortdauernde Hang zur Gleichheitlichkeit der Grund, daß der Gedanke des Alexander Severus, den Beamten und Würdenträgern auszeichnende Trachten zu geben,[1] nicht zur Ausführung kam. Von einer „Kutschenaristokratie" konnte in antiken Städten um so weniger die Rede sein, als man dort während der ersten Jahrhunderte nicht einmal reiten, geschweige denn fahren durfte;[2] und Trottoirs gab es wie in Pompeji ohne Zweifel überall. Wenn Roscher auch die Verdrängung der französischen Gärten durch die englischen als Symptom der Rückkehr zur Natürlichkeit anführt,[3] so ist zu bemerken, daß die unter August aufgekommene Mode der geschornen Hecken (und ohne Zweifel auch der übrigen architektonischen Gartenanlagen) nicht sowol mit dem damaligen Luxus zusammenhängt, sondern ihren Grund vielmehr in einer Richtung des Naturgefühls hat, die dem Süden vorzugsweise eigen zu sein scheint.[4]

und andrer Lebensgewohnheiten.

In wiefern der römische Luxus mit Sparsamkeit verbunden war, läßt sich nur in einigen Punkten beurtheilen. Daß in Rom, wo es soviel „glänzende Armuth," soviel Scheinwesen aller Art gab,[5] die Industrie thätig war „wohlfeile Ersatzmittel für kostbare Prunkgegenstände" zu schaffen, ist an und für sich wahrscheinlich; so hatte der Luxus mit Tischen aus kostbarem Holze schon in der ersten Kaiserzeit

Verbindung des Luxus mit Sparsamkeit, wohlfeile Surrogate

1) H. A. v. Alex. Sev. c. 17. 2) Th. I³ 55. 3) Roscher a. a. O. 431. 4) Th. II² 147. 5) Th. I ³ 26.

zur Anwendung des Fournierens geführt.[1] Am maſſenhafteſten iſt der Gebrauch wohlfeiler Erſatzmittel in der künſtleriſchen Dekoration ſowol der Wohnungen als der öffentlichen Gebäude geweſen, wie ihn vor allem die Mittelſtadt Pompeji zeigt: wo Stuck, Thon, Terracotta, Gyps und Glas den Marmor und das Elfenbein, Bronze die edlen Metalle, lebhafter Anſtrich das bunte Geſtein, Kopien die Originale erſetzen, und der Schein einer heitern Pracht überall mit verhältnißmäßig ſehr geringem Aufwande hervorgebracht iſt. Wie das Kunſtbedürfniß damals in einem neuern Zeiten kaum begreiflichen Umfange verbreitet war, Befriedigung verlangte und fand, daran kann hier nur im Vorübergehen erinnert werden: dieſe edelſte Seite des römiſchen Luxus muß einer beſondern Beſprechung vorbehalten bleiben.

beſonders im Kunſtluxus.

Am großartigſten entwickelt war der Luxus der Reinlichkeit. Die in römiſchen Städten ſo überaus häufigen (zum Theil ſo impoſanten) Ueberbleibſel und Spuren von Waſſerleitungen ſind beſchämend für die moderne, erſt ſo ſpät zur vollen Erkenntniß der Wichtigkeit dieſer Anſtalten gekommene Welt. In einer Anzahl von Städten Italiens bezeugen Röhren mit ſtädtiſchen Stempeln das Vorhandenſein öffentlicher Aquädukte (ſo in Trieſt, Bevagna, Circello, Pozzuoli, Canoſa u. a.), deren nicht für ſtädtiſche Zwecke erforderliches Waſſer zum Beſten der Stadtkaſſe verwerthet wurde.[2] Zu dieſer Einnahme der Städte „ſteuerten außer den reichern Hausbeſitzern, die ſich das Waſſer ins Haus leiten ließen, und den Grundbeſitzern, welche (ſo weit dies überhaupt aus dem Aquädukt zuläſſig war) ihre Felder vermittelſt deſſelben bewäſſerten, hauptſächlich die Handwerker, welche des Waſſers zu ihrem Gewerke bedurften, beſonders die Walker; dann aber auch diejenigen, welche auf ihre Koſten Bäder (ſei es für den Privatgebrauch, ſei es aus Munificenz für

Luxus der Reinlichkeit. Allgemeinheit der Waſſerleitungen

1) Marquardt, V 2, 313. Von den unächten Schmuckgegenſtänden iſt oben die Rede geweſen. Die Vergoldungskunſt (H. N. XXXIII 61) war noch ſehr zurück (Jacob, Production der edeln Metalle, überſ. v. Kleinſchrod II 94).

2) Mommſen, Edikt Auguſts über die Waſſerleitung von Venafro in d. Ztſchr. f. geſch. Rechtsw. XV 305 f.

die Aermern) anlegten."[1] Auch in den Provinzialſtädten war die Beſchaffung guten und reichlichen Waſſers eine Hauptſorge der Communen. Ein Gelehrter in Lyon macht (1854) bei Gelegenheit der von ihm herausgegebenen Inſchriften der dortigen alten Röhren die bittre Bemerkung, „daß unſere Zeit ſo ſtolz auf den Fortſchritt der Mechanik und im Beſitz ganz anderer Mittel als die Alten hatten, z. B. der Dampfkraft, ſelbſt für große Städte in dieſer Hinſicht bei weitem nicht das leiſte, was die Römer ſelbſt für die kleinſten Orte unter den erheblichſten Schwierigkeiten geleiſtet haben. Das alte Lyon lag auf einer Höhe, und war reichlich verſorgt mit reinem und geſundem Quellwaſſer; das neue Lyon liegt in der Ebene, zwiſchen zwei Flüſſen, die es überſchwemmen, ohne ihm Trinkwaſſer zu gewähren, und muß ſich mit ſtinkendem Waſſer, unreinen Gräben und ungeſunder Luft begnügen."[2] An manchen Orten hat ſich an die Reſte römiſcher Aquädukte die Sage geheftet, daß ſie zur Leitung von Wein beſtimmt geweſen ſeien: ſie findet ſich in Avenches und in Cöln, dem von der Höhe der Eifel eine in der Länge von 17 Meilen faſt durchaus unter dem Erdboden hinlaufende Leitung vortreffliches Trinkwaſſer zuführte.[3] Dieſe Sage, charakteriſtiſch für die Vorſtellungen von der Größe und Herrlichkeit der untergegangenen römiſchen Kultur, zeigt doch zugleich auch, wie ganz das Verſtändniß für die wirklichen Zwecke ſolcher Bauten ſpätern Zeiten verloren gegangen war.

und Bäder. Die Waſſerleitungen verſorgten, wie geſagt, die in Italien ſchon ſeit alter Zeit allgemeinen[4] ſpäter wohl nirgend fehlenden öffentlichen und Privatbäder. In Italien gab es ſelbſt dorfartige Orte, die mehr als eine für Geld zu benutzende Badeanſtalt hatten;[5] und vielleicht für

1) Mommſen, Edikt Auguſts über die Waſſerleitung von Venafro in d. Ztſchr. f. geſch. Rechtsw. XV 316 f.

2) Boissieu Inscr. de Lyon p. 446 (Marquardt, Hdb. d. R. A. V 2, 307).

3) C. A. Eick, die römiſche Waſſerleitung aus der Eifel nach Köln (Bonn 1867). Vgl. Burſian im Litt. Ctrlbl. 1869 S. 150 und deſſelben Aventicum Helvetiorum Heft 1 S. 12 A. 1.

4) Gell. X 3: öffentliche Bäder in Cales, Teanum Sidicinum, Ferentum in einer Rede des Gracchus.

5) Plin. epp. II 17, 26 von einem vicus bei Laurentum: in hoc balnea meritoria tria.

keinen Zweck ſind in den Inſchriften der Städte Italiens ſo wie ſämmtlicher Provinzen Stiftungen und Vermächtniſſe häufiger bezeugt als für Erbauung, Erhaltung, Ausſtattung und unentgeltliche Benutzung öffentlicher warmer und kalter Bäder für Männer und Frauen. Die Sitte des täglichen Bades war nach Galen ſelbſt für Landbewohner allgemein geworden: hierin erkennt er in ſofern mit Recht eine Verweichlichung, als die Entbehrung ſehr ſchwer ertragen wurde,[1] während Seneca, ſeinem Standpunkt getreu, auch in der Zunahme der Reinlichkeit ein Symptom des Sittenverfalls erblickt, da man doch in der guten alten Zeit nur Arme und Beine täglich wuſch, ein Bad aber nur am achten Tage nahm.[2] Der Gebrauch der Seebäder, der ſich bei uns ſo ſpät und mühſam durchgekämpft hat (das älteſte deutſche Seebad Dobberan iſt erſt 1793 eröffnet),[3] war wol an allen Küſten des Mittelmeers verbreitet, wie es von denen Italiens, Griechenlands und Aegyptens ausdrücklich bezeugt iſt.

Naturgenuß.

Daß auch auf den Naturgenuß — ſo weit das römiſche Alterthum dafür empfänglich war[4] — ſich keine Zeit beſſer verſtanden hat als die damalige, und daß es mindeſtens ſchon im letzten Jahrhundert der Republik „für die höhern Stände eine faſt ausnahmsloſe Sitte geworden war die ſchöne Jahreszeit auf dem Lande zuzubringen,“[5] iſt bereits ausgeführt worden. Schon damals konnten die Reichen und Vornehmen in der Regel aus verſchiedenen Naturſcenen und Klimaten für jede Jahreszeit das zuſagendſte wählen,[6] aber auch in der Stadt war ein großer Garten der geſchätzteſte Theil eines Palaſts und verdoppelte deſſen Werth.[7] Die Fenſter der Speiſeſäle ſollten eine Ausſicht ins Grüne gewähren. Selbſt auf flachen Dächern und Balkonen blühten Sträucher und Blumen und mag auch dieſer Luxus in einzelnen Fällen übertrieben worden ſein, ſo

1) Galen. XIII 597 ſchreibt in einem gewiſſen Fall die 4tägige Enthaltung vom Bade vor: *ἐπεὶ δὲ ἀπόλωλεν ἐν τῷ νῦν βίῳ ἡ καρτερία πάντων ἀνθρώπων, ἤδη μέχρι καὶ τῶν ἐν τοῖς ἀγροῖς καθ' ἡμέρων εἰωθότων λούεσθαι, τοὺς μὲν μὴ πάνυ τρυφῶντας, εἰ δ' ἂν οἱ πένητες οὗτοι, πειθομένους ἔχομεν ὡς τὸ πολύ, τοὺς πλουσίους δὲ καὶ μάλιστα αὐτῶν ὅσοι πολὺ δύνανται ἢ δυσπειθοῦντας ἢ τελείως ἀπειθοῦντας.*

2) Seneca Epp. 86, 12. 3) Roſcher a. a. O. S. 436—439. 4) Vgl. Th. II² 124. 5) Roſcher a. a. O. S. 439. 6) Th. II² 55, 2. 7) Ebdaſ. 126.

darf man doch die hyperbolischen Schilderungen der beiden Seneca gewiß nicht buchstäblich nehmen.[1] Auch an den Fenstern bescheidener Wohnungen sah man Blumen und Grünes,[2] übrigens fehlte es Rom auch nicht an großen Gärten und Parken, diesen „Lungen der großen Städte," von denen ein Theil dem Volke offen stand.[3]

Die untern Klassen.

Ueber die Verbreitung des Luxus in den untern und mittlern Schichten der Gesellschaft haben wir nur sehr spärliche Nachrichten, und diese beziehen sich fast ausschließlich auf Italien. Ihrem glücklichen Klima verdankten die Mittelmeerländer, daß das feinste Brodkorn, dessen Genuß im Norden erst nach großen Fortschritten der Kultur und des Wohlstands allgemein geworden ist,[4] seit alter Zeit die Volksnahrung bildete. Von Wein und Weizenmehl lebten selbst die Sclaven schon in Catos Zeit, und wie die römische Kultur den Wein in den Bierländern verbreitete, ist oben gezeigt worden. Die Ungleichheit des Vermögens war allerdings, zwar nicht so groß als in der gegenwärtigen Welt, doch immer noch groß genug. Aber erstens ist im Süden Armuth nicht nothwendig auch Elend. Sodann trug die Nachwirkung republikanischer Sitten in hohem Maße dazu bei, den Abstand zwischen Reichthum und Armuth auszugleichen. Von den Reichen und Großen wurde immer noch erwartet, daß sie ihren Ueberfluß nicht bloß zur Unterstützung der Armuth verwenden würden, — was ja namentlich durch das so umfassend organisirte Institut der Clientel auch im hohen Grade geleistet wurde — sondern auch daß sie die Armen an ihren Genüssen in reichem Maße theilnehmen lassen, ihnen Vortheile und Vergnügungen aller Art gewähren würden, von denen sie in der modernen Welt meist ausgeschlossen sind. In wie großartiger Weise die Wohlhabenden überall im römischen Reich durch Anlagen und Bauten für den Nutzen und die Annehmlichkeiten der Gemeinden sorgten, wird später ausgeführt werden: und diese Leistungen kamen zum Theil (wie die schon erwähnten Bäder) ganz besonders den Armen zu Gute. Daneben fehlt es aber auch nicht an Beispielen von unmittelbaren Unterstützungen derselben, als mit Getreide, oder Geld zu dessen Ankauf,

Ihr Mitgenuß an dem Vermögen der Reichen.

1) Becker, Gallus II[3] 239. 2) Th. I[3] 28. 3) Ebdas. 14. 4) Roscher a. a. O. S. 441.

beſonders in Theuerungszeiten,[1] und Austheilung von Medikamenten an Unbemittelte.[2] Stiftungen und Vermächtniſſe zum Unterhalt und zur Erziehung armer Knaben und Mädchen ſo wie zu Unterrichtszwecken waren offenbar ſehr gewöhnlich:[3] beide Zuwendungen machte z. B. der j. Plinius ſeiner Vaterſtadt Comum.[4] In der umfaſſendſten Weiſe aber ſorgten die reichen Municipalen für die Vergnügungen der Gemeinden, namentlich durch Bewirthungen, mit denen Geldvertheilungen verbunden zu ſein pflegten, und Schauſpiele. Ohne Zweifel wurden ſie zu dieſen koſtſpieligen Feſtlichkeiten durch die Rückſicht auf die öffentliche Meinung und die keineswegs blöde geäußerten Volkswünſche[5] oft geradezu gezwungen. In der Colonie des Trimalchio erwartet man von einem der Honoratioren eine Bewirthung und Geldvertheilung, von einem andern ein dreitägiges Gladiatorenſpiel; da er von ſeinem Vater 30 Mill. geerbt haben ſoll, kann er ſehr wohl 400,000 S. (29,000 Thlr.) dabei drauf gehen laſſen: dann wird er auch für ewig mit Ruhm genannt werden.[6] Bei allen freudigen und feierlichen Ereigniſſen, die innerhalb der angeſehenen Familien ſtattfanden, erhielt die Gemeinde ihren Antheil. Plinius ſchreibt als Statthalter von Bithynien an Trajan: in ſeiner Provinz ſei es Sitte bei Anlegung der Männertoga, bei Hochzeiten, ſo wie bei Antritt eines Amts oder Einweihung eines öffentlichen Baues den ganzen Gemeinderath oder auch aus der Bürgerſchaft eine nicht geringe Anzahl einzuladen und jedem einzelnen Geldgeſchenke im Betrage von 1 bis 2 Denar zu geben: dieſe Einladungen umfaßten manchmal 1000 Perſonen, mitunter noch mehr. Auf ſeine Anfrage empfiehlt der Kaiſer eine Einſchränkung dieſer Feſtlichkeiten.[7] Daß dieſe Sitte aber nicht bloß in Bithynien, ſondern überall in Italien

1) Z. B. Gruter 434, 1 (Forum Sempronii): annona kara frument. denario modium praestitit. Orelli 2172. 5323. 6759. CIL. II 1573. 2782. 4468.

2) Orelli 114. Marquardt, Hdb. V 2, 363.

3) Marcianus l. XIII Institutionum D. XXX 117: Si quid relictum sit civitatibus, omne valet, sive in distributionem relinquatur, sive in opus, sive in alimenta vel in eruditionem puerorum, sive quid aliud. Alimenta: Mommsen IRN. 4546. B. d. J. 1863, 140 ff. CIL. II 1174. Marquardt, Hdb. III 2, 115, 583.

4) Th. I³ 210. 5) Sueton. Tiber. c. 37. 6) Petron. Sat. c. 45. 7) Plin. ad. Traj. epp. 116 sq.

und den Provinzen bestand, bezeugen hunderte von municipalen Inschriften, aus denen hervorgeht, daß in allen Städten die ganze Einwohnerschaft von dem Vermögen der Reichen einen erheblichen Theil mitgenoß.

Der Luxus der Regierungen und der Communen demokratisch.

Auch der Luxus des Staats und der Regierungen war in hohem Grade „auf solche Dinge gerichtet, welche vom ganzen Volke mitgenossen werden konnten.“[1] Auch die zum allgemeinen Gebrauch bestimmten kaiserlichen Prachtbauten Roms (vor allen die Thermen), die Schauspiele der Kaiser und Beamten, die Congiarien und Frumentationen — wie verwerflich dies alles auch zum größten Theil vom sittlichen wie vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus war — kamen doch einer ganzen Bevölkerung zu Gute; während bei den Luxusbauten und üppigen Festen moderner Höfe ungeheure Mittel nur zum Vortheil und Genuß einer kleinen Anzahl von Begünstigten verwandt wurden. Und denselben demokratischen Charakter hatte der öffentliche Luxus der Communen im ganzen römischen Reich.

Schluß.

Ohne Zweifel hat der Luxus wie die ganze Kultur der frühern Kaiserzeit große Schattenseiten. Aber er war weder so thöricht und unsittlich, wie ihn der einseitige Rigorismus damaliger Schriftsteller dargestellt hat, noch so fabelhaft und ungeheuerlich, wie er in der ungesichteten Kompilation von Meursius erscheint. Trotz aller Schäden und Gebrechen war jene Kultur doch eine sehr hohe und reiche: „sie hat unzählige Keime ausgestreut, die noch heute Frucht tragen.“ In der Verfeinerung des Lebensgenusses wie in der Verbreitung und Verallgemeinerung des Wohlstandes und der übrigen materiellen Bedingungen eines gesunden Luxus hat diese Zeit nicht bloß das ganze übrige Alterthum übertroffen: ihr Luxus hat auch gar manches hervorgebracht, was (zum Theil in verkümmerter Gestalt) in spätern Jahrhunderten segensreich fortgewirkt und das Dasein in unserm Welttheil menschenwürdiger gemacht hat; ja die damalige Menschheit hat manches Gut besessen, dessen späte Wiedererlangung noch in unserm Jahrhundert hoch angeschlagen oder gar erst angestrebt wird. So gilt denn auch hier das Wort Mommsens: „daß die römische Kaiserzeit mehr geschmäht als gekannt ist.“[2]

1) Roscher a. a. O. S. 449. 2) Mommsen, die röm. Schweiz S. 24.

Anhang zum ersten Abſchnitt.

1. Zu S. 12. Das Auflöſen von Perlen in Eſſig.

King, Natural history of the precious stones and of the precious metals p. 273 ſagt in Bezug auf die Erzählung des Plinius von der Perle für 10 Mill. S., die Kleopatra in Eſſig aufgelöſt verſchluckte: It is unfortunate for this good story, that no acid the human stomach can endure is capable of dissolving a Pearl even after a long maceration in it. Barbot has found by actual experiment, that one layer was reduced to a jelly, whilst the next beneath was completely unaffected. No doubt, the wily Egyptian swallowed her Pearl safe and sound, and in some more agreeable potation than vinegar, secure of its ultimate recovery uninjured: and invented the story of its complete and instantaneous dissolution, which be it remembered rested entirely upon her own testimony, in order to gain her wager.

Die große Beſtimmtheit und ſcheinbare Zuverläſſigkeit dieſer Angabe von der Unauflösbarkeit der Perlen in Eſſig veranlaßte mich, meinen Collegen Herrn Profeſſor C. Gräbe darüber um Auskunft zu bitten, der ſie für durchaus irrig erklärte. Ich verdanke ſeiner Güte folgende Mittheilung:

Eine fünfprocentige Eſſigſäure, welche in Bezug auf Säuregehalt einem ſtarken Eſſig entſpricht, löſt die Perlen in der Kälte ſehr langſam; es bedarf mehrerer Stunden bis dieſelben verſchwunden ſind. Beim Kochen tritt ſofort ziemlich ſtarke Entwicklung von Kohlenſäure auf und nach 8—15 Minuten ſind kleine Perlen aufgelöſt. In faſt

derſelben Weiſe wirkt eine Eſſigſäure von 3 Procent Gehalt, dagegen trat eine merkliche langſamere Einwirkung bei einer Säure von 1 Procent auf. Die Löſung wird durch ſtarkes Kochen oder Bewegen der Flüſſigkeit beſchleunigt; es werden hierdurch die Bläschen von Kohlenſäure, welche ſich entwickeln und die Berührung der Flüſſigkeit mit den Perlen hindern, entfernt. Durch Gährung entſtandener Eſſig enthält $2^1/_2$—8 Procent Eſſigſäure.

---

2. Zu S. 24. Speiſezettel einer cena aditialis im Jahre 1721.

Einige Notizen über den Tafelluxus im Mittelalter und den frühern Jahrhunderten der neuern Zeit geben Weinhold, die deutſchen Frauen im Mittelalter S. 321 ff. und Volz, Beiträge zur Kulturgeſchichte S. 205 ff. 312 ff. 471 ff. Auch im Mittelalter gehörten Faſanen und Pfauen zu den ausgeſuchten Speiſen großer Tafeln, beide kommen in den Küchenzetteln der Klöſter am Bodenſee im 11. Jahrhundert vor (Volz 208). Im Kloſter zu Hirſchau kannte und brauchte man unter Abt Wilhelm 1069—1091 eine Anzahl von ausländiſchen Fiſchen; von fremden Früchten Citronen, Feigen und Kaſtanien, von fremden Gewürzen Pfeffer und Ingwer (S. 206). Peter von Clugny klagt um 1130, daß manche Mönche ſich nicht mit den auserleſenen heimiſchen Speiſen begnügen, ſondern ausländiſche ſuchen (207).

Bei der Einweihung der Weißenfelſer Pfarrkirche 1303 wurde der Biſchof von Zeitz zwei Tage lang bewirthet, an jedem Tage mit drei Trachten, am erſten zu je vier, am zweiten zu je drei Gerichten (Weinhold 323 f.).

Der Bericht über das Eſſen bei der Inveſtitur des Superintendenten Deyling zu Leipzig am 13. Auguſt 1721 (aus den Rathsakten der Enge zu Leipzig mitgetheilt von Bitter, J. S. Bach I 163 ff.) lautet wie folgt:

I. Eine Tafel von 24 Perſonen

die hohe evangeliſche Geiſtlichkeit, der Rath, Rector Magnificus

Zum erſten Gang

1 Eine Wildprets Paſtete auf der Schüſſel
2 Eine Potage mit angeſchlagenen Rebhühnern

3 Große Forellen (geſotten)
4 Pörſche mit der Butterbrüh, Birangen, Biſtazien, Meerrettig
5 Hamburger Fleiſch und Bohnen darzu
6 Zwei Schöpskeulen mit Sateller Brüh
7 Zwei Krebstortte

NB Es muß ein Riß gefertigt werden, wie die Speiſen und Confitüren zu ſetzen

Zum andern Gang

1 Schweinsrücken mit 6 Faſanen belegt
2 Ein gantz Reh gebraten
3 Schweinskopf mit Rindszunge belegt
4 Allerhand Sallats
5 Babtiß Tortten 2 Stück

II Drei Tafeln vor die Herrn Geiſtlichen jede Tafel zu 24 Perſonen thut 72 Perſonen (zu dieſer erheblich geringeren Tafel ſind nur je 6 Schüſſeln vermerkt).

III Ein Köſtgen

Vor die Frau Superintendentin auf 6 Perſonen

1 Ein Trütt Hühner Paſtet
2 Eine Rehkeule mit 2 Rebhühner gebraten
3 Forellen geſotten
4 Johannesbeer Tortte

IIII Vor die Muſikanten 12 Perſonen

4 Schüßeln

Vor die Aufwärter 32 Perſonen Auch 4 Schüßeln Außerdem waren an Confect 30 Stück Mandeltortten 30 Krafttorten 30 Schälchen Confect u. 80 Stck. Krafttorten vor die Herrn Geiſtlichen ferner: „Vor die Frau Deylingin 1 Korb Konfect 1 Mandeltorte 1 Krafttorte und Obſt“ erforderlich geweſen. Getrunken wurden

3 Eimer u. 6 Kannen Rheinwein,
1 Eimer alter Rheinwein,
2 Faß Wurzner Bier,
$^3/_8$ Faß Lobgünner Bier.

3. Zu S. 95. Das Latrinenweſen in Rom.

Am meiſten zu ihrem Vortheil dürften ſich die antiken italieniſchen Städte von den modernen durch ihr Latrinenweſen unterſchieden haben. Bedürfnißanſtalten (amphorae in angiportis) werden in Rom ſchon in der Rede des Titius für die lex Fannia 593 = 161 erwähnt Macrob. Sat. III 16, 15; vgl. Lucret. IV 1026. Martial. XII 48; 77, 9 (sellae Patroclianae). Schol. Iuv. III 38. Cujac. obs. XXII 34. St. R. E. unter Dolium, Latrina, Lavatio). Neben den von der Privatinduſtrie eingerichteten gab es öffentliche Latrinen, wie es ſcheint, ſchon unter Tiber Sueton. Tiber c. 58; vgl. Preller Reg. 234; ſicher unter Nero Sueton. vit. Lucani ed. Roth 299, 27. Veſpaſian beſteuerte nach Rodbertus (Hildebrands Jahrbb. f. Nationalökonomie 1865 (V) S. 309—314 A. 81) die Privatlatrinenindustrie (den Verkauf der Excremente an Gärtner u. ſ. w.). Aehnliche Einrichtungen darf man wenigſtens in den Städten Italiens vorausſetzen, da ſie in Pompeji nicht fehlten; vgl. Overbeck, Pompeji² S. 71 (öffentl. Abtritt am forum civile) 122 (im Gebäude der Eumachia) 189 u. 223 (in den ältern und neuern Thermen).

Abfuhr und Canaliſation ſcheinen in Rom neben einander beſtanden zu haben. Von dem Verbot des Fahrens in den Straßen am Tage wird in der tabula Heracleensis eine Ausnahme zu Gunſten der Miſt ausführenden Wagen gemacht. Von Canaliſation ſpricht Columella De cult. hortor. 81 sq.: Pabula nec pigeat fesso praebere novali Immundis quaecunque vomit latrina cloacis; desgleichen Galen. ed. K. XVI 360: *δεῖ μέντοι φυλάττεσθαι τὸν ἐπὶ τοῖς κήποις ἀέρα διὰ τοὺς ὀχετούς, ὡς τὰ πολλὰ τοὺς ἀποπάτους ἐκκαθαίροντας εἰς τοὺς κήπους, καὶ τὴν μεγάλην δυσωδίαν.*

II.

Die Künste.

1. Architektur, Skulptur und Malerei.

a. Zwecke und Verwendung der Architektur.

Menge und Großartigkeit der Ueberreste.

Wäre auch von der Römerzeit jede andere Kunde verſchollen, ſo würden die auf dem ganzen Boden der alten Welt in ſo großer Zahl ſtehen gebliebenen, zum Theil ſo gewaltigen Ruinen ihrer Bauten, ſo wie die unermeßlichen aus bergenden Schutt- und Aſchendecken hervorgezogenen Ueberbleibſel der bildenden Künſte ſchon allein laut genug bezeugen, welch hohe und reiche Kultur mit dem römiſchen Weltreiche zu Grunde gegangen iſt. Bei weitem die meiſten und bedeutendſten erhaltenen römiſchen Bauten ſtammen aus der glänzendſten Zeit des Kaiſerthums, die von Auguſt bis zum Ausgang der Antonine dauerte. Sie ſtehen zum Theil in weiten Einſamkeiten als Markſteine jener Kultur, deren Herrſchaft ſich über ungeheure Gebiete erſtreckte, die ſeit Jahrhunderten wieder der Barbarei oder völliger Verödung anheimgefallen ſind: wie die Ruinen von Baalbeck, die Trümmer der römiſchen Städte in Kleinaſien und Nordafrika; zum Theil beſchämen ſie in Ländern der heutigen Kultur mit ihrer impoſanten Großartigkeit, ihrer unverwüſtlichen Solidität, ihrer hohen, noch dem jetzigen Bedürfniß entſprechenden Zweckmäßigkeit alles, was ſpätere Jahrhunderte ihnen an die Seite geſtellt haben: wie die Brücken von Alcantara und Merida, der Pont du Gard, die Aquädukte von Segovia und ſo manche andere Römerbauten in den Mittelmeerländern. Verſucht man vollends, aus der unüberſehbaren, verwirrenden Maſſe von Trümmern aller bildenden Künſte ein Bild von der überſchwenglichen Fülle und Mannigfaltigkeit des künſtleriſchen Schmucks zu gewinnen, in dem die ſo äußerſt zahlreichen größern und reichern Städte des römiſchen Reichs prangten:

wie gering und armselig erscheinen dann die modernen Bestrebungen, das öffentliche und Privatleben durch den Schmuck der Kunst zu verschönern und zu adeln.

Kultur und Wohlstand der alten Welt in der frühern Kaiserzeit.

Eine so großartige und umfassende Verwendung der Architektur und der bildenden Künste setzt nicht nur eine Verbreitung der Kultur, sondern auch des Wohlstandes voraus, wie das ganze frühere Alterthum beides nicht gekannt hat. Das römische Kaiserthum brachte der bis zum Tode erschöpften Welt den allgemeinen Frieden, der mit geringen Unterbrechungen mehr als zwei Jahrhunderte dauerte; den bis aufs Mark ausgesogenen Provinzen eine im Ganzen wenigstens leidliche Verwaltung. Mit der wiederhergestellten Sicherheit und Ordnung, dem gewaltigen Aufschwunge des Verkehrs „auf dem größten Freihandelsgebiet das je existirt hat,“[1] hob und verbreitete sich Wohlstand und Reichthum in einem Grade wie nie zuvor. Am augenfälligsten gab sich dies in der Menge, Schönheit und Pracht der Städte in fast allen Provinzen kund. In der im Jahr 161 gehaltenen Prunkrede des Aristides auf die Größe Roms kann man bei aller Uebertreibung und Ueberschwenglichkeit die Wirkung großer, ja überwältigender Eindrücke nicht verkennen.[2] Wann, heißt es dort, gab es so viel Städte auf dem Festlande und auf dem Meer, oder wann waren sie so durchaus geschmückt? oder welcher Herrscher der Vorzeit konnte jemals in seinem Reiche mit jeder Tagereise eine Stadt erreichen, manchmal auch an demselben Tage durch zwei und drei Städte wie durch Straßen fahren? Man möchte sagen, daß alle frühern nur Könige einer Wüste mit festen Plätzen waren, ihr allein aber über Städte herrscht. Unter euch heben sich jetzt alle griechischen Städte, und alle ihre monumentalen Zierden und Kunstwerke suchen bei euch Ehre einzulegen; mit Städten sind Küsten und Binnengegenden angefüllt, die theils unter, theils durch euch gegründet, theils vergrößert sind. Jonien steht durch Glanz und Schönheit an erster Stelle, und um wie viel es früher durch Schmuck und Anmuth andere Länder überragte, um so viel hat es nun selbst im Vergleich zu seiner eigenen Vergangenheit gewonnen. Die große

Menge und Schönheit der Städte.

1) Rodbertus in Hildebrandts Jahrbb. f. Nationalökonomie V 268.

2) Aristid. or. XIV p. 223—225.

und ſtolze Stadt Alexanders iſt eine Zierde eurer Herrſchaft geworden, wie ein Halsſchmuck einer reichen Frau unter vielen andern Beſitzthümern. Die ganze Erde iſt im Feſtkleide, ſie hat ihre alte Tracht, das Eiſen abgelegt, und ſich zu Pracht, Zier und Luſtbarkeit aller Art gewandt. Alle Städte beherrſcht nur der eine Wetteifer, daß jede als die ſchönſte und gefälligſte erſcheine. Alles iſt voll von Ringplätzen, Waſſerleitungen, Propyläen, Tempeln, Werkſtätten und Schulen, und mit Fug darf man ſagen, daß die Erde, die von Anbeginn krank war, nun geneſen iſt. Unabläſſig kommen Gaben von euch, und von eurer gegen alle gleichen Huld kann man keine Stadt vor andern bevorzugt finden. Die Städte ſtrahlen in Glanz und Lieblichkeit, und die ganze Erde iſt wie ein Garten geſchmückt. Städte

Daß die Bewunderung des Rhetors für die Menge und Schönheit der Städte des Weltreichs in der That begründet war, beweiſen außer ihren zahlreichen Ruinen manche ſtatiſtiſche und ſonſtige Angaben. Wenn auch bei der Angabe Aelians, daß Italien „einſt“ in Italien, 1177 Städte gehabt habe, ebenſo ungewiß iſt, auf welche Zeit ſie ſich bezieht, als worauf ſie beruht,[1] ſo hat auch dies Land vielleicht, wie überhaupt ſeine höchſte Blüthe, ſo namentlich die größte Zahl bedeutender und reicher Städte in der Zeit von Auguſt bis Commodus gehabt.[2] Von den 18 „durch Lage, Bauart und Reichthum an Schönheit hervorragenden“ Städten Italiens, welche die Triumvirn 711 den Soldaten als Lohn ausſetzten, nennt Appian als die anſehnlichſten Capua, Rhegium, Benevent, Venuſia, Nuceria, Ariminum und Hipponium (Vibo).[3] In Strabos Zeit übertraf Oberitalien (Gallia cisalpina) die übrigen Landſchaften an Reichthum und Größe der Städte.[4] Von dieſen iſt Verona die einzige, deren Ruinen noch jetzt an den alten Glanz erinnern; im Alterthum waren ebenſo bedeutend oder bedeutender Mediolanum, Patavium, Ravenna (das antike Venedig, im Waſſer auf Pfählen gebaut, und nur auf Brücken oder Fahrzeugen gangbar), die große Handelsſtadt Aquileja, Placentia, Cremona,[5] Parma, Mutina, Bononia, Ariminum, Ticinum, Dertona. In Mittelitalien zeigen Ruinen wie die

1) Aelian. Var. Histor. IX 16. 2) Höck, Geſch. Roms I 2, 151. 3) Appian. B. C. IV 3. 4) Strabo V 1, 12 p. 218 C. 5) Dio LXV 15. Tac. H. III 33 sq.

von Ocriculum und Aſiſium von der Anſehnlichkeit der Städte; in Unteritalien Pompeji und Herculanum, daß es auch mittlern Orten an zahlreichen ſtattlichen, mit beſcheidenem Luxus decorirten öffentlichen Bauten nicht fehlte. Die Städte Galliens veranſchlagt Joſephus nach einer freilich wol ſehr willkürlichen und übertreibenden Schätzung auf etwa 1200;[1] doch ſoll Cäſar mehr als 800 erobert haben,[2] und wenn ein großer Theil noch in der Kaiſerzeit dorfartig geweſen ſein mag, ſo haben andrerſeits auch manche, namentlich im narbonenſiſchen Gallien, wie Arelas, Narbo, Arauſio, die heute auf demſelben Boden ſtehenden Städte weit übertroffen. Das tarraconenſiſche Spanien (der Norden und die öſtliche Hälfte) hatte nach den unter Auguſt gemachten Aufnahmen unter 472 Ortſchaften 179 ſelbſtändige Communen; Bätica, (Sevilla, Cordova, Granada und Theile der angrenzenden Provinzen) 175 Städte,[3] unter denen Gades (in Strabos Zeit mit 500 Bürgern, die mindeſtens 400,000 S. beſaßen)[4] zu den größten und reichſten der Monarchie gehörte. Auch die Blüthe und den Wohlſtand der zahlreichen Städte von Numidien und Afrika unter römiſcher Herrſchaft bezeugen bedeutende Ueberreſte. In der letztern Provinz hatte einſt Karthago über 300 Städte geherrſcht,[5] und hier ſowie in Numidien hat ſich die Zahl der Städte ſchwerlich vermindert, eher vermehrt. Noch im Jahr 484 war die Bevölkerung hier ſo dicht, daß Africa (Tunis nebſt der öſtlich angrenzenden Küſte) 174, Numidien (Weſtalgerien) 123 Biſchofsſitze hatte.[6] In mehr als 20 Städten beider Provinzen ſind noch jetzt Ruinen oder Spuren von ſteinernen Amphitheatern, unter denen das von Thysdrus, eine der impoſanteſten Ruinen der Römerzeit, nicht zu weit hinter dem Coloſſeum zurückſteht.[7] Karthago ſelbſt rivaliſirte im 3. Jahrhundert mit Alexandria um die zweite Stelle nach Rom.[8] Die Bevölkerung Aegyptens, das unter den Ptolemäern 7 Mill. Einwohner gehabt haben ſoll, war im erſten Jahrhundert auf 7,800,000 gewachſen (jetzt beträgt ſie 2½ Mill.). Es ſollte in alter Zeit 20,000, unter den Ptolemäern 30,000 Ortſchaften gehabt

Gallien,

Spanien,

Nordafrika,

Aegypten,

1) Joseph. B. J. II 16. 2) Plutarch. Caesar c. 15. 3) Marquardt, Hdb. III 1, 82—84. 4) Strabo III 173 sq. 5) Strabo XVII p. 1189. 6) Marquardt III 1, 227—229. 7) Th. II² 439 ff. 8) Th. II² 84, 1.

haben. Noch immer war es reich an Städten, und wenn auch die Mehrzahl derſelben klein und unberühmt war, ſo zählt Plinius doch gegen 40 bedeutende Städte auf, unter denen Alexandria mit Rom wie in andern Beziehungen ſo namentlich in der Pracht und Größe ſeiner Bauten wetteifern konnte. Noch im 4. Jahrhundert hatte Aegypten mit Libyen und der Pentapolis zuſammen 100 Biſchofsſitze.[1] Die Hauptſtadt Syriens Antiochia ſtand an Umfang, Glanz und Volksreichthum Alexandria gleich. Auch die unvergleichliche architektoniſche Pracht von Heliopolis (Baalbeck) und Palmyra, die noch in ihren Trümmern ſo überwältigend wirkt, entſtand zum Theil bereits im zweiten Jahrhundert. Von den 500 Städten der Provinz Aſia (welche die Küſtenſtriche und Inſeln von Jonien, Aeolis und Doris, die Landſchaften Phrygien, Myſien, Karien und Lydien umfaßte) iſt wiederholt die Rede:[2] auch dieſe Zahl dürfte daher auf einer amtlichen Angabe beruhn. Von elf Städten dieſer Provinz, die ſich im Jahr 26 n. Chr. um die Ehre bewarben dem Kaiſer Tiberius einen Tempel erbauen zu dürfen, wurden fünf als zu unbedeutend ſogleich zurückgewieſen, und darunter Laodicea: doch ſagt Strabo von dieſer Stadt, daß ihre Wollproduktion und die Fruchtbarkeit ihres Bodens ſie reich, und die Munificenz einiger Bürger groß gemacht hatte. Ein Hiero hatte ihr eine Erbſchaft von mehr als 2000 Talenten (3,143,500 Thlr.) hinterlaſſen; überdies hatte er, und nach ihm der Rhetor Zeno, und der (von Antonius und Auguſt zur Königswürde erhobene) Polemo ſie durch Bauten und Monumente verſchönert.[3] Hiernach mag man ſich den Glanz und Reichthum der zur Bewerbung zugelaſſenen Städte Harlikarnaß, Pergamus, Epheſus, Milet, Sardes und Smyrna vorſtellen. Unter ihnen galt Epheſus für eine der volkreichſten und am ſchönſten gebauten Städte der Welt, doch Smyrna behauptete unbeſtritten den erſten Platz in der Provinz.[4] Unter den Städten Bithyniens (von denen unten die Rede ſein wird) ſtritten Nicäa und

Syrien,

Aſia,

Bithynien,

1) Marquardt III 1, 208. Plin. H. N. V 60—65.

2) Joseph. B. J. II 16. Philostrat. vitt. soph. II 3. Apoll. T. epp. 58.

3) Tac. A. IV 55. Gibbon History ch. II 81 f. Strabo XII p. 578 C. Vgl. Tac. A. XIV 27. (ex inlustribus Asiae urbibus Laodicea).

4) Th. II² 72 f.

Nicomedia um den ersten Rang. Die letztere war nach Ammian von frühern Kaisern so erweitert und verschönert worden, daß sie dem Kaiser Julian nach der Masse ihrer öffentlichen und Privatgebäude wie ein Theil von Rom erschien.[1] Die Einwohnerzahl von

Cappadocien, Cäsarea in Cappadocien wurde im 3. Jahrhundert auf 400,000 geschätzt.[2]

Griechenland, Griechenland (ohne Thessalien und Epirus) besaß, obwohl sehr herabgekommen, unter den Antoninen auf dem Festlande neben einer sehr großen Zahl von Dörfern und kleinen Städten noch über 100 Orte (davon 60 im Peloponnes), in denen ein wirkliches städtisches Leben fortbestand.[3] Auch in den nördlichen Ländern, wo die Verbreitung römischer Kultur so überaus rasch erfolgte, blühten die

Germanien, Städte in erstaunlich kurzer Zeit empor. Cöln war nach Tacitus[4] schon im Jahr 71 (also 21 Jahre nach der römischen Colonisirung) durch seine Wohlhabenheit und sein Wachsthum für die Deutschen auf dem rechten Rheinufer ein Gegenstand des Neides. Das Zehntland ist nur vom Ende des ersten bis in die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts in römischem Besitz gewesen; doch in Würtemberg allein haben sich bei 160 Städten und Orten Spuren größerer und kleinerer römischer Ansiedlungen gefunden, deren Blüthe Reste von Bädern, Wasserleitungen, Marmorornamenten, Sculpturen, Mosaiken, Bronzen, verzierten Glas- und Thongeschirren, sowie der Bestand gewerblicher Collegien bezeugen.[5] Bei dem Aufstande in Britannien im

Britannien. Jahre 61 (18 Jahre nach der Eroberung des Landes) wurde Camulodunum (Colchester) von den Eingebornen leicht eingenommen, weil man bei ihrer Anlage mehr für Annehmlichkeit als Festigkeit gesorgt hatte. Die Stadt besaß eine Curie, ein Theater und einen Tempel des Claudius; in dem sich die römischen Soldaten zwei Tage lang halten konnten. Londinium (London) war ein durch Handel sehr lebhafter Ort; an beiden Orten und Verulamium (nahe St. Albans) zusammen wurden an 70,000 Römer und Bundesgenossen

---

1) Ammian. XXII 9, 3.
2) Zonaras XII 23 ed. Dindorf. III 141.
3) Hertzberg, Gesch. Griechenlands unter den Römern II 438.
4) Tac. H. IV 63.
5) Stälin, Gesch. Würtembergs I 104—109.

von den Aufständischen erschlagen.[1] Und Agricola benutzte schon den ersten Winter seines Aufenthalts in Britannien (78) dazu, die zerstreuten und rohen und deshalb kriegslustigen Einwohner durch Lebensgenuß an Ruhe und Frieden zu gewöhnen, indem er Bauten von Tempeln, Foren und Wohngebäuden durch Ermahnungen und Unterstützungen förderte: und bald ging man zu Bädern und Säulenhallen über.[2] So schnell schmückte sich auch diese abgelegenste Provinz mit Luxusbauten, deren besiegter Fürst Caraktakus nur ein Menschenalter früher beim Anblick Roms unbegreiflich gefunden hatte, daß die Besitzer solcher Pracht die armseligen Hüttchen von Wilden begehren könnten.[3] In Dacien (Siebenbürgen, Banat, Moldau und Walachei) „haben anderthalb Jahrtausende nicht völlig zu zerstören vermocht, was die römische Herrschaft in 170 Jahren geschaffen hat." Eine Fülle der mannigfaltigsten Ueberreste aller Art bezeugt die Existenz von weit über 100 mehr oder minder blühenden römischen Orten, größtentheils in Siebenbürgen.[4] Nach all diesen Thatsachen, die sich noch sehr vermehren ließen, kann man nicht zweifeln, daß Trajans Aeußerung in einem Brief an Plinius: es fehle in keiner Provinz an kundigen und erfinderischen Architekten[5] — buchstäbliche Wahrheit hatte.

Dacien.

Sowohl für die Communen als für die einzelnen Bürger war der im Alterthum in so hohem Grade entwickelte und auch in jener Zeit noch durch die relative Selbständigkeit der Gemeinden genährte Municipalpatriotismus (eine der besten Seiten des antiken Städtelebens) der stärkste Sporn, nach Kräften, ja selbst mit großen Opfern zur Ausstattung der Städte mit nothwendigen und nützlichen Bauten und Anstalten, sowie zu ihrer Verschönerung auf jede Weise beizutragen.

Bauten der Communen.

1) Tac. A. XIV 31–33.

2) Tac. Agric. c. 20.

3) Dio LX 33.

4) Neigebauer, Dacien S. 5 hat „122 Orte angeführt, wo mehr oder weniger Beweise für deren classisches Alterthum aufgefunden worden sind; davon kommen 89 auf Siebenbürgen."

5) Plin. ad Tr. epp. 40 ed. Keil; vgl. 18 u. 62.

Der in der antiken Menſchheit ſo mächtig wirkende Trieb, ſich anſehnlich, würdig und prächtig darzuſtellen beherrſchte die Gemeinden nicht weniger als die Einzelnen, und trieb ſie allem Anſchein nach nicht ſelten zu Anſtrengungen, die ihr Vermögen überſtiegen. Dazu kam beſonders in den griechiſchen Ländern die Eiferſucht der Städte auf einander, „dieſe alte Krankheit der Hellenen",[1] und das daraus entſpringende Trachten einander zu überbieten. Die römiſchen Colonien ſtrebten mehr oder weniger, „Abbilder der Hauptſtadt im Kleinen" zu ſein,[2] was ſich ſelbſt in der Anwendung von Namen römiſcher Lokalitäten zeigt: ſo hatte Ariminum einen Aventin, Germalus und ein Velabrum, Antiochia in Piſidien außer den beiden letztern auch ein Tuskerquartier, Benevent eine esquiliniſche, Herculaneum eine palatiniſche Region, Lyon und die Cattenhauptſtadt Mattiacum (in Heſſen) einen Vatican.[3] Wie Rom hatten die Colonien und Municipien ihre Thermen, Theater, Cirken und Amphitheater, vor allem ihre mit Tempeln und Säulenhallen geſchmückten Foren und hohe Capitole, die gleich dem römiſchen von Tempeln des Jupiter, der Juno und Minerva gekrönt zu ſein pflegten. Die Capitole werden in vielen Städten Italiens und der Provinzen gelegentlich erwähnt, wie Capua, Benevent, Marruvium, Hiſtonium, Ravenna, Verona, Mailand, Sevilla (?), Toulouſe, Nimes, Autun, Rheims, Trier, Conſtantine, Thamugas u. A.; oder ihr Name hat ſich wie in Florenz und Cöln in den Namen von Kirchen „St. Maria im Capitol" erhalten.[4]

Nachahmung Roms.

Die Ausführung der ſtädtiſchen Bauten erfolgte entweder durch eigens ernannte Baucommiſſare (curatores operum)[5] oder durch die

---

1) Herodian. III 2, 8.

2) Gell. XVI 43.

3) De Rossi Nuove osservazioni intorno la topogr. Puteolana. Bull. Nap. N. S. II p. 156. Henzen-Orelli Vol. III Index p. 169 sq.

4) Braun, die Capitole. Ueber Sevilla vgl. Huebner, CIL II 1194. Ferner Preller, Röm. Mythol. 215, 3. Henzen-Orelli 6139. 6978 ff. Aristid. or. I p. 6 Jebb: *τὰς ἀκροπόλεις ἐξεῖλον Διΐ.* Or. II p. 12 J.: *τὰς δὲ ἀκροπόλεις ἐξεῖλον αὐτῇ* (Minervae) *δικαίως. Ἱερὸν Διὸς Καπετωλίου* zu Korinth: Paus. II 4, 5. — *Ἱερεὺς Διὸς Καπετωλίου διὰ βίου* zu Nyſa in Karien CIG II 2943 (aus der Zeit der Triumvirn); Teos (3074).

5) Henzen-Orelli Ind. p. 161. Vgl. Annali d. Inst. p. XXIII p. 15.

(jährlich wechſelnden) oberſten Gemeindebeamten, die ſie in der Regel an den mindeſt Fordernden in Accord gaben, und nach der Vollendung abnahmen.[1] „Wenn die Städte eine Vergebung von Tempelbauten oder Errichtungen von Koloſſen ausſchreiben, ſagt Plutarch, ſo hören ſie die Künſtler an, die ſich um die Uebernahme bewerben, und ihre Anſchläge und Riſſe vorlegen; dann wählen ſie den, der bei den geringſten Koſten die beſte und ſchnellſte Ausführung verſpricht.“[2]

Bauten Bithyniſcher Städte 111—113.

Den Umfang, die Bedeutung und die Zwecke der ſtädtiſchen Bauten mögen zunächſt einige Mittheilungen aus der Korreſpondenz veranſchaulichen, die Plinius (in den J. 111—113 etwa) als Statthalter von Bithynien mit Trajan führte. Zu allen Neubauten bedurfte es der kaiſerlichen Erlaubniß.[3] Für Pruſa am Olympos erwirkte Plinius dieſe zum Bau eines neuen Bades, wie es „die Würde der Stadt und der Glanz der Regierungsperiode“ erforderte; der Bau erfolgte auf der Stelle eines in Ruinen liegenden Hauſes, und ſo wurde zugleich die häßlichſte Stelle der Stadt verſchönert.[4] Zu Nikomedia war eine Waſſerleitung, die der Stadt 30,329,000 S. (gegen 2,200,000 Thlr.) gekoſtet hatte, unvollendet geblieben, dann abgebrochen worden, ebenſo eine zweite, für die bereits 200,000 S. ausgegeben waren. Nun ertheilte Trajan die Erlaubniß zum Bau einer dritten, die auf Bogen (theils aus Quadern, theils aus Backſtein) das Waſſer auch in die höhern Theile der Stadt führen ſollte: Plinius verſicherte, daß ſowohl der Nutzen als die Schönheit des Baus der Regierungszeit Trajans höchſt würdig ſein werde.[5] Kurz vorher hatte dieſelbe Stadt den Bau eines neuen Forums neben dem alten begonnen.[6] Zu Nicäa hatte der Bau eines Theaters bereits mehr als 10 Mill. S. (725,000 Thlr.) verſchlungen; Privatleute hatten ſich anheiſchig gemacht es aus eigenen Mitteln mit mannigfachen Verſchönerungen auszuſtatten, namentlich einen Säulengang oberhalb des Zuſchauerraums und Baſiliken im Umkreiſe aufzuführen. Aber noch vor Vollendung des Hauptgebäudes zeigten ſich ſo große

1) Mommſen, Stadtrechte v. Salpenſa und Malaca. Abhdlgn. d. Sächſ. Geſellſchaft Ph. hiſt. Claſſe II 445 f.

2) Plutarch. An vitiositas etc. c. 3.

3) Rein, Stuttg. Realenc. V 229.

4) Plin. ad Tr. epp. 23 sq. 70 sq. 5) Id. ib. 37 sq. 6) Id. ib. 49.

Riſſe, daß eine Reparatur kaum zu lohnen ſchien. Gleichzeitig wurde an Stelle des abgebrannten Gymnaſiums ein weit größeres und weitläufigeres gebaut, deſſen Mauern aber der mit der Fortführung des (von einem andern begonnenen) Baus beauftragte Architekt trotz der koloſſalen Dicke von 22′ röm. (= 20,73 pr.) für zu ſchwach erklärte, um die in Ausſicht genommene Belaſtung zu tragen. Zu Claudiopolis befand ſich eine ungeheure ſtädtiſche Badeanſtalt im Bau.[1] Zum Bau eines Aquäduktes, der das Waſſer aus einer Entfernung von 16 Millien (über 3 geog. Meilen) nach Sinope führen ſollte, gab Trajan der Stadt die Erlaubniß, falls der Bau ihre Kräfte nicht überſtiege, da er ſehr zur Erhöhung der Geſundheit und Annehmlichkeit beitragen würde.[2] Die ſchöne und prächtige Stadt Amaſtris hatte unter andern herrlichen Bauwerken eine ſehr ſtattliche und lange Straße, die aber ein übelriechender Fluß ihrer ganzen Länge nach durchfloß: auch hier genehmigte Trajan deſſen Bedeckung aus ſtädtiſchen Mitteln.[3]

Dieſelbe Wohlhabenheit der Städte und dieſelbe Verwendung großer Mittel für bauliche Zwecke, wie ſie dieſe Angaben für Bithynien erweiſen, darf für die meiſten Provinzen des römiſchen Reiches in jener Zeit vorausgeſetzt werden. Bauten, die für eine ganze Landſchaft wichtig waren, wurden von mehreren Städten gemeinſam ausgeführt: wie die im J. 105/6 vollendete Brücke von Alcantara von elf Municipien der Provinz Luſitanien.[4]

Einkünfte der Communen zur Beſtreitung der Bauten.

Zu den regelmäßigen ſtädtiſchen Einnahmen gehörten die Antrittsgelder, welche die zu Ehrenämtern und Prieſterthümern erwählten Männer und Frauen, ſowie die in den Gemeinderath (Decurionat), den zweiten Stand (die Auguſtalität) oder deſſen Vorſtand (den Sevirat) Erwählten an die Stadtkaſſe zu zahlen hatten.[5] Sie waren oft nicht unbedeutend: ſo wurden für das Duumvirat in Pompeji 10,000 S. (725 Thlr.) Antrittsgeld gezahlt.[6] Die Summe von 400,000 S., die eine zu Kalama in Numidien auf Lebenszeit zur Flaminica erwählte Frau zum Bau eines Theaters verſprochen hatte, war allerdings eine

1) Id. ib. 39. 2) Id. ib. 90 sq. 3) Id. ib. 94 sq. 4) Huebner, CIL II p. 89—96. 5) Marquardt, Hdb. III 1, 382 A. 2432. Vgl. Digg. L 12, 6 § 2. 6) Mommsen, IRN 2378.

ungewöhnlich hohe.[1] Die (in den verschiedenen afrikanischen Municipien verschiedenen) gesetzlichen Antrittsgelder betrugen für das höchste Priesterthum, das Flaminat, zu Lambäse 4000 S., zu Verecunda 2000, zu Diana 10,000.[2] Aber es war wohl überall gewöhnlich über den Minimalsatz hinauszugehn, oder andere Leistungen hinzuzufügen, die auch anstatt der Zahlungen erfolgen konnten, als Schauspiele, Volksbewirthungen oder Bauten. So zahlte z. B. ein T. Flavius Justinus in Porto Torres auf Sardinien für die Erwählung zum höchsten Amt (der quinquennalitas) 35,000 S. und legte überdies auf eigene Kosten ein Bassin an, in welches er auch das Wasser hineinleiten ließ.[3] In Aeclanum ließen einmal die Quattuorvirn für das Geld, das sie für die Erwählung zu diesem Ehrenamt zu zahlen verpflichtet waren, auf den Beschluß des Gemeinderaths einen Weg durch den Viehmarkt führen und pflastern.[4] In Lanuvium (Città Lavigna) wurden die aus den Antrittsgeldern der Priester geflossenen Capitalien neben andern Einnahmen (mit Erlaubniß von Sever und Caracalla) zum Bau von Thermen verwendet[5] u. s. w.

Oeffentliche Bauten von Privatleuten.

Derselbe Municipalpatriotismus, der die Städte trieb nach Kräften oder selbst über ihre Kräfte in Bauten mit einander zu wetteifern, beseelte gewöhnlich auch ihre wohlhabenden Bürger. Zum Theil spornte diese auch die Ruhmbegier, ihre Namen in würdigster Weise auf großen Bauwerken durch Inschriften auf die Nachwelt zu bringen, deren Unvergänglichkeit gesetzliche Bestimmungen gewährleisteten.[6] Aber auch schon der Ehrgeiz, der seine Befriedigung in den städtischen Aemtern, in Belobungen, Bekränzungen, Statuen, Ehrenplätzen u. dgl. fand, trieb Manche große Summen für öffentliche Bauten herzugeben, ja nicht selten sich zu ruiniren: und die öffentliche Meinung, die, wie in den alten Republiken, noch immer von den Angesehenen und Reichen große Leistungen für die Gemeinde erwartete, ja forderte, bestimmte ohne Zweifel viele selbst wider ihren Willen zu großen Opfern. In der That sind die in

1) Henzen-Or. 6001.
2) Hirschfeld J sacerdozii—nell' Africa. Ann. d. Inst. 1866 p. 62—65.
3) Henzen-Or. 7080.
4) Henzen-Or. 7057. vgl. 6984.
5) Henzen Bull. d. Inst. 1862 p. 158 f. 6) Digg. L 10.

der damaligen Zeit in allen größern und vielen kleinern Städten der ganzen Monarchie fort und fort von Privaten zu Communalzwecken freiwillig gegebenen Beiſteuern wahrhaft erſtaunlich, und namentlich die aus Privatmitteln aufgeführten Bauten haben wahrſcheinlich an ſehr vielen Orten die ſtädtiſchen an Umfang und Bedeutung weit übertroffen, deren Einſchränkung ſie ja auch eben ermöglichten und veranlaßten. Oeffentliche Bauten aus Privatmitteln bedurften keiner kaiſerlichen Erlaubniß, „außer wenn ſie aus Rivalität gegen eine andere Stadt unternommen wurden, oder Veranlaſſung zum Aufruhr wurden, oder in der Umgegend eines Theaters oder Amphitheaters ſtattfanden.“[1] In größter Menge ſind in der Litteratur, noch mehr in den Denkmälern aller Provinzen Zeugniſſe von gemeinnützigen Bauten Einzelner erhalten, von den geringfügigſten bis zu wahrhaft fürſtlichen, von der Ausbeſſerung eines Fußbodens bis zur Erbauung von Portiken, Tempeln und Theatern. Seit durch Nerva die Städte die Erlaubniß zur Annahme von Legaten erhalten hatten,[2] erfolgten auch Vermächtniſſe zu öffentlichen Bauten ſehr häufig, und es war keineswegs ſelten, daß Teſtamente den Erben die Verpflichtung zur Ausführung eines Bades, Theaters oder Stadiums auferlegten.[3]

Einige Beiſpiele werden die Allgemeinheit der Betheiligung Einzelner an der Verſchönerung ihrer Städte ſowie die Großartigkeit ſolcher Leiſtungen veranſchaulichen. Nach der Zerſtörung Cremonas im Jahre 69 wurden Foren und Tempel durch die Munificenz von Bürgern wieder hergeſtellt.[4] Der Großvater der dritten Frau des j. Plinius erbaute zu Como in ſeinem und ſeines Sohnes Namen eine prachtvolle Kolonnade und ſchenkte der Stadt ein Kapital zur Verſchönerung der Thore.[5] In Oretum (in Tarraconenſis) ließ ein Bürger „auf die Bitte des Raths und der Bürgerſchaft zu Ehren des göttlichen (d. h. Kaiſer-) Hauſes“ eine Brücke für 80,000 S.

1) Digg. L 10, 3.

2) Rein, St. R. E. V 228. Vgl. z. B. Henzen-Or. 6943 (Forum Julii).

3) Gaj. l. III de legatis ad Ed. Praet. D. XXXV 2, 80 § 1. Vgl. z. B. Sueton. Tiber. c. 31: Iterum censente, ut Trebianis legatam in opus novi theatri pecuniam ad munitionem viae conferre concederetur etc.

4) Tac. H. III 34. 5) Plin. epp. V 11.

(5800 Thlr.) bauen, und gab bei ihrer Einweihung Circusspiele.[1] Der Arzt Crinas ließ Mauern in seiner Vaterstadt Massilia und andere Mauern für beinahe 10 Mill. S. (725,000 Thlr.) erbauen; die beiden Brüder Stertinius, Leibärzte des Claudius, erschöpften ihr Vermögen durch Ausstattung der Stadt Neapel mit Bauwerken.[2] Dio von Prusa, dessen Großvater sein ganzes Vermögen für Communalzwecke geopfert hatte, erbaute daselbst eine Kolonnade bei den Thermen, nebst Läden und Werkstätten, den Grund allein hatte er mit 50,000 Drachmen (etwas über 13,000 Thlr.) bezahlt.[3] Ueberhaupt waren es in den griechischen Ländern ganz besonders die Sophisten, die einen Theil der oft ungeheuren, durch ihre Kunst erworbenen Reichthümer zur baulichen Verschönerung ihrer Geburts- oder Wohnorte verwandten. Nicetes legte in Smyrna glänzende Straßen an, und erweiterte die Stadt bis an das nach Ephesus führende Thor. Alexander von Cotyäum erbaute (nach dem übertreibenden Ausdruck des Aristides) diese seine Vaterstadt fast ganz neu.[4] Quadratus, der bis zum Proconsulat der Provinz Asien aufstieg (165),[5] war ebenfalls nach Aristides von Gott gesandt worden, um die gealterte Stadt Pergamus neu zu verjüngen, und hatte sie zu dem gemacht, was sie nun war; wenn andere Geschlechter von der Stadt abstammten, so konnte man sagen die Stadt stamme von ihm: „sie selbst bekannte es laut in den Rathssälen, den Theatern, den Versammlungsplätzen, in welchem Theil man will, da ja alles durch jenen verschönert ist.“[6] Damianus von Ephesus (ein Schüler des Aristides und Hadrian) verband (unter anderm) den dortigen Dianentempel mit der Stadt durch eine bedeckte Halle von der Länge eines Stadiums (589′), damit die Andächtigen auch bei Regenwetter in den Tempel gehn könnten, und in dem heiligen Bezirk selbst erbaute er einen ungeheuern Saal zu Opferschmäusen, der aufs prachtvollste mit Pavonazzetto geschmückt war. Auch seine Nachkommen wurden in Ephesus „wegen der Geringschätzung des Geldes“ hochgeehrt.[7]

Bauten der griechischen Sophisten.

---

1) CIL II 3221. 2) Plin. H. N. XXIX 8 sq. 3) Dio Chr. or. XLVI p. 519—521 M. 4) Lehrs, Qu epp. p. 9, 7. 5) Clinton, Fast. Rom. ad a. 165. 6) Aristid. or. X p. 70 J. ed. Dindorf I 116 f. 7) Philostrat. Vitt. sophist. II 23.

Herodes Attikus.

Doch selbst die größten derartigen Leistungen verdunkelte die beispiellose, mehr als fürstliche Munificenz des Herodes Attikus (geb. zu Marathon 101 † 177), der an Reichthum und Rang zu den ersten seiner Zeit gehörte (er war Consul 143), unter den Virtuosen der Redekunst (Sophisten) seiner Zeit unbestritten der erste war. Sein Ehrgeiz war, seinen Namen nicht minder durch massenhafte prachtvolle und gemeinnützige Bauten, als durch seine von der Mitwelt hoch bewunderten Reden auf die Nachwelt zu bringen: von jenen sind zahlreiche Reste und noch mehr Nachrichten, von diesen nichts erhalten. Schon als Herodes im Jahre 125 Präfect der freien Städte Asiens war, hatte ihn sein Vater Julius Atticus in den Stand gesetzt, gegen die Stadt Troas eine großartige Freigebigkeit zu üben: zu den 3 Mill. Drachmen, die ihr Hadrian zu einer Wasserleitung bewilligt hatte, ermächtigte er ihn die noch erforderlichen 4 Mill. (über 1 Mill. Thlr.) zuzulegen. Die Freigebigkeit des Herodes erstreckte sich später auch auf Italien, wo er die Stadt Canusium (Canossa) mit einer Wasserleitung versorgte, galt aber hauptsächlich Griechenland, vor allem seinem Vaterlande Attika und dessen Hauptstadt, in deren Nähe er in dem reizenden, noch jetzt als Sommeraufenthalt benutzten Cephisia den Abend seines Lebens in vornehmer Zurückgezogenheit verbrachte. Er ließ den Städten in Euböa, im Peloponnes, in Böotien Unterstützungen zufließen, half dem herabgekommenen Oricum in Epirus auf, baute in Korinth ein bedecktes Theater, in Olympia eine Wasserleitung, in Thermopylä Bassins zu Schwefelbädern, und schmückte zu Delphi das Stadium mit pentelischem Marmor. Selbst die Durchstechung des korinthischen Isthmus hatte er ins Auge gefaßt. In Attica ließ er in dem Demos Myrrhinus einen Tempel der Athene herstellen, in Athen selbst das panathenäische Stadium des Lykurgus innerhalb vier Jahren aufs prächtigste vollständig mit pentelischem Marmor auslegen; errichtete auf dem Felshügel oberhalb seiner Langseiten einen Tempel der Glücksgöttin mit deren elfenbeinernem Bilde, und erbaute am Fuß der Akropolis zu Ehren seiner gestorbenen Gemahlin Regilla ein mit Cedernholz gedecktes Theater (Odeum) für etwa 6000 Personen, das nach Pausanias an Größe und Pracht der Ausstattung alle ähnlichen Bauten übertraf (und jetzt wieder blosgelegt ist). Daß Herodes Prachtliebe

ſich auch auf ſeine Privatbauten erſtreckte, kann man daraus ſchließen, daß er bei dem Tode der Regilla das Innere ſeines Hauſes nicht bloß mit ſchwarzem Anſtriche, ſchwarzen Vorhängen und Teppichen ſondern auch mit ſchwarzem lesbiſchem Marmor dekoriren ließ.[1]

Man ſieht, daß die freigebigſten unter den Reichen und Vornehmen ihre Munificenz nicht auf ihre eigenen Städte beſchränkten, wenn es auch vielleicht niemand dem Herodes gleichthat, der, als er des Mordes der Regilla angeklagt vor Gericht ſtand und ſein Gegner ſich einer Wohlthat gegen eine Stadt Italiens rühmte, erwidert haben ſoll: „auch ich könnte Vieles der Art von mir ſagen, wenn ich auf der ganzen Erde vor Gericht gezogen würde.“[2] Es war wol die Regel, daß Municipalen, die ſich zum Senatorenſtande (durch den ſie aufhörten Bürger ihrer Vaterſtadt zu ſein) oder ſonſt zu hohen Stellungen in Rom aufgeſchwungen hatten, und römiſche Große, die als Patrone oder anderweitig zu einer Stadt in Beziehung ſtanden, ihr durch Bauten und Zuwendungen ihre Anhänglichkeit und ihr Wohlwollen bewieſen. Der j. Plinius, der in ſeinem Teſtament ſeine Vaterſtadt Como mit einem bedeutenden Kapital zur Erbauung, Einrichtung und Inſtandhaltung von Thermen bedachte,[3] erwies der Stadt Tifernum Tiberinum, die ihn ſehr jung zum Patron erwählt hatte, ſeine Erkenntlichkeit durch den Bau eines Tempels, deſſen Einweihung er mit einem Feſtmahl beging.[4] Die ſehr vornehme Ummidia Quadratilla, die etwa im Jahr 107 faſt 80jährig ſtarb, ſtammte aus Caſinum: eine dort gefundene Inſchrift meldet in vier Zeilen, daß ſie den Caſinaten auf eigene Koſten ein Amphitheater und einen Tempel erbaute.[5] Daſumius (wahrſcheinlich der Urheber des S. C. Dasumianum 101) hatte ſeine Vaterſtadt Corduba mit öffentlichen Bauten zu ſchmücken begonnen, deren Vollendung und Uebergabe er in ſeinem (im Jahre 109 verfaßten) Teſtament einer Commiſſion rechts- und ſachverſtändiger Perſonen überträgt.[6] Ein

Bauten von Senatoren —

1) Keil, Herodes Atticus St. R. E. I² 2096 ff.
2) Philostrat. Vitt. soph. II 1, 8.
3) Th. I³ 210.
4) Plin. epp. IV 1.
5) Plin. epp. VII 24. Orelli 781. Haackh, St. R. E. V 743.
6) Rudorff, Teſtament des D. Ztſchr. f. geſch. Rechtsw. XII 335 ff.

Dasumius Tullus (Consul unter Marc Aurel) vollendete zu Tarquinii den Bau von Thermen, zu welchen sein Vater P. Tullius Varro (Consul unter Trajan) der Stadt 3,300,000 S. (239,273 Thlr.) vermacht hatte, indem er das Kapital vergrößerte und den Bau erweiterte:[1] auch bei dieser Munificenz war ohne Zweifel der Grund einer der angegebenen. Auch kaiserliche Freigelassene statteten nicht selten ihre Geburtsorte und andere Städte mit Bauten aus. Cleander z. B., der mächtige Freigelassene des Commodus, verwandte einen Theil seines ungeheuern Vermögens auf Häuser, Bäder und „andere, sowol einzelnen als ganzen Städten nützliche Anstalten."[2] Endlich bethätigten auch abhängige oder befreundete Fürsten ihre Freigebigkeit und Prachtliebe vor allem durch Bauten, und nicht blos in ihren eignen Ländern. Herodes der Große, der Judäa mit zahlreichen großartigen Bauwerken und Anlagen hauptsächlich zu Ehren Augusts füllte, unter welchen die von ihm geschaffene Hafenstadt Cäsarea die großartigste war, schmückte auch die Städte Phöniciens, Syriens, Kleinasiens und Griechenlands aufs reichste und prächtigste. Athen, Sparta, Nikopolis, Pergamos waren nach Josephus voll von seinen Gaben; in Antiochia hatte er eine bis dahin sehr schmutzige, zwanzig Stadien (1/2 Meile) lange Straße mit Marmorplatten gepflastert und mit einer ebenso langen Kolonnade zum Schutz gegen den Regen ausgestattet.[3]

kaiserlichen Freigelassenen —

fremden Fürsten. Herodes von Judäa.

Zu den Motiven dieser Munificenz gehörte für die Fürsten wie für die hochgestellten Männer Roms das Beispiel, ja die direkte Aufforderung der Kaiser (eine solche erließ z. B. Nerva in einer „herrlichen Rede"):[4] sowie die Kaiser ihrerseits offenbar mit durch die Absicht bestimmt wurden, eine möglichst ausgedehnte Nachahmung ihres Beispiels zu veranlassen. Sie veranstalteten fort und fort große öffentliche Bauten nicht blos in Rom, sondern auch in den Städten Italiens und selbst der Provinzen: und unterstützten diese namentlich bei den so häufigen Calamitäten, wie Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten, Erdbeben in freigebigster Weise zu den erforderlichen Neubauten. Große Brände haben wahrscheinlich oft ungeheure Ver-

Bauten der Kaiser.

Ihre Unterstützungen der Städte, besonders

1) Henzen 6622. 2) Dio LXXII 12. Th. I³ 82, 1. 3) Joseph. B. J. I 21. 4) Plin. ad Tr. epp. 8.

heerungen angerichtet, obwol sie außerhalb Roms selten berichtet werden. In Nikomedia hatte kurz vor Plinius Anwesenheit eine Feuersbrunst gewüthet: in dieser so bedeutenden Stadt waren weder Feuereimer noch Spritzen vorhanden, noch überhaupt von Seiten der Commune die geringste Sorge für Löschanstalten getroffen. Den Antrag des Plinius auf Errichtung einer Gilde von (höchstens 150) Zimmerleuten, die hauptsächlich als Feuerwehr dienen sollten, lehnte Trajan als bedenklich ab, und ordnete nur die Anschaffung der nöthigen Geräthschaften und die Aufforderung der Hausbesitzer an, erforderlichen Falles unter dem Beistande des Volkes zu löschen.[1] Aber auch in den Städten, wo Gilden von Zimmerleuten und Verfertigern von Lappendecken bestanden (welche letztere ebenfalls — mit Wasser getränkt — zum Feuerlöschen dienten),[2] haben sie schwerlich viel ausgerichtet: da ja auch die größte und bestorganisirte Feuerwehr, die 7000 Mann starke Nachtwache der Stadt Rom, gegen die dortigen unaufhörlichen Brände so wenig vermochte. Auch anderwärts nahmen diese wol nicht selten große Dimensionen an. Im Jahr 58 brannte Lyon so völlig ab, daß Seneca wenn auch mit noch so großer Uebertreibung sagen konnte, man suche es vergebens, eine Nacht habe diese große Stadt völlig vernichtet, und so viele herrliche Bauwerke, deren jedes allein eine Stadt hätte schmücken können, in Schutt gelegt.[3] Der Aufbau erfolgte langsam, denn im Jahr 65 bewilligte Nero dazu die Summe von 4 Mill. S., die die Lugdunenser früher bei ähnlichen Unfällen Roms beigesteuert hatten.[4] Auf einen sehr großen Umfang des Brandes in Bologna im Jahr 53 läßt die zur Unterstützung bewilligte Summe von 10 Mill. S. schließen.[5] August sagt am Schluß seiner selbstverfaßten Regierungsgeschichte: die Geschenke, die er in Italien und den Provinzen Städten, die durch Brand und Erdbeben zerstört waren, zugewendet habe, seien zahllos. Durch anderweitige Nachrichten sind solche Unter-

bei Bränden

und Erdbeben.

1) Id. ib. 33 sq.

2) Henzen-Or. Ind. p. 171 sq. Marquardt, Hdb. V 2, 310.

3) Seneca epp. 91. Vielleicht hatte auch Lyon vigiles: Boissieu Inscr. de L. p. 4.

4) Tac. A. XVI 13. — Brand Lyons 197: Herodian. III 7, 5.

5) Tac. A. XII 58.

ſtützungen von ihm bezeugt für Neapel, Paphos auf Cypern, Chios, mehrere Städte Kleinaſiens wie Laodicea am Lykos, Thyatira, Tralles.[1] Auch Veſpaſian „ſtellte ſehr viele Städte im Reich ſchöner wieder her, die durch Brand oder Erdbeben gelitten hatten;“[2] und die Bemerkung des Tacitus, das Laodicea nach einem Erdbeben im Jahr 60 ſich aus eignen Mitteln ohne Staatshilfe wieder erhoben habe,[3] zeigt, daß dieſe letztere in ſolchen Fällen in der Regel erfolgte. Noch exiſtirt ein in Puteoli dem Tiberius von 14 Städten Kleinaſiens errichtetes Monument, die (12 im Jahr 17, die beiden andern 23 und 29) durch Erdbeben mehr oder weniger zerſtört waren, und die er beim Wiederaufbau reichlich unterſtützt hatte.[4] Die Weltchronik des Euſebius verzeichnet in der Zeit von Auguſt bis Commodus elf Erdbeben, davon zehn in Griechenland und im Orient, aber auch für dieſe Länder iſt das Verzeichniß durchaus unvollſtändig. Unter andern fehlt darin das ungeheure Erdbeben, das im Jahr 155 auf dem griechiſchen Feſtlande Sicyon, von den Inſeln Rhodos und Kos, in Aſien Lycien und Karien furchtbar verwüſtete.[5] Die erforderlichen Neubauten ließ Antoninus Pius aufs herrlichſte ausführen.[6] Stratonicea erhielt allein 1 Mill. S.[7] Unter den von Euſebius verzeichneten Erdbeben waren die bedeutendſten das von 115 (das u. a. Antiochia etwa zum dritten Theil völlig zerſtörte), das von 122 (das Nicomedia und Nicäa hart beſchädigte) und das von 178 (das ganz Jonien erſchütterte, am furchtbarſten aber Smyrna verwüſtete).[8] Bei den beiden letzten wird die in umfaſſendſter Weiſe zum Wiederbau geleiſtete kaiſerliche Hilfe ausdrücklich erwähnt. Im Weſten war beſonders Campanien „niemals vor dieſem Uebel ſicher“:[9] im Jahr 63 oder 64 am 5. Februar wurde Pompeji ſehr hart, Herculaneum in geringerem Grade, einigermaßen auch Neapel und Nuceria durch ein Erdbeben beſchädigt.

---

1) Mommsen, Res g. D. Aug. p. 109. 2) Sueton. Vespasian. c. 13.
3) Tac. A. XIV 27.
4) Nipperdey zu Tac. A. II 47. Jahn, Ber. d. S. Geſ. 1851 S. 119.
5) Hertzberg, Geſch. Griechenlds. II 364 f. 6) Vit. Anton. P. c. 9. 7) CIG 2721. 8) Hertzberg II 371.
9) Seneca Qu. N. VI 1. Tac. A. XV 22. Vgl. IRN 1356 sq. (Erdbeben bei den Ligures Baebiani) 5331 (in Interpromium).

Aber die durch Verwüstungen veranlaßten Neubauten waren nur ein geringer Theil der Bauunternehmungen, die von allen Regierungen (mit Ausnahme der des Tiberius)[1] in großem Maßstabe in und außerhalb Roms betrieben wurden, nicht blos zum besten der damit bedachten Städte, sondern gewiß auch um große Massen freier Arbeiter lohnend zu beschäftigen. Doch haben die Julischen und Flavischen Kaiser bei ihren gemeinnützigen Bauten außerhalb Roms vorzugsweise oder ausschließlich Italien berücksichtigt: so baute Claudius den Emissar des Fucinersees und den Hafen von Ostia,[2] Nero vollendete diesen, baute den von Antium und die Leuchtthürme von Puteoli und Ravenna.[3] Vespasian scheint sich (abgesehn von seinen großen Neubauten in Rom) im wesentlichen auf Herstellung des dort, in Italien und den Provinzen Zerstörten beschränkt zu haben, ohne doch (wenigstens in Rom) alles Begonnene vollenden zu können;[4] und da während der kurzen Regierung des Titus wieder ein großer Brand einen Theil Roms in Asche legte,[5] fand Domitian dort selbst Raum genug zur Befriedigung seiner fast leidenschaftlichen Baulust,[6] übrigens ließ er auch in Italien einige Straßenbauten ausführen. Trajan, der gleich bei seinem Regierungsantritt seine großen zum Theil alle früheren überbietenden Bauunternehmungen in Rom in Angriff nahm,[7] und sie in seiner spätern Regierungszeit in solchem Umfange betrieb, daß er in Rom und der Umgegend kaum Techniker genug hatte,[8] sorgte auch für das übrige Italien in der großartigsten Weise, namentlich durch Straßen-, Hafen- und Wasserbauten, führte aber außerdem in den Provinzen (auch abgesehn von seinen Städte- und Colonieanlagen) bedeutende Werke aus; das größte von allen war nach Dio die Donaubrücke.[9] Die Bauten Hadrians, dessen erster Regierungsact ein Erlaß rückständiger Steuern im Betrage von 900 Mill. S. (über 65 Mill. Thlr.) war,[10] geben einen gleich hohen Begriff von den unerschöpflichen Hilfsquellen des römischen Reichs,

Bauten der Julier und Flavier,

Trajans,

Hadrians,

1) Sueton. Tiber. c. 47; doch vgl. Teuffel, St. R. E. VI 1940.

2) Sueton. Claud. c. 20. 3) Haack, St. R. E. V 582. 4) Teuffel a. a. O. VI 2484. 5) Bauten des Titus in Neapel: CIG III 5809. 6) Imhof, Domitian S. 82 ff. 7) Plin. paneg. c. 51. 8) Plin. ad Tr. epp. 18.

9) Dierauer, Gesch. Trajans in Büdinger: Untersuchungen z. Röm. Kaiserz. I 96 f. 127 ff. 10) Orelli 805.

wie von der raſtloſen Thätigkeit dieſes merkwürdigen Mannes. Er, der Rom mit den glänzendſten Prachtgebäuden ſchmückte, in Tibur ſich einen auch architektoniſch überreich ausgeſtatteten Feenſitz ſchuf, ließ ſich auf den Reiſen, in denen er von 120 bis 136 ſein ganzes Reich durchzog, von einem militäriſch organiſirten, in Cohorten getheilten Heer von Architekten, Bauhandwerkern, Technikern und Künſtlern begleiten,[1] die überall die Ausführung ſeiner nie verſiegenden Pläne durch einheimiſche Arbeiter leiten konnten. Darunter waren auch Gründungen neuer Städte wie Hadrianotherä in Myſien, Hadrianopolis in Thracien, Aelia Capitolina auf den Trümmern von Jeruſalem und Antinoopolis in Aegypten.

Von den ohne Zweifel ſehr zahlreichen Bauten, mit denen Hadrian die von ihm berührten Städte ſchmückte, werden in den weſtlichen Provinzen nur einzelne erwähnt, wie die Herſtellung des Auguſtustempels zu Tarraco, die Erbauung einer Baſilika zu Ehren Plotinas in Nemauſus.[2] Aus dem langen Verzeichniß ſeiner noch jetzt nachweisbaren Bauten in Kleinaſien und Griechenland, wo faſt jede Stadt Wohlthaten von ihm aufzuweiſen hatte, mehrere ihn mit Recht als ihren „Erretter" und „Gründer" preiſen konnten, genügt es hier einige der bedeutendſten hervorzuheben. Auf dem Iſthmos ſchuf er aus dem höchſt gefährlichen und beſchwerlichen Bergpfade der ſkironiſchen Klippen durch umfaſſende Felsarbeiten und koloſſale Subſtruktionen eine etwa 6000′ lange, bequeme, für Laſtwagen gangbare Kunſtſtraße, deren Möglichkeit man heute an dieſer Stelle kaum noch begreift; führte aus dem Hochthal von Stymphalos in einem gewaltigen Aquädukt die Ueberfülle kühlen Bergwaſſers nach Korinth, und ſchmückte dieſe Stadt mit prächtigen Thermen. Vor allem aber erhob er Athen zu neuem Glanz, deſſen ſüdöſtlichen Theil er in eine „neue Hadriansſtadt" umſchuf: ihr Kern war der koloſſale überprächtige Tempel des olympiſchen Zeus, der 600 Jahre unvollendet geſtanden hatte, von 120 über 60′ hohen korinthiſchen Säulen (auf den Frontſeiten in 3, auf den Langſeiten in 2 Reihen) umgeben, von denen 15 noch ſtehn. Unter ſeinen Bauten in der übrigen

beſonders in Griechenland,

1) Aurel. Victor. epit. 14, 7.

2) Haackh St. R. E. III 1036.

Stadt war ein Bibliothekgebäude mit 120 Säulen und Wänden aus phrygiſchem Marmor (pavonazzetto), deſſen Gemächer mit Alabaſter, vergoldeten Felderdecken, Bildern und Statuen prangten, und ein Gymnaſium mit 100 Säulen aus libyſchem Marmor (giallo antico).[1] Die von Hadrian begonnene Waſſerleitung, die ſeiner Neuſtadt in Athen Waſſer aus Cephiſia zuführen ſollte, vollendete 140 Antoninus Pius, der überdies den Curort zu Epidaurus aufs reichſte ausbaute,[2] und in Rom und Italien mehrere bedeutende Bauwerke theils herſtellte (wie den Leuchtthurm — wol zu Oſtia — und den Hafen zu Terracina), theils neu ausführte, wie den Hafen zu Cajeta, ein Bad zu Oſtia, einen Aquädukt zu Antium, einen Tempel zu Lanuvium. Außerdem ſetzte er viele Städte (gewiß auch in den Provinzen) durch Geldunterſtützungen zur Ausführung neuer, wie zur Reſtauration älterer Bauten in Stand.[3] der Antonine.

Dieſe Nachrichten werden einige Vorſtellung davon geben, wie großartig die Kaiſer für die bauliche Ausſtattung der Städte in Italien und, namentlich ſeit Trajan, auch in den Provinzen ſorgten. Doch den ganzen Umfang der kaiſerlichen Bauten außerhalb Roms auch nur annähernd zu ſchätzen ſind wir ſchwerlich im Stande, da Erwähnungen und Spuren derſelben ſich nur gelegentlich und zufällig, und ſicher ſehr unvollſtändig erhalten haben. Wenn z. B. Ariſtides in dem Briefe, in dem er Marc Aurel und Commodus um die Wiederherſtellung Smyrnas nach dem Erdbeben von 178 bittet, ſich beiläufig auf die Fürſorge beider Kaiſer für die Städte Italiens beruft, die ſie aus ihrem Verfall aufgerichtet und erhoben haben:[4] ſo iſt hier wie in der Angabe der Biographie Marc Aurels, „daß er wankenden Städten Hilfe geleiſtet habe,“[5] doch wol auch an Förderung und Unterſtützung ſtädtiſcher Bauten zu denken. Die ſo überaus glänzenden öffentlichen Bauten der Kaiſer in Rom ſelbſt bedürfen hier keiner beſondern Aufzählung und Beſchreibung.

---

1) Hertzberg, G. Grlds. II 305–330. Burſian, St. R. E. I² 1950.
2) Hertzberg II 358—360.
3) H. A. Vit. Anton. P. c. 8.
4) Aristid. or. XLI ed. Jebb p. 515 (I 766 Dindorf).
5) H. A. Vit. M. Antonini c. 23.

Privatbauten in den Provinzen.

Neben den im ganzen römischen Reich während der beiden ersten Jahrhunderte fort und fort in den größten Dimensionen betriebenen öffentlichen Bauten wurde die Architektur überall auch für Privatzwecke vielleicht in umfassenderer Weise in Anspruch genommen, als zu irgend einer andern Zeit, da nicht nur der Privatwohlstand ein verhältnißmäßig sehr hoher und weitverbreiteter war, sondern auch diese Kunst (wie bereits erwähnt) mehr als irgend eine andere den Neigungen und Tendenzen dieses Zeitalters zu entsprechen vermochte. Von der Pracht und Großartigkeit der römischen Palast- und Villenbauten ist die Rede gewesen. In wie hohem Grade sich aber der Luxus der Privatbauten auch in die Provinzen verbreitet hatte, bezeugen noch heute Ueberreste römischer Wohngebäude in allen Theilen des Reichs. Selbst das ferne Britannien hatte, wie die erhaltenen Reste (besonders Mosaiken) schließen lassen, in seinen mittlern und südlichen Theilen so viele große und reich decorirte Villen als nur irgend eine andere Provinz des römischen Reichs.[1] Auch vorübergehende Aufenthalte erhielten eine den Ansprüchen eines verwöhnten Geschmacks entsprechende Gestalt. Unter den Maßregeln, die Hadrian zur Herstellung der gelockerten Disciplin in den Heeren Germaniens traf, war auch die Wegräumung von Speisesälen, Kolonnaden, Krypten und Gärten aus den dortigen Lagern.[2]

---

b. Verwendung und Zwecke der Plastik und Malerei.

α. Dekorative Kunst.

Anschluß der bildenden Künste an die Architektur.

Schon allein durch die wahrhaft unermeßliche Thätigkeit der Architektur auf einem so ungeheuren Gebiet war eine höchst umfassende Beschäftigung der sämmtlichen bildenden Künste bedingt, die überall zur Ausschmückung und Dekoration des Aeußern und Innern von Bauten aller Art in reichem Maße in Anspruch genommen wurden. Nirgend, am wenigsten in Rom, erhob sich ein bedeuten-

---

1) Lysons Reliquiae Britannico-Romanae Vol. I Advertisement.

2) Vit. Hadriani c. 10.

derer öffentlicher Bau, zu deſſen Verzierung nicht auch der Meißel des Bildhauers mit thätig geweſen wäre, neben dem nach Bedürfniß Stuckateur, Ciſeleur, Schnitzer, Gießer, Maler und Moſaiciſt mitarbeiteten. Statuen, einzeln und in Gruppen, füllten Giebel und Dächer, Niſchen, Intercolumnien und Treppenwangen der Tempel, Theater (das des Scaurus hatte 3000 Broncestatuen),[1] Amphitheater, Baſiliken und Thermen, ſchmückten ſelbſt Brückenportale und -geländer, und Bögen aller Art, wie von Stadtthoren und Viadukten. Vor allem Triumphbögen pflegten mit Reiterfiguren, Tropäen, Vier- und Sechsgeſpannen, die von Viktorien gelenkt wurden, bekrönt zu ſein.[2] Reliefs und Medaillons zierten die Frieſe, Reliefs oder Malereien die Wandflächen, Gewölbe und Decken prangten mit Stuckverzierungen oder buntem Farbenſchmuck, die Fußböden mit ſchimmernden Moſaiken. Alle architektoniſchen Glieder, Pfoſten und Schwellen, Geſimſe und Fenſter, ſelbſt Dachrinnen waren mit plaſtiſchem Schmuck wie aus einem unerſchöpflichen Füllhorn überſchüttet.

Künſtleriſche Dekoration der öffentlichen Bauten

Schon von der Maſſe öffentlicher Anlagen und Bauten, die in Rom allein während der erſten Jahrhunderte neben und nacheinander wie durch Zauber aus der Erde wachſen, iſt es kaum möglich ſich eine Vorſtellung zu machen. Schon dieſe unaufhörlichen, ſich drängenden großen Unternehmungen waren hinreichend neben den Architekten und Bauhandwerkern einem ganzen Heer auch von bildenden Künſtlern und Kunſthandwerkern vollauf dauernde Beſchäftigung zu geben. Agrippa, der während ſeiner Aedilität (33 v. Chr.) durch großartige Bauten für die Verſorgung Roms mit Waſſer thätig war, legte in dieſem einen Jahr nach Plinius 700 Baſſins, 500 Röhrenbrunnen, 130 Reſervoirs (castella) — worunter mehrere prachtvoll geſchmückte — an, und verwendete zur dekorativen Ausſtattung dieſer Werke 400 Marmorſäulen und 300 Bronce- und Marmorſtatuen.[3] Die ſpätern derartigen Anlagen ſtanden hinter denen Agrippas wol nicht zurück:

1) Hdb. d. R. A. IV 545. Vgl. z. B. Henzen-Or. 5128 (Falerii): statuas — ad exornandum theatrum. Ib. 5320 (Rusicade): Praeter HS $\overline{X}$ m. n. — in opus cultumve theatri — statuas duas.

2) Donaldson, Architectura numismatica. Beſ. Nr. 55–58. 60—66. 73 f. 77. 79—83 f.

3) Plin. H. N. XXXVI 121.

auch Claudius leitete das Waſſer des von ihm gebauten Aquädukts „in ſehr viele und ſehr reich verzierte Baſſins;“[1] das Baſſin des Orpheus in der fünften, das des Ganymedes in der ſiebenten Region hatten ohne Zweifel von Bildwerken, die ſie ſchmückten, den Namen.[2] Domitian baute u. a. in allen Regionen Roms ſo viele und ſo große Durchgangs- und Triumphbogen mit Viergeſpannen und Triumphalinſignien, daß darüber geſpottet wurde.[3] Die Pracht dieſer Bauten veranſchaulicht eine Abbildung des auch von Martial beſchriebenen Triumphthors, das nach der Rückkehr Domitians aus dem Sarmatenkriege im Januar 93 errichtet wurde: Medaillonbüſten ſchmückten die Räume über den Bogenöffnungen, Reliefs oder runde Sculpturen Gebälk und Attika, zwei Elephantenquadrigen, beide von koloſſalen Figuren des Kaiſers gelenkt, krönten den Bau.[4] Wie überreich das alle Prachtbauten Roms verdunkelnde Forum Trajans und deſſen Theile (die Baſilika Ulpia, der Triumphbogen und der ihm von Hadrian errichtete Tempel) auch mit plaſtiſchem Schmuck ausgeſtattet waren, laſſen außer großen (zum Theil durch die Ausgrabungen des erſten Napoleon zu Tage geförderten) Trümmern, ebenfalls Abbildungen auf Münzen ahnen.[5]

und Plätze in den Städten Griechenlands

Ueberhaupt entbehrten die öffentlichen Plätze Roms wie der übrigen Städte den Schmuck der Plaſtik ſo wenig als die Gebäude: natürlich beſtand er dort vorzugsweiſe oder ausſchließlich aus freiſtehenden Statuen. Der ungeheure Vorrath derſelben in griechiſchen und aſiatiſchen Städten war auch durch die ſyſtematiſchen, zwei Jahrhunderte fortgeſetzten Plünderungen der Römer (die ſelbſt die Marktplätze der kleinſten Orte wie Andros und Mykonos geleert hatten, um die Foren und Tempel Roms zu füllen) nur theilweiſe erſchöpft worden. Die letzte große Plünderung erfolgte durch Nero, deſſen

1) Sueton. Claud. c. 20. CIL II 3240 (Ilugo—Tarraconensis): lacus cum suis ornamentis.

2) Preller, Regionen 130 f. 136.

3) Sueton. Domitian. c. 13. Plin. H. N. XXXIV 127: attolli super ceteros mortalis—et arcus significant novicio invento. Vgl. Th. I³ 46 f.

4) Donaldson, Arch. num. Nr. 57. Martial. VIII 65.

5) Dierauer, Geſch. Trajans in Büdingers Unterſ. z. röm. Kaiſerz. 133 ff. Donaldson a. a. O. Nr. 7. 58. 66 f.

Commiſſar der Freigelaſſene Akratus „faſt die ganze Welt zu dieſem Zwecke bereiſte, und kein Dorf überging.“[1] Rhodus allein war angeblich von ihm wie von allen frühern Kunſträubern verſchont worden; dort befanden ſich (vermuthlich nach amtlichen Verzeichniſſen)[2] unter Vespaſian 3000 Statuen, doch ſchätzte man die Summen der zu Athen, Olympia und Delphi befindlichen nicht niedriger:[3] nach dieſer Angabe muß für Griechenland und die Inſeln allein die Geſammtzahl von 20—30,000 in jener Zeit eher zu klein als zu groß erſcheinen. Schmückte nun gleich ein großer Theil derſelben die öffentlichen Gebäude, namentlich (als Weihgeſchenke) die Tempel,[4] ſo blieb von einem ſolchen Reichthum doch immer genug übrig, um auch Straßen und Plätze mit ältern und neuern Erz- und Marmorbildern von Göttern und Heroen, von verdienten und geehrten Männern und Frauen zu bevölkern: und wie während der erſten Jahrhunderte nicht bloß die Lücken dieſes Vorraths ſich wieder füllten, ſondern auch ſein Beſtand ſich noch vermehrte, wird bald ausführlich nachgewieſen werden.

Die Städte Italiens (außer Rom) und der weſtlichen Provinzen und Italiens.
hatten zu Anfang der Kaiſerzeit allerdings einen ſtatuariſchen Schmuck, der ſich mit dem ſeit der Alexandriniſchen Zeit angeſammelten der griechiſchen meſſen konnte, nicht aufzuweiſen. Ohne ſolchen Schmuck waren jedoch auch ſie ſchon in der ſpätern Zeit der Republik nicht mehr. Vitruv ſagt, die Güte des auf dem Gebiet von Tarquinii (am See von Bolſena) gebrochenen Steins beweiſen die Monumente der Stadt Ferentinum (in Etrurien): dort ſind große trefflich gearbeitete Statuen, kleine Figuren (wol Reliefs) und zierliche Blumen- und Akanthusornamente aus dieſem Stein, die obwohl alt, ſo neu erſcheinen, als wären ſie eben fertig geworden.[5] Zu den neu aufgeſtellten Statuen gehörten wahrſcheinlich in vielen Städten Italiens die der ſiegreichen Könige und Feldherrn Roms, in derſelben Auswahl wie ſie Auguſt 752 in den Säulenhallen des Marstempels auf ſeinem Forum aufgeſtellt hatte. In Arezzo ſind ſieben Poſtamente Statuen der Könige und Feldherrn.

1) Dio or. 31. p. 355 sq. M.
2) Id. ib. p. 325 M.: *δημοσίᾳ τοὺς ἀνδριάντας ἀπεγράψασθε ὑμεῖς.*
3) Plin. H. N. XXXIV 36. 4) Dio ib. p. 337 sq. M. 5) Vitruv. II 7, 4.

derſelben gefunden worden: des M. Valerius Maximus, Appius Claudius Cäcus, Q. Fabius Maximus, L. Aemilius Paullus, Tib. Sempronius Gracchus, C. Marius, L. Licinius Lucullus; in Pompeji zwei (des Aeneas und Romulus), in Lavinium eines (des Aeneas Silvius, Sohnes des Aeneas und der Lavinia);[1] vielleicht gehörte auch der von Plutarch in Ravenna geſehene Marius zu derſelben Reihe.[2]

Ueberhaupt wurde eine angemeſſene Ausſtattung der öffentlichen Plätze, vor allem der Foren mit Statuen zu den wünſchenswertheſten Zierden der Städte gerechnet, und allgemein erſtrebt: und hier hatte der Ehrgeiz oder Bürgerſinn ſolcher Gelegenheit ſich zu bethätigen, deren Mittel zur Ausführung öffentlicher Bauten nicht hinreichten. Wie dieſe wurden auch Statuen theils aus den Antrittsgeldern der Prieſter und Beamten oder als Aequivalent derſelben errichtet,[3] oder von Privaten freiwillig geſchenkt, oder ihre Herſtellung teſtamentariſch angeordnet.[4] Die für öffentliche Gebäude und Plätze beſtimmten Statuen waren wol meiſtens Kaiſer- oder Götterbilder,[5] unter den letztern wird ein Bild des Genius der Stadt in der Regel um ſo weniger gefehlt haben, als auch auf dem Forum Roms der Genius des römiſchen Volkes (ſeit Aurelian eine Statue aus Gold oder vergoldeter Bronce) ſtand.[6] In welcher Ausdehnung auch im Weſten die überhandnehmende Verſchwendung perſönlicher Ehrendenkmäler dazu beitrug die öffentlichen Plätze der Städte mit Statuen zu füllen, wird unten gezeigt werden.

Statuen der Stadtgenien.

Aber vielleicht noch in höherm Grade als die Ausſchmückung der Plätze und öffentlichen Gebäude nahm die der Privatbauten die

Künſtleriſche Dekoration der Privatgebäude, Parke und Gärten

1) Mommsen CIL I 277 sqq.

2) Plutarch. Mar. c. 2.

3) Vgl. den Anhang über die Preiſe der Statuen.

4) Digg. XXXV 1, 14. Bewilligung des Platzes zur Aufſtellung: D. XLIII 9, 2.

5) Z. B. CIL II 1956 (Cartima): — signum aereum Martis in foro — porticus ad balineum — cum piscina et signo Cupidinis. Ib. 2098 (Cisimbrium—Baetica): NN II vir pontif. perp. forum aedes quinque signa deor. quinque statuas suas sua impensa dedit donavit.

6) Preller, Reg. 141. Vgl. z. B. Henzen 5320. CIL II 2006. Silberne Statuen des Stadtgenius: Ib. 3228 (signum argenteum cum domo sua). 4071 (ex arg. libris XV unciis II).

Thätigkeit der bildenden Künste in Anſpruch: denn auch für Paläſte, Landhäuſer, Parke und Gärten galt eine reiche Ausſtattung mit künſtleriſchem Schmuck jeder Art als unentbehrlich. Bilder und Statuen ſchmückten ſchon in Sullas Zeit ein reiches Haus eben ſo regelmäßig als Teppiche und Silbergeräth,[1] und nicht minder die Landhäuſer der Großen. Es war eine Ausnahme, wenn ſie fehlten, wie in dem des Sejus bei Oſtia,[2] und ſpäter in den Villen Auguſts, wo ſtatt der Kunſtwerke Alterthümer und naturhiſtoriſche Seltenheiten zur Decoration dienten.[3] Cicero ließ für die ſogenannte Akademie in ſeinem Tusculanum Ankäufe von Kunſtwerken durch Atticus machen. Für Megariſche, von dieſem erworbene Statuen wies er 20,400 S. (gegen 1200 Thlr.) an; außerdem hatte Atticus für ihn Herkuleshermen aus penteliſchem Marmor mit Bronceköpfen und eine Hermathena gekauft, und Cicero bat, ihm noch ſo viel als möglich andere geeignete Kunſtſachen anzuſchaffen; ausdrücklich bat er um Reliefs, die man in die Stuckbekleidung eines kleinen Atriums einlaſſen könnte, und zwei mit erhabener Arbeit verzierte Brunneneinfaſſungen. Alles von Atticus Gekaufte ſollte nur im Tusculanum verwandt werden, die Villa bei Gaeta wollte er ausſtatten, wenn er einmal Ueberfluß haben werde. Dagegen mit dem Ankauf von vier oder fünf Statuen (worunter Bachantinnen und ein Silen), den Fabius Gallus für ihn gemacht hatte, war er unzufrieden, weil ſie ihm viel zu theuer waren und nicht in die Akademie paßten. Er hatte dort in einer Kolonnade neue Ruheplätze anlegen laſſen, dieſe wünſchte er mit Gemälden zu ſchmücken: denn wenn ihn überhaupt etwas aus dieſem ganzen Gebiete intereſſirte, ſo war es die Malerei.[4] Je weniger aber Cicero Liebe und Verſtändniß für Kunſt beſaß, deſto ſchlagender beweiſt ſein Beiſpiel die damalige Allgemeinheit der Mode, Häuſer und Landſitze künſtleriſch zu dekoriren.

in der letzten Zeit der Republik —

In der Kaiſerzeit hat dieſe Mode mehr zu als abgenommen. Wenn das Haus eines Reichen abbrannte, ſchafften die für den

in der Kaiſerzeit.

1) Cic. pro Rosc. Amer. 45, 133. De orat. I 35, 161.

2) Varro R. R. III 2, 8.

3) Sueton. August. c. 72.

4) Cic. ad Att. I 5. 6 (686) 8. 9. 10 (687). 4 (688). 3 (689). Ad Fam. VII 23.

Neubau beiſteuernden Freunde ſchon „nackte Marmorſtatuen," herrliche Broncen von berühmten Künſtlern, alte Ornamente aus kleinaſiatiſchen Tempeln und Minervenbüſten für die Bibliothek herbei.[1] Beſonders Villen und Gärten mögen wol oft von Kunſtwerken dermaßen angefüllt geweſen ſein, daß man von „marmornen Gärten" ſprechen konnte.[2] Rund um eine Quelle im Garten des Arruntius Stella z. B. ſtand eine Schaar von Marmorfiguren ſchöner Knaben, in einer Grotte daneben ſah man einen Herkules:[3] die Ausſtattung des Uebrigen wird entſprechend geweſen ſein. Der reiche Domitius Tullus hatte in ſeinen Magazinen einen ſolchen Vorrath der herrlichſten Kunſtwerke (um die er ſich nicht kümmerte), daß er einen ſehr weitläufigen Park an demſelben Tage, wo er ihn gekauft hatte, mit ſehr zahlreichen und alten Statuen ausſtatten konnte.[4] Silius Italicus beſaß mehrere Villen, auf jeder ſah man eine Menge von Statuen und Bildern.[5] In den Gärten des Regulus in Traſtevere war eine ſehr große Fläche durch ungeheure Säulengänge eingenommen, das Ufer mit den Statuen des Beſitzers gefüllt.[6] Wären aus frühern Jahrhunderten mehr und genauere Ausgrabungsberichte erhalten, ſo würde ſich vielleicht von der künſtleriſchen Ausſtattung mancher römiſchen Villen eine annähernde Vorſtellung gewinnen laſſen. Die jetzt in Madrid befindliche Sammlung des Ritters Azara z. B., hauptſächlich aus (mindeſtens 30) Büſten beſtehend, ſtammt ganz oder größtentheils aus den von Azara 1779 in der ſogenannten Villa der Piſonen von Tivoli gemachten Ausgrabungen.[7] Von der dortigen Villa Hadrians behauptet Winckelmann wol nicht zuviel, wenn er ſagt „daß mit den Statuen, die hier in ſo großer Menge ſeit drittehalb Jahrhunderten ausgegraben worden, alle Muſeen in ganz Europa bereichert worden ſind;" daß „noch jetzt beſtändig gegraben und gefunden werde und noch für die ſpäte Nachkommenſchaft Entdeckungen genug zu machen übrig bleiben. Der Cardinal von Eſte, der auf den Trümmern der Villa des Mäcenas von Tivoli die ſeinige erbaute, beſetzte dieſelbe mit unzähligen Statuen, die man dort fand, und

1) Juv. III 215 sqq. 2) Juv. VII 79. 3) Martial. VII 50. 4) Plin. epp. VIII 18, 11. 5) Id. III 7, 8. 6) Id. IV 5. 7) Hübner, Antiken v. Madrid S. 19—21.

dieſe ſind nach und nach von dem Cardinal Alexander Albani gekauft und weggeführt, und ein großer Theil derſelben iſt von ihm dem Muſeum Capitolinum einverleibt worden.“[1]

Allerdings ſind nun ſehr vielfach zur Dekoration auch ältere Werke der Malerei und Sculptur verwendet worden, wie z. B. in jenem Park des Domitius Tullus, in dem von Veſpaſian erbauten prachtvollen Friedenstempel.[2] Aber theils war dies nicht überall möglich, theils konnten ſelbſt die umfaſſendſten Plünderungen der griechiſchen Länder dem ins Grenzenloſe wachſenden Bedürfniß gewiß nur zu einem geringen Theil genügen, beſonders da die häufigen und maſſenhaften Zerſtörungen von Kunſtwerken, hauptſächlich durch die wiederholten ungeheuern Brände Roms ſchon im erſten Jahrhundert immer neue Lücken hervorbrachten, deren Ausfüllung immer neue Maſſenproduktion erforderte. Bei weitem der größte Theil der Nachfrage nach künſtleriſchem Schmuck iſt alſo nicht durch den alten Beſtand, ſondern durch die neue Produktion von Kunſtwerken befriedigt worden, um ſo mehr, da in ſehr vielen Fällen Beziehungen auf die Gegenwart verlangt wurden.

Allgemeinheit der künſtleriſchen Dekoration und Univerſalität der Kunſt.

Es iſt aber nicht blos die Maſſenhaftigkeit der künſtleriſchen Produktion zu dekorativen Zwecken, durch die ſich der damalige Kunſtbetrieb von jedem ſpätern unterſcheidet: ein viel weſentlicherer Unterſchied beruht auf der viel größern Allgemeinheit ihrer Verwendung. Denn die Verbreitung des Kunſtbedürfniſſes in der damaligen Welt, das die Produktion auf allen Gebieten der bildenden Künſte zu befriedigen hatte, iſt beiſpiellos: und beiſpiellos wie der koloſſale Umfang ihres Schaffens iſt auch die Univerſalität, mit der ſie einer Unzahl der verſchiedenartigſten Wünſche, Forderungen und Liebhabereien Genüge leiſtete, den höchſten und gemeinſten, den ausſchweifendſten wie den beſcheidenſten; mit der ſie den Sultanslaunen der Herren der Erde diente, während ſie zugleich die arme Zelle des Sclaven freundlicher machte. Die Kunſt aller neuern Zeiten iſt mehr oder

---

1) Winckelmann, G. d. K. XII 1 § 7. Nachrichten über die Ausgrabungen in Hadrians Villa 1735—1748 von Ficoroni Notizie di antichità bei Fea Miscell. I p. CXXXXIIII.

2) Joseph. B. J. VII 5, 7.

weniger aristokratisch gewesen, sie hat mehr oder weniger ausschließlich für eine kleine Minorität von Bevorzugten gearbeitet. Sie hat im Dienste der Kirche, der Macht, des Reichthums gestanden, und nur unter besonders günstigen Umständen beigetragen, die Existenz der mittlern, nie der untersten Schichten der Gesellschaft zu verschönern. Sie hat in großen Centren des nationalen Lebens, in Hauptstädten und an Fürstensitzen gewohnt und diesen vereinzelten Punkten einen Glanz verliehen, den ganze Provinzen und Länder entbehrten und noch entbehren. In Wechselwirkung mit dieser Ausschließlichkeit hat stets die Beschränkung der Genießbarkeit ihrer Schöpfungen auf kleine Kreise gestanden: zur Voraussetzung des Verständnisses derselben hat in der Regel eine Bildung und Abstractionsfähigkeit gehört, die den Massen immer gefehlt hat. So hat die moderne Kunst nur für verhältnißmäßig wenige existirt. Die Kunst der römischen Kaiserzeit producirte für alle Bildungsgrade und alle Klassen der Gesellschaft, und verbreitete darum auch Verständniß und Genußfähigkeit für einen sehr viel größern Theil ihrer Leistungen und in sehr viel weitere Kreise. Sie schuf fein gedachte und virtuos ausgeführte Kabinetsstücke zum Hochgenuß der Kenner und füllte zugleich Tempel, Hallen und Plätze mit allgemein verständlichen Figuren, und lange Wände und Fußböden mit bunten Schildereien, die auch das Gassenpublikum fesselten. Ihre Werke machten nicht blos die Hauptstadt der Welt zu einer Stadt der Wunder, sie verliehen auch den Municipien und Colonien Italiens und der Provinzen einen allerdings nach der Wohlhabenheit, der Kultur und dem Geschmack ihrer Bewohner sehr verschiedenartigen, im Verhältniß zu neuern Zeiten aber jedenfalls höchst reichen Schmuck, und dieser Schmuck wurde auch dort keineswegs nur für die öffentlichen Bauten beansprucht. Die Entdeckung von Herculaneum und Pompeji hat der modernen Welt zu ihrem Erstaunen offenbart, wie allgemein und in wie hohem Grade die Dekoration der Privatwohnungen durch Plastik und Malerei auch in Mittelstädten des Kaiserreichs zu den unentbehrlichsten Annehmlichkeiten selbst bescheidener Existenzen gerechnet wurde. Eine reiche Anwendung von Marmor und andern kostbaren Materialen in der Architektur, von Marmor- und Broncefiguren zur Dekoration der Räume konnte natürlich nur in den Häusern und Gärten der Wohl-

habendſten ſtattfinden: zum Luxus dieſer aber gehörte beſonders das letzte ganz allgemein,[1] und nicht bloß in Rom, auch in pompejaniſchen Häuſern gibt es prächtige reich mit Bronce und Marmor verzierte Brunnen, wie den des Silen, wo das Waſſer aus deſſen Schlauche, und andern, wo es aus Masken und Thierköpfen ſprang.[2] Das Periſtyl der ſogenannten casa di Lucrezio enthielt zwölf größere und acht bis zehn kleinere plaſtiſche Arbeiten;[3] und wenn in Mailand (nach Auſonius) alle Periſtyle mit Statuen geſchmückt waren,[4] ſo darf man eine ſehr weite Verbreitung auch dieſes Schmuckes vorausſetzen.

Reichliche Anwendung wohlfeiler Materiale. Plaſtik in weichen Stoffen.

Doch mit der Allgemeinheit des Kunſtbedürfniſſes in den mittlern und untern Klaſſen ſtand eine umfaſſende Anwendung wohlfeiler Materiale nothwendiger Weiſe in Wechſelwirkung, namentlich des Thons und Stucks. Stuckreliefs und -ornamente, oft bemalt, beſonders an Geſimſen, Decken und Gewölben waren, wie Plinius ſagt, und die Ausgrabungen der verſchütteten Städte beſtätigen, in den Häuſern allgemein. Gypsbüſten ſchmückten die Räume, beſonders Bibliotheken und Studirzimmer derer, denen marmorne und broncene zu theuer waren: überall ſah man in Martials und Juvenals Zeit bei den Heuchlern des Stoicismus und ſonſtigen Afterphiloſophen

---

1) Paullus l. XXXIII ad Ed. (D. XVIII 1, 34): plerasque enim res aliquando propter accessiones emimus, sicuti cum domus propter marmora et statuas et tabulas pictas ematur. Ulpian. l. XVIII ad Sabinum (D. VII 1, 13 § 7): Sed si aedium ususfructus legatus sit, Nerva filius et lumina immittere eum posse ait: sed et colores et picturas et marmora poterit, et sigilla, et si quid ad domus ornatum.

Unter sigilla dürften hauptſächlich Reliefs zu verſtehn ſein, die allerdings meiſt aus Thon (Marquardt, Hdb. V 2, 235 f.) und Stuck waren. Plin. H. N. XXXVI 183: usus gypsi in albariis, sigillis aedificiorum et coronis gratissimus. D. XXXIII 7, 12 § 23: Papinianus quoque l. VII Responsorum ait: sigilla et statuae affixae instrumento domus non continentur sed domus portio sunt. Ib. 36: Imagines (wol Büſten) quoque eae solae legatae videntur, quae in aliquo ornatu villae fuerunt. Passio IV coronatorum (Sitzungsber. d. Wiener Akad. X 119): conchas sigillis ornatas — conchas et lacus cum sigillis et cantaris cum magna tenuitate artis.

2) Becker, Gallus II 3, 222.

3) Overbeck, Pompeji² 219 f.

4) Auson. Cl. urbes 5.

die Gypsköpfe des Demokrit, Chryſipp, Zeno, Plato und andere mit ſtruppigen Bärten.[1] Aus Thon ſind architektoniſche Verzierungen an Säulen, Fenſtern, Geſimſen und Dachrinnen und Frieſe zur Dekoration der äußern und innern Wände, auch Formen, in denen ſie gearbeitet wurden, zahlreich erhalten; oft ſind auch ſolche Thonornamente und -reliefs bemalt, theils mit einer Farbe, theils mit den natürlichen Farben der dargeſtellten Gegenſtände;[2] und gerade in dieſen geringen und fabrikmäßigen Arbeiten ſind die herrlichſten Erfindungen, die edelſten Geſtalten reproducirt, die der Blüthezeit der griechiſchen Kunſt ihren Urſprung verdanken. Noch allgemeiner als die Plaſtik in weichen Stoffen, vielfach auch mit ihr in Verbindung, wurde (wo die Marmorincruſtirung unerſchwinglich war) die Malerei
Stuckmalerei. zum Schmuck der Wohnräume verwendet. Farbendekoration war von Stuckbekleidung unzertrennlich.[3] Wie in Pompeji Haus für Haus, Zimmer für Zimmer in heiterm, mit keckem Pinſel flüchtig hingeworfenen und doch oft hinreißend ſchönem maleriſchen Schmucke prangt, iſt allbekannt; und daß dieſe Wandmalerei in den Wohnungen ſoweit verbreitet war als die römiſche Kultur überhaupt, zeigen außer Ueberreſten in den Provinzen zahlreiche gelegentliche Erwähnungen.[4] Wenn übrigens auch die Entdeckung von Herculaneum und Pompeji allein hingereicht hat, die Vorſtellungen von der antiken Malerei je

---

1) Martial. IX 47. Juvenal. II 4. Wenn auch bei Martial und Lucian (Nigrin. 2: *πολλαὶ εἰκόνες παλαιῶν σοφῶν ἐν κύκλῳ κείμεναι*) das Material nicht angegeben iſt, darf doch namentlich an der letzten Stelle das wohlfeilſte vorausgeſetzt werden.

2) Marquardt, Hdb. V 2, 235 f.

3) Semper, der Stil I 450 f.

Tectorium picturaeque verbunden: Digg. VI 1, 38. Ib. XV 3, 3 § 4: Sed si—domum dominicam exornavit tectoriis, d. h. offenbar Wandmalereien, wie auch anderwärts; vgl. O. Müller, Hdb. d. Arch. § 319, 5. CIL II 4085 (Tarraco): [Q. Attius Messor exhedra(m) cum fronte templi Minervae Aug. vetustate] CORRVPTO · PER · | FECTOR · ET PICTOR| [de suo ref. et c. (?) d.] iſt zu leſen: corrupt(am) opere tector(io) et pictor(io).

4) Einiges bei Müller, Hdb. § 210, 4 und R. Rochette Peintures inéd. 198. Vgl. auch Lysons Reliq. Brit. Rom. vol. II pl. 1. Tertullian. de idolol. c. 8. Philostrat. Apoll. T. V 22. Lucian. de domo 21—31. Plutarch. conj. praec. 48 bezeichnet *γραφὰς οἰκημάτων* als überflüſſigen Luxus.

länger je mehr umzugestalten, so ist doch klar, daß diese und andere vereinzelte Funde uns nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil des mit der Zeit im ganzen römischen Reiche angesammelten Bildervorraths, folglich nur einen beschränkten Theil der Gegenstände und Stoffe kennen lehren, welche die Dekorationsmalerei behandelte. Daß dazu z. B. auch komische Scenen aus dem Thierleben gehörten, erfahren wir nur durch eine zufällige Aeußerung des Fabeldichters Phädrus, in dessen Zeit (unter Tiber) man in den Tabernen Roms häufig den Krieg der Mäuse und Wieseln gemalt sah.[1]

Fortdauer der Allgemeinheit der künstlerischen Dekoration bis ins späteste Alterthum.

Wie die Verwendung der übrigen Künste zur Dekoration, so blieb namentlich auch die der Wandmalerei bis in die letzten Zeiten des Alterthums im römischen Reiche allgemein. In dem Maximaltarif des Diocletian vom Jahr 301, der auch für alle gangbaren Arbeiten die höchsten Tagelöhne festsetzt, werden unter den zum Hausbau erforderlichen Handwerkern folgende mit aufgezählt: der Marmorarbeiter (hauptsächlich für Incrustation von Wänden und Fußböden, auch wol für Ornamente), der Mosaicist, der Tüncher, der Wandanstreicher, der Bildermaler; ferner werden Preise für den Bronceguß in Reliefs und Statuen, für das Modelliren von Figuren (in Stuck und Thon) und für die sonstige Stuckarbeit angesetzt.[2] Dieselben Arbeiter werden auch in einem Erlaß Constantins vom Jahr 337 an den Reichsverweser der westlichen Provinzen über die Freiheit der Künstler und Handwerker von communalen Leistungen aufgeführt, gehörten also auch damals noch zu denen, die in der Regel in den dortigen Städten ansässig waren. Noch größere Privilegien ertheilte Valentinian den Malern (aber nur den Freigebornen) in einem Erlaß an den Statthalter von Africa vom Jahr 374. Unter andern sollten sie Lokale und Werkstätten auf städtischen Grundstücken zur Ausübung ihrer Kunst ohne Miethe erhalten, sich in jeder Stadt niederlassen und von den Beamten nicht gezwungen werden dürfen, ohne Bezahlung heilige, d. h. kaiserliche Portraits zu liefern oder öffentliche Bauten auszumalen.[3] Die bis in die letzten Zeiten fort-

1) Phaedri fabb. IV 6.
2) Waddington, Édit de Dioclétien p. 18 f.
3) Cod. Theodos. XIII 4, 2 u. 4.

dauernde Verwendung der Steinſculptur zu dekorativen Zwecken zeigt ſich aufs anſchaulichſte auch in der (kaum nach der Mitte des vierten Jahrhunderts aufgezeichneten) Legende vom Martyrium des Claudius und deſſen Gefährten unter Diocletian, deren Verfaſſer die Arbeiten in den Steinbrüchen Pannoniens (dem Lokal der Erzählung) offenbar aus Autopſie kannte. Diocletian ließ nach ſeinem Bericht dort aus Porphyr Säulen mit Blätterkapitälen, ferner Waſſerbehälter in Wannenform (conchae) und Becken (lacus) theils mit Früchten und Acanthusblättern (?), theils mit Figuren in erhabener Arbeit verziert, ausführen. Er beſtellte auch Victorien und Liebesgötter, waſſerſpeiende Löwen, Adler und Hirſche und Bilder vieler Thierarten, alles offenbar als Ornamente, vielleicht für große marmorne Brunneneinfaſſungen und Baſſins: was auch für jene Zeit eine durchgehende Anwendung der Steinornamentik, ſoweit ſie in der Architektur und Tektonik zuläſſig war, vorausſetzen läßt.[1]

Wie in der Plaſtik, ſo ſcheinen auch in der Wandmalerei bis in das ſpäteſte Alterthum die Gegenſtände der frühern Zeiten, wenigſtens zum großen Theil, beibehalten worden zu ſein. In Auſonius Zeit (zu Ende des vierten Jahrhunderts) ſah man mythologiſche Scenen häufig auf Wänden dargeſtellt. Er ſelbſt beſchreibt ein Wandgemälde in dem Speiſeſaal eines Aeolus zu Trier: Heroinen, welche die Liebe zu einem tragiſchen Schickſal geführt hat, peinigen und binden Cupido.[2] Sidonius Apollinaris (Biſchof zu Clermont um 450), dem die ganze heidniſche Kunſt wegen ihrer Gegenſtände, noch mehr wegen ihrer Nacktheit verhaßt war, ließ die innern Wände des Bades auf ſeinem Landgut einfach weißen: „da iſt, ſagt er, keine Darſtellung zur Schau, die durch die nackte Schönheit gemalter Körper häßlich iſt, und wie ſie die Kunſt ehrt, ſo den Künſtler verunziert;“ da ſind keine Komödianten mit lächerlichen Fratzen und bunten Harlekinstrachten, keine verſchlungenen Ringerpaare.[3] Weit zahlreichere

1) Die Passio sanctorum IV coronatorum, mitgetheilt von Wattenbach mit einem Nachworte von v. Karajan: Sitzungsber. d. Wiener Akademie (1853) X 115—137 und in Büdingers Unterſuchungen z. Röm. Kaiſergeſchichte III 323 f. mit Benndorfs archäologiſchen und Büdingers chronologiſchen Bemerkungen.

2) Auson. Idyll. 6. Vgl. Meinen Kunſtſinn der Römer S. 27 f.

3) Sidon. Apoll. Epp. II 2. Ebendaſ. S. 31.

Reste als von den Wandmalereien haben sich von den so viel dauerhaftern Mosaiken der Fußböden in fast allen Provinzen erhalten, wie in Spanien, Frankreich, England, der Schweiz, den Rheinlanden, Bayern, Salzburg, Siebenbürgen, Nordafrika: sie machen die Allgemeinheit auch dieser Dekoration, die sogar das Alterthum überdauert hat, unzweifelhaft.

Künstlerischer Schmuck des Hausraths.

Dieselbe Allgemeinheit des künstlerischen Schmucks wie die Wohnungen zeigt der Hausrath. Schon allein die Geräthe und Möbel der pompejanischen Häuser, deren größter Theil doch wol von den fliehenden Einwohnern gerettet, oder aus der lockern Aschendecke sofort wieder herausgegraben sein wird, Tische, Bänke, Sessel, Sofas, Kandelaber, Gefäße, Lampen, Dreifüße, Toilettenutensilien und andere Schmuckgegenstände aller Art, haben der modernen Kunstindustrie eine kaum zu erschöpfende Fülle geschmackvoller Vorbilder geliefert. Und nicht bloß um marmorne und broncene Kandelaber rankte sich der Schmuck phantastischer Vegetationsformen, nicht bloß silberne und goldene Schaalen und Kannen prangten in getriebener Arbeit und mit schön verzierten Henkeln, gläserne Prachtvasen mit figurenreichen Reliefs in verschiedenen Farben: auch das irdene Geschirr des Armen, die Siegelringe aus Glasfluß, die thönerne Lampe, die bei später Arbeit leuchtete — alles hatte seinen bildlichen Schmuck, und namentlich die Deckel der Thonlampen haben einen reichen Schatz von künstlerischen Gegenständen und Motiven bewahrt. Auch die ärmste Wohnung entbehrte oft eher den nothwendigsten Hausrath als den künstlerischen Schmuck. Juvenal schildert die Einrichtung eines blutarmen Gelehrten oder Dichters: da war ein kurzes Bett und eine alte Kiste mit göttlichen griechischen Gedichten, an denen ungebildete Mäuse nagten, doch auch eine marmorne Tischplatte mit sechs Henkeltöpfchen, darunter ein hoher gehenkelter Becher, und die Figur eines liegenden Centauren als Stütze (Trapezophor).[1]

der Grabdenkmäler.

Am deutlichsten aber zeigt sich in den Grabdenkmälern, wie die bildende Kunst jener Zeit auch dem Geringsten und Unbeglücktesten

1) Juvenal. III 203—207. Marquardt, Hdb. V 1, 328.

ihre Gaben ſpendete. Zwar die Sarkophage mit ihrem reichen Reliefſchmuck waren, wenn auch ohne Zweifel im Verhältniß zu modernen Preiſen wohlfeil, doch in der Regel nur für Wohlhabende erſchwinglich;[1] aber wenigſtens im erſten Jahrhundert war nicht das Begraben ſondern das Verbrennen der Todten die Regel, in der Gräberſtraße von Pompeji hat ſich kein Sarkophag gefunden, das Begraben iſt erſt im zweiten Jahrhundert wieder aufgekommen, und allmälig immer allgemeiner geworden. Jene kleinen, oft ſo überraſchend ſchönen, reich „mit Leben verzierten" marmornen Urnen aber, in denen „die Aſche noch im ſtillen Bezirk ſich des Lebens zu freuen ſcheint," ſind offenbar größtentheils aus den Werkſtätten untergeordneter Kunſthandwerker hervorgegangen, und wol auch für Unbemittelte nicht zu theuer geweſen. Vor allem ſchmückte die Malerei die innern Räume der Grabmäler ganz allgemein, wie namentlich auch die Beibehaltung dieſer Dekoration in chriſtlichen Grüften beweiſt, gewiß nicht ſelten auch die Außenwände: auch die „übertünchten" Gräber des Evangeliſten ſind bemalte.[2] Selbſt die Columbarien (große Gewölbe mit langen über einander liegenden Reihen von Niſchen für Aſchenurnen), die Ruheſtätten kleiner Leute, auch der Sclaven, alſo der niedrigſten und unſeligſten, ſind zuweilen freundlich wie Wohnräume mit Wandbildern dekorirt, die, manchmal recht leidlich, die unbenutzten Stellen der Pfeiler und Wände füllen. Wenn hier eine neue Urne in der für ſie gekauften Niſche beigeſetzt wurde, mögen die Leidtragenden mit Wohlgefallen den Schmuck betrachtet haben, den ſie aus ihren kleinen Erſparniſſen für die Wohnung ihres Todten angeſchafft hatten. Da waren mythologiſche Scenen, Bilder aus dem täglichen Leben, Landſchaften, Thier-, Blumen- und Fruchtſtücke; da ſchoß Hercules dem Prometheus den Geier von der Leber weg, Ulyſſes blickte gerührt auf den ſterbenden Hund Argos, groteske Pygmäen ergriffen vor einem Krokodil die Flucht,

---

1) Philogelos ed. Eberhard p. 97 wird eine σορός für 5 Myriaden erwähnt. Vielleicht iſt hier nach dem Denar der diocletianiſchen Zeit (Hultſch, Metrol. 252 f.) gerechnet.

2) Semper, der Stil I 452.

Gaukler tanzten einen Kastagnettentanz, eine Giraffe mit einer Glocke um den Hals ward wie im Amphitheater von ihrem Wärter geführt u. dgl. m.[1]

β. Monumentale Kunst.

Neben dieser unermeßlichen Beschäftigung der Skulptur und Malerei für dekorative Zwecke ging eine Verwendung beider Künste für monumentale im eigentlichen Sinne des Worts, d. h. zur Verewigung von Personen und Ereignissen her, die weder vorher noch nachher jemals in so riesenhaften Dimensionen betrieben worden ist als in den beiden ersten Jahrhunderten, und selbst noch im dritten und vierten kolossal war.

Persönliche Denkmäler.

Wie überall war die Kunst den Römern auch hier nicht Zweck sondern Mittel. Sie als Mittel zur Erhöhung der Schönheit, Pracht und Behaglichkeit ihrer Wohnungen und Städte zu verwenden, haben sie erst durch die Eroberung der griechischen Länder gelernt; sie als Mittel zur Fixirung des Erlebten und Geschehenen für Mit- und Nachwelt, zur Verewigung der Gesichtszüge und Gestalten geehrter und geliebter Personen zu benutzen war ein national römisches Streben, das sich schon in der alten Sitte der adligen Geschlechter offenbart, bemalte Wachsmasken der Ahnen aufzubewahren.

Alter der Ehrenstatuen in Rom.

Sehr alt war auch in Rom die Sitte der öffentlichen Aufstellung von Ehrenstatuen, sie reicht mindestens in die Zeit der Decemvirn (450 = 304) zurück, die älteste mit Sicherheit nachzuweisende ist die des griechischen Dollmetschers derselben auf dem Forum; diese, so wie alle aus den beiden nächsten Jahrhunderten bekannten, waren aus Bronce (die man zu Götterbildern seit 485 = 269 zu verwenden angefangen hatte), die erste aus vergoldeter Bronce war die Reiterstatue des Besiegers des Antiochus, Acilius Glabrio, von dessen

1) O. Jahn, die Wandgemälde des Columbariums in der Villa Pamfili: Abhandlungen d. Bairischen Akademie 1857 Bd. VIII.

Sohn im Tempel der Pietas 573 = 181 errichtet.[1] Um die Mitte des fünften Jahrhunderts (etwa 300 v. Chr.) ſcheinen die Könige und berühmten Männer der erſten Republik Statuen erhalten zu haben.[2] Nach dem zweiten puniſchen Kriege waren Capitol und Forum bereits mit Statuen überfüllt. Von dort wurde ein Theil derſelben im Jahr 575 = 179 entfernt, und vom Forum ließen 596 = 158 die Cenſoren ſämmtliche Ehrenſtatuen von Beamten, die nicht auf Volks- oder Senatsbeſchluß geſetzt waren, wegräumen. Schon Cato wollte lieber, daß die Leute frügen, warum ihm keine, als warum ihm eine Statue geſetzt ſei; er hatte zu klagen, daß deren in den Provinzen ſogar ſchon Frauen errichtet wurden, und bald geſchah dies auch in Rom ſelbſt, die gleichzeitige Statue der Mutter der Gracchen Cornelia ſah man noch in Plinius Zeit.[3]

Bilder hiſtoriſcher Ereigniſſe.

Auch die Sitte, über große Thaten und Ereigniſſe dem Volk durch Bilder zu berichten, kam früh auf. Zuerſt ſtellte M.' Valerius Maximus Meſſalla das Bild ſeiner ſiegreichen Schlacht gegen die Karthager und Hiero in Sicilien 490 = 264 v. Chr. auf einer Wand der Curia Hoſtilia aus. Solche Bilder auf Holz und Leinwand wurden namentlich in den Triumphzügen getragen, wie in dem des M. Marcellus ein Bild der Einnahme von Syrakus (212). Aemilius Paullus ließ zur Illuſtration ſeines Triumphs im Jahr 168 einen Maler (Metrodorus) aus Athen eigens kommen. L. Hoſtilius Mancinus, der zuerſt ein Außenwerk von Karthago im Jahr 148 eingenommen hatte, ließ Bilder der Stadt, der Belagerung und Erſtürmung auf dem Forum aufſtellen, die er dem Volke ſelbſt erklärte, und ſich dadurch ſo populär machte, daß er (141) das Conſulat erhielt. Tiberius Gracchus ließ ein Gaſtmahl im Tempel der Freiheit malen, das die Beneventaner ſeinem Heer im Jahr 214 nach dem in der Nähe erfolgten glücklichen Gefecht gegeben hatten. Man ſah darauf beſonders die in das Heer eingeſtellten Sclaven mit den

1) Liv. XL 34. Cic. Philipp. IX 6, 13: statua — inaurata equestris, qualis L. Sullae primum statuta est — iſt alſo im Irrthum. Vielleicht war die Sullas die erſte auf dem Forum.

2) Detleſsen, De arte Romanor. antiquissima (Glueckstadt 1868) P. II p. 21—26.

3) Detleſsen p. 26. Liv. XL 51. Plin. H. N. XXXIV 30 sq.

Zeichen der ihnen zum Lohn für die bewiesene Tapferkeit geschenkten Freiheit.[1] Ein Bild eines Gladiatorenkampfs stellte zuerst (im Dianentempel zu Aricia) ein L. Terentius Lucanus (im sechsten oder siebenten Jahrhundert) aus.[2]

Bilder für besondre Veranlassungen.

Diese Verwendung der bildenden Künste zur Veranschaulichung und Verherrlichung von Personen und Ereignissen, sowol bei bestimmten Veranlassungen als für die Dauer, fand auch in der Kaiserzeit im weitesten Umfange statt. In dem „Hervortreten des schildernden Princips, das einen entschiedenen Gegensatz bildet zu dem plastisch-idealen in der Malerei der Griechen," „in dem breiten illustrirenden Ton der Darstellungen"[3] nähert sich die damalige Malerei in Zweck und Behandlung in hohem Grade der altägyptischen und altassyrischen, ihre Werke den Gemälden der Paläste von Theben, den Alabastertafeln derer von Ninive, den babylonischen Teppichen. Namentlich die römischen Kaiser selbst redeten durch sie zum Volke. Bilder vertraten in dieser Zeit ohne Presse die Stelle von Manifesten und Proklamationen,[4] wie man auch im Mittelalter in Florenz und Rom durch historische und allegorische Bilder sich an das Volk wendete.[5]

Bilder für Triumphzüge —

Jeder Triumph beschäftigte eine Menge von Künstlern, die die Natur des besiegten Landes und die Geschichte des Feldzugs den Zuschauern des Aufzugs durch bildliche Darstellungen aller Art zu veranschaulichen hatten. Bei dem Triumph des Vespasian und Titus über Judäa wurden Schaugerüste von drei bis vier Stockwerken mit goldgestickten Teppichen behängt, mit Ornamenten aus Gold und Elfenbein geschmückt, getragen; theils auf diesen, theils auf andern Bildern war der Krieg in seinem ganzen Verlauf dargestellt. „Da sah man ein reiches Land verwüsten, ganze Schaaren von Feinden tödten, fliehen, oder als Gefangene abgeführt werden, ungeheure Mauern unter den Stößen von Belagerungsmaschinen einbrechen, starke Festungen erstürmen, die Ringmauern volkreicher Städte ersteigen, das Heer sich ins Innere ergießen und alles mit Mord erfüllen, die Wehrlosen flehend die Hände erheben; man sah Feuer in Tempel schleudern,

1) R. Rochette Peint. inéd. p. 303 ff. 2) Th. II² 230, 2. 3) Semper, der Stil I 292. 4) Burckhardt, Zeitalter Constantins 310. 5) Preller, Röm. Mythol. 208.

Häuser über den Bewohnern zusammenstürzen, und nach vieler Verwüstung und Trauer Wasserströme nicht über bebaute Felder, noch zum Trunk für Menschen und Thiere, sondern durch die von allen Seiten brennende Stadt sich ergießen."[1] Aber auch plastische Darstellungen fehlten nicht: namentlich Figuren der nach antiker Weise personificirten Berge, Flüsse, Länder und Städte. Noch heute sehen wir auf einem Relief des Titusbogens, wie bei diesem Triumph die liegende Statue des Jordan getragen wurde, und wenn Triumphe über deutsche Völker bevorstanden, wurden ganz gewiß kolossale Figuren des Rheins bestellt.[2] Auch die künstlichen Scheiterhaufen, die bei der Consecration verstorbener Kaiser nach asiatischem Gebrauch auf dem Marsfelde errichtet wurden, und aus mehreren in Pyramidenform sich allmälig verjüngenden Stockwerken bestanden, deren oberstes die Bahre mit dem Todten trug, waren äußerlich über und über mit goldgestickten Decken, Elfenbeinreliefs und Gemälden bekleidet, die ohne Zweifel das Leben des vergötterten Herrschers darstellten. Wenn diese ganze in echt barbarischer Weise zur Vernichtung bestimmte Pracht in heller Flamme aufloderte, schwang sich vom Giebeldache des Tabernakels auf dem obersten Stockwerk ein Adler in die Luft.[3]

kaiserliche Scheiterhaufen —

Nichts aber zeigt so sehr, in welchem Grade man sich gewöhnt hatte, die Malerei zur momentanen Veranschaulichung des Geschehenen zu benutzen, als ihre Verwendung vor den Schranken der Gerichte. Schon in der letzten Zeit der Republik wurden Anklagen wenigstens in Volksversammlungen durch Schildereien unterstützt, welche die angeblichen oder wirklichen Verbrechen der Angeklagten vor Augen stellten.[4] Der Tribun A. Gabinius zeigte und erklärte im J. 67 dem Volk ein Bild der tusculanischen Villa des Lucull, um es von der Ueppigkeit des Consulars zu überzeugen.[5] Als Galba zu Cartagena im Jahr 68 seine Truppen aufforderte gegen Rom zu ziehn, ließ er auf dem Tribunal vor sich, gleichsam als stumme Ankläger Neros, möglichst viele Portraits von Männern aufstellen, die Opfer seines Despotismus geworden waren.[6] Ein Angeklagter, den sein

Gerichtsverhandlungen.

1) Joseph. B. J. VII 5. 2) Jahn ad Pers. VI 47. 3) Herodian. IV 2.
4) Semper, der Stil I 314 ff.
5) Cic. pro Sestio 43, 93. Drumann, R. G. IV 167.
6) Sueton. Galba c. 10. Vgl. R. Rochette p. 358, 1.

Gegner auf einer Leinwand in verſchiedenen Scenen als unverbeſſerlichen Spieler hatte malen laſſen, bald bis aufs Hemd entblößt, bald im Schuldgefängniß, bald von ſeinen Freunden losgekauft, ſagte zu den Richtern: ich habe doch auch manchmal gewonnen.[1] Quintilian hatte ſelbſt zuweilen geſehn, wie die Richter durch abſchreckende Bilder des Angeklagten auf Holz oder Leinwand gegen dieſen eingenommen werden ſollten. Er mißbilligte dieſes Mittel höchlich, weil damit der Ankläger ſich das Armuthszeugniß ausſtelle, daß ein ſtummes Bild beredter ſei als er ſelbſt.[2] Wie es gemalte Anklagen gab, gab es auch gemalte Bettelbriefe. Die angeblichen oder wirklichen Schiffbrüchigen führten in der Regel Bilder bei ſich, die ihren Unglücksfall auf einer dunkelblauen Meeresfläche darſtellten,[3] und ſolche wurden auch in den Tempeln als Votivtafeln aufgehängt, namentlich in denen der Iſis, als Schutzpatronin der Schifffahrt; man weiß, ſagt Juvenal, daß die Maler von der Iſis ernährt werden.[4] Nur im Vorbeigehn mag hier der zahlloſen Votivbilder und -reliefs gedacht werden, die das gefährliche Ereigniß, aus dem der Darbringer entronnen war, möglichſt genau mit allen Einzelheiten vor Augen ſtellten:[5] Arbeiten, die zwar (wie die andern zuletzt erwähnten) in überwiegender Mehrzahl von untergeordneten Kunſthandwerkern geliefert wurden, doch ſicherlich nicht ohne zahlreiche Ausnahmen; denn die Reichen und Vornehmen ließen natürlich auch ſolche Arbeiten von guten Künſtlern ausführen. Tacitus erwähnt z. B., daß Domitian, der bei der Erſtürmung des Capitols in der Nacht des 18. December 69 in großer Gefahr geſchwebt hatte, auf der Stelle der Wohnung eines Tempeldieners, in der er verſteckt geweſen war, dem Jupiter Erhalter eine Kapelle erbauen und darin einen Altar aufſtellen ließ, der mit der Darſtellung ſeiner Gefahren in Marmor geſchmückt war.[6] Ueberhaupt aber dürfte die Darſtellung perſönlicher Erlebniſſe in Bildern keineswegs ungewöhnlich geweſen ſein. Im Roman des Apulejus will die Braut, die mit Hilfe des

Bilder für Schiffbrüchige.

Votivbilder.

Sonſtige Darſtellungen perſönlicher Erlebniſſe.

1) Quintilian. VI 3, 72. 2) Id. VI 1, 32. 3) R. Rochette P. a. p. 329, 1.

4) Juv. XII 28.

5) Daher Horat. S. I 1, 76: quo fit ut omnis Votiva pateat veluti descripta tabella Vita senis. Vgl. R. Rochette a. a. O.

6 Tac. H. III 74.

Esels den Räubern entflohn ist, ein Bild dieses Ereignisses im Atrium ihres Hauses aufstellen lassen.[1] In dem Hause des Trimalchio bei Petron sind verschiedene Wände einer Kolonnade mit der Ilias und Odyssee, einem Gladiatorenspiel, und der ganzen Laufbahn des Hausherrn in theilweiser allegorischer Darstellung bemalt. Man sieht ihn als Knaben auf einem Sclavenmarkt, als künftigen Liebling Mercurs mit dem Caduceus in der Hand, von Minerva in Rom eingeführt. Dann folgen Bilder, auf denen er rechnen lernt, Cassirer wird u. s. w., alles mit Unterschriften; am Ende der Wand wird er von Mercur am Kinn auf eine hohe Tribüne gehoben, ihm zur Seite steht eine Glücksgöttin mit dem Füllhorn und drei Parzen, die goldne Fäden spinnen.[2] Wie überhaupt in diesem Roman, darf man auch hier Schilderungen des in gewissen Kreisen der Gesellschaft üblichen voraussetzen, wenigstens annehmen, daß derartige Geschmacklosigkeiten nicht gerade unerhört waren.

Für die Dauer bestimmte Bilder.

Die denkwürdigsten Vorgänge und Begebenheiten sollten durch plastische und malerische Darstellungen nicht bloß für bestimmte Veranlassungen veranschaulicht, sondern für alle Zeiten dem Andenken der Nachwelt erhalten werden. Schlachten und Belagerungen, Friedensschlüsse und Verträge, Triumphe, Standreden, Wohlthätigkeitshandlungen, Opfer, Jagden u. s. w. der Kaiser, ferner Schauspiele, besonders Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen, wurden während der ganzen Kaiserzeit in allen Maßstäben massenweise durch Sculptur, Malerei und Mosaik verewigt, seit dem dritten Jahrhundert hauptsächlich durch die beiden letztern Künste, da theils die Technik der Plastik immer unbehilflicher wurde, theils große bunte Schildereien ohne Zweifel dem Geschmack wie dem Illusionsbedürfniß der Massen mehr zusagten.[3] Der traurige Verfall, den schon die Reliefs am Triumphbogen des Severus zeigen, läßt vermuthen, daß z. B. die gewiß sehr umfangreiche Darstellung seiner sämmtlichen Thaten in einer, wahrscheinlich von seinem Sohne erbauten Säulenhalle[4] in Malerei oder Mosaik ausgeführt war. Wenn nach dem Tode eines verhaßten Regenten seine Statuen und Denkmäler umgestürzt und

1) Apulej. Metam. VI p. 129. 2) Petron. Sat. c. 29. 3) Burckhardt, Zeitalter Constantins 309 f. 4) H. A. vit. Severi c. 21.

zerſtört wurden, blieben auch ſolche Bilder natürlich nicht verſchont. So ließ der Senat ein großes vor der Curie aufgeſtelltes Bild, auf dem Maximinus einen von ihm über die Germanen erfochtenen Sieg hatte malen laſſen, nach ſeinem Falle verbrennen.[1] Doch vieles entging auch in ſolchen Fällen der Zerſtörung, beſonders im Innern der kaiſerlichen Schlöſſer. Noch in Diocletians Zeit ſah man in den Gärten des Commodus in einer im Bogen geführten Colonnade ein Moſaikbild, das ihn mit ſeinen Freunden (darunter den ſpätern Prätendenten Pescennius Niger) der Iſis opfernd darſtellte.[2]

Portraitmalerei.

Portraitbilder lieferte die Malerei natürlich vorzugsweiſe für innere Räume, alſo mehr für private als öffentliche Zwecke, doch waren neben Ehrenſtatuen auch Ehrenbilder (die in Tempeln oder öffentlichen Gebäuden angebracht wurden) wenigſtens in griechiſchen Städten nicht ſelten.[3] Nero ließ ſich auf Leinwand in einer Figur von 120′ (= 113′ preußiſch) Höhe malen.[4] Elagabal kündigte ſich durch ein großes (ſelbſtgemaltes) nach Rom vorausgeſandtes Bild dort an, auf dem er in einheimiſcher Prieſtertracht ſeinem Gotte opfernd dargeſtellt war, mit dem Befehl es im Senatsſaal über der Statue der Victoria anzubringen.[5] In Rom malte er ſich ſelbſt als Delicateſſen- und Salbenhändler, Garkoch, Schenkwirth und Kuppler.[6] Daß gemalte Portraits der Kaiſer auch in Privathäuſern häufig waren, darf man aus dem Antrage des Kaiſer Tacitus an den Senat ſchließen: daß jeder (Senator?) ein Bild des (verſtorbenen) Aurelian beſitzen ſolle;[7] und die Bilder des Alexander Severus in ganzer Figur, in einfacher weißer Tracht, die man noch in Conſtantins Zeit ſah, werden zum Theil Einzelportraits geweſen ſein.[8] Ein Bild des

Portraits der Kaiſer.

---

1) Herodian. VII 2, 8. Maximini c. 12.

2) Vit. Pescenn. Nigri c. 6.

3) *Εἰκὼν γραπτὴ τελεία* eines *αὐλητὴς ἐν Διονυσίῳ* (Teos) CIG 3068 B. Vgl. 3085. 2775. c. d. (Aphrodisias): *εἰκόνας γραπτὰς ἐν ὅπλοις ἐπιχρύσοις.* 3524 (Cyme).

4) Plin. H. N. XXXV 51.

5) Herodian. VII 6, 6 (*εἰκόνα μεγίστην γράψας παντὸς ἑαυτοῦ*).

6) Vit. Elagabali c. 30.

7) Vita Taciti c. 9: ut Aurelianum omnes pictum haberent.

8) Vit. Alexdr. Severi c. 4.

Trajan, das bei der Geburt des Alexander Severus (in einem Tempel) auf das Bett ſeiner Mutter herab fiel, verkündigte ihm die künftige Herrſchaft:[1] und die Aehnlichkeit Theodoſius des Großen mit Trajan ließ ſich aus den Bildern des letztern feſtſtellen.[2] Die Züge des Antinous kannte Pauſanias aus ſeinen Statuen und Bildern, die letztern waren beſonders zahlreich in ſeinem Tempel zu Mantinea, wo er meiſt als Dionyſus gemalt war.[3] Die „Sitte der Könige" ſich zur Brautwahl Portraits von Prinzeſſinnen ſenden zu laſſen, von welcher Honorius bei Claudian ſpricht,[4] dürfte im Orient heimiſch geweſen ſein, und von dort ſich in den Weſten verbreitet haben. Die jüdiſche Fürſtin Alexandra ſandte auf den Rath des Dellius an Marc Anton Portraits ihrer beiden Kinder, des ſechszehnjährigen Ariſtobulus und der Gemahlin des Herodes Mariamne, um durch die wunderbare Schönheit beider ihn für ihr Anliegen (der Verleihung des Prieſterthums an Ariſtobulus) günſtig zu ſtimmen.[5]

Portraits orientaliſcher Prinzeſſinnen zur Brautwahl.

Auch im Privatleben wurde die Portraitmalerei ganz allgemein in Anſpruch genommen, um die Züge und Geſtalten berühmter und intereſſanter, geliebter und verehrter Perſonen für einzelne wie für größere Kreiſe feſtzuhalten. Ein Portrait der durch ihr Verhältniß zu dem jugendlichen Pompejus berühmten wunderſchönen Courtiſane Flora ſtellte Metellus Dalmaticus in dem von ihm reſtaurirten und mit Gemälden und Statuen geſchmückten Kaſtortempel am Forum auf.[6] Die Bilder der damals geſuchteſten Portraitmaler Roms Sopolis und Dionyſius füllten noch in Plinius Zeit die Gallerien, für Frauenportraits war jedoch beiden die jungfräuliche Malerin Jaja aus Kyzicus vorgezogen worden, die auch ſich ſelbſt im Spiegel gemalt hatte.[7] Die Angabe des Plinius, daß die Portraitmalerei durch die Mode der broncenen und ſilbernen Medaillons völlig verdrängt

Portraits von Privatperſonen.

1) Ib. c. 13.

2) Victor Epit. 44, 11. Vgl. über Gemälde der Kaiſer Gothofred. ad Cod. Theodos. XV 4, 1.

3) Pausan. VIII 9, 4.

4) Claudian. Nupt. Honor. et Mariae 23—27.

5) Joseph. A. J. XV 2, 5 sq.

6) Plutarch. Pompej. c. 2. Becker, Hdb. I 299, 9.

7) Plin. H. N. XXXV 147 f.

worden ſei, bezieht ſich zunächſt auf die Atrien vornehmer Häuſer, eine große Verbreitung dieſer Medaillons war durch ihre Koſtbarkeit ausgeſchloſſen. Seit Varro ein Bilderwerk herausgegeben hatte, das ſiebenhundert Portraits berühmter Männer enthielt, werden mindeſtens die Portraits der Autoren vor ihren Schriften gewöhnlich geweſen ſein; Martial erwähnt eine kleine Pergamentausgabe des Vergil mit einem ſolchen;[1] und vermuthlich iſt bei den Augenkrankheiten, welche (nach Galen) Maler ſich durch Malen auf weißem Pergament zuzogen, an dieſe Titel- und andere illuſtrirende Bilder der Bücher zu denken.[2] Die Bibliotheken wurden nicht bloß mit Büſten, ſondern auch mit gemalten Portraits der Schriftſteller geſchmückt. Der jüngere Plinius beſtellte bei einem Freunde in einer Stadt Oberitaliens (im Lande der Inſubrer) Bilder des Cornelius Nepos und T. Catius, die dort geboren waren, für die Bibliothek eines andern Freundes: er bittet die Copien der dort vorhandenen Portraits einem möglichſt zuverläſſigen Künſtler zu übertragen.[3] Ohne Zweifel hatte man wenigſtens in jeder größern Stadt die Wahl zwiſchen mehreren und war in der Lage, ſich nur für einen bewährten entſcheiden zu dürfen.[4] Martial ließ ſich für den an der Donau kommandirenden Cäcilius Secundus malen;[5] ſein Portrait für die Bibliothek des Stertinius Avitus kann ebenfalls ein gemaltes geweſen ſein;[6] er erwähnt ferner Portraits des Tragödiendichters Memor, des Cäſonius Maximus, des (im Alter von zwanzig Jahren verſtorbenen) Camonius Rufus als Kind, des Rhetor M. Antonius Primus (das er mit Veilchen und Roſen bekränzte): ſämmtlich wie es ſcheint Bruſtbilder.[7] Die Mutter des Sophiſten Alexander Peloplaton war, wie ihre Gemälde bewieſen, von ſeltener Schönheit und der Helena des Eumelus ähnlich.[8] Auch

Portraits in Büchern.

in Bibliotheken.

Allgemeine Verwendung der Portraitmalerei.

1) Martial. XIV 156.

2) Galen. ed. Kuehn. III 776. (De usu part. corp. hum. X c. 3.)

3) Plin. epp. IV 28.

4) Scribon. Larg. ep. ad C. Jul. Callist. ed. Rhode p. 4: quum interim nemo ne imaginem quidem suam committat pingendam, nisi probato prius artifice per quaedam experimenta atque ita electo.

5) Martial. VII 84. Vgl. Mommſen, Hermes III 79 A. 1.

6) Id. IX praef. 7) Id. IX 9. 74. 76. VII 44. X 32. 8) Philostrat. Vitt. sophi. II 5.

der Spott Lucians über die Thorheit derer, die den Portraitmalern auftrugen sie zu verschönern, „etwas von der Nase abzunehmen, die Augen schwärzer zu machen" u. s. w. (was besonders Frauen thaten), setzt eine allgemeine Anwendung der Portraitmalerei voraus.[1]

Plastische Darstellungen von Personen.

Die zur Aufstellung in unbedeckten, besonders öffentlichen Räumen bestimmten Bildnisse von Personen konnten fast nur plastische sein. Ein immerhin nicht geringer Theil derselben hat sich erhalten, von einem bei weitem größern die mit Inschriften versehenen Postamente: und diese äußerst zahlreichen Ueberbleibsel, verbunden mit Nachrichten der Schriftsteller, lassen uns von der wahrhaft unglaublichen Menge, so wie den Gattungen und Veranlassungen dieser Monumente einen ganz andern Begriff gewinnen, als die angeführten dürftigen Nachrichten von der Verwendung der Malerei zu persönlicher Darstellung. In der That ist nichts so geeignet von der Unermeßlichkeit der künstlerischen Produktion in den beiden ersten Jahrhunderten eine annähernde Vorstellung zu geben, als eine Betrachtung der Hauptgattungen der zum öffentlichen oder Privatgedächtniß bestimmten persönlichen Bildwerke dieser Zeit.

Büsten und Statuen der Kaiser; ihre allgemeine Verbreitung und ihr Kultus.

In erster Reihe stehen hier die Büsten, Medaillons und Statuen der Kaiser und Personen der kaiserlichen Familien. Ein öffentlich aufgestelltes Bild des regierenden Kaisers konnte schon darum in keiner Stadt, in keinem Lager,[2] fehlen, weil es bald Gegenstand eines überall eingeführten und geforderten Kultus war. Schon zu Ehren Cäsars hatte der Senat beschlossen, „daß seine Statue in den Städten und in allen Tempeln Roms sein sollte."[3] August hatte den Kult seiner Person auf die Provinzen beschränkt, Tiber die Aufstellung seiner Statue unter den Bildern der Götter überhaupt verboten, und nur unter den zum Schmuck der Tempel dienenden Kunstwerken erlaubt.[4] Noch Caligula erließ im Anfang seiner Regierung ein

---

1) Lucian. Quom. hist. 13. Pro imagg. 6.

2) Z. B. Vit. Elagab. c. 13: misit et qui in castris statuarum ejus titulos luto tegeret.

3) Dio XLIV 4. 4) Sueton. Tiber. c. 26. Dio LVII 9.

ähnliches Verbot, das er aber bald zurücknahm;[1] und bald hatten, wie Joſephus ſagt, alle unterworfenen Völkerſchaften Stadt für Stadt neben den andern Göttern auch ſeine Bildſäule aufgeſtellt.[2] Vermuthlich ſchon ſeit dem Anfange des Kaiſerthums beſtand die Sitte, daß bei jedem Regierungsantritt lorbeerbekränzte Bilder des neuen Kaiſers (die allerdings auch gemalte ſein konnten) unter Begleitung von Soldaten und Flötenſpielern in die Provinzialſtädte geſandt und dort von dem mit Lichtern und Weihrauch entgegen ziehenden Volke feſtlich empfangen wurden.[3] Verfolgten, namentlich Sclaven boten die Kaiſerbildniſſe ein Aſyl;[4] man huldigte ihnen wie den Götterbildern mit Opfern und Spenden von Weihrauch und Wein. Unter Domitian war die auf das Kapitol führende Straße nicht breit genug für die Heerden von Opferthieren, die dort fortwährend hinaufgeführt wurden, um, wie Plinius ſagt, die ſcheußlichen Bilder des Despoten mit ſo viel Blut zu verehren, als er ſelbſt Menſchenblut vergoß.[5] Die Weigerung der Adoration wurde als Majeſtätsbeleidigung beſtraft, und war ein Hauptgrund der Chriſtenverfolgungen.[6] Doch auch in der chriſtlichen Zeit dauerte der heidniſche Kultus der Kaiſerbildniſſe fort, und Theodoſius II. ſah ſich im Jahr 425 veranlaßt ihn durch einen eigenen Erlaß einzuſchränken, damit „eine Verehrung, die die Menſchenwürde überſteigt, der Gottheit gewahrt bleibe.“[7] Noch viel ſtrenger als die Weigerung der Adoration wurde jede Antaſtung oder Beleidigung der Kaiſerbildniſſe geahndet, am ſchärfſten bei Soldaten. Schon im Jahre 15 wurde Granius Marcellus, Prätor von Bithynien, der einer Statue Auguſts den Kopf abgenommen hatte, um den Tibers aufzuſetzen, wegen Majeſtätsverletzung angeklagt und entging mit Noth der Verurtheilung; bald galt es als Kapitalverbrechen bei dem Bilde Auguſts einen Sclaven geſchlagen, die Kleider gewechſelt zu haben.[8] Ausdrücklich bemerken die Juriſten des dritten Jahrhunderts, daß wer verworfene Statuen des Kaiſers einſchmelze, ſich der Majeſtätsverletzung nicht ſchuldig mache; ebenſo wenig wer

1) Dio LIX 4. 2) Joseph. B. J. II 10, 3. 3) Marquardt, Hdb. II 3, 272 A. 1183. 4) Lips. Exc. ad Tac. A. III 36. 5) Plin. paneg. c. 52. 6) Plin. epp. ad Tr. 96 (97) 5 sq. 7) Cod. Theodos. XV 4, 1.

8) Tac. A. I 74. Sueton. Tiber. c. 58 meint doch vielleicht einen andern Fall.

ſchadhaft gewordene ausbeſſere, wer eine durch einen Steinwurf zufällig treffe; auch den Verkauf von noch nicht conſecrirten Kaiſerbildniſſen erklärten Sever und Caracalla für nicht ſtrafbar: um ſo mehr war es natürlich die Einſchmelzung oder ſonſtige Antaſtung von bereits conſecrirten.[1]

Zerſtörung der Denkmäler verhaßter Kaiſer, beſonders Domitians.

Je ſchwerer nun unter der Regierung verhaßter Kaiſer der Zwang der Verehrung ihrer Bildniſſe ertragen wurde, deſto leidenſchaftlicher tobte ſich die lange verhaltne Volkswuth bei einem Regierungswechſel in ihrer Zerſtörung und Beſchimpfung aus. Am allgemeinſten war vielleicht der Ausbruch der Volkswuth beim Tode Domitians, und darum auch die Zerſtörung ſeiner Denkmäler die gründlichſte. Ganz Rom war mit ſeinen prahlenden, häufig koloſſalen Monumenten, und nicht das Kapitol allein mit ſeinen goldenen und ſilbernen Statuen und Bildniſſen angefüllt,[2] (andere wurden dort nicht zugelaſſen, und auch dieſe nur von einem beſtimmten Gewicht[3]) ſondern, wie Caſſius Dio ſagt, faſt das ganze Reich.[4] Auf die Nachricht von ſeiner Ermordung machte der Senat ſeiner Freude nicht bloß durch laute Schmähungen des gefallenen Luft, ſondern beſchloß, daß ſogleich Leitern gebracht, ſeine Medaillons und Bildniſſe herabgeriſſen und auf den Boden geſchmettert; dann daß ſeine Inſchriften überall ausgemeißelt, und ſein ganzes Gedächtniß vertilgt werden ſolle.[5] Der Umſturz und die Zerſtörung ſeiner zahlloſen koſtbaren Statuen, ſagt der jüngere Plinius vier Jahre ſpäter, war ein der allgemeinen Freude gebrachtes Opfer. Man freute ſich, das übermüthige Geſicht gegen den Boden zu ſchlagen, mit Eiſen, mit Beilen dagegen zu wüthen, als wenn die Schläge verwunden und Schmerzen zufügen könnten. Niemand konnte ſeine Freude und den ſo ſpäten Jubel ſoweit mäßigen, daß es ihm nicht als eine Rache erſchien, den Körper und die Glieder zerriſſen und verſtümmelt, endlich das finſtere und abſchreckende Geſicht in die Flammen geworfen und geſchmolzen zu ſehn.[6] Dieſe oder eine ähnliche Stelle hat die von Procop erzählte Sage veranlaßt: Domitian ſei in Stücke zerriſſen worden,

1) Digg. XLVIII 4, 4—7. 2) Plin. paneg. c. 52. 3) Sueton. Domitian. c. 13. Stat. Silv. V 1, 189. 4) Dio LXVII 8. 5) Sueton. Domitian. c. 23. 6) Plin. pan. l. l.

ſeine Gemahlin habe mit Erlaubniß des Senats die Stücke des Körpers zuſammengeſetzt und darnach eine Broncestatue gießen laſſen; dieſe, die am Aufgang zum Capitol vom Forum rechter Hand ſtand, war nach Procop die einzige vorhandene Domitians, und zeigte die größte Aehnlichkeit zwiſchen ihm und Juſtinian.[1] Aehnliche Zerſtörungen wie die Bildniſſe des Domitian erfuhren die des Commodus,[2] Maximinus (die Gemälde des Letztern wurden zum Theil mit ſchwarzer Farbe überzogen)[3] und andere: in Folge der unaufhörlichen Empörungen, Bürgerkriege und gewaltſamen Thronwechſel in den ſpätern Jahrhunderten wiederholten ſich ſolche Scenen immer von neuem bis in die letzten Zeiten des Alterthums.[4] Daß in dieſen (wie natürlich nicht ſelten auch früher) ſtatt der Zerſtörung meiſt eine Umwandlung der Bildniſſe ſtattfand, bezeugt Hieronymus: wenn ein Tyrann getödtet wird, werden auch ſeine Statuen und Bilder umgeſtürzt, und nachdem nur das Geſicht verändert und der Kopf abgenommen iſt, das Geſicht des Siegers aufgeſetzt, um ſpäter mit neuen Köpfen vertauſcht zu werden, während der Körper derſelbe bleibt.[5]

Erhaltung der Kaiſerdenkmäler, hauptſächlich durch die Conſecration.

Doch in den beiden erſten Jahrhunderten iſt, ſo viel wir wiſſen, Domitian der einzige Kaiſer geweſen, deſſen Bildniſſe überall vernichtet wurden und der Zerſtörung nur ausnahmsweiſe entgingen. Denn die Statuen und Denkmäler des Commodus müſſen wenigſtens zum Theil wieder aufgerichtet worden ſein. Am erſten Januar 193 hatte der Senat mit leidenſchaftlichen Acclamationen die Niederreißung der Bildſäulen „des Vaterlandsfeindes, des Mörders, des Gladiators" decretirt und an Stelle einer der Curie gegenüber ſtehenden, ihn (wie ſo viele andere) als Herkules mit drohend geſpanntem Bogen darſtellenden Statue die Göttin der Freiheit errichten laſſen.[6] Im Jahr 197 wurde derſelbe Senat von Severus gezwungen, Commo-

1) Procop. Hist. arcana 8 p. 55 Dind.

2) Dio LXXIII 2. Vit. Commodi c. 19. 20. Vit. Pertinac. c. 6.

3) Euseb. H. E. IX 11. Lips. Exc. ad Tac. A. VI 2.

4) Marcellin. Comes Chron. 512: Areobindam sibi imperatorem fieri clamitant, imaginibusque deinde statuisque Anastasii in terram dejectis etc.

5) Hieronym. in Habacuc II.

6) Herodian. I 14, 9.

dus als Gott anzuerkennen.[1] Selbſtverſtändlich ſicherte die Conſecration auch die fernere Dauer der Bildniſſe, und veranlaßte ſelbſt die Errichtung neuer. Wie Severus die Apotheoſe des Commodus und Pertinax, ſo ließ Macrinus die des Caracalla, durch deſſen Ermordung er auf den Thron gelangt war, vom Senat beſchließen, bei welcher Gelegenheit er die Errichtung von zwei Statuen Severs in Triumphaltracht, und ſechs Caracallas (zwei Reiterſtatuen, zwei ſtehende in kriegeriſcher, zwei in bürgerlicher Tracht) verfügte.[2] Außer Domitian ſind die nicht unter die Götter verſetzten Kaiſer der beiden erſten Jahrhunderte Tiber, Caligula, Nero, Galba, Otho, Vitellius geweſen. Die auch von all dieſen, zum Theil verhältnißmäßig ſehr zahlreich erhaltenen Bildniſſe und Denkmäler bezeugen hinlänglich, daß die Conſecration keineswegs eine unerläßliche Bedingung der Erhaltung war. Daß ſie dieſe aber am wirkſamſten ſicherte, iſt ſelbſtverſtändlich. In Tarraco, der Hauptſtadt des dieſſeitigen Spaniens und zugleich dem Mittelpunkt des dortigen Kaiſerkults, war einer der angeſehenſten Männer vom Provinziallandtage „zur Inſtandhaltung der Statuen des vergötterten Hadrian" eigens erwählt worden.[3] In den Beſitz des j. Plinius waren mit verſchiedenen Grundſtücken auch die auf denſelben errichteten Statuen der frühern Kaiſer übergegangen, und dort von ihm erhalten worden. Schon unter Nerva hatte er zu Como einen Tempel erbauen wollen um ſie darin aufzuſtellen, doch verzögerte ſich die Ausführung, und im Jahr 101 erbat und erhielt er nochmals von Trajan die Erlaubniß jene Statuen nach Como zu verſetzen und die Trajans hinzuzufügen.[4] Die Conſecration trug aber auch zur Vermehrung der betreffenden Denkmäler bei, in ſofern die immer wachſende Gruppe der vergötterten Kaiſer und Kaiſerinnen (unter Commodus ſtanden deren in dem Kaiſertempel der Arvalen 16, unter Alexander Severus 20[5]) zu

1) Vit. Severi c. 12. 19. Victor. Caes. 20, 30. Dio LXXV 7.

2) Vit. Macrini c. 6.

3) CIL II 4230; vgl. Hirſchfeld G. g. Anz. 1870, 1095 (ad statuas curandas, nicht aurandas).

4) Plin. ad Tr. 8 (24).

5) Marini Atti p. 385 ff.: Auguſt, Julia, Claudius, Poppäa (oder L. Aelius

monumentalen und Kultuszwecken auch als Ganzes neu hergestellt wurde. So baute Domitian zu Rom eine Colonnade, der Kaiser Tacitus einen Tempel der vergötterten Kaiser, Alexander Severus errichtete auf dem Forum des Nerva ihre Kolossalstatuen.[1] Zuweilen verband sich mit dem officiellen Kultus eine unbefohlene allgemeine Verehrung zur Erhaltung und Erneuerung kaiserlicher Bildnisse. Mit anhänglichster Pietät hielt die römische Welt die verklärte Gestalt Marc Aurels unter den guten Geistern fest, zu denen sie sich im Gebet wandte: länger als ein Jahrhundert nach seinem Tode sah man noch in vielen Häusern seine Statue unter den Hausgöttern.[2]

Schnelle Herstellung der Kaiserdenkmäler im ganzen Reich.

Schon weil die möglichst schnelle Aufstellung der kaiserlichen Bildnisse in allen Städten und Lagern zu den ersten Sorgen jeder neuen Regierung gehören mußte, müssen auch in allen Centralpunkten Italiens und der Provinzen Bildhauer und Maler zur Verfügung gewesen sein; vielleicht gehörten sie regelmäßig zu dem amtlichen Gefolge der Statthalter, Feldherrn und hohen Beamten. Daß von Galba, der erst nach der Ankunft der Nachricht von Neros Tode (8. Juni 68) aus Spanien aufbrach und Italien in langsamem Marsche erreichte, sich zur Zeit seiner Ermordung (15. Januar 69) dort „in allen Municipien" Bildnisse befanden,[3] ist eben so wenig überraschend wie daß noch vor der Schlacht von Cremona (gegen Ende 69) im Lager der Flotte zu Ravenna Bildnisse des Vitellius umgestürzt werden konnten, der erst zu Ende Mai in Oberitalien erschienen war.[4] Aber schon auf dem Marsch von Cöln über Lyon nach Italien waren ihm, bevor er noch Vienne erreicht hatte, an mehreren Stellen Reiterstatuen errichtet worden, deren Zusammensturz als übles Vorzeichen galt.[5] Die Herrschaft des Pupienus und Balbinus dauerte drei Monate (etwa vom März bis in den Juni

---

Cäsar), Vespasian, Titus, Nerva, Trajan, Plotina, Hadrian, Sabina, Antoninus, Faustina, L. Verus, Marc Aurel, Faustina II. — Commodus (oder Julia Pia), Pertinax, Sever, Caracalla.

1) Preller, Reg. 178. 232. R. Mythol. 791, 1.
2) Vit. M. Antonini c. 18. 3) Tac. H. III 7. 4) Tac. H. III 12 sq.
5) Sueton. Vitell. c. 9.

238).[1] Als Maximinus zu Anfang des Mai vor Aquileja ermordet wurde, ſtürzte man dort ſeine Statuen und Bildniſſe um, und nöthigte ſeine in die Stadt zugelaſſenen Soldaten, die der beiden Senatskaiſer zu adoriren;[2] der Conſul Claudius Julianus beglückwünſcht in einem an Pupienus und Balbinus wol gleich nach ihrer Ernennung erlaſſenen Schreiben die Legionen und Hilfstruppen, „die bereits im ganzen Reiche eure Bildniſſe anbeten.“[3] In den Lagern machte ſchon die Herſtellung und Erneuerung der kaiſerlichen und ſonſtigen Medaillonbilder, mit denen die Feldzeichen geſchmückt waren,[4] die Anweſenheit von Künſtlern wünſchenswerth, die dann auch zu andern Zwecken verwendet werden konnten; Caracalla ließ z. B. von Alexander dem Großen auch in den Lagern zahlreiche Statuen errichten.[5]

Ihre Errichtung durch Beamte,

Die Statuen und Bildniſſe der regierenden Kaiſer fehlten aber nicht bloß an keinem Orte der Monarchie, ſondern waren an allen größern auch zahlreich. Sie ſchmückten wol in der Regel die öffentlichen Plätze und Gebäude beſonders der Regierung, Verwaltung und Rechtspflege. Apulejus äußert in ſeiner vor dem Proconſul Claudius Maximus (zu Karthago) gehaltenen Vertheidigungsrede ſeinen Unwillen, daß „vor dieſen Statuen des Kaiſers Pius“ der Sohn der Mutter ſchändliche Dinge vorwerfe.[6] Für die Aufſtellung an ſolchen Orten mögen die Statthalter und ſonſtigen Regierungsbeamten geſorgt haben: aber

1) Clinton F. Rom. ad a. 238, deſſen Anſetzungen ich folge.

2) Vit. Maximin. II 23 sq.

3) Maxim. et Balbin. c. 17.

4) Rein St. R. E. Signa.

5) Dio LXXVII 7; vgl. Herodian. IV 8. A. Rein, die Stätten der Röm. Caſtelle zu Niederbiber bei Neuwied und auf der Saalburg bei Homburg vor der Höhe. Jahrbb. d. Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande XXVII (1859) S. 151: „die Ausſage, daß die außer ſehr vielen andern Broncegegenſtänden im Schloſſe (zu Homburg) befindlichen Bruchſtücke einer großen Statue vor dem Prätorium (des römiſchen Standlagers auf der Saalburg), wo ein großer viereckiger Stein in den Boden eingelaſſen iſt, gelegen hätten, intereſſierte mich um ſo mehr, als ſie für die von mehrern Standlagern durch Reſte und Ueberlieferung beſtätigte Aufſtellung von Broncestatuen, denen die im v. J. bei Xanten gefundene mit großer Wahrſcheinlichkeit beigezählt werden darf(?), einen neuen Beitrag gewährt.“

6) Apulej. Apol. p. 534.

auch landschaftliche und Provinzialverbände so wie alle wohlhabendern Communen mußten den Kaisern ihre Huldigung durch Errichtung von Statuen darbringen: und wenn dies in ausgezeichneter Weise geschehen sollte, mußten es mehrere oder kolossale oder ungewöhnlich kostbare sein. Eine eigene Gesandtschaft z. B. überbrachte an Caligula im ersten Jahre seiner Regierung die ihm vom Provinziallandtage der Provinz Achaja (Synode der Panhellenen) votirten Ehrenbezeugungen; zu diesen gehörte auch der Beschluß ihm eine große Menge von Statuen zu errichten, doch Caligula nahm nur vier an, die an den Orten der heiligen Spiele (Olympia, Delphi, Nemea und auf dem Isthmus) stehen sollten.[1] Am zahlreichsten und ansehnlichsten werden die Bildsäulen der Kaiser überall da gewesen sein, wo es eigene Priesterthümer für ihren Kult gab.[2] Endlich aber durften auch Privatleute sehr oft nicht unterlassen, ihre Loyalität auf diese Weise zu bezeugen, namentlich in Rom selbst. Wenn man zur Zeit der Antonine die Bildnisse der Kaiser dort überall „in Wechselcomptoiren, Läden und Werkstätten, unter allen Vordächern, auf allen Vorplätzen, in allen Fenstern" aufgestellt sah, freilich meist schlecht gemalt und plump bossirt:[3] so werden auch in reichen und vornehmen Häusern gute Bilder und Statuen von ihnen nicht gefehlt haben. Ueberdieß war auch die öffentliche Aufstellung von Kaiserstatuen durch Privatpersonen in den größern Städten keineswegs selten.

durch Provinzialverbände und Communen,

durch Privatpersonen.

Von sämmtlichen Kaisern ist vielleicht Hadrian derjenige gewesen, der in allen Provinzen durch die zahlreichsten Denkmäler geehrt wurde, gewiß aber nirgend durch so viele als in dem von ihm mit Wohlthaten am reichsten bedachten Griechenland. Mehrere von einzelnen Gemeinden, ganzen Cantonen, größern Volksverbänden errichtete Statuen Hadrians lassen sich dort an verschiedenen Orten nachweisen, wie zu Delphi, Olympia, Theben, Syros, Koronea:[4] bei weitem die

Statuen Hadrians in Griechenland,

1) Keil, Sylloge Inscr. Boeot. Nr. 31 p. 120. cf. p. 124. Hertzberg, Gesch. Griechenlands II 33 ff.

2) Vgl. z. B. über die Basen von Kaiserstatuen in Tarraco Hübner, Hermes I 120 f.

3) Fronto ed. Naber. p. 74. Th. I^3 255, 4.

4) Hertzberg, G. Gr. II 333 f.

meiſten aber in Athen, das ihm am meiſten verdankte, und wo auch die umfaſſendſten Nachforſchungen ſtattgefunden haben. In jedem der dreizehn keilförmigen Abſchnitte des kürzlich bloßgelegten Dionyſostheaters hat wahrſcheinlich eine Statue Hadrians geſtanden, welche bis auf eine von den zwölf Phylen (Stämmen) Atticas errichtet waren. Zwei andere erwähnt Pauſanias im Kerameikos, der Agora und auf der Akropolis im Parthenon. Von Privaten zu Athen errichtete kennen wir zwei, davon eine von Herodes Atticus in Gemeinſchaft mit ſeinem Sohne Herodian. Die größte auf einer Stelle vereinigte Zahl aber befand ſich in und bei dem von Hadrian ausgebauten Tempel des olympiſchen Zeus. Wahrſcheinlich vor den Fronten ſtanden zwei Statuen des Erbauers aus thaſiſchem und zwei aus ägyptiſchem Marmor, vor den Säulen (wol der ringsum laufenden Kolonnaden) broncene von überſeeiſchen Städten, an andern Stellen andere von griechiſchen Städten geſtiftete Standbilder, von denen im Ganzen noch dreizehn Poſtamente und Inſchriften vorhanden ſind. Alle überragte eine von den Athenern hinter dem Tempel errichtete „ſehenswerthe Koloſſalſtatue.“[1] Doch können die uns bekannten Statuen Hadrians nur ein kleiner Theil der ſämmtlichen in Athen vorhandenen geweſen ſein, wenn die gut bezeugte Nachricht wahr iſt, daß die Athener einſt dem Demetrius von Phaleron mehr als 300 Statuen errichtet hatten.[2] Gegen Hadrian hatten ſie vielleicht mehr Grund zur Dankbarkeit, gewiß aber mehr Veranlaſſung, dieſe in der überſchwenglichſten Weiſe zu äußern; überdies war die Herſtellung der Statuen weniger koſtſpielig als 450 Jahre früher. Wie ſehr nun aber auch die Provinzen und Städte wetteifern mochten ihre Treue und Loyalität gegen den regierenden Kaiſer durch zahlreiche Bildſäulen zu bekunden, ſo dürfte doch deren Menge und Pracht in Rom immer am größten geweſen ſein. Auguſt ſagt in der Denkſchrift über ſeine Thaten, daß ihm zu Rom etwa 80 ſilberne Statuen (theils auf dem Boden, theils auf Viergeſpannen ſtehend, theils Reiterſtatuen) von Staaten und Einzelnen errichtet worden ſeien, die er ſämmtlich einſchmelzen ließ,

Auguſts in Rom.

1) Pausan. I 18, 6. Hertzberg II 327.

2) Köhler, Verm. Schriften VI 355, 5. Strabo I 9, 20 p. 371 sq.

um in dem Tempel des Apollo auf dem Palatin von dem gewonnenen Gelde im Namen der Stifter und dem seinigen goldene Weihgeschenke (besonders Dreifüße) aufzustellen.[1] Man kann hiernach nicht anders als glauben, daß seine broncenen und marmornen Standbilder in Rom bereits zu seinen Lebzeiten nach hunderten, im ganzen Reich vielleicht nach Myriaden zählten, so fabelhaft solche Zahlen gegenwärtig auch klingen mögen. Wenn übrigens auch in der Zeit der werdenden Monarchie die sich in so massenhaften Darbringungen äußernde Unterthänigkeit noch weit von ihrer größten Verbreitung und Stärke entfernt war, und überdies von Augusts geflissentlich im Zaume gehalten wurde, so ist doch keinem spätern Kaiser wie ihm als Erretter der Welt und Begründer der neuen Ordnung gehuldigt worden, auch dauerte seine Herrschaft 44 Jahre; und so mag denn allerdings die Zahl der ihm (während seines Lebens wie nach seinem Tode) errichteten Denkmäler größer gewesen sein, als bei irgend einem andern Regenten. Von diesem Vorrath haben sich denn auch nicht ganz unbeträchtliche Ueberreste erhalten.[2]

Die Kaiserdenkmäler so gut wie nie durch Umarbeitung älterer hergestellt.

Nur sehr selten und ausnahmsweise können in den ersten Jahrhunderten Kaiserbildnisse durch Umarbeitung oder neue Benennung älterer hergestellt worden sein: weil diejenigen, die durch das Denkmal geehrt werden sollten, in einem solchen Verfahren, wie Dio von Prusa mit Recht sagt, eher eine Beleidigung als eine Huldigung erblicken konnten.[3] Pausanias sah vor dem Heratempel bei Mykenä eine Statue, nach der Inschrift des Augusts, die aber nach dortiger Angabe eine des Orest war.[4] Doch ist dies außer dem bereits angeführten das einzige bekannte Beispiel dieser Art aus der frühern Kaiserzeit. Seit dem Jahr 15 wagten wol wenige um des Gewinns oder Ersparnisses willen auch noch so heimlich eine Handlung, deren Entdeckung sie der Gefahr einer Anklage auf Majestätsverletzung aussetzen konnte. Dio hat den Rhodiern, die mit der Ehre der Statue mehr als freigebig waren, aber sehr oft statt neue aufzustellen

1) Mommsen, R. g. D. Aug. p. 69 sq.

2) Hübner, Augustus Marmorstatue d. Berliner Mus. Progr. d. Winckelmannsf. 1868 S. 7 f.

3) Dio Or. XXXI p. 324 M.

4) Pausan. II 17, 3.

nur ältere auf den Namen des zu Ehrenden umtaufen oder umarbeiten ließen, die Unwürdigkeit dieses Verfahrens in einer langen Rede vorgehalten. Es sei, sagt er u. a., um so weniger zu entschuldigen, als sie ja doch fort und fort auch wirklich neue Bildsäulen errichteten, nämlich für die Kaiser und die hohen Beamten; ja man würde ihnen keine Vorwürfe machen, wenn sie wenigstens bei allen „außer den Kaisern" in gleicher Weise verführen:[1] eine derartige Herstellung von Kaiserbildnissen erschien ihm also als ganz undenkbar. Philo erzählt, daß die Alexandriner alle dortigen Synagogen, die sie nicht zerstören konnten, durch Aufstellung von Bildern Caligulas entweihten, in der größten stellten sie seine Broncestatue auf einem Viergespann auf. In der Eile aber hatten sie kein neues auftreiben können, sondern ein altes verrostetes, schadhaftes aus dem Gymnasium genommen, welches, wie manche sagten, einer ältern Cleopatra dedicirt gewesen war. „Was für einer Anklage die Aufstellenden sich dadurch aussetzten, ist klar; ja schon dann, wenn es ein neues aber eines Weibes, oder eines Mannes, aber ein altes, ja wenn es überhaupt einem andern gewidmet war. Mußten die, welche zu Ehren des Kaisers eine solche Aufstellung gemacht hatten, sich nicht offenbar hüten, daß er, der alles auf ihn Bezügliche besonders wichtig nahm, eine Anzeige erhielt?"[2] — Aber auch bei andern als kaiserlichen Monumenten scheint das Anbringen neuer Köpfe oder Inschriften[3] statt der Errichtung neuer Figuren in der frühern Kaiserzeit keineswegs häufig gewesen zu sein; hauptsächlich geschah es wol in griechischen Städten, wo der Vorrath von alten Statuen sehr groß war. Nicht bloß sind die bekannten derartigen Fälle vereinzelt,[4] sondern Dio sagt auch in der Rede, in der er den Rhodiern diese „seit einiger Zeit" bei ihnen eingerissene Unsitte[5] vorhält, daß andere weniger reiche, zum Theil äußerst arme Städte wie Athen, Sparta, Byzanz, Mitylene sich davon völlig frei erhielten.[6] Allem Anschein nach war es

1) Dio ib. p. 343 M.
2) Philo legat. ad Gaj. § 20 p. 565 M.
3) Plin. H. N. XXXV 4.
4) Müller, Hdb. d. Arch. § 157, 4. Köhler, Verm. Schr. V 357.
5) Dio l. l. p. 312 M.
6) Dio ib. p. 342 M. 348 M.

im damaligen Griechenland eben nur Rhodos, wo dies Verfahren in großem Umfange geübt wurde; man ſagte, daß die dortigen Statuen wie Schauſpieler die Rollen wechſelten.[1]

Denkmäler der Mitglieder des Kaiſerhauſes —

Was von den Kaiſerbildniſſen gilt, gilt zum größten Theil auch von denen der Kaiſerinnen und deſignirten Thronfolger, zum großen Theil ſelbſt von denen anderer Angehörigen des Kaiſerhauſes. Wenn in der Zeit, wo Tiber während ſeines Aufenthalts auf Rhodos in tiefſter Ungnade ſtand, die Bewohner von Nimes ſeine Statuen und Bildniſſe umſtürzten, ſo wird es damals ſo gut wie dort deren in allen großen Städten gegeben haben.[2] Dem zur Thronfolge beſtimmten Aelius Verus ließ Hadrian nach ſeinem Tode in einigen Städten Tempel bauen und „im ganzen Reiche" Koloſſalſtatuen errichten.[3] Die Darſtellung des Antinous hat bekanntlich die Malerei und Sculptur in den verſchiedenſten, wo nicht in allen Provinzen beſchäftigt.

der höchſten Beamten —

Auch die höchſten Beamten, die Leiter der Regierung wurden im ganzen Reich durch Monumente in ähnlicher Weiſe wie die Kaiſer geehrt, beſonders natürlich, wenn ſie deren erklärte Günſtlinge waren. Als Sejan im Zenith ſeiner Macht ſtand, wurden ihm von Senat und Ritterſchaft, den Tribus und den vornehmſten Männern Roms ſo viele Bildſäulen errichtet, daß, wie Caſſius Dio ſagt, Niemand ihre Zahl anzugeben vermocht hätte,[4] beſonders ſeit Tiberius auf den Beſchluß des Senats ſein Broncеſtandbild im Theater des Pompejus hatte errichten laſſen.[5] Allgemein wurden Bilder und Statuen des Kaiſers und ſeines andern Ich neben einander geſtellt,[6] ſelbſt in den Lagern (doch hier vielleicht nur an den Feldzeichen) mit einziger Ausnahme der ſyriſchen Armee:[7] und Tiber ließ es geſchehen, daß die Bildniſſe ſeines Günſtlings dort auf den Sammelplätzen der Legionen, ſo wie auf den Foren und in den Theatern der Städte verehrt wurden.[8] Der jähe Fall Sejans im Jahre 31 war das Signal zum Umſturz ſeiner Denkmäler. Seine Statuen, ſagt Juvenal, wurden an Seilen von den Poſtamenten herab und auf dem Boden

1) Id. ib. p. 357 M. 2) Sueton. Tiber. c. 13. 3) H. A. Ael. Ver. c. 7. 4) C. Dio LVIII 2. 5) Dio LVII 21. Tac. A. III 72. IV 7. 6) Dio LVIII 4. Tac. A. IV 74. 7) Sueton. Tiber. c. 48. 8) Tac. A. IV 2.

fortgeſchleift. Beilhiebe zerſchmetterten die Räder der Zweigeſpanne, und die Beine der unſchuldigen broncenen Gäule, bald ſchmolz in den knatternden, von Blaſebälgen angefachten Feuern der Gußöfen das vom Volk angebetete Haupt und verkniſterte der ganze koloſſale Sejanus, und aus dem Antlitz, das im ganzen Reich das zweite war, wurden Töpfe, Pfannen, Becken und Nachtgeſchirre verfertigt.[1] Ganz Aehnliches wird von dem Günſtlinge Severs Plautianus berichtet, der von ebenſo ſchwindelnder Höhe ebenſo plötzlich herabſtürzte. Dio ſagt, daß ihm nicht nur viel mehr, ſondern auch größere Statuen und Bilder errichtet wurden als den Kaiſern, und nicht bloß in den andern Städten, ſondern auch in Rom, und nicht bloß von Privatperſonen, ſondern auch vom Senat. Gerade dies trug dazu bei, den Argwohn Severs zu erregen; nach Plautians Fall wurden „im ganzen Reich ſeine Statuen umgeſtürzt."[2]

der Provincialſtatthalter –

Wenn aber nothwendig die Zahl derer ſehr klein war, denen im ganzen Reich Statuen errichtet wurden, ſo war dagegen die Menge derjenigen, denen dieſe Ehre innerhalb beſtimmter Gebiete oder an einzelnen Orten widerfuhr, unglaublich groß. Sie war vor allem die gewöhnlichſte Huldigung der Provincialen gegen alle Römer, die wirklich oder ſcheinbar die Macht hatten ihnen zu ſchaden oder zu nützen, in erſter Reihe natürlich die Statthalter. Schon in den letzten Zeiten der Republik war es allgemein üblich, daß dieſen in den Provinzen Tempel errichtet wurden.[3] Cicero hatte in Cilicien als Proconſul „Statuen, Tempel, Viergeſpanne" abzulehnen;[4] aber Verres hatte die Gemeinden Siciliens gezwungen, nicht bloß ihm ſelbſt, ſondern auch ſeinem Vater und ſeinem Sohne (einem Knaben) eine Menge von Standbildern zu errichten; in Syrakus waren deren ſo viele, daß es ſchien, er habe ihrer dort nicht weniger aufgeſtellt als weggenommen.[5] Außerdem ſah man von ihm in Rom vergoldete Reiterſtatuen, die von den römiſchen Kaufleuten, den Getreideproducenten, dem Provinzialverbande Siciliens geſtiftet waren.[6]

1) Juv. X 56—64.
2) Dio LXXVII 14 u. 16. H. A. Sever. c. 14.
3) Sueton. August. c. 52.
4) Cic. ad Attic. V 21, 5.
5) Cic. in Verr. II 2 c. 63. 67. IV c. 41. 62. 6) Id. ib. II 2 c. 59. 69.

Das entsetzliche Satrapenregiment jener Zeit hat nun zwar die Monarchie sehr eingeschränkt, doch nie ganz beseitigt; und wenn immer noch die Provinzialen direkt oder indirekt gezwungen wurden ihre Plünderer und Tyrannen durch Denkmäler zu ehren, so konnten sie diese Ehre überhaupt keinem Statthalter vorenthalten, ohne damit eine Anklage auszusprechen. Nach Dio entschuldigten die Rhodier die Verwendung alter Statuen zu neuen Ehrenbezeugungen damit, daß es eine Nothwendigkeit sei, so viele hohe Beamte zu ehren, und eingestandenermaßen geschah es sehr häufig nicht wegen ihrer wirklichen Verdienste, sondern nur wegen ihrer Macht.[1] Jeden, der zu ihnen kam, fürchteten sie, und glaubten ihre Freiheit in Gefahr, wenn sie einmal von einem kein Bronceſtandbild aufſtellten. Mußten sie wirklich jeden Ankommenden freundlich anwedeln wie gemeine Hunde, und Haß und Zorn besorgen, wenn sie nicht dem und jenem schmeichelten, dann meinte Dio, stand es schlimm um sie.[2] Die Ehre der Statue wurde auch (namentlich in Griechenland) angesehenen Römern erwiesen, die sich in außeramtlicher Stellung dort aufhielten; wie besonders in Athen die Inschriften zahlreicher Postamente aus der ersten Kaiserzeit beweisen.[3] Um so unerläßlicher war es für Städte und Provinzen sich für wirkliche Wohlthaten auf diese Weise dankbar zu bezeigen, vor allem für die Uebernahme ihres Schutzes und ihrer Vertretung (des Patronats). In den Städten Siciliens sah man überall auf den Foren Reiterstatuen der Marceller als der Patrone der Insel.[4] Der Held des apulejanischen Romans, aus einer in Thessalien angesehenen Familie stammend, wird in Hypata zum Gegenstande eines öffentlichen Scherzes gemacht; worauf die Magistrate ihn um Entschuldigung bitten, und ihm anzeigen, daß die Stadt um ihn zu versöhnen ihn zum Patron gewählt und die Aufstellung seines Bildnisses in Bronce beschlossen habe.[5] Von den amtlichen und halbamtlichen Stellungen in den Provinzen gaben schon die subalternen einen Anspruch auf diese Ehre. Dem Vater

der angesehenen Römer in den Provinzen,

der Subalternbeamten.

1) Dio or. XXXI 317 sq. M. 323 M.
2) Id. ib. p. 344 sq. M.
3) Hertzberg, Gesch. Griechenlands II 68, 22*.
4) Cic. in Verr. II 4 c. 40 (86).
5) Apulej. Metamorph. III 11 ed. Eyssenhardt.

des Veſpaſian, Flavius Sabinus, der die Erhebung des Waarenzolls von 2½ Procent in der Provinz Aſien gepachtet hatte, waren dort Bildniſſe und lobende Inſchriften aufgeſtellt worden.[1] Titus hatte, wie Sueton ſagt, als Militairtribun in Germanien und Britannien ſich den Ruhm der Energie und zugleich der Mäßigung erworben, „wie ſich aus der Menge und den Inſchriften ſeiner Statuen und Bildniſſe in beiden Provinzen ergibt.“[2] Bei einer ſo grenzenloſen Verſchwendung der monumentalen Ehren konnte eine wirkliche Auszeichnung nur durch ungewöhnlich große und koſtbare Denkmäler erfolgen; und es iſt wol nicht zu ſehr übertrieben, wenn Apulejus zum Ruhme des Conſularen Aemilianus Strabo ſagt, daß alle Provinzen ſich Glück wünſchen, ihm vier- und ſechsſpännige Wagen (mit ſeinem Standbilde) zu errichten.[3]

Ehre der Statue in den Municipien.

Die Errichtung von Statuen war auch in den Städten der ganzen Monarchie eine allgemeine Belohnung wirklicher oder angeblicher Verdienſte einzelner um die Gemeinde. Der anfänglich ſeltene Gebrauch der Bildnißſtatuen wurde ſpäter, wie Plinius ſagt, von der ganzen Welt aus einem höchſt menſchenfreundlichen Ehrgeiz aufgenommen; Statuen fingen an eine Zierde auf den Foren aller Municipien zu ſein, ſo wurde das Gedächtniß von Menſchen auf die Nachwelt gebracht, auch ihre Ehren zur Kenntniß aller Zeiten auf den Poſtamenten verzeichnet, damit man ſie nicht bloß auf den Gräbern läſe.[4] Tauſende von erhaltenen Poſtamenten mit griechiſchen und römiſchen Inſchriften zeugen dies. In Pompeji (mit etwa 30,000 Einwohnern) haben allein an der weſtlichen Langſeite des Forums vierzehn Portraitſtatuen geſtanden,[5] und man kann vielleicht das fünf- oder ſechsfache als Geſammtzahl der bei der Verſchüttung in der ganzen Stadt vorhandenen annehmen. Ruhmbegier und Municipalpatriotismus verbanden ſich, wie bemerkt, mit der Rückſicht auf die öffentliche Meinung, um die Wohlhabenden und Angeſehenen zu Leiſtungen für ihre Communen anzuſpornen, und dieſe ſetzten ihrerſeits einen Ruhm darin, durch zahlreiche Monumente zu bezeugen, daß viele es ſich zur Ehre geſchätzt hatten, ihnen Opfer zu bringen,

1) Sueton. Vespas. c. 1. 2) Id. Tit. c. 4. 3) Apulej. Florida III 16.
4) Plin. H. N. XXXIV 17. 5) Overbeck, Pompeji II² 144.

und daß ſie ihrerſeits wol im Stande ſeien, dieſelben zu belohnen, und zugleich ihre Stadt zu ſchmücken.[1] Schwerlich konnte eine reiche und anſehnliche Familie in einer größern Stadt einige Generationen hindurch ihren Wohnſitz gehabt haben, ohne in die Nothwendigkeit verſetzt worden zu ſein, ſich die Ehre der Statue zu verdienen. Dio von Pruſa rühmt, daß ſeine Großväter und andere Vorfahren, ſein Vater (der lange Zeit der Stadt vorgeſtanden hatte), ſeine Brüder und Verwandten von der Stadt geehrt worden ſeien durch viele Statuen, öffentliche Begräbniſſe, Kampfſpiele an ihren Gräbern und viele andere Auszeichnungen: ſeiner Mutter war nach ihrem Tode nicht bloß ein Standbild ſondern auch ein Tempel errichtet worden.[2] Die Bekleidung mancher (nur der Ariſtokratie der Provinzen zugänglichen) hohen Würden hatte die Ehre der Statue offenbar mehr oder minder regelmäßig zur Folge, wie namentlich die des höchſten Provinzialprieſterthums.[3]

Es genügt, die gewöhnlichſten in den Städten Italiens ſo wie aller Provinzen durch Statuen belohnten Verdienſte anzuführen, um von der Allgemeinheit dieſer Ehre eine Vorſtellung zu geben. Hauptſächlich waren es große zum Beſten der Stadt gebrachte Geldopfer und perſönliche Leiſtungen: nächſt den bereits erwähnten ſo häufigen Verſchönerungs- oder Nützlichkeitsbauten, Zuwendungen und Schenkungen zu den verſchiedenſten Zwecken (z. B. zum Ankauf von Getreide bei Theuerungen), ganz beſonders häufig aber (einmalige oder jährlich wiederkehrende) Bewirthungen der geſammten Bürgerſchaft, bei denen auch Geld vertheilt zu werden pflegte; ferner Schauſpiele aller Art (namentlich Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe), endlich freiwillig übernommene und auf eigene Koſten ausgeführte Geſandtſchaften an die Kaiſer und Statthalter. Aber neben dieſen gewöhnlichſten Veranlaſſungen für die Ehre der Bildſäule gab es noch viele andere. Auch eine ausgezeichnete Wirkſamkeit in einem Lehramt gab Anſpruch darauf; und nicht bloß die weltberühmten Profeſſoren der Beredſamkeit, die Schaaren von Schülern aus weiter Ferne herbei-

1) Dio or. XXXI p. 344 sq.
2) Dio or. XLIV p. 509 M.
3) CIG II 4248 (Tarraco): statuam inter flammales viros positam.

zogen, erhielten sie, sondern zuweilen auch bescheidene Schullehrer, wenn sie Gelehrte von Ruf waren. Von Horazens Lehrer Orbilius Pupillus, der als fast 100 jähriger Greis in einer Dachkammer starb, sah man zu Benevent auf dem Capitol eine sitzende Statue im griechischen Mantel mit zwei Bücherbehältern; zu Präneste eine des M. Verrius Flaccus über seinem dort auf dem Forum auf Marmortafeln eingegrabenen Kalender.[1] Auch litterarische Leistungen wurden durch diese Anerkennung belohnt, mit der die Städte gegen Mitbürger zuweilen nur zu freigebig verfuhren. Nach Dio von Prusa hatten die Athener einem höchst unbedeutenden Dichter eine Broncestatue und zwar neben der des Menander aufgestellt.[2] Einem dreizehnjährigen Knaben in Histonium, der bei der Preisbewerbung auf dem Capitol im Jahr 110 den Kranz für lateinische Poesie erhalten hatte, beschloß die gesammte Einwohnerzahl (plebs) eine Statue aus freiwilligen Beiträgen zu errichten.[3] Auch Frauen wurde diese Ehre sehr häufig erwiesen. Es war ferner Sitte, Verstorbenen Statuen zu errichten, um ihre Angehörigen, namentlich Eltern zu trösten und zu ehren,[4] selbst kleinen Kindern. In Brixia hat der Gemeinderath einmal für einen Knaben, der in dem Alter von 6 Jahren 2 Monaten 5 Tagen gestorben war, eine vergoldete Reiterstatue decretirt, um den überlebenden Vater zu erfreuen:[5] so gemein war also diese Art von Monumenten mit der Zeit geworden, in denen noch Cicero einen Beweis für die Maßlosigkeit seines Zeitalters gefunden hatte.[6] Eine andere Steigerung der Ehre war die Errichtung von mehreren Statuen derselben Person. Auf diese Weise belohnten z. B. die Athener ihren reichen (auch als epischen Dichter bekannten) Mitbürger Julius Nicanor, der (unter August) die von ihnen aus Geldnoth verpfändete oder verkaufte Insel Salamis für sie zurückkaufte: in rühmenden Inschriften wird er als „neuer Homer" und „neuer

Mehrere Statuen derselben Person.

1) Sueton. ill. gr. 9, 17.
2) Dio or. 31 p. 346 M.
3) IRN 5252.
4) Vgl. z. B. Mommsen CIL II 3251. Borghesi B. d. I. 1853 p. 185.
5) Orelli 4051.
6) Cic. Philipp. 9, 6, 13. Statuen auf bigae z. B. IRN 4059 (Minturnae); vgl. CIL II 1086.

Themiſtokles" geprieſen.[1] In derſelben Zeit erhielt ein P. Lucilius Gamala für ſeine zahlreichen Bauten und Schenkungen zu Oſtia zwei Broncestatuen, wovon eine vergoldet.[2] Für einen C. Valerius Camillus waren nach einer zu Avenches gefundenen Inſchrift ſowohl von der geſammten Völkerſchaft (civitas) der Helvetier, als von deren einzelnen Gaugemeinden (pagatim) Statuen beſchloſſen worden.[3] Einem L. Poſtumius Felix Celerinus, Kaiſerprieſter und oberſten Magiſtrat hatte zu Hippo Regius (in Numidien) zum Dank für ein prachtvolles Gladiatorenſpiel und andere Verdienſte jede Curie eine Statue aus eigenen Mitteln errichtet.[4] Einer Prieſterin in Kalama in Numidien, die eine außerordentliche Freigebigkeit gegen die Stadt bewieſen hatte, beſchloß der Gemeinderath fünf Statuen zu ſetzen.[5] Ebenſo viele Statuen der Soſia Falconilla wurden nach deren Tode ihrem Vater Q. Pompejus Soſius Priscus (Conſul 169) von der Gemeinde zu Conſtantine angeboten, von denen er jedoch nur eine annahm.[6]

Errichtung auf Koſten der Geehrten.

Sehr häufig, wo nicht in der Regel, erfolgte übrigens die Errichtung der Statuen auf Koſten der Geehrten. Man lieſt auf ihren Inſchriften die Formel: „mit der Ehre zufrieden, hat er die Koſten erlaſſen" ſo äußerſt oft, daß man nicht zweifeln kann, die Statuen ſeien in ſehr vielen Fällen erſt decretirt worden, nachdem die Erklärung der zu ehrenden Perſonen erfolgt war, daß ſie die Koſten ſelbſt tragen würden. Ausnahmsweiſe ließ Jemand auch wol zu, daß die erforderlichen Beiträge eingeſammelt wurden, um ſie dann zurück zu erſtatten.[7] In Forum Sempronii (Foſſombrone) ließ der Gemeinderath einmal eine im geheimen votirte Statue fertig zu dem Geehrten hinſchaffen, damit er ſie nicht aus zu großer Beſcheidenheit, wie ſchon früher einmal ablehne.[8]

Statuen von Fremden.

Uebrigens wurden von den Städten auch ausgezeichnete Fremde durch Statuen geehrt, beſonders im zweiten Jahrhundert die bedeu-

1) Keil, N. Rh. Muſ. XVIII (1863) 58—62.
2) Orelli 3882. Mommſen, Ber. d. Sächſ. Geſ. 1849, 295.
3) Mommsen, Inscr. Helv. 192.
4) Renier, Mélanges d'épigr. p. 221.
5) Henzen 6001. Vgl. oben S. 116; 117, 1. 6) Borghesi, Bull. d. I. 1853 p. 185. 7) Orelli 3807. CIL II 1971. 8) Orelli 4039.

tendſten der von Ort zu Ort ziehenden Virtuoſen der Beredſamkeit (Sophiſten); ſo Ariſtides an mehreren Orten. Eine Statue zu Smyrna war ihm gemeinſchaftlich von Alexandria, Hermopolis magna, Antinoe und den Griechen des Delta errichtet worden.[1] Apulejus ſagt in ſeiner Dankrede für die ihm vom Gemeinderath zu Karthago votirte Statue, ihm ſei dieſe Ehre bereits an andern Orten erwieſen worden; auch in mittelmäßigen Städten habe es dazu nicht an den Koſten für die Bronce und der Thätigkeit eines Künſtlers gefehlt.[2] Als der Philoſoph Demonax einmal nach Olympia kam, votirten ihm die Eleer eine Broncestatue: er lehnte ſie ab, weil ſie damit einen Tadel ihrer Vorfahren ausdrücken würden, die dem Socrates und Antiſthenes keine geſetzt hätten.[3] Noch in der Zeit des Severus war es gewöhnlich, daß Philoſophen durch Statuen geehrt wurden.[4]

Votierung der Statuen durch die Gemeinderäthe, in Rom durch den Senat.

Wie in den Municipien dieſe Ehre im Namen der Stadt (wenn nicht durch die geſammte Bürgerſchaft) durch den Gemeinderath decretirt zu werden pflegte, ſo in Rom durch den Senat. Für Lucilius Longus, einen der älteſten und nächſten Freunde Tibers, beſchloß der Senat nach deſſen Tode im Jahr 23 unter andern Ehren eine Statue auf dem Forum des Auguſt auf öffentliche Koſten; denn damals, ſagt Tacitus, wurde noch alles im Senat verhandelt.[5] Caligulas Verbot einem Lebenden ohne ſeine ausdrückliche Erlaubniß eine Statue oder ein Bildniß zu ſetzen,[6] hob das ſelbſtändige Beſchlußrecht des Senats auf; doch Claudius ſtellte es wieder her, da er ſogar (im Jahr 45) die öffentliche Aufſtellung der Bildſäulen durch Private von der Erlaubniß des Senats abhängig machte: nur ſolchen, die ein öffentliches Gebäude auf eigne Koſten aufgeführt hatten, oder deren Verwandten, war es in demſelben geſtattet. Bis dahin hatte es Jedermann frei geſtanden, ſein Bildniß gemalt oder in Stein und Erz öffentlich aufzuſtellen, die Folge war eine Ueberfüllung Roms mit perſönlichen Denkmälern geweſen, welcher Claudius durch eine andere Vertheilung abhalf.[7] Doch eine Aufſtellung von Statuen in Tempeln (wie z. B. die des Antonius Muſa, des Arztes Auguſts,

1) Bähr u. Weſtermann, Aristides St. R. E. I² 340. 2) Apulej. Florid. III 16. 3) Lucian. Demon. 58. 4) Tertull. Apol. c. 46. 5) Tac. A. IV 15. 6) Sueton. Calig. c. 34. 7) Dio LX 25.

aus freiwilligen Beiträgen im Aesculaptempel),[1] dürfte nach wie vor Privaten erlaubt geweſen ſein. Da übrigens der Senat dieſe Ehre ſicherlich immer, wo nicht auf den Befehl ſo doch im Einverſtändniß mit den Kaiſern votirte, ſo wird die Errichtung von Statuen ebenſo gut auch ihnen zugeſchrieben. Von Tiberius ſagt z. B. C. Dio, daß er viele Verſtorbene durch Bildſäulen ehrte.[2] Selbſtverſtändlich erhielten überhaupt Verſtorbene eher Statuen als Lebende. So z. B. unter Marc Aurel die vornehmſten der an der Peſt Geſtorbenen, und die im Marcomannenkriege gefallenen Adligen, die letztern auf dem Trajansforum.[3] Bei einem Regierungsantritt ſcheinen in der Regel die verſtorbenen Verwandten des neuen Kaiſers Statuen erhalten zu haben. Claudius wäre unter Caligula faſt des Conſulats (37) entſetzt worden, weil er die Ausführung und Aufſtellung der Statuen der verſtorbenen Brüder des Kaiſers Nero und Druſus († 30) nachläſſig betrieben hatte.[4] Antoninus Pius „nahm die (vom Senat) für ſeinen Vater, ſeine Mutter, ſeine Großeltern und Brüder, die ſämmtlich ſchon todt waren, decretirten Statuen gern an.“[5] Marc Aurel ehrte ſogar die Freunde ſeiner Eltern nach ihrem Tode durch Statuen.[6] Severus ſetzte deren ſeinen verſtorbenen Angehörigen, ſeinen Eltern, ſeinem Großvater und ſeiner erſten Gemahlin.[7] Doch auch gegen Lebende waren Senat und Kaiſer mit dieſer Ehre keineswegs karg. Marc Aurel, der für ſeinen Lehrer in der Philoſophie Junius Ruſticus nach deſſen Tode im Senat mehrere Statuen forderte, verlangte eine für ſeinen Lehrer in der Beredſamkeit Fronto offenbar noch bei deſſen Lebzeiten.[8] Auf ſeinen und ſeines Mitregenten Commodus Antrag votirte der Senat dem Präfecten des Prätoriums M. Baſſäus Rufus drei Statuen: eine vergoldete auf dem Forum Trajans, eine in bürgerlicher Tracht in dem Tempel des Pius, eine im Harniſch in dem des rächenden Mars.[9] Statuen gehörten auch zu den militäriſchen Belohnungen.[10] Conſtantius ließ

Oeffentlich errichtete Statuen Verſtorbener.

1) Sueton. Aug. c. 59. 2) Dio LVII 21. 3) H. A. vit. M. Anton. c. 13 u. 22. 4) Sueton. Claud. c. 9. 5) Vit. Anton. P. c. 5. 6) V. M. Anton. c. 29. 7) V. Severi c. 14; wo nach rumore belli Parthici eine Lücke, dann etwa [propinquis] exstinctis patri matri etc. zu leſen iſt. 8) M. Anton. c. 2. 3. 9) Henzen-Orelli 372 (Orelli 3574). 10) CIL II 3272.

z. B. die der Führer eines kühnen Ausfalls aus dem von den Perſern (359) belagerten Amida in Armenien (Diarbekir) auf einem belebten Platze zu Edeſſa aufſtellen, wo ſie Ammian noch ſah.[1]

Orte der Aufſtellung in Rom.

Mit Statuen waren vor allem die ſämmtlichen Foren mit ihren Colonnaden und die bedeutendſten Tempel und deren Vorplätze gefüllt; das alte Forum und der Vorplatz des Jupitertempels auf dem Capitol ſchon in der Republik. Von hier verſetzte Auguſt eine Anzahl von Statuen berühmter Männer wegen Mangel an Raum auf das Marsfeld.[2] Auf dem Forum Auguſts wurden bis auf Trajan die vom Senat decretirten Triumphalſtatuen aufgeſtellt, nach Trajan gewöhnlich auf deſſen Forum.[3] Ueberhaupt wurde dieſes je länger je mehr „der Mittelpunkt des Glanzes und der Auszeichnung," beſonders durch Alexander Severus, wovon auch zahlreiche dort gefundene Poſtamente zeugen.[4] Eine ſehr ſeltene Ehre war eine Statue auf dem Palatium, die der Senat dem Vater des Kaiſers Otho (L. Otho) für die Entdeckung eines Mordanſchlags auf Claudius votirte.[5] Dort „über den Triumphalſtatuen auf dem Forum" ließ Nero auch im Jahr 65 die Statuen des (nachherigen Kaiſers) Nerva und des Tigellinus aufſtellen.[6]

Privatmonumente.

Privatmonumente werden ſelbſtverſtändlich weit ſeltener erwähnt als öffentliche Denkmäler, aber ob ſie weniger zahlreich waren iſt die Frage. Zu jenen gehören u. a. die von den Collegien (Zünften, religiöſen und andern Genoſſenſchaften) ihren Patronen und ſonſtigen Gönnern geſetzten Statuen;[7] ferner die beliebten und berühmten Bühnenkünſtlern, Muſikern, Athleten und Wagenlenkern von ihren Anhängern und Verehrern errichteten Denkmäler: die der Wagenlenker waren wol wenigſtens großentheils von den Factionen geſtiftet. Die Menge ſolcher Statuen in dem eigenthümlichen Koſtüm des Circus fiel in Rom um die Mitte des zweiten Jahrhunderts

---

1) Sueton. Calig. c. 34. 2) Mommsen CIL I p. 282'. 3) Preller, Regionen 232. 4) Sueton. Otho c. 1. 5) Tac. A. XV 72.

6) Ammian. Marc. XIX 6, 12.

7) Henzen 7215. Herzog, Gall. Narb. App. 18. Mommsen Bull. d. Inst. 1853 p. 27 sqq. (Die zum Schmuck der Stadt Augustodunum beim Einzuge Conſtantins verwendeten signa collegiorum Paneg. VII 8, 4 waren wol Götterbilder).

den Fremden auf, und nicht bloß dieſe ſondern auch die von Pantomimen ſah man mit Götterbildern zuſammen (d. h. in Tempeln) aufgeſtellt.[1] Uebrigens wurden ſolche Künſtler auch von Gemeinden mit Statuen geehrt, und nicht bloß in Griechenland. Die Stadt Präneſte errichtete ihrem Mitbürger, dem Freigelaſſenen der Kaiſer Sever und Caracalla M. Aurelius Agilius Septentrio „dem erſten Pantomimen ſeiner Zeit," der zugleich dort Sevir der Auguſtalen war „auf Verlangen des Volks eine Statue wegen ſeiner ungemeinen Liebe zu ſeinen Mitbürgern und ſeiner Vaterſtadt."[2] Und ſo werden überhaupt auch öffentliche Denkmäler von Künſtlern nicht ſelten geweſen ſein; jedenfalls waren die der berühmten zahlreich. Nero zwang den ſchon ſehr alten Tragöden Pammenes zum Wettkampf um nach erlangtem Siege ſeine Statuen beſchimpfen zu können.[3] Berühmte Athleten kannte man aus ihren an vielen Orten aufgeſtellten Broncestatuen.[4]

In der Zeit des ältern Plinius huldigten Clienten ihren Patronen durch Errichtung ihrer Statuen in den Atrien ihrer Häuſer,[5] aber gewiß nicht bloß dort. Auch Freunde erwieſen einander dieſe Ehre. Für einen D. Junius Melinus, der in der Stadt Cartima in Bätica zuerſt römiſcher Ritter geworden war, hatten ſeine Freunde dort noch während ſeines Lebens eine Statue beſtellt; als er (wie es ſcheint vor der Errichtung) ſtarb, ſetzte die Mutter ſie dem Todten auf eigene Koſten.[6] Ein L. Licinius Secundus war bei ſeinem Patron, dem mächtigen L. Licinius Sura in deſſen drei Conſulaten (98. 102. 107) Amtsdiener; zu Barcelona ſind nicht weniger als dreizehn Poſtamente ſeiner Statuen gefunden worden; von denen ihm drei von den Gemeinderäthen dreier ſpaniſcher Städte, eine von den Sevirn der Auguſtalen zu Barcelona, zu denen er gehörte, eine von einem Collegium, zwei von einzelnen Sevirn, vier von Freunden, eine von einem Freigelaſſenen errichtet ſind.[7] Doch auch höher Geſtellte bezeugten Geringeren auf dieſe Art ihre Achtung. Der Con-

1) Vgl. Th. II² 186 f.
2) Orelli 2627. Vgl Th. II² 334. 362.
3) Dio LXIII 8. Sueton. Nero c. 24.
4) Philostrat. Heroic. ed. Kayser p. 292.
5) Plin. H. N. XXXIV 17. 6) CIL II 1955. 7) Ib. 4536—48.

sular Aemilianus Strabo hatte in einem Schreiben an den Gemeinderath zu Karthago erklärt, dort dem Apulejus eine Statue errichten zu wollen, und Apulejus äußert sich für diese Ehre überschwenglich dankbar.[1]

Errichtung der eignen Statue.

Endlich war es offenbar zu allen Zeiten häufig, daß Privatpersonen sich selbst bei Lebzeiten durch Statuen verewigten, was ja, wie bemerkt, zu Rom vor dem Jahr 45 sogar an öffentlichen Orten hatte geschehen können. Wie seitdem dort der Senat, so mußte in den übrigen Städten der Gemeinderath zur öffentlichen Aufstellung von Privatdenkmälern die Erlaubniß geben, beziehentlich den Platz anweisen. In einer Stadt in Südspanien wurde einem lebenslänglichen Augustalen außer öffentlicher Bewirthung (cenae publicae) vom Gemeinderath ein Platz angewiesen, um Statuen für sich, seine Frau und Kinder zu errichten, was auch geschah.[2] Auf eigenem Grund und Boden stand selbstverständlich die Errichtung beliebiger Denkmäler Jedermann frei. Regulus hatte in seinem Garten jenseit des Tiber eine sehr weite Strecke mit unermeßlichen Kolonnaden bebaut, das Ufer mit seinen Statuen besetzt; wie er denn (nach der Ansicht seines erbitterten Gegners Plinius) bei großem Geiz verschwenderisch, bei all seiner Verrufenheit prahlerisch war.[3] Seinem im Jahr 104 im Knabenalter verstorbenen Sohn ließ er eine Menge Statuen und Bildnisse errichten, betrieb die Herstellung in allen Werkstätten, ließ ihn in enkaustischen und andern Gemälden, in Bronce, Silber, Gold, Elfenbein, Marmor abbilden.[4] Wie unter den öffentlichen, so werden auch unter den Privatdenkmälern die Bildnisse der Todten zahlreicher gewesen sein, als die der Lebenden. Herodes Atticus ehrte nicht bloß seine verstorbene Gemahlin Annia Regilla durch eine Menge von Monumenten,[5] sondern errichtete auch von seinen Pflegesöhnen Achilles und Polydeukes nach ihrem Tode „auf Feldern, in Gebüschen, an Quellen und unter schattigen Platanen" Marmorstatuen, die sie jagend, sich zur Jagd rüstend, oder davon ausruhend vorstellten; Inschriften sprachen Verwünschungen gegen Jeden aus, der diese Figuren verstümmeln oder von der Stelle

Privatmonumente für Verstorbene,

1) Apulej. Florid. III 16. 2) CIL II 1721. 3) Plin. epp. IV 2, 5.
4) Id. ib. IV 7, 1. 5) Keil, Herodes Atticus St. R. E. I² 2101.

rücken würde.[1] Ein Theil der Monumente von Verſtorbenen ſchmückte natürlich ihre Gräber. Auch unter dieſen waren öffentliche, deren Errichtung nicht ſelten mit einem Begräbniß auf öffentliche Koſten verbunden wurde.[2] Sehr häufig wurden in Teſtamenten über die am Grabe zu errichtenden Statuen Beſtimmungen getroffen.[3] In einer Stadt Südſpaniens verordnete eine Frau, daß ihr eine Statue für 8000 S. (580 Thlr.) errichtet, und verſchiedene Geſchmeide daran angebracht werden ſollten, mit genauer Angabe der Zahlen der (goldnen) Glieder und Perlen, aus denen die einzelnen Schnüre beſtehen mußten; ihr Sohn fügte noch ſilberne mit Edelſteinen beſetzte Armbänder und einen Jaspisring für 7000 S. hinzu.[4] In dem Teſtamente eines begüterten Römers in der Gegend von Langres wird die Errichtung eines zweiſtöckigen Grabmals angeordnet, deſſen Oberſtock einen nach vorn offenen, etwa durch Säulen abgeſchloſſenen Raum (exedra) bilden ſollte: hier ſollten zwei Statuen des Verſtorbenen ſtehen, eine ſitzend „aus dem beſten überſeeiſchen (wol griechiſchen) Marmor," und eine aus der beſten Bronce zweiter Sorte (die zu öffentlichen Publicationen verwandt wurde — aes tabulare), mindeſtens fünf Fuß hoch. Vor dem Gebäude ſollte ein Altar „aus beſtem carrariſchen Marmor aufs beſte gemeißelt" die Gebeine des Teſtators enthalten.[5] Der Trimalchio Petrons (deſſen teſtamentariſche Beſtimmungen in manchen Beziehungen an die dieſer Urkunde erinnern) beſtellt für ſein Grabmal ſeine Statue mit einem Hündchen, nebſt Kränzen und Salben am Boden; zu ſeiner rechten ſoll die ſeiner Frau ſtehn, eine Taube in der Hand, und ebenfalls ein Hündchen an einem Bande haltend.[6] Der Freigelaſſene Abascantus, Secretair Domitians, errichtete ſeiner Gemahlin Priscilla ein palaſtartiges Grabmal, in welchem ihr Bild mehrmals wiederholt in den Geſtalten verſchiedener Göttinnen ſtand, als Ceres und

beſonders als Grabdenkmäler.

1) Philostrat. Vit. sophist. II 1 ed. K. p. 241; vgl. CIG 989 sq.

2) Z. B. CIL II 339. 2063. 2131. 2188. 2344 sq. 3251. 4268 (statua post mortem adjectis ornamentis aediliciis).

3) Z. B. CIL II 1923. 1941. 4020.

4) CIL II 2060. Vgl. Marquardt Hdb. V 2, 293—295.

5) Kiessling, Anecd. Basil. p. 6 sq. Vgl. CIL II 3165 a.

6) Petron. c. 71.

Ariadne in Bronce, als Maja und keuſche Venus in Marmor.[1] Verſtorbene in der Geſtalt von Gottheiten darſtellen zu laſſen war überhaupt nicht ſelten,[2] doch die Darſtellung nach dem Leben die Regel. Ein großer Theil der erhaltenen Portraitſtatuen und -büſten ſtammt von Grabdenkmälern. Die Wanderer, welche zwiſchen dieſen rechts und links von den Landſtraßen ſich hinziehenden Monumenten den Thoren großer Städte zuſchritten, ſahen ſich gleichſam von langen Reihen von Erz- und Marmorbildern der Männer und Frauen früherer Geſchlechter begrüßt, ehe ſie in das Gewühl des Lebens der Gegenwart eintraten.

Die Herſtellung perſönlicher Denkmäler iſt bis in das ſpäteſte Alterthum nicht bloß durch die Malerei, ſondern auch durch die Plaſtik in verhältnißmäßig großem Umfange betrieben worden. Die Sucht ſich durch prunkende Bildwerke, namentlich vergoldete Broncestatuen zu verewigen wurde noch zu Ende des vierten Jahrhunderts von Ammian zu den charakteriſtiſchen Neigungen des römiſchen Adels gezählt;[3] und noch unter Zeno kurz vor der Gothenherrſchaft wurden zu Rom Standbilder errichtet.[4]

γ. Religiöſe Kunſt.

Das dritte große Kunſtgebiet außer dem decorativen und monumentalen, auf dem eine unaufhörliche Maſſenproduktion einem in der ganzen römiſchen Welt verbreiteten Bedürfniß zu entſprechen hatte, war das religiöſe. Hier konnte freilich für die eigentlichen Kultuszwecke faſt allein die Plaſtik thätig ſein, Malerei und Moſaik nur für die Decoration der heiligen Räume in Anſpruch genommen werden.[5] Die Natur, die Stärke und allgemeine Verbreitung des Götterglaubens in jener Zeit, von dem der Bilderdienſt unzertrennlich

1) Vgl. Th. I³ 96, 3.
2) Interp. ad Stat. Silv. II 7, 123; vgl. Sueton. Calig. c. 7.
3) Ammian. XIV 6, 8.
4) Preller, Regionen 233.
5) Templum cum ornamentis et pictura (Rusicade): Bull. d. Inst. 1859 p. 50.

war, wird ſpäter ausführlich behandelt werden, mindeſtens von der großen Zahl der bedeutendern Geſtalten der römiſch-griechiſchen Götterwelt hatte damals noch keine ihre Verehrung eingebüßt, dagegen hatten zahlreiche früher auf enge Gebiete beſchränkte Fremdgötter, namentlich des Orients ſich über das ganze Weltreich verbreitet: die Zahl der göttlichen Perſonen war alſo gewachſen. Doch das Anſehn und die Verbreitung der einzelnen Götterdienſte nahm in Folge verſchiedener Einflüſſe nicht ſelten erheblich ab oder zu. Namentlich der zur Schau getragene Eifer einzelner Kaiſer für beſtimmte Culte (wie Auguſts für den des Apollo, Domitians der Minerva, Commodus der Iſis und des Hercules, Severs des Hercules und Bacchus)[1] konnte nicht ohne Wirkungen bleiben: jede dieſer Regierungen machte den von ihr ausgezeichneten Dienſt in weiten Kreiſen zum herrſchenden, und trug im entſprechenden Maße zur Vervielfältigung ſeiner Idole bei. Die Maſſen von Götterbildern, die in Folge der zunehmenden Theocraſie ſich in allen größern, an Tempeln reichen Städten geſammelt haben müſſen, ſind wir völlig außer Stande uns vorzuſtellen. Die Angabe einer Legende, daß auf dem Kapitol zu Trier hundert Götzenbilder geſtanden haben, iſt an ſich nichts weniger als unglaublich oder erſtaunlich.[2]

Menge der Götterbilder in Folge der Theocraſie.

Der Eifer die Götter zu verehren und ihre Gnade durch fromme Werke aller Art zu gewinnen, bethätigte ſich mit Vorliebe durch Schenkungen und Stiftungen zu Cultuszwecken, vor allem von Götterbildern und zwar nicht bloß für die Tempel; ſie galten wie bemerkt auch als der würdigſte Schmuck für öffentliche Plätze und Bauten. Die zufällig bei dem ä. Plinius erhaltene Nachricht, daß die Hauptſtadt der Arverner (Clermont) einen koloſſalen Merkur ausführen ließ, deſſen Herſtellung zehn Jahre dauerte und wofür der Künſtler an Honorar allein 400,000 S. (29,000 Thlr.) erhielt,[3] gibt einen ſehr hohen Begriff von dem auch in den Provinzen für Götterbilder gemachten Aufwande. Beſchäftigte nun die Herſtellung derſelben in allen Größen und Materialen ſo wie in allen Abſtufungen des künſtleriſchen Werths tauſende von Werkſtätten im

1) Preller, Röm. Mythol. 657.
2) Braun, die Kapitole S. 19 u. 24.
3) Plin. H. N. XXXIV 46.

römiſchen Reiche, ſo liegt die Annahme nahe, daß dieſe Fabrikation zahlreiche Specialitäten hatte. Eine derſelben kennen wir durch Zufall: die der Genienarbeiter, deren Läden und Werkſtätten ſich zu Rom, wie es ſcheint in größerer Anzahl hinter dem Caſtortempel befanden.[1] Sodann iſt zu glauben, daß bei jedem größern Tempel eine Anſiedlung von Künſtlern und Kunſthandwerkern beſtand, die den zuſtrömenden Gläubigen die Möglichkeit gewährte, ſowohl durch fromme Darbringungen und Stiftungen (von Götterbildern, Weihgeſchenken, Votivtafeln) der Gottheit ihre Verehrung zu erweiſen, als auch Andenken aller Art von dem Heiligthum in die Heimath mitzunehmen: dieſe Künſtler konnten dann auch zu den fort und fort erforderlichen Reparaturen und Dekorationsarbeiten herangezogen werden.[2] Allbekannt iſt der Silberſchmied Demetrius, der zu Epheſus Nachbildungen des Tempels der großen Artemis verfertigte, was dort vielen Arbeitern einen großen Verdienſt gab;[3] ſelbſtverſtändlich müſſen andere Nachbildungen des berühmten Bildes der Göttin zu allen Preiſen geliefert haben. Daſſelbe läßt ſich für alle großen und vielbeſuchten Tempel vorausſetzen, wenn es auch nur für den der Aphrodite auf Knidos nachweisbar iſt, deren (thönerne) Idole ſich in Seegefahr wunderthätig erweiſen ſollten: ſchon aus dem Anfange des ſiebenten Jahrhunderts wird berichtet, daß ein Schiff aus Naukratis aus einem furchtbaren Sturm aufs wunderbarſte durch ein ſpannenlanges Aphroditebild von alterthümlicher Arbeit gerettet wurde, das ein mitreiſender Kaufmann in Paphos gekauft hatte und bei ſich trug.[4] Kleine Thonfiguren der Göttin von Cypros, theils ſtehend theils ſitzend (auch mit einem Kinde in den Armen) finden ſich häufig

Anſiedlungen von Künſtlern bei großen Tempeln.

1) Vgl. Th. I³ 251, 6.

2) Die fabri subaediani (Narbo) Henzen 7215, fabri subidiani (sic—Corduba) CIL II 2211, das corpus subaed. (Rom.) Muratori 1185, 8, der marmorarius subaedanus (Rom) Henzen 7245 — ſind vielleicht Handwerker, bez. Collegien, die in dauernder Beziehung zu einem (beſtimmten) Tempel ſtanden und bei den Bauten, der Inſtandhaltung und Dekoration deſſelben beſchäftigt wurden. Mommsen, Bull. d. Inst. 1853 p. 30 vermuthet, es ſeien die sub aedibus arbeitenden, alſo intestinarii, im Gegenſatz zu den sub divo arbeitenden tignarii.

3) Acta apostol. 19, 23.

4) Athen. XV 18, 676. Hesych. *ὀστρακίς· ἀγαλμάτιόν τι Ἀφροδίτης.*

theils an verſchiedenen Orten der Inſel ſelbſt, theils anderwärts, wie in Athen, Syrien, Bagdad, Kyrene, der Krimm u. ſ. w.: ſie halten (wenigſtens theilweiſe, vielleicht durchweg) die ſtrengen Formen alterthümlicher Vorbilder feſt.[1]

Dreifach war alſo die Aufgabe, welche die römiſche Kultur den bildenden Künſten ſtellte: dem Glauben Bilder der Gottheit zu ſchaffen und die ihr geweihten Räume würdig zu ſchmücken, das Gedächtniß von Perſonen und Ereigniſſen der Nachwelt zu überliefern, die Wohnungen der Lebenden wie der Todten mit heitrer Pracht zu füllen. Jedes dieſer Bedürfniſſe war im Weſen der römiſchen Kultur, wie ſie ſich ſeit dem Beginne des römiſchen Weltreichs geſtaltete, tief begründet: alle drei verbreitete ſie über die Welt, die ſie ſich je länger deſto völliger unterwarf; und darum folgte ihr die Kunſt, die jene Forderungen allein zu erfüllen vermochte, überall bis an die Grenzen ihres ganzen ungeheuren Gebiets. Die bisher mitgetheilten Thatſachen beweiſen dieſes ſchon hinlänglich. Aber freilich wollte man deren (was ſehr leicht wäre) noch weit mehr häufen: niemals würde es doch gelingen ein deutliches Bild dieſer Maſſenproduction der Künſte, die (auf einem Gebiet von über hunderttauſend Quadratmeilen) Jahrhunderte lang unabläſſig fortdauerte, zu entwerfen. Wir Modernen kennen das Kunſtbedürfniß und die ihm entſprechende künſtleriſche Thätigkeit nur als verhältnißmäßig ſeltene, iſolirte und engumgrenzte Erſcheinungen. Jenes eine ganze Welt erfüllende Kunſtbedürfniß, das mit der römiſchen Kultur untergegangen iſt, bleibt uns bis auf einen gewiſſen Grad unfaßlich, die Thatſache, daß es wirklich nach allen Richtungen hin völlige Befriedigung fand, behält für uns etwas Fabelhaftes, wie viele Zeugniſſe ſie auch unzweifelhaft machen. Bei

Ausdehnung des Kunſtbedürfniſſes und der Maſſenproduction über das ganze röm. Reich.

1) Vidal-Lablache Revue archéol. 1869 p. 341—344 Statuette chypriote du musée d'Athènes (eines von 14 übereinſtimmenden Exemplaren der dortigen Sammlung). (Die dort angeführte Stelle Lucian. Amores 11: *περιιέναι τὴν Κνίδον οὐκ ἀγελαστὶ τῆς κεραμευτικῆς ἀκολασίας μετέχων ὡς ἐν Ἀφροδίτης πόλει* — kann nur von obſcönen Thonfiguren verſtanden werden, die in den Töpferläden dort häufig ausgeſtellt geweſen zu ſein ſcheinen). Ueber die Fundorte der Aphroditebilder vgl. Roß, Inſelreiſen IV 100 (Idalion) und Preller, Gr. Mythol. I² 291, 5.

dem Verſuch, die Ueberfülle der in Tauſenden von Städten Jahr aus Jahr ein neu entſtehenden und trotz aller Zerſtörung ſich immer mehr häufenden Werke ſämmtlicher bildenden Künſte ſich vorzuſtellen, erlahmt die Phantaſie.

Herculaneum und Pompeji zeigen das Durchſchnittsmaß des künſtleriſchen Schmucks der Städte Italiens.

Einen Blick freilich in dieſe verſunkene Kunſtpracht der römiſchen Welt hat uns die Entdeckung der verſchütteten Städte gewährt: und wenn ſie uns auch nur ein winziges Theilchen des ungeheuren Ganzen und noch dazu in ſehr entſtellter Geſtalt zeigt, immer bleibt dieſe Anſchauung unſchätzbar. Denn hier erhält man den Eindruck, daß ein ſo verſchwenderiſch ausgeſtreuter Reichthum in der That unerſchöpflich ſein mußte. Daß ſich Herculaneum und Pompeji durch künſtleriſchen Schmuck vor andern Städten Italiens irgend wie ausgezeichnet hätten, läßt ſich durchaus nicht annehmen, im Gegentheil führt alles darauf, daß ſie uns höchſtens das durchſchnittliche Maß deſſelben kennen lehren. Ausgrabungen in Aricia, die nur neun Jahre dauerten (1787—96), haben den größten Theil der ſtattlichen Skulpturenſammlung des Kardinal Despuig zu Palma auf Mayorka geliefert,[1] und Werke wie der Jupiter von Otricoli, die Minerva von Velletri u. ſ. w. laſſen eine hohe Meinung von dem Schmuck der Mittelſtädte gerechtfertigt erſcheinen. Wie ſie aber durch die Pracht und den Reichthum der großen Städte (als Capua, Bononia, Ravenna) und der beſonders glänzend ausgeſtatteten Orte (z. B. Antium) weit überboten wurden, ebenſo müſſen dieſe wieder hinter Rom zurückgeſtanden haben.

Statiſtiſche Angaben über den künſtleriſchen Schmuck Roms.

Von den Kunſtwerken Roms haben wir einige Zahlenangaben, die theils in ſtatiſtiſchen Notizen am Schluß einer Stadtbeſchreibung aus dem vierten Jahrhundert (Curiosum) erhalten ſind, theils aus einer vollſtändigern Redaction dieſer Notizen ſtammen, die der Rhetor und Biſchof von Meletine Zacharias bei Abfaſſung ſeiner Kirchengeſchichte im Jahr 546 benutzte.[2] Dieſe doch wol auf Auszügen aus den Verzeichniſſen des Curator statuarum in Rom[3] beruhenden Angaben ſind leider auch für die öffentlich aufgeſtellten Kunſtwerke,

1) Hübner, Antiken von Madrid 292.
2) Jordan, Topographie v. Rom I 142—152.
3) Notit. Dign. II 1 p. 200 sq.

auf die sie sich beschränken, sehr unvollständig. Hiernach befanden sich damals in Rom: 2 Kolosse (wir kennen nur einen vor allen übrigen auszuzeichnenden, den in einen Sonnengott verwandelten Koloß Neros von beinah 100 Fuß pr. Höhe), 22 kolossale Reiterstatuen (vielleicht auch Gruppen), 80 vergoldete und 74 elfenbeinerne Götterbilder (nur außerhalb der Tempel aufgestellte sind hier gezählt), 31 Marmorbasen (?) und 3785 Broncestatuen „von Kaisern und andern Feldherrn." Nicht gezählt sind also die übrigen Portraitstatuen aus Bronce, die vermuthlich ebenso zahlreichen profanen Marmorstatuen, die marmornen und unvergoldeten broncenen Götterbilder, die natürlich um sehr vieles zahlreicher waren als jene kostbaren. Nach so vielen Zerstörungen, namentlich durch die so überaus häufigen, zum Theil ungeheuren Brände besaß Rom also noch im vierten Jahrhundert wol mehr als 10,000 öffentlich ausgestellte plastische Werke. Rechnet man dazu die in den hunderten von Tempeln, den öffentlichen Gebäuden (Thermen, Portiken, Theatern u. s. w.), den Palästen und Privathäusern befindlichen, so begreift man, daß noch zwei Jahrhunderte später nach gar manchen neuen Verwüstungen[1] Cassodior sagen konnte: in Roms Mauern scheine noch ein zweites Volk von Statuen zu wohnen.[2] „Eine große Menge dieser Zierden erhielt sich bis ins siebente Jahrhundert, wo Constans II. (seit 641) bei seiner Anwesenheit in Rom eine Plünderung vornahm, nach welcher nicht viel Bedeutendes übrig geblieben sein kann."[3]

c. Der Kunstbetrieb.

Die bisherige Betrachtung hat die Verbreitung eines für die heutige Welt fast unglaublichen Kunstbedürfnisses über das ganze Gebiet der römischen Kultur, die Unentbehrlichkeit der sämmtlichen

1) An diesen waren nach De Rossi Bull. cr. III p. 5 ff. die christlichen Kaiser unschuldig, die vielmehr die aus Tempeln und andern Gebäuden entnommenen heidnischen Statuen zum Schmuck der Städte verwandten.

2) Th. I[3] 13 f.

3) Preller, Regionen S. 233.

bildenden Künste für Staat, Religion und Privatleben gezeigt. Selbstverständlich stand ihre Ausbreitung sowie die Höhe und der Umfang ihrer Leistungen im Ganzen überall im Verhältniß zu der Herrschaft der Kultur, in deren Dienste sie thätig waren. Wo diese fest dauernd und tiefgreifend war, entfaltete sich ihr Leben reich, großartig und glänzend; es blieb kümmerlich, wo römische Kultur nur für kurze Zeit und an der Oberfläche haftete. Abgesehn von diesen Stufen der Entwicklung ist die Kunst im ganzen römischen Reich im wesentlichen durchaus dieselbe gewesen. Nur zwei Länder machen eine Ausnahme: Aegypten, das einzige Land, in dem eine uralte einheimische, von der universal gewordenen griechisch-römischen grundverschiedene Kunstübung fortbestand, und Palästina, wo die Religion die Bevölkerung mit Abscheu gegen die bildenden Künste erfüllte.

Gleichartigkeit der Kunst und des Kunstbetriebs mit Ausnahme von

Aegypten

Die beispiellose Stabilität, die Aegypten vor allen Ländern des Alterthums auszeichnet, zeigt sich namentlich auch darin, daß dort Baukunst, Malerei und Skulptur unter den römischen Kaisern genau in derselben Weise wie unter den Pharaonen geübt wurden. Von Skulpturen aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus, deren Entstehungszeit sich aus datirten Inschriften ergibt, haben Kenner des ägyptischen Alterthums geglaubt, daß sie dreitausend Jahre vor Christus gearbeitet sein könnten. Nicht bloß die Tempelbauten der ägyptischen Götter wurden in der römischen Kaiserzeit nach den uralten Traditionen ausgeführt, auch die Technik aller übrigen Künste hatte sich völlig unverändert erhalten. Die Wände der Tempel füllten sich noch immer mit denselben Skulpturen, denselben Hieroglyphen, die Vergoldung der skulptirten und architektonischen Ornamente erfolgte in derselben Weise, die Farben der Gemälde waren noch immer so lebhaft und dauerhaft wie zur Zeit der Erbauung der Paläste von Theben und der nubischen Grotten.[1] Daß aber neben der einheimischen Kunst in Aegypten auch eine griechisch-römische bestanden hat, ist zweifellos. Schon eine völlige Abschließung Aegyptens gegen die angrenzende Provinz Cyrenaica wäre kaum denkbar: und hier bezeugen bedeutende Ueberreste, daß Architektur, Skulptur und Malerei auch

1) Letronne Recueil d'inscriptions I p. 210. Recherches p. servir a l'hist. de l'Égypte p. 446 ff. p. 460.

in römiſcher Zeit eine hohe Blüthe gehabt haben. Nach dem Bericht eines englichen Reiſenden „muß jeder Theil der Stadt Cyrene und ihrer Vorſtädte an Statuen überreich geweſen ſein" und würden Ausgrabungen gewiß viele vortreffliche Skulpturen zu Tage fördern.[1] Doch die Verwendung der Kunſt dieſes Nachbarlandes in dem römiſchen Aegypten hätte allein dem Bedürfniß nicht entſprechen können. In einer Provinz, in der ein römiſcher Statthalter mit ſeinem Hof reſidirte, die eine ſtehende Beſatzung von zwei Legionen hatte, in der Römer und Griechen zahlreich wohnten und noch mehr reiſten, mußten auch römiſche Künſtler und Kunſthandwerker zu Kunſtunternehmungen aller Art ſtets zur Verfügung ſein. Schon der erſte Präfekt, Cornelius Gallus ließ ſeine Statuen im ganzen Lande aufſtellen.[2] Vitraſius Pollio, Procurator in Aegypten unter Claudius machte einen Verſuch den Porphyr der großen damals eröffneten Brüche am rothen Meer (mons Claudianus) zu Statuen zu verwenden, und ſandte Proben derſelben nach Rom, einige Ueberbleibſel dieſer ohne Zweifel an Ort und Stelle ausgeführten Skulpturen ſcheinen noch vorhanden zu ſein; doch die Neuerung fand keinen Beifall, erſt im dritten Jahrhundert iſt der Geſchmack an Bildwerken aus Porphyr aufgekommen.[3]

Der auf religiöſen Satzungen beruhende Widerwille der Juden gegen die bildenden Künſte iſt bekannt.[4] Die Eſſener trieben ihn ſo weit, daß ſie die Städte nicht betraten, um nicht durch Thore gehen zu müſſen, auf denen Statuen waren, weil ſie es für unerlaubt hielten unter Bildern zu gehen.[5] Schon dieſe Nachricht zeigt, daß in Judäa die Thore und ſo gewiß auch andere öffentliche Bauten den Schmuck der Skulptur keineswegs entbehrten, daß alſo der jüdiſche Bilderhaß höchſtens die Ausübung der Künſte durch Juden, aber nicht durch Fremde, noch die Einführung fremder Kunſtwerke zu

und Paläſtina.

1) Vgl. die von O. Müller, Handbuch d. Arch. § 256, 3 angeführten Werke, beſonders Beechey Proceedings p. 528.

2) Dio LIII 33.

3) Plin. H. N. XXXVI 57; vgl. Letronne Recueil I p. 142.

4) Suidas s. v. *βδέλυγμα· πᾶν εἴδωλον καὶ πᾶν ἐκτύπωμα ἀνθρώπου οὕτως ἐκαλεῖτο παρὰ Ἰουδαίοις.* cf. Zonaras p. 380.

5) Hippolyt. Refutat. IX 26.

hindern vermochte. Schon Herodes der Große hatte seine Prachtbauten mit Skulpturen geschmückt, ohne sich an das Aergerniß zu stoßen, das er den Orthodoxen gab. An der Einfahrt des von ihm angelegten Hafens von Cäsarea standen drei Kolosse, und in dem dortigen Tempel Augusts Kolossalstatuen des Kaisers und der Roma;[1] in den Gärten seines überprächtigen Palasts zu Jerusalem waren Teiche voll eherner Kunstwerke, durch welche das Wasser ausströmte.[2] Selbst zur Darstellung lebender Personen war die Verwendung der bildenden Künste in Palästina keineswegs unerhört. Die von der Fürstin Alexandra an Antonius gesandten Portraits ihrer Kinder sind bereits erwähnt.[3] Ueber den Tod des Königs Agrippa († 44) erhob sich in Cäsarea und Sebaste ein roher Jubel; die Soldaten schleppten die Statuen seiner drei Töchter (von 16, 10 und 6 Jahren) auf die Dächer der Bordelle, und übten an ihnen den scheußlichsten Frevel.[4] Als Caligula den Proconsul von Syrien P. Petronius mit der Aufstellung seiner Kolossalstatue im Tempel zu Jerusalem beauftragte, ließ dieser die erfahrensten Künstler aus Phönizien kommen, und übertrug ihnen die Ausführung, die in Sidon erfolgte, das Material lieferte er ihnen. Nachdem Agrippa schon den Kaiser bewogen hatte von seinem Vorhaben abzustehn, kam dieser nochmals darauf zurück, und ließ nun einen Koloß aus vergoldeter Bronce in Rom selbst arbeiten, um den Aufruhr zu vermeiden, den der Transport der in Sidon ausgeführten Statue durch das Land erregt haben würde.[5]

Ausführung von Kunstwerken für die Provinzen in Rom.

Ueberhaupt dürfte ein nicht geringer Theil der für die Provinzen bestimmten Kunstwerke in Rom bestellt und gearbeitet worden sein, vielleicht selbst für Provinzialen, gewiß in der Regel für die Kaiser bei ihren auswärtigen Bauten und Kunstunternehmungen. Arrian fand bei Trapezunt an der Stelle, wo Xenophon und Kaiser Hadrian das schwarze Meer erblickt hatten, eine Statue des letztern, die zum Andenken an seinen dortigen Besuch errichtet war, sie wies auf das Meer. Da sie aber weder ähnlich noch gut gearbeitet war, bat Arrian den Kaiser eine seiner würdige Statue in derselben Stellung

1) Joseph. B. J. I 21, 8. 2) Id. ib. V 4, 4. 3) Vgl. oben S. 150, 5.
4) Joseph. A. J. XIX 9, 1. 5) Philo legat. ad Gaj. p. 579—595 M.

zu ſenden. Auch für einen dortigen ſchönen Merkurtempel aus Quaderſtein, in dem aber die Statue des Gottes ſchlecht war, erbat Arrian eine neue von fünf Fuß Höhe, und eine des Philesios (eines dort verehrten von Hermes abſtammenden Heros) von vier Fuß.[1] Die Ausführung von Bildwerken in größtem Umfange war in Rom um ſo leichter als dorthin die Erträge der (wie die meiſten Bergwerke zur Domaine gehörigen) Gold- und Silberbergwerke, Kupfergruben und Marmorbrüche zur See und auf dem Tiber gelangen konnten: an deſſen Hafen unter dem Aventin das koloſſale Marmorlager des kaiſerlichen Rom erſt vor kurzem aufgedeckt iſt. Vermuthlich war in Rom ein zahlreiches, zum Ineinandergreifen wol organiſirtes kleines Heer von Künſtlern und Kunſthandwerkern, wie Hadrian es auf ſeinen Reiſen mit ſich führte, im kaiſerlichen Dienſt fortwährend beſchäftigt: und es mußten ſchon ungewöhnlich große oder ſehr eilig betriebene Kunſtunternehmungen ſein, bei denen man genöthigt war, Künſtler von außen herbeizuziehn, wie Alexander Severus bei der Errichtung einer Menge von Koloſſalſtatuen, beſonders der vergötterten Kaiſer.[2] Zahlreiche Bildhauerwerkſtätten, in denen Statuen, vollendete und ſkizzirte Köpfe, verſchiedene Marmorſorten, Bildhauergeräthe aller Art (bei der Legung der Fundamente der Chiesa nuova und anderer Gebäude auf Monte Giordano) gefunden worden ſind, waren in der neunten Region (zwiſchen der Portikus der Europa, dem Circus Agonalis und der Via Recta), aber gewiß auch an andern Orten.[3]

Ausführung in den Steinbrüchen.

Daß ſich aber auch in ſämmtlichen Marmor- und ſonſtigen Steinbrüchen, die Statuenmaterial lieferten, fortwährend (wie jetzt in Carrara) zahlreiche Bildhauer und Steinmetzen befanden, die Skulpturwerke theils anlegten und aus dem gröbſten arbeiteten, theils ganz ausführten, davon ſind noch an verſchiedenen Orten Spuren vorhanden. „Der berühmte 10,6 Meter lange Koloß des Apollo in Naxos, welcher ſeit den Zeiten des Cyriacus von Ancona die Auf-

1) Arrian. Peripl. Pont. Eux. c. 1 u. 2.

2) H. A. Vit. Alex. Sev. c. 25.

3) Pellegrini Bull. d. I. 1859 p. 68 ff. Benndorf und Schöne Bildwerke d. lateran. Muſeums S. 350.

merkſamkeit aller Reiſenden erregte, liegt noch unvollendet wie er iſt in den Marmorbrüchen, aus denen er gemeißelt wurde. Die Stadt Luna (Carrara) war aus ihren Brüchen reichlich mit Skulpturen aller Art verſehn, und in der ſogenannten Cava dei Fanti scritti daſelbſt hat man ein Relief entdeckt; ähnliche Funde ſind in Paros gemacht worden."[1] Ein ſehr intereſſantes Zeugniß dafür liefert auch die Legende von dem Märtyrertode des Claudius und ſeiner vier Gefährten unter Diocletian.[2] Dem Verfaſſer dieſer etwa in der erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts aufgezeichneten Legende iſt die ganze (in Diocletians Zeit noch im weiteſten Umfange geübte) römiſche Kunſtthätigkeit bekannt, die Gegenſtände und techniſchen Ausdrücke geläufig. Er kannte jedenfalls das Lokal ſeiner Erzählung, die Steinbrüche Pannoniens (wahrſcheinlich in der Nähe von Mitrovitz an den Ausläufern der Fruſchka-Gora) und die dortigen Arbeiten aus eigener Anſchauung, hatte vielleicht ſelbſt an den letztern theilgenommen. Seine genauen Angaben, namentlich von Zahlen, ſind allem Anſchein nach zuverläſſig. Nach ihm wurden dort drei Geſteinarten gewonnen, zwei Statuenmarmore, die dem Thaſiſchen und Proconneſiſchen glichen und auch ſo benannt wurden, und ein Grünſteinporphyr; alle drei finden ſich dort noch jetzt, nebſt zahlreichen Trümmern römiſcher Bauten. Dort arbeiteten unter der Leitung von fünf techniſchen Direktoren (philosophi, das Wort hat im Latein des Mittelalters die Bedeutung Bildhauer)[3] 622 Steinhauer (quadratarii), in Diſtrikte oder Gruben vertheilt, die im Stande waren künſtliche und umfangreiche Skulpturen zu liefern. Aus Thaſiſchem Marmor wurde auf Diocletians Befehl u. a. eine 25′ hohe Figur des Sonnengottes mit ſeinem (bildlich verzierten) Viergeſpann hergeſtellt; aus Grünſteinporphyr Säulen und Säulencapitäle, künſtlich verzierte Becken und Wannen, alles vielleicht für Diocletians Thermen in Rom.[4] Die Arbeit an einer „mit wunder-

1) Benndorf in Büdingers Unterſuchungen z. r. K. G. III 342, 1.

2) Passio Sanctorum quatuor Coronatorum. Vgl. die S. 140. A. 1. angeführten Texte und Abhandlungen.

3) Benndorf in Büdingers Unterſuchungen III 343 f.

4) Derſelbe daſ. 351 f.

barer Kunst ausgeführten" Säule mit Blätterkapitäl dauerte drei Monate, eine zweite erforderte nur 26 Tage. Die Zufriedenheit des Kaisers mit den Arbeiten der fünf christlichen Künstler (des Claudius und seiner vier Gefährten) erweckte den Neid der technischen Direktoren. Da Diocletian außer mehreren ornamentalen Arbeiten[1] auch eine Statue des Aesculap bei den Christen bestellt, liefern sie das Uebrige zur Zufriedenheit, verweigern aber die Anfertigung eines Götzenbildes, worauf die Philosophen die Statue durch andere Arbeiter aus proconnesischem Stein innerhalb dreißig Tagen vollenden lassen.

Im Vorrath gearbeitete Bildwerke.

An vielen Orten wurden gewiß Bildwerke im Vorrath zum Verkauf gearbeitet, am meisten wol immer noch in Griechenland und Kleinasien, welche Länder ja auch in der Kaiserzeit die meisten Künstler nach Rom sandten, außerdem aber vermuthlich noch eine nicht unbedeutende Ausfuhr von Skulpturwerken hatten. Apollonius von Tyana trifft in dem Romane des Philostrat im Piräeus ein nach Jonien bestimmtes Schiff, das von seinem Eigenthümer, einem Kaufmann, mit kostbaren Götterbildern, theils von Gold und Marmor, theils von Gold und Elfenbein befrachtet ist.[2] Ueberhaupt waren es gewiß vorzugsweise Götterbilder und sonstige Kultusgegenstände, die nicht bloß auf Bestellung sondern auch für den Vertrieb durch den Handel, also gewiß auch im Auftrage von Kaufleuten und Händlern gearbeitet wurden, außerdem ein großer Theil der zur Decoration bestimmten Kunstwerke. Sodann ist bei den Sarkophagen die fabrikmäßige Anfertigung schon durch ihre Masse, noch mehr dadurch unzweifelhaft, daß manche so gefunden sind, wie sie in den Lagern der Fabrikanten zum Verkauf standen, fertig bis auf die letzten Meißelschläge, die erst nach erfolgter Bestellung gethan werden konnten. Die öfter in der Mitte angebrachten Portraitmedaillons haben nämlich häufig nur die ungefähren Formen eines Gesichts, so daß ihnen die Züge des zu Bestattenden noch zu geben waren; ebenso ist über der Ueberschrift aller Epitaphe D. M. (dis manibus) die Stelle für den Namen leer gelassen. Auch mag ein Theil der geringern schablonenmäßig gearbeiteten Municipalehrenstatuen zu dem Vorrath

1) Vgl. oben S. 140. 2) Philostrat. Vit. Apollon. T. V 20.

der Bilderhauerwerkstätten gehört haben, natürlich ebenfalls mit unausgeführten Köpfen, die dann nach der Bestellung die gewünschte Portraitähnlichkeit erhielten.

Ausführung am Ort der Verwendung, theils durch wandernde,

Aber nur ein Theil der Kunstwerke konnte anderswo als am Orte der Aufstellung oder Verwendung gearbeitet werden. Bei allen bessern persönlichen Denkmälern mußte die ganze, auch bei den schlechtern doch in der Regel wenigstens die letzte Ausführung an Ort und Stelle erfolgen. Ebenso ist sicherlich der überwiegend größte Theil der künstlerischen Decorationsarbeit, besonders Malereien und Stuckaturen in den Räumen selbst, die sie schmücken sollten, ausgeführt. Auch die schnelle und massenhafte Verbreitung der Kaiserbildnisse läßt sich nur durch Versendung allein, wenn auch von zahlreichen Punkten, nicht erklären. Ein Theil der Künstler, so wie der Unternehmer größerer künstlerischer Arbeiten, welche die erforderlichen Arbeiter auf allen Kunstgebieten im Dienst hatten oder für Lohn beschäftigten, wird von Ort zu Ort gewandert sein; dergestalt, „daß ganze Kolonien, Züge, Schwärme, Wolken, wie man es nennen will, von Künstlern und Handwerkern da heran zu ziehen waren, wo man ihrer bedurfte. Denke man an die Schaaren von Maurern und Steinmetzen, welche sich in dem mittlern Europa zu jener Zeit hin und her bewegten, als eine ernst religiöse Denkweise sich über die christliche Kirche verbreitet hatte" (Goethe). Einer dieser wandernden Künstler, Zenon aus Aphrodisias rühmt von sich in einer Inschrift, daß er im Vertrauen auf seine Kunst viele Städte durchzogen habe: Statuen mit seinem Namen sind in Syracus und Rom gefunden worden.[1] Ein anderer, Novius Blesamus, hatte laut seiner Grabschrift Rom und das ganze Reich mit seinen Statuen geschmückt;[2] ein Mosaikarbeiter zu Perinth laut der seinigen seine Kunst in allen Städten vor allen andern geübt.[3] Große Leistungen verbreiteten den Ruhm der Künstler weit und schnell. Zenodorus, der für Clermont die erwähnte kolossale Mercurstatue ausgeführt hatte, wurde von Nero nach Rom berufen, um dessen Kolossalstatue dort zu ver-

1) Th. II² 43.
2) Brunn, Künstlergeschichte I 614.
3) Derselbe ebendas. II 313.

fertigen.[1] Doch nach Lucians „Traum" war das Leben der Bildhauer (wenigstens im Vergleich zum Wanderleben der Sophisten), in der Regel ein seßhaftes,[2] und gewiß gab es an allen größern Orten ansässige Künstler, denen es an fortwährender Beschäftigung nicht fehlte. Dies ergibt sich noch für das vierte Jahrhundert aus dem Schreiben Constantins an den Statthalter der Provinzen Spanien, Gallien und Britannien vom J. 337; wonach die in den Städten sich aufhaltenden Künstler und Handwerker von communalen Leistungen frei sein sollten, damit sie ihre freie Zeit auf Erlernung ihrer Kunst verwenden und sowol selbst um so kundiger werden, als ihre Söhne unterrichten könnten: zu den namentlich aufgeführten gehören außer den Architekten und Bauhandwerkern, Maler, Bildhauer (von denen die Verfertiger der Statuen noch besonders unterschieden werden) und Mosaicisten (zwei Gattungen).[3] In Pompeji ist außer mehreren Farbenhandlungen auch eine Bildhauerwerkstatt entdeckt worden, in der sich Geräthe zur Steinskulptur, Marmorstatuen, Hermen, Büsten, Tische mit verschiedenen Füßen und ein unfertiger marmorner Mörser befanden.[4] Die in andern Städten Italiens, so wie in den Provinzen zum Vorschein gekommenen Inschriften von Künstlern sind (mit Ausnahme Griechenlands und Kleinasiens)[5] nicht zahlreich. theils ansässige Künstler.

Obwohl nun ohne Zweifel an den verschiedensten Orten der römischen Monarchie Kunst und Kunsthandwerk auch von zahlreichen seßhaften Leuten betrieben wurden, und sich sogar nicht selten in denselben Familien forterbten[6] (wie es der Erlaß Constantins voraussetzt), so lassen sich doch locale und provinzielle Stile und Eigenthümlichkeiten nirgend nachweisen, wie sie in Griechenland in der Entwicklungszeit der Kunst auch außer dem äginetischen und attischen sicherlich zahlreich bestanden. Sondern als das hauptsächlich Charak-

1) Oben S. 177, 3. 2) Plin. H. N. XXXIV 46. 3) Vgl. Th. II² 43.
4) Overbeck, Pompeji II² 9 f.
5) Brunn, Künstlergeschichte I 551 (Athenische bildende Künstler) 603 (die übrigen b. K. in Griechenland) II 304 ff. (Maler). G. Hirschfeld Tituli statuariorum sculptorumque p. 193 u. tab. VII.
6) Z. B. die Künstler des Laokoon. Brunn, K. G. I 610 (CIG 6174): *Φιδίας καὶ Ἀμμώνιος ἀμφότεροι Φιδίου ἐποίουν* (p. Chr. 159). CIG 2024. (Vater und Sohn Mosaicisten in Perinth: oben S. 188. A. 3).

Ueberall Gleichförmigkeit der Behandlung, selbst Technik.

teriſtiſche der Kunſt des Kaiſerreichs erſcheint vor allem ihre bei der Ausbreitung über ein ſo weites Gebiet doppelt auffallende Gleichförmigkeit in Gegenſtänden, Auffaſſung, Behandlung und ſelbſt Technik. Mit Ausnahme von Aegypten zeigt die Kunſt innerhalb des römiſchen Reichs keine für uns erkennbaren weſentlichen Unterſchiede, die nicht aus der höhern oder geringern Blüthe der Epoche, und aus der größern oder geringern Kunſtfertigkeit der Künſtler und Handwerker herzuleiten wären. Man kann es keinem Moſaikbild anſehen, ob es in Tunis oder England, in Andaluſien oder Salzburg ausgegraben iſt. Bei der Analyſe von bemaltem Stuck, von der Wandbekleidung römiſcher Häuſer zu Bignor in Suſſex fand Sir Humphry Davy dieſelben Farbenbeſtandtheile, wie in dem bemalten Stuck der Titusbäder und der Häuſer von Pompeji und Herculaneum.[1] Im Echernthal bei Hallſtatt iſt ein römiſches Grabdenkmal in Giebelform gefunden worden, das ein Medaillonportrait zwiſchen einer liegenden weiblichen Figur und einem Genius darſtellt: ähnliche Monumente gibt es in Huesca in Aragonien, in Frankreich, Italien und Dalmatien.[2]

Dieſe Gleichförmigkeit erklärt ſich nur zum Theil durch die Wanderungen der Künſtler und den Vertrieb der Kunſtwerke im Wege des Handels. Ihr Hauptgrund iſt erſtens, daß die Entwicklung der griechiſchen Kunſt bereits abgeſchloſſen war, als ſie in den Dienſt der römiſchen Kultur trat. Dieſe Entwicklung war eine beiſpielloſe reiche geweſen. Ein unermeßlicher Schatz von Ideen und Formen war durch ſie geſchaffen, Darſtellungs- und Behandlungsweiſe nach allen Seiten hin aufs vollkommenſte durchgebildet worden. Mit dieſer Erbſchaft konnte auch eine epigoniſche Zeit, der es an eigner ſchöpferiſcher Kraft gebrach, noch Jahrhunderte lang Haus halten ohne arm zu erſcheinen. Dieſer Zeit nun gereichte das treue Feſthalten an der Tradition — einer der Hauptunterſchiede aller antiken Kunſt von der modernen — doppelt zum Segen. Weit entfernt nach einer unmöglich gewordenen Originalität zu ſtreben und den koſtbaren Erwerb der frühern glücklichen Perioden durch fruchtloſes

Feſthalten an der Tradition.

1) Lysons Reliq. Britt.-Rom. I p. 5.

2) Arneth, Sitzungsberichte der Wiener Akad. 1862 S. 714.

Experimentiren Preis zu geben, hat ſie ihn vielmehr lange Zeit mit lobenswerther Einſicht erhalten und verwerthet. Fort und fort bewegte ſich die Kunſt in gewohnten Kreiſen und löſte auch die neuen Aufgaben nach altbewährten Geſetzen. So iſt das auf den erſten Blick Unbegreifliche möglich geworden, daß ſie ſich noch Jahrhunderte nach dem Abſchluß ihrer Entwicklung auf einer bewunderungswürdigen Höhe behauptete, daß namentlich die Skulptur in der Zeit eines, wenn auch langſamen Sinkens noch Werke ſchaffen konnte, denen die moderne Plaſtik wenige an die Seite zu ſtellen vermag; daß auch trotz der ungeheuren Maſſenproduction ein Reſt des Formenadels ſich ſelbſt bis in die ſpäteſten Zeiten erhielt.

Rom auch hier das Vorbild für das ganze Reich.

War nun das mit dem Mangel an Originalität in Wechſelwirkung ſtehende Feſthalten an der Tradition der eine Hauptgrund für die Gleichförmigkeit der damaligen Kunſt, ſo lag der andere in dem nivellirenden Einfluß der römiſchen Kultur. Auf allen Gebieten war Rom das Vorbild für die übrigen Städte des Reichs, aber auf dieſem mit dem größten Recht. Hier war „durch die aus Griechenland, Aſien und Aegypten entführten, in Tempeln und öffentlichen Gebäuden, in Paläſten und Villen aufgehäuften Kunſtwerke aller Zeiten und Schulen jeder Technik und Art ein unerſchöpfliches Material für Kunſtbildung vorhanden;“[1] hier waren die bedeutendſten Künſtler der Welt verſammelt, hier wurden die größten und fortwährend neue Werke geſchaffen, hier war eine hohe Schule für Kunſt, wie es nie wieder eine ähnliche gegeben hat. Dem Verlangen der Provincialen, von allem was in der Hauptſtadt in Gunſt und Anſehn ſtand Nachbildungen zu beſitzen, dem Anſpruch der in den Provinzen für kürzere und längere Zeit anſäſſigen Römer den gewohnten Kunſtluxus nicht ganz zu entbehren, kam die Thätigkeit einer weit verbreiteten aus den Provinzen nach Rom und von dort in die Provinzen zurückſtrömenden Maſſe von Künſtlern und Handwerkern entgegen: und ſo vereinigte ſich alles um ein und denſelben Kunſtgeſchmack für das ganze Reich zum herrſchenden zu machen.

Die Production weſentlich Reproduction.

Die decorative und religiöſe Kunſt konnte ihre Aufgaben größtentheils durch unveränderte Reproduction aus dem vorhandenen Vorrath

1) O. Jahn, Aus der Alterthumswiſſenſchaft 239 ff.

löſen, die monumentale fand hier wenigſtens für faſt alle Gegenſtände Vorbilder und Muſter; und wo einfache Wiederholung unzuläſſig war, konnten meiſt „durch Umbildung und Ausbildung der urſprünglichen Motive neue Wendungen des Gedankens ausgedrückt," durch Variationen, Modificationen, Trennungen und Verbindungen das Vorhandene in ein ſcheinbar Neues umgeſtaltet werden. „Namentlich geſchah dieſes dadurch, daß man entweder Figuren aus ihrem natürlichen Zuſammenhang loslöſte und ſelbſtändig machte, oder mit andern in Verbindung brachte, oder auch urſprünglich ſelbſtändige Figuren mit andern gruppirte, und es iſt nicht zu leugnen, daß durch dies Verfahren, das in der römiſchen Poeſie ſeine leicht erkennbaren Analogien hat, manche durch Form und Gedanken ausgezeichnete Leiſtung hervorgerufen worden iſt. So iſt z. B. die im Schilde des Mars ſich ſpiegelnde Venus (das Motiv der Venus von Melos) in eine Siegesgöttin umgewandelt worden, die den Sieg auf dem Schilde verzeichnet: und dieſe findet ſich nicht bloß als Statue, ſondern auch auf Sarkophagreliefs, wo überhaupt beſonders häufig Figuren, Motive und Gruppen aus ältern Werken entlehnt und in verſchiedener Weiſe zu neuen Compoſitionen verwandt ſind. Sodann iſt ſie mit Mars zuſammengeſtellt, den die Arme, mit welchen ſie den Schild gehalten, dann umfaßten: auch dieſe in der Kaiſerzeit ſehr beliebte Zuſammenſtellung wiederholt ſich auf Sarkophagen und in vier noch vorhandenen Statuengruppen. In derſelben Weiſe iſt eine bekannte treffliche Gruppe „Oreſt und Electra" mit Feſthalten der Compoſition wie des poetiſchen Motivs in eine neue „Oreſt und Pylades" umgeſchaffen worden. Auch für die durch neu eingeführte Kulte erforderlichen Darſtellungen wurden alte Formen zum Theil ſehr glücklich verwendet. Erſt ſeit der Kaiſerzeit gewann der Mithrasdienſt im Weſten Verbreitung: auch in den Reliefs der Mithrashöhlen begegnen wir nur bekannten aus dem Vorrath griechiſcher Kunſt entlehnten Geſtalten; namentlich der auf dem Stier knieende Gott iſt nichts als eine Umbildung einer Figur der ſtieropfernden Siegesgöttin, und ebenſo ſind auch die übrigen Geſtalten dieſer Compoſition entlehnt, und nur ihre Zuſammenſtellung und die Zuthat einiger Symbole neu.[1]

1) Zum Theil wörtlich nach O. Jahn, über antike Gruppen welche Oreſt u. Elektra darſtellen. Berichte d. Sächſ. Geſ. 1861, 121—132.

Ein anderes Beispiel dieses allgemein angewandten Verfahrens berichtet Josephus: in dem von Herodes erbauten Augustustempel zu Cäsarea war die kolossale Statue des Kaisers eine Nachbildung des Phidiassischen Jupiter zu Olympia, „die hinter ihrem Vorbilde nicht zurückstand," die der Roma eine Nachbildung der Juno des Polyclet zu Argos.[1]

Namentlich aber zu decorativen Zwecken genügte nicht bloß die unveränderte Wiederholung älterer Werke vollständig, sondern es war offenbar auch der Wunsch der meisten Besteller die allbekannten und allbeliebten Gestalten in möglichst treuen Copien zu besitzen. Lucian nennt folgende im Hof eines athenischen Privathauses aufgestellte Statuen: den Discoswerfer des Myron, den Diadumenos des Polyclet, die Tyrannenmörder des Kritias und Nesiotes — ohne Zweifel sämmtlich Copien dieser berühmten Werke.[2] Natürlich wurden die berühmtesten auch am meisten vervielfältigt. So sind die noch jetzt so zahlreichen Wiederholungen der Venus, des Faun und Apollo des Praxiteles, und eine Menge andere (z. B. der — selbst nicht originalen — sogenannten Mediceischen Venus)[3] von zum großen Theil unbekannten Urbildern entstanden. Wären nicht die Inschriften der Statuen größtentheils verloren, so würden wir von diesen letztern vermuthlich manche kennen: eine Venus im Palast Chigi zu Rom ist z. B. laut der Inschrift von einem Menophantos nach einem Original in Alexandria Troas copirt.[4] Diese Copien sind in alle Provinzen verbreitet gewesen. In Soissons hat sich eine Gruppe aus dem Kreise der Niobiden (der jüngste Sohn mit seinem Pädagogen),[5] in Trier eine Copie der Venus von Melos und der Matteischen Amazone gefunden.[6] In den Thermen von Cäsarea in Mauretanien (Cherchel) sind acht Marmorstatuen entdeckt worden, größtentheils Nachbildungen griechischer Originale, darunter ein Dornauszieher, ein Flöte blasender

1) Joseph. B. J. I 21, 7. Auch die Polycletische Juno bei Martial. X 89 ist doch wol eine Copie in Rom.

2) Blümner, Archäol. Studien zu Lucian 93 (Lucian. Philops. 18).

3) O. Jahn, Ber. d. Sächs. Ges. 1850 S. 43.

4) Brunn, K. G. I 610.

5) K. O. Müller, Hdb. d. Arch. § 126, 5.

6) Jahn a. a. O. 1861, 124 A. 35.

Faun, eine Venus als Meergöttin.[1] König Agrippa ſchmückte nach Joſephus die ganze Stadt Berytus in Phönizien „durch Aufſtellung von Statuen und Copien alter Werke;“[2] unter alten Werken ſind hier wol gewiß die der griechiſchen Blüthezeit zu verſtehn, obwol die ſchon in Quintilians Zeit verbreitete, ſeit Hadrian ſehr geſteigerte Richtung auf das Alterthümliche, ſelbſt die Incunabeln der Kunſt,[3] zahlreiche Nachbildungen auch der vorphidiaſſiſchen Plaſtik veranlaßte.

Dieſelbe Erſcheinung wiederholt ſich nun auch auf allen übrigen Kunſtgebieten. Quintilian warnt den Redner vor der bloßen Nachahmung: ſo wie manche Maler ganz allein darnach ſtreben, fremde Bilder mit genauer Wiedergabe ihrer Verhältniſſe und Contouren zu copiren.[4] Doch häufiger werden auch in der Malerei freie Nachbildungen und Umbildungen älterer Werke geweſen ſein, wie ſie Lucian erwähnt,[5] wie ſie ſich auch in den Wandgemälden von Pompeji und Herculaneum mehrfach nachweiſen laſſen. Die Erhaltung von Moſaikfußböden in den verſchiedenſten Provinzen zeigt, daß auch hier dieſelben Gegenſtände überall wiederholt wurden: Nereiden und Meerungeheuer beſonders in Bädern, Nachbildungen von Speiſereſten in Eßzimmern (dieſe Gattung war ſo allgemein, daß ihr Name — asarotum — geradezu für Moſaik gebraucht wird), Köpfe von Dichtern und Weiſen etwa in Bibliotheken und Studirzimmern u. ſ. w. Auch bei der Verzierung von Geräthen und Gebrauchsgegenſtänden wurden fort und fort dieſelben Muſter reproducirt, ſowol in Nachbildungen von Künſtlerhand als in der fabrikmäßigen Maſſenproduction. Der bereits erwähnte Bildgießer Zenodorus copirte zwei von Kalamis ciſelirte Becher ſo genau, „daß in der Kunſt der Arbeit kaum ein Unterſchied war.“[6] Auch Gemmen, Glasflüſſe und andere Erzeugniſſe der Glasfabrikation zeigen bald mehr bald minder gelungene

1) Bull. d. I. 1859 p. 48. 2) Joseph. A. J. XX 9, 4 (*ἀνδριάντων ἀναθέσεσι καὶ ταῖς τῶν ἀρχαίων ἀποτύποις εἰκόσιν*).

3) M. Kunſtſinn der Römer S. 38 f.

4) Quintilian. X 2, 6: quemadmodum quidam pictores in id solum student, ut describere tabulas [eisdem] mensuris ac lineis sciant. Die Einſchiebung von eisdem ſcheint mir unerläßlich.

5) Blümner a. a. O. 89 f. 6) Plin. H. N. XXXIV 46.

Copien derſelben Vorbilder, die zahlreichſten aber die im ganzen römiſchen Reich in größter Maſſe vorhandenen Thonwaaren, die Erzeugniſſe eines ungemein reich und mannigfaltig ausgebildeten Kunſthandwerks (Friesplatten, Stirnziegel, Gefäße mit erhabenen Ornamenten und Figuren, beſonders Lampen), das, wie geſagt, die edelſten und anmuthigſten Erfindungen griechiſcher Kunſt bis an die äußerſten Grenzen römiſcher Kultur verbreitet hat. „Alle dieſe Thonwaare iſt in Formen gepreßt, und die mechaniſche Vervielfältigung erklärt es, daß überall im römiſchen Reich, in Africa, Spanien, Gallien, an der Themſe, am Rhein, an der Donau, in Cilicien dieſelben Formen, dieſelben Figuren, dieſelben Reliefs, dieſelben Ornamente, dieſelben eingepreßten Namen der Töpfer ſich gleichmäßig wiederholt finden. — Indeſſen iſt die römiſche Waare nur zum allergeringſten Theil direkt eingeführt; man fand es bequemer die Formen und Stempel den Töpfereien zu liefern. Daher zeigen ſich in dem, was an Ort und Stelle zu beſchaffen war, in der Miſchung und Bearbeitung des Thons, in Färbung und Firniß, überall Verſchiedenheiten; was durch Form und Stempel hervorgebracht wurde, bleibt ſich dagegen überall gleich. Es würde nicht ſchwer fallen aus dem an verſchiedenen Orten gefundenen Thongeſchirr den Vorrath einer wolaſſortirten römiſchen Thonwaarenfabrik an Formen und Stempeln in ziemlicher Vollſtändigkeit wieder herzuſtellen. Darin aber verräth ſich ein Mangel an Verſtändniß bei den Provinzialtöpfern, daß nicht ſelten die einzelnen Stücke der Form verkehrt zuſammengeſetzt ſind. Bei einer Anzahl dieſer Verzierungen kann man auch noch den Weg verfolgen, auf dem ſie dahin gekommen ſind. Zum Theil kennen wir die Originale, einzelne Figuren oder Gruppen, als Kunſtwerke von ſelbſtändiger Bedeutung, welche in Rom beliebt waren, und deshalb auch zur Verzierung angewandt wurden. Dieſelben finden wir nun auf größern architektoniſchen Gliedern, Metopen oder Friesplatten, dann auf Sarkophagreliefs, und endlich auf Thongefäßen wieder. So wurde von Rom aus, indem man den Kunſtgeſchmack der Mode über das ganze Reich diktirte, auch den Unbemittelten in der Provinz noch eine gewiſſe Theilnahme an den Kunſtſchätzen der Hauptſtadt ermöglicht.“[1]

1) Jahn, Aus der Alterthumswiſſenſchaft 241—214.

Hohe Entwicklung des Kunsthandwerks.

Der unermeßliche Vortheil einer festen überall maßgebenden Tradition kam also, wie man sieht, nicht bloß der eigentlichen Kunst, sondern vielleicht noch in höherm Grade auch dem Kunsthandwerk im weitesten Umfange zu Gute: bis in die bescheidenen Werkstätten der Töpfer, Steinmetzen, Zimmermaler reichte die Wirkung des Geistes der Phidias und Polyclet, der Praxiteles und Apelles. Wenn es überhaupt im Alterthum keine feste Grenze zwischen Kunst und Handwerk gab (wie denn auch die alten Sprachen keine scharf unterscheidenden Bezeichnungen für beides haben),[1] so waren beide vollends in einer Zeit durch tausendfache Uebergänge verbunden, wo die Production in so überwiegendem Maße nur Reproduction war, wo von dem Künstler in der Regel nur Ausführung oder Verwendung fremder Erfindung gefordert ward. Da auch der Handwerker Auge und Hand an den herrlichsten Mustern bildete, reichte für ihn technische Fertigkeit hin, um gute Nachahmungen zu liefern, und so eroberte gleichsam das Handwerk einen großen Theil des Gebiets, das in andern Zeiten der eigentlichen Kunst gehört hat; und es entwickelte sich auf diesem Boden in einem Umfange wie es eben nur bei einem bis in die untersten Schichten der Gesellschaft verbreiteten Bedürfniß möglich war.

Fabrikmäßiger Kunstbetrieb.

Der Kunstbetrieb war aber vielfach nicht bloß ein handwerksmäßiger, sondern (auch außerhalb der Gebiete, für welche dies bereits bemerkt ist) ein geradezu fabrikmäßiger. Wie die Ausführung von Bauten, so wurde auch die von künstlerischen Arbeiten, besonders solchen, die größere Kräfte erforderten, sehr häufig, wo nicht in der Regel, Unternehmern überlassen, die zum Theil selbst Künstler waren, zum Theil aber nur Künstler beschäftigten. Nach einer schon erwähnten Angabe Plutarchs wurden auch zur Errichtung von Kolossen Concurrenzen ausgeschrieben, und die Arbeit dem Künstler übertragen, der bei den geringsten Kosten die beste Ausführung in Aussicht stellte.[2] In dem Antrage Ciceros dem S. Sulpicius Rufus eine Statue zu errichten, heißt es, die Consuln sollen den Quästoren be-

---

1) K. F. Hermann, Studien d. griech. Künstler S. 6. Marquardt, Hdb. V 2, 207.

2) Vgl. S. 115 A. 2.

fehlen, die Anfertigung von Postament und Statue in Accord zu geben, und dem Unternehmer (redemptor) die ausbedungene Summe zahlen;[1] überhaupt ist „verdingen" (locare) ein häufiger Ausdruck für die Bestellung von Kunstwerken.[2] Ein Durchschnittsmaß künstlerischer Leistungsfähigkeit durfte bei jedem Unternehmer vorausgesetzt werden, während ein ungewöhnlich hoher Grad derselben um so seltener war, je weniger er erfordert und geschätzt wurde. So konnte bei der Wahl unter den Anerbietungen der Preis und die Zeitdauer der Ausführung in erster Linie maßgebend sein.

Weitgetriebene Arbeitstheilung.

Sowol die hohe und reiche Entwicklung des Kunsthandwerks, als der fabrikmäßige Kunstbetrieb bedingte eine weitgetriebene Arbeitstheilung, von der sich manche Spuren nachweisen lassen. Es gab wie gesagt eigene Genienarbeiter, es gab auch eigene Geschäfte für Fabrikation von Grabdenkmälern.[3] Es gab Arbeiter, die nur den Statuen die Augen (aus einem farbigen Material) einsetzten.[4] Alle größern Kunstunternehmungen setzen ein Zusammenwirken einer größern Anzahl verschiedener Künstler und Handwerker unter einer einheitlichen Leitung voraus. So ist die Decoration der Wände in den pompejanischen Häusern, wo „die Verzierungen wie aus einem Geiste entsprungen, und aus demselben Topfe gemalt sind," wol wenn nicht durchweg, so doch zum größten Theil offenbar durch ein und dieselbe Malergesellschaft erfolgt, in der Anstreicher, Arabesken-, Blumen-, Thier-, Landschafts- und Figurenmaler an denselben Wänden nach und neben einander arbeiteten; nur so konnte die Ausmalung aller Häuser der ganzen Stadt, die höchst wahrscheinlich nach dem Erdbeben von 63 erfolgte, wie jede andere künstlerische Massenproduction, mit der erforderten Schnelligkeit geleistet werden.[5]

Kunstarbeiten großentheils durch Sklaven ausgeführt.

Ein großer Theil der zur Ausführung umfassenderer Kunstunternehmungen verwendeten Arbeiter waren Sclaven, und in der That gehört die Sclaverei ganz wesentlich zu den Factoren, auf deren Zusammenwirken die künstlerische Massenproduction beruhte. Die

1) Cic. Philipp. IX 7, 16.
2) Z. B. Pers. VI 47. Sueton. Claud. c. 9.
3) Th. I³ 251.
4) Fabri ocularii. Auch der scalptor uclarius Or. 2457 = 4278 ist dasselbe.
5) Vgl. auch Overbeck, Pompeji II² 184.

Kunſthandwerke, deren Leiſtungen vielleicht den größten Theil des Kunſtbedürfniſſes befriedigten, konnten ſo gut als jedes andere Handwerk bei einiger Geſchicklichkeit und Anſtelligkeit von Jedermann erlernt werden, und Sclavenbeſitzer, die von ihren Leuten einen möglichſt hohen Gewinn ziehen wollten, ließen ſie natürlich in den Arbeiten unterrichten, nach denen die Nachfrage am größten war; dazu gehörten die Kunſtwerke je länger je mehr. Ebenſo gut wie Gladiatorenbanden, Schauſpielertruppen, Chöre von Sängern und Spielleuten, konnten aus großen Sclavenfamilien Geſellſchaften von Malern und ſonſtigen Kunſtarbeitern gebildet werden, die theils die Wohnungen ihrer Herren ſchmückten, theils fremde Aufträge für deren Rechnung ausführten. Verres hatte unter ſeinen Leuten eine Anzahl von Ciſeleuren und Arbeitern von Metallgefäßen.[1] Zu den Annehmlichkeiten einer beſcheidenen aber geſicherten Exiſtenz, die ſich der Nävolus Juvenals für ſein Alter wünſcht, gehören auch „ein krumm gebückter Ciſeleur und einer, der ſchnell viele Geſichter malen kann,“[2] d. h. Sclaven, die ſein Einkommen durch beſonders einträgliche Arbeiten vermehren ſollen: die des Malers war dies wol beſonders durch Verwendung zu den ſo maſſenhaft angefertigten figurenreichen Darſtellungen hiſtoriſcher Ereigniſſe. Maler ſind übrigens die einzigen Künſtler, die am häufigſten als dem Sclavenſtande angehörig bezeichnet werden,[3] wie ſie denn natürlich auch im kaiſerlichen Haushalte nicht fehlten.[4] Der Juriſt Julianus (unter Hadrian) führte in den Erörterungen über Schadenerſatz für einen getödteten Sclaven aus, wenn einem „werthvollen Maler“ (pretioso pictori) der Daumen abgehauen, und er dann innerhalb eines Jahres getödtet worden, ſo ſei er zu dem Werthe zu ſchätzen, den er vor der Verſtümmelung gehabt habe.[5] Zu den Bedingungen der Freilaſſung künſtleriſch gebildeter Sclaven gehörte in vielen Fällen die Fortdauer von Leiſtungen in der erlernten Kunſt für den Patron: auch unter dieſen werden Malerarbeiten ausdrücklich genannt.[6]

1) Cic. Verr. II 4, 24, 57.
2) Juv. IX 145 sq.
3) Vgl. auch Artemidor. Oniroer. IV prooem. p. 200 f. Digg. VI 1, 28.
4) H. A. vit. Alex. Sever. c. 41. 5) Digg. IX 2, 23 § 3.
6) Digg. XII 6, 26 § 12.

Daß die Herstellung von Kunstwerken zum großen Theil durch Sclavenarbeit erfolgte, bedingte ihre Wohlfeilheit, die mit ihrer allgemeinen Verbreitung in Wechselwirkung stand. Aber auch die Leistungen der freien Kunsthandwerker wurden nicht hoch bezahlt. In dem Edict Diocletians sind die Tagelöhne der Arbeiter, welche die künstlerische Decoration der Häuser besorgten, in der Voraussetzung normirt, daß auch sie wie alle übrigen die Kost von dem Bauherrn erhielten. Der Lohn des Stuckateurs ist hier derselbe wie der des Maurers, Zimmermanns und Kalkbrenners, des Wagenbauers, Bäckers und Schmiedes; der des Mosaicisten nur um ein Sechstel, der des Thon- und Stuckmodelleurs um die Hälfte höher, der des Bildermalers dreifach so hoch. Der Bronceguß von Statuen wurde pfundweise bezahlt.[1] Namentlich bei Statuen hatte die fabrikmäßige Herstellung eine große Ermäßigung der Preise zur Folge.[2] Während in der Zeit Alexanders des Großen 3000 Drachmen (785 Thlr. 26 Sgr.) der Durchschnittspreis einer Statue gewesen zu sein scheint, sagt Dio von Prusa in seiner rhodischen Rede, man könne ein (broncenes) Standbild für 1000 (262 Thlr.) oder selbst 500 Drachmen (131 Thlr.) errichten. Daß diese freilich absichtlich sehr niedrige Schätzung sich doch nicht weit von der Wahrheit entfernte, wird durch zahlreiche inschriftliche Preisangaben bestätigt. Von mehreren Götter- und Kaiserstatuen in Gallien, der Schweiz, Spanien und Africa sind auf den noch erhaltenen Postamenten die Preise angegeben, welche (nach Größe, Arbeit und Material) von 3000 bis 10,000 S. stiegen (217½ bis 725 Thlr.). Vermuthlich waren in Fabriken und Handlungen die verschiedenen Gattungen für Käufer und Besteller zu festen Preisen tarifirt.

Wohlfeilheit der gewöhnlichen Kunstarbeit.

Von eigentlichen Künstlerhonoraren wissen wir wenig. Lucullus bestellte bei dem ihm befreundeten Bildhauer Arcesilaus ein Bild der Göttin Felicitas für 60,000 S. (3508 Thlr.), das wegen des Todes beider unvollendet blieb; derselbe Künstler verkaufte an den römischen Ritter Octavius das Gypsmodell eines Kraters für ein Talent (1571¾ Thlr.).[3]

Künstlerhonorare.

1) Waddington Ed. de Diocl. p. 18. Die Ansätze sind 50, 60, 75, 150 Denar; in sigillis vel statuis 4 Denar auf das Pfund.

2) Vgl. den Anhang zu diesem Abschnitt.

3) Plin. H. N. XXXV 155 sq.

Das hohe Honorar, das die Reſtauratoren der Venus des Apelles und des Nerokoloſſes von Veſpaſian erhielten, gibt Sueton leider nicht an.[1] Zenodorus erhielt von der Stadt Clermont für die Ausführung des Mercurkoloſſes, die zehn Jahre dauerte, an Honorar (manipretium) allein 400,000 S., erwarb alſo mit dieſer Arbeit jährlich 4000 S. (2900 Thlr.).[2]

---

d. Die Künſtler.

Gründe für die Geringſchätzung der Künſtler bei den Römern.

Der unverhältnißmäßig große Raum, den in der Kunſt der römiſchen Kaiſerzeit das Handwerk einnahm, und die niedrige Lebensſtellung der überwiegenden Mehrzahl derer, welche beide ausübten, konnte auf die Schätzung der Kunſt bei den Gebildeten nicht ohne Einfluß bleiben. Beides mußte namentlich alle, denen das Verſtändniß für ihr wahres Weſen fehlte, verleiten, Handwerk und Technik mit Kunſt mehr oder weniger als gleichbedeutend anzuſehn, und auch in dem wahren Künſtler nur den höhern Handwerker zu erblicken. Wenn freilich Philoſophen, die ſittliche Veredlung allein als erſtrebenswerthes Ziel anerkennen, von der künſtleriſchen Thätigkeit mit Geringſchätzung ſprechen, ſo ſetzen ſie darum die bildenden Künſte nicht als ſolche herab. Wenn Plutarch ſagt,[3] kein Jüngling von edler Natur werde beim Anblick des Jupiter zu Olympia ein Phidias oder bei dem der Hera zu Argos ein Polyclet zu werden wünſchen, ſo fügt er auch hinzu: „ebenſo wenig als ein Anakreon, Philetas und Archilochos, wenn er ſich an deren Gedichten ergötzt hat. Denn wenn uns auch ein Werk durch ſeine Anmuth erfreut, ſo iſt deshalb noch nicht nothwendig ſein Vollbringer ſchätzenswerth.“ Plutarchs Äußerung beweiſt alſo keineswegs eine Geringſchätzung der bildenden Künſtler als banauſiſcher Handwerker, die man aus ihr gefolgert hat,[4] ſondern

1) Sueton. Vespas. c. 18.
2) Plin. H. N. XXXIV 45. Oben S. 177, 3.
3) Plutarch. Pericles c. 2.
4) So namentlich K. F. Hermann, Studien der griech. Künſtler S. 6, 8.

im Gegentheil ihre Gleichſtellung mit den größten Dichtern. Dagegen Seneca, der in den Künſten nur Werke des Luxus ſah, und ihnen keinen Platz unter den Studien einräumen wollte, die den jugendlichen Geiſt zur Sittlichkeit vorbereiten, wie Grammatik, Muſik, Geometrie, Aſtronomie,[1] ſah auch in dem Künſtler nur den Handwerker: „während man, ſagt er, die Götterbilder anbetet, verachtet man ihre Verfertiger.“[2] Namentlich die ausſchließliche und übermäßige Schätzung literariſcher und rhetoriſcher Bildung war mit Geringſchätzung der bildenden Künſte und ihrer Vertreter verbunden. Auf dieſem Standpunkt ſteht Plutarch, wenn er nicht bloß Alkamenes und Heſiod ſondern auch Iktinos mit allen Banauſen und Handwerkern, die von der Redekunſt nichts wiſſen wollen, in eine Reihe ſtellt;[3] desgleichen Lucian, wenn er in ſeinem Traum die Bildhauerei als ein ungebildetes, rohes, ſchmutziges Weib mit ſchwieligen Fäuſten einführt, die Redekunſt als eine glänzende Erſcheinung, und die letztere ſagen läßt, daß auch Polyclet und Phidias ſelbſt den Bewunderern ihrer Werke als banauſiſche Handwerker erſcheinen müßten.[4] Philoſtrat, der zu den Weiſen Dichter, Muſiker, Aſtronomen und die beſten Rhetoren zählt, will Maler und Bildhauer wenigſtens neben Seefahrern und Landleuten zu den Halbweiſen rechnen, „wenn ſie den Horen folgen; denn auch dieſe Künſte bleiben nicht weit hinter der Weisheit zurück.“[5] Galen zählt als die Wiſſenſchaften und Künſte, die ſich für die Wahl eines Berufs am meiſten empfehlen, folgende auf: Medicin, Rhetorik, Muſik, Geometrie, Arithmetik, Rechenkunſt, Aſtronomie, Grammatik, Jurisprudenz; wenn man wolle, könne man noch Malerei und Plaſtik hinzufügen.[6] Im allgemeinen darf man annehmen, daß die Künſtler wie die Künſte in der griechiſchen Welt auch damals in höherer Achtung ſtanden, als in der römiſchen.

Die Plaſtik in den Händen der Griechen.

Von den beiden bildenden Künſten im engern Wortſinne iſt die Plaſtik auch in der Zeit der römiſchen Weltherrſchaft offenbar ſo

1) Seneca epp. 88, 18.
2) Seneca ap. Lactant. Inst. II 2, 14. Ed. Haase III p. 443.
3) Plutarch. Praecept. gerend. reip. 5, 7.
4) Lucian. Somn. c. 9.
5) Philostrat. Apoll. T. VIII 331 ed. K. p. 155.
6) Galen. ed. K. I p. 38 (Th. I³ 263, 9).

gut wie ganz in den Händen von Griechen und Halbgriechen geblieben. Vergil hat es mit echt römischem Bewußtsein ausgesprochen, daß die zur Welteroberung und Weltherrschaft berufene Nation in der Kunst das Erz zu beseelen, und lebende Züge aus dem Marmor zu ziehn, andern den Vorrang nicht streitig machte.[1] Unter allen auch aus römischer Zeit zahlreich bekannten plastischen Künstlern sind äußerst wenige, die (wie Coponius, Decius und einige andere)[2] als Römer von Geburt gelten können. Namentlich in Rom waren es in der letzten Zeit der Republik wie in der Kaiserzeit Griechen (besonders Athener) und Kleinasiaten, welche die bewundertsten Werke schufen, bei den bedeutendsten Kunstunternehmungen beschäftigt und am höchsten bezahlt wurden. Die Statue in dem von Cäsar 46 v. Chr. geweihten Tempel der Venus Erzeugerin war ein Werk des Arcesilaus, das Pantheon Agrippas schmückte der Athener Diogenes mit Karyatiden und Giebelstatuen, auch die meist paarweis arbeitenden Künstler, welche nach Plinius „die Kaiserpaläste mit den anerkanntesten Statuen füllten," waren sämmtlich Griechen.[3]

die Malerei auch von Römern betrieben.

Ganz anders war es in der Malerei. „Bei ihrer Anhänglichkeit an die uralte Ueberlieferung des Stuckirens der Mauern brachten es die Italer früh zu einiger Kunst in der Wandmalerei, die sie vielleicht früher als die Griechen zu mythologischen und historischen Bildern und sonstigen Darstellungen, welche die Grenzen der reinen Decoration überschritten, in Anwendung brachten."[4] Daß die Malerei in Rom vor der Plastik in Gunst stand, ist auch deshalb begreiflich, weil sie zur treuen und anschaulichen Darstellung des Geschehenen so viel geeigneter war. Ihre Ausübung gereichte in der ältern Zeit auch Männern des hohen Adels nicht zur Unehre, ein Fabius malte im J. 450=304 den Tempel der Salus mit Bildern aus, die noch Dionys von Harlicarnaß sehr lobt, und die erst unter Claudius durch den Brand des Tempels untergingen; der Beiname Pictor vererbte

1) Verg. A. VI 847.

2) Brunn, K. G. I 602. G. Hirschfeld Tituli statuarior. sculptorumque p. 186 sqq.

3) Brunn, K. G. I 612. 548. Die zuletzt erwähnten Künstlerpaare in eine frühere Zeit zu setzen (a. a. O. I 475), halte ich nach dem Ausdruck des Plinius für unmöglich. 4) Semper, der Stil I 490.

ſich in der Familie dieſes Fabius. Seit Pacuvius, deſſen Leben bis zur Gracchenzeit herabreicht, war allerdings die Malerei nach Plinius nicht „in anſtändigen Händen" geſehen worden. Vermuthlich räumten die römiſchen Künſtler den Rom nun mehr und mehr überfluthenden, höher ausgebildeten griechiſchen allmälig das Feld: und je länger und allgemeiner die Malerei von Fremden, Unfreien und Freigelaſſenen geübt wurde, deſto weniger galt ihre Ausübung für Römer als ehrenvoll. Immer aber blieb ſie mehr in Anſehn als die Plaſtik, und auch in der Kaiſerzeit haben die Römer ihre Ausübung keineswegs den Griechen ganz überlaſſen. Für die Malerei konnte Plinius eine römiſche Monographie (eines Fabius Veſtalis) benutzen, für die Plaſtik von Römern nur antiquariſche, polyhiſtoriſche und encyklopädiſche Bücher.[1] Daß unter Auguſt ein Knabe aus ſehr vornehmer Familie Q. Pedius zum Maler ausgebildet wurde, war allerdings nur in deſſen Stummheit begründet, welche ihm jeden ſeinem Stande angemeſſenen Lebensberuf verſchloß. Doch von einem römiſchen Ritter Turpilius ſah Plinius ſchöne Bilder zu Verona. Amulius, ein ernſter, ſtrenger und zugleich glänzender Maler, der nur wenige Stunden am Tage und immer mit großer Würde in der Toga auf dem Gerüſt ſtehend malte, war hauptſächlich im goldenen Hauſe Neros beſchäftigt. Cornelius Pius und Attius Priscus malten den von Veſpaſian reſtaurirten Tempel des Honos und der Virtus aus. Unter Auguſt hatte der römiſche Maler Ludius durch Einführung eines anmuthigen und wohlfeilen Decorationsſtils (einer erweiterten Anwendung der Skenographie) für Zimmer einen ſehr großen Erfolg.[2]

Malerinnen.

Die Malerei ſcheint auch von Frauen viel geübt worden zu ſein, wenigſtens ſieht man auf antiken Bildern Malerinnen ſehr oft. Das Grab einer Malerin wurde im J. 1847 in der Vendée in St. Medard-des-Prés neben den Reſten einer Villa entdeckt, in welcher ſich Bruchſtücke von zierlicher Wandmalerei fanden. Das Grab enthielt außer dem Skelett eine reiche Ausſtattung von Malergeräth.[3] Nach Juſtinus wäre auch Bildhauerei von Frauen getrieben

1) Plin. H. N. VII 213. (XXXIV—XXXVI). 2) Brunn, K. G. II 302—316.
3) Jahn, Darſtellungen des Handwerks u. ſ. w. Abhandlungen der Sächſ. Geſellſch. V 298—304.

Weibliche Modelle der Bildhauer.

worden. Wie ausſchweifend die Verfertiger von Götterbildern ſeien, ſagt er, ergebe ſich daraus, daß ſie die Sclavinnen verführen, die ihnen bei der Arbeit helfen. Doch in der That dürften es nur weibliche Modelle geweſen ſein, die Juſtinus in Bildhauerwerkſtätten geſehn hatte, und deren Verhältniſſe zu den Künſtlern ihm zum Aergerniß gereichten.[1] — Die Technik der bildenden Künſte wie der Malerei hat ſich übrigens auch im Occident bis in die letzten Zeiten des Alterthums erhalten.[2]

Die Architektur von den Römern hoch geſchätzt.

Die Architektur iſt die einzige Kunſt, welche die Römer als eine ihrer nationalen Anlage verwandte ſchöpferiſch behandelt haben, die einzige, die nicht bloß den großen Zwecken des Staates, dann der Weltherrſchaft wirkſam dienen, ſondern auch allein den „Weltherrſchaftsgedanken" zum Ausdruck bringen konnte. Auf allen andern Kunſtgebieten von griechiſchem Einfluß abhängig, haben ſie hier, völlig original, jene Werke geſchaffen, die den Jahrtauſenden trotzend noch heute eine ſo mächtige „faſt ſchauerliche" Wirkung üben,[3] und denen die griechiſche Kunſt nichts an die Seite zu ſtellen hat. Die ſtolze Frage eines Frontinus, ob man mit den römiſchen Aquädukten

---

1) Justin. Martyr. Apol. I 9: *Καὶ ὅτι οἱ τούτων* (der Götterbilder) *τεχνῖταί τε ἀσελγεῖς τε* (suppl. *εἰσί*) *καὶ πᾶσαν κακίαν, ἵνα μὴ καταριθμῶμεν, ἔχουσιν, ἀκριβῶς ἐπίστασθε· καὶ τὰς ἑαυτῶν παιδίσκας συνεργαζομένας φθείρουσιν.*

2) Boetius († 525) De instit. arithm. I praef. ed. Friedlein p. 4. (Ich ſchreibe die Stelle mit einigen für den Sinn nöthigen Ergänzungen): Jede scientia bedarf ceterarum quoque artium adjumenta. — Nam in effigiandis marmore statuis alius excidendae molis labor est, alia formandae imaginis ratio, nec ejusdem artificis manus politi operis nitor exspectat. At picturae manibus [etiam pluribus opus est]: tabula commissa [arte] fabrorum, cerae rustica observatione decerptae, colorum fuci mercatorum sollertia perquisiti, lintea operosis elaborata textrinis multiplicem materiem praestant. Marcellini Com. Chronic. Areobinda et Messalla coss. (506): His coss. Anastasii principis statua in eodem loco, quo dudum Theodosii Magni steterat, super immanem columnam in foro Trajani facta est. — Boetio solo cos. (510): Simulachrum aeneum in foro Strategii super fornicem residens et cornucopiae Fortunae tenens incendio proflammatum est combustumque brachium, quod tamen statuarii continuo solidarunt. Ueber Elfenbeinſchnitzerei vgl. Marquardt Hdb. V 2, 334.

3) Semper, der Stil I 479—486.

wol die müßigen Massen der ägyptischen Pyramiden oder die nutzlose Herrlichkeit der berühmten griechischen Bauwerke vergleichen könne — sie ist der Ausdruck einer, wenn auch einseitigen, doch nicht unberechtigten Anschauung.[1]

Römische Architekten zahlreich.

Die Unentbehrlichkeit und hohe Bedeutung der Architektur für das öffentliche wie das Privatleben war der Grund, daß sie für die anständigste Kunst angesehn, und (von Cicero) der Heilkunde gleich gestellt wurde, wie sie denn auch nicht bloß in Rom sondern in allen großen Städten die lohnendste gewesen sein dürfte.[2] Daher war nicht nur der Zudrang zu diesem Beruf sehr groß, sondern es waren auch unter den Architekten wie es scheint neben Sclaven, Freigelassenen und Fremden, römische Bürger während der Republik so wie während der ganzen Kaiserzeit zahlreich.[3] Das Werk des Vitruvius über die Baukunst war nicht das erste römische über diesen Gegenstand. Von den kaiserlichen Architekten, die wir kennen, ist Apollodorus von Damaskus, der Trajans Bauten leitete und (im Jahr 101) die Donaubrücke baute, der einzige, der mit Gewißheit als Nichtrömer bezeichnet werden kann. Als Architekten Neros nennt Tacitus Severus und Celer (letzterer vielleicht kaiserlicher Freigelassener), „die Geist und Kühnheit genug besaßen, zu versuchen, was die Natur zu verweigern schien.“[4] Domitians Palast baute Rabirius, der dabei (nach Martial) das gestirnte Firmament (als würdiges Vorbild) erfaßt hatte;[5] auch der Architekt Hadrians (Decrianus) war wol ein Römer.[6] Der j. Plinius trägt den Bau eines Cerestempels einem Mustius auf, der die Schwierigkeiten des Terrains durch seine Kunst zu überwinden wußte.[7] Den Erbauer der Brücke von Alcantara und eines damit verbundenen Kaisertempels auf einem Felsen am Tajo kennen wir aus einem dort in Stein gehauenen Gedicht, in welchem es heißt „die Brücke, die stehen wird so lange die Jahrhunderte des

1) Frontin. de aquis c. 16.

2) Th. I³ 262 ff

3) Marquardt, Hdb. V 2, 213—215. Vgl. Cod. Theodos. XIII 4, 1.

4) Brunn, K. G. II 344.

5) Martial. VII 56. Brunn, K. G. II 377 hat den Schluß des Epigramms mißverstanden.

6) Vit. Hadrian. c. 19. 7) Brunn, K. G. II 371.

ewigen Weltalls dauern, hat Lacer, berühmt durch seine göttliche Kunst, gebaut."[1] Selbst in den östlichen Provinzen wurden Bauten von römischen Architekten ausgeführt. Costunius Rufinus baute in Pergamus den Tempel des Zeus Asklepios, während Galenus dort (seit 147) unter der Leitung des Satyros studirte.[2]

---

e. Der Kunstsinn.

Gründe für die Geringschätzung der Kunst bei den Römern.

Von den vielen Tausenden von Künstlern, die während der ersten Jahrhunderte im ganzen römischen Reiche thätig waren, sind verhältnißmäßig nur äußerst wenige namentlich bekannt, und diese fast nur aus ihren eigenen Inschriften auf ihren Arbeiten. In der Litteratur wird trotz der häufigen Erwähnungen von künstlerischen Unternehmungen aller Art der ausführenden Künstler fast nie gedacht. Dies erklärt sich zum Theil aus der untergeordneten Stellung der Künstler in der damaligen Gesellschaft, sodann daraus, daß die künstlerische Produktion weit weniger durch Einzelne als durch Verbände erfolgte, in welchen der Einzelne als dienendes Glied eines Ganzen keine Beachtung fand. Andrerseits hatten auch, wie oben gezeigt ist, die Künste für die römische Kultur ihre Bedeutung und ihren Werth nicht an sich, sondern nur insofern sie als Mittel zur Erreichung wichtiger und allgemein festgehaltener Zwecke unentbehrlich waren. Endlich erschien die damalige künstlerische Produktion den Zeitgenossen geringer als uns, weil sie von ihnen mit dem Maß der Schöpfungen der griechischen Blüthezeit gemessen wurde. Der Mangel der spätern Kunst an eigentlicher Originalität, das Zurücktreten der Innerlichkeit gegen das formale Element, selbst in ihren glänzendsten, imposantesten und anmuthigsten Leistungen — dies mußte in einer Zeit, wo die Werke des Jahrhunderts von Phidias bis Lysippos noch in solcher Fülle vorhanden waren, von allen, die diese neben jenen sahen, auch

---

1) CIL II 761. (Ibid. 2559: C. Sevius Lupus architectus Aeminiensis Lusitanus).

2) Galen. De anatom. administr. I 2 ed K. II 225. Vgl. Clinton ad a. 147.

bei sehr unvollkommenem Verständniß, empfunden werden. Daß das Kunstinteresse in jener Zeit ganz vorzugsweise der Vergangenheit zugewendet war, ist vollkommen begreiflich. Seine Natur und Intensität war aber auch damals in der römischen und griechischen Welt keineswegs dieselbe: vielmehr ist dieses gerade eines der Gebiete, auf welchen die Verschiedenartigkeit der beiden Culturen als eine noch unausgeglichene auch für uns wahrnehmbar hervortritt.

Verbreitung von Kunstkenntniß und Kunstinteresse in Rom.

Es ist bekannt, wie die siegreichen Feldzüge der Römer in griechischen Ländern seit der Eroberung von Syrakus (212), später die während eines Zeitraums von drittehalb Jahrhunderten fortdauernden Plünderungen der Feldherrn, Statthalter und Kaiser bis auf Nero herab Rom mit einer unglaublichen Menge der vollendetsten griechischen Kunstwerke aller Art füllten, ja überfüllten.[1] Die Eindrücke dieser Kunstwelt ohne Gleichen, denen sich auch der Gleichgültige, ja der Widerstrebende nicht gänzlich zu entziehen vermochte, ergänzten dann die seit der Eroberung Korinths immer allgemeiner werdenden Vergnügungs- und Bildungsreisen der Römer in Griechenland. Endlich sahen sich die Römer auch durch die griechische Litteratur, die je länger je mehr als Basis aller höhern Bildung anerkannt wurde, vielfach auf die bildende Kunst hingewiesen. Zwar daß die griechischen Originalwerke über dieselbe, die Plinius zum Theil in seiner Weltbeschreibung benutzt hat, von Römern viel gelesen worden sind, dafür spricht nichts. Dagegen trug die epigrammatische und rhetorische Litteratur der Griechen zur Verbreitung von Kunstkenntnissen und Kunsturtheilen bei. Die griechischen Fachschriftsteller über die Theorie der Beredsamkeit, welche die fort und fort benutzten und zu Rathe gezogenen Quellen und Führer der Römer für diese, ihre ganze Bildung beherrschende Wissenschaft blieben, liebten es die Entwicklung und die Stilarten der Beredsamkeit mit denen der bildenden Künste zu vergleichen, und Ausdrücke aus deren Technik für ihre Terminologie zu entlehnen. Alles dies haben die römischen Schriftsteller über die Redekunst mit übertragen, und durch ihre Schriften weiter verbreitet. Sodann hat die besonders seit Alexander dem Großen in Griechenland viel cultivirte Epigrammendichtung sich mit

1) Marquardt, Hdb. V 2, 209 f.

Vorliebe mit der bildenden Kunſt beſchäftigt, und den Eindruck bedeutender Werke theils durch verherrlichende Beſchreibungen, theils durch mehr oder minder geiſtreiche Pointen, Tändeleien und Witzesſpiele wieder zu geben verſucht. Eine Menge dieſer Dichter hat ſich in der ſpätern Zeit der Republik wie in der frühern Kaiſerzeit wenigſtens vorübergehend in Rom aufgehalten, wo ſie für dieſe Art der Kleinpoeſie einen unerſchöpflichen Stoff und immer neue Anregung fanden; und es iſt begreiflich, daß die Römer, die für Kunſtſtudien wenig Zeit und noch weniger Sinn hatten, gern die Gelegenheit benutzten, ſich ohne Mühe durch ſolche kurze, ſcheinbar oder wirklich treffende Urtheile und Charakteriſtiken, die von Munde zu Munde gingen, über viel beſprochene Werke zu orientiren. Daß dies ſehr vielfach geſchehen iſt, darf man aus den von Plinius mitgetheilten Kunſturtheilen ſchließen, die großentheils aus keiner andern Quelle ſtammen, als eben aus griechiſchen Epigrammen; vielleicht fand Plinius übrigens dieſelben bereits in dem Werke des Bildhauers Paſiteles (über die berühmteſten Kunſtwerke der Welt) geſammelt.[1]

Anerkennung der Bedeutung der Kunſt von Seiten der Römer.

Die Anerkennung der bildenden Künſte, als eines für die Geſammtcultur wichtigen Elements von römiſcher Seite zeigt bereits ein Hauptwerk Varros. In ſeiner die neun Hauptwiſſenſchaften und Künſte behandelnden Encyclopädie hatte er zwar nur der Architektur einen Platz eingeräumt, doch in ſeiner Sammlung von 700 Portraits berühmter Männer mit Unterſchriften neben Königen, Feldherren, Staatsmännern, Dichtern, Schriftſtellern, Gelehrten, Baumeiſtern auch Maler und Bildhauer aufgenommen:[2] und wie Varros Werke überhaupt, ſo hat namentlich auch dies auf die allgemeine Bildung der ſpätern Zeit großen Einfluß geübt. Die eingehende Berückſichtigung der Kunſt- und Künſtlergeſchichte in der über ein Jahrhundert ſpäter verfaßten Weltbeſchreibung des Plinius

1) Jahn, Kunſturtheile des Plinius: Berichte d. Sächſ. Geſellſchaft 1850 S. 121 ff. Benndorf De Anthol. Gr. epigr. quae ad artes spectant (Bonn 1862) p. 5. 52—65.

2) Ritſchl, Ind. Scholl. Bonn. 1856—57. Rh. Muſ. XIII 460 ff. Die Hebdomas der Maler Quintilian. XII 10, 6; die statuarii Plin. H. N. XXXIV 54 sqq.

läßt eine Zunahme des Intereſſes für jene Gebiete in der gebildeten römiſchen Welt um ſo mehr vorausſetzen, als Plinius ſelbſt der Kunſt ganz fern ſtand. In wiefern Varros Forderung, daß die Mädchen Unterricht in der Malerei erhalten ſollten,[1] verwirklicht worden iſt, wiſſen wir nicht: doch mögen unter den auf Bildern öfter vorkommenden Malerinnen auch Dilettantinnen ſein. Das Beiſpiel des Aemilius Paulus, der ſeinen Söhnen auch griechiſche Maler und Bildner zu Lehrern gab,[2] dürfte in den Kreiſen, wo man ſich beſonders um griechiſche Bildung bemühte,[3] auch in der Kaiſerzeit nicht ſelten befolgt worden ſein. Nero hatte ſich ſchon in ſeinen Knabenjahren viel mit Pinſel und Modellirſtab beſchäftigt. Ebenſo war Hadrian eifrig bemüht geweſen, ſich in beiden Künſten auszubilden, in der Malerei dilettirte er noch als Kaiſer. Marc Aurel hatte zum Lehrer in derſelben Kunſt den Griechen Diognetos, der zugleich Philoſoph geweſen zu ſein ſcheint, und auf ſeine Erziehung auch ſonſt Einfluß übte. Der ganz griechiſch gebildete Alexander Severus „malte vortrefflich," auch Elagabal übte dieſe Kunſt und noch Valentinian dilettirte in der Malerei wie in der Plaſtik.[4] Wenn auch das Beiſpiel beider in Syrien aufgewachſenen Kaiſer für römiſche Erziehung nichts beweiſt, ſo bleiben die übrigen noch zahlreich genug um annehmen zu laſſen, daß Unterricht der Jugend in den bildenden Künſten ſo wie ein dadurch veranlaßter Dilettantismus im ſpätern Leben in den höhern Ständen Roms zu allen Zeiten nicht all zu ſelten war. Ebenſo iſt klar, daß dieſer Dilettantismus keineswegs an ſich unzuläſſig gefunden wurde. Wenn dem Titedius Labeo, der Proconſul von Narbonenſis geweſen war, das Prahlen mit der Kunſt, die er in kleinen Bilderchen zeigte, „zum Geſpött, ſelbſt zur Schmach gereichte,"[5] ſo war es hier eben nicht der Dilettantismus ſelbſt, ſondern die damit getriebene Oſtentation, die den Anſtoß gab.

Dilettantismus in der Skulptur und Malerei.

1) Thl. I³ 367, 2. 2) Plutarch. Aemil. Paull. c. 6.

3) Daß in Griechenland Malerei zu den Unterrichtsgegenſtänden wenigſtens an manchen Orten gehörte, zeigt die Inſchrift von Teos CIG 3087, wo als Gegenſtände, in welchen für *πρεσβυτέρα ἡλικία* (ältere Knaben oder Jünglinge) Preiſe ausgeſetzt ſind, aufgeführt werden: *ὑποβολή, ἀνάγνωσις, πολυμαθία, ζωγραφία.*

4) Brunn, K. G. II 309 f.

5) Ebendaſ. S. 306.

Vergleicht man aber mit diesen immer doch vereinzelten Zeugnissen des Dilettantismus der Römer in den bildenden Künsten die sehr zahlreichen für ihren Dilettantismus in der Musik, so gewinnt man den Eindruck, daß die Verbreitung des erstern der des letztern auch nicht annähernd gleichgekommen sein kann.

Kunstbetrachtung auf Reisen.

Daß die Römer auf ihren Vergnügungs- und Bildungsreisen, namentlich in Griechenland und Kleinasien, auch die dortigen Kunstwerke in Augenschein zu nehmen nicht versäumten, ist selbstverständlich; besonders solche mußte man natürlich gesehn haben, die viel genannt, und jedem einigermaßen Belesenen dem Namen nach bekannt waren, um ihretwillen wurden Reisen auch eigens unternommen. Doch daß dies Kunstinteresse mehr als ein äußerliches und oberflächliches, hauptsächlich durch die Berühmtheit des Werks und des Künstlers bedingtes war, zeigt sich nirgend. Das historische Interesse erscheint bei den Reisen der Römer durchaus als das leitende, und die große Mehrzahl empfand ohne Zweifel wie Atticus, den selbst die Herrlichkeit der unvergleichlichen Kunstwerke Athens weniger anzog als die dortigen historischen Erinnerungen.[1]

Kunstsammlungen, hauptsächlich durch Prachtliebe veranlaßt,

Am wenigsten beweist die Anhäufung von Kunstwerken im Privatbesitz zu Rom, daß dort Kunstsinn verbreitet war. Schon die bloße Kunde von ihrer Kostbarkeit reichte hin, sie selbst solchen als begehrenswerthe Beute erscheinen zu lassen, die für ihren Werth so wenig Verständniß besaßen, als der rohe Eroberer von Korinth: und so unerschöpflich war der Reichthum der griechischen Länder an Kunstwerken, daß er der Gier der Römer Jahrhunderte hindurch die vollste Sättigung bot. Neben Marmorsäulen, Teppichen, Citrustischen, Silbergeräth, Prachtgefäßen gehörten, wie bemerkt, Statuen und Gemälde je länger desto allgemeiner zur Ausstattung reicher Häuser und Villen. Bei dem ungeheuern Vorrath von Kunstwerken und der Leichtigkeit ihres Erwerbs oder Raubes bedurfte es zur Bildung von Sammlungen nicht einmal besonderer Liebhaberei. Gemäldegallerien waren schon in Augusts Zeit so allgemein, daß in Vitruvs Plan für ein vornehmes Haus ein großer nach Norden gelegener Saal für diesen Zweck nicht fehlen durfte.[2]

1) Th. II² 115—118. 2) Vitruv. ed. Rose VI 5, 1. VI 7, 2; 8, 2.

Mögen dieſe Sammlungen auch Werke lebender Künſtler enthalten haben, ſo werden ſolche doch niemals erwähnt, und wenn ſie nicht vorwiegend aus alten Bildern und Statuen beſtanden, ſo wurden doch dieſe wenigſtens für das Werthvollſte oder einzig Werthvolle darin angeſehn. Daß Liebhaber und Sammler ſolche beſonders ſuchten, wird auch öfter ausdrücklich geſagt; ſo von Julius Cäſar,[1] von Damaſippus, der alte Statuen „wie unſinnig" kaufte.[2] Die Bildergallerien, ſagt Plinius, ſtoppelt man aus alten Gemälden zuſammen.[3] Ganz beſonders aber wurde bei Silberarbeiten auf das Alter geſehn, nach welchem die Werke dieſer in Abnahme gekommenen Kunſt ſo gut wie allein geſchätzt wurden, Ciſelirungen, die bis zur Unkenntlichkeit abgegriffen waren, hielt man am höchſten.[4] Es fehlte auch nicht an Alterthümlern, welche die eigentlichen Incunabeln der Kunſt allem Uebrigen vorzogen, die „faſt rohen" Gemälde eines Aglaophon und Polygnot denen der Spätern, wie Quintilian ſagt, der hierin wol nicht mit Unrecht ein Prahlen mit Kennerſchaft fand.[5] Die größte Verbreitung wird dieſe Geſchmacksrichtung in der Zeit Hadrians erreicht haben. Doch im Allgemeinen verſtand man unter „alten Kunſtwerken" die der griechiſchen Blüthezeit. Unter den „Arbeiten der Alten," die Statius in der Villa des Manilius Vopiscus zu Tibur ſah, befanden ſich Skizzen von Myron in Silber und Bronce zu ſeinen Koloſſen;[6] unter den „alten" Gemälden und Bildwerken in der Villa des Pollius Felix zu Sorrent Arbeiten von Apelles, von Phidias (aus ſeiner frühern Zeit), Polyclet und Myron;[7] in der Sammlung „alter Werke" des Nonius Vindex Broncen von Myron und Polyclet, Marmorſculpturen von Praxiteles, Elfenbeinarbeiten von Phidias und Bilder, die ſchon von Weitem „den alten

beſtanden vorzugsweiſe aus ältern Werken.

1) Sueton. Caesar c. 47. 2) Horat. S. II 3, 64. 3) Plin. H. N. XXXV 4. 4) Id. ib. XXXIII 157. 5) Kunſtſinn d. Römer 38, 55.

6) Stat. Silv. I 3, 50 sq. Ich verſtehe Quidquid — primum lusit et enormes manus est experta colossos: prolusit ut experiretur, und halte die Aenderungen von Bergk Philol. XVI 620 privum für primum, ut für et nicht für zuläſſig.

7) Id. ib. II 63: Si quid Apellei gaudent animasse colores, Si quid adhuc vacua tamen admirabile Pisa Phidiacae rasere manus (cf. IV 6, 28). In dieſem Zuſammenhange ſcheint mir Apellei nicht allgemein (als Bezeichnung der Malerei) gefaßt werden zu können.

Apelles" erkennen ließen.[1] Bei ſolchen flüchtigen Erwähnungen werden faſt immer nur Namen von Künſtlern erſten Ranges genannt,[2] am häufigſten Polyclet. Bei Juvenal brennt ein reicher Mann ab, unter denen, die zur Ausſtattung des neu zu bauenden Hauſes beiſteuern, bringt auch einer etwas ganz Vortreffliches von Euphranor und Polyclet.[3] In der That galt der letztere Vielen für den erſten unter den bildenden Künſtlern, der Meiſter in der Darſtellung jugendlicher Schönheit, der „ſich nicht über glatte Wangen hinaus wagte," deſſen Werke mehr durch Vollendung der Form als durch Tiefe des Gehalts bedeutend waren. Nächſt ihm wird vielleicht am häufigſten Myron genannt, deſſen Menſchen- und Thierfiguren vor allem durch überwältigende Naturwahrheit wirkten; von Beiden ſah man auch in Rom mehr als von Phidias, deſſen bedeutendſte Werke in Griechenland waren. Beide nennt Vitruv geradezu als Repräſentanten der bildenden Kunſt, wie Apelles der Malerei. Künſtler aus der Zeit nach Alexander dem Großen oder aus der letzten Zeit der römiſchen Republik, unter denen Paſiteles und Arceſilaus hervorragten, werden unter den „Alten" nie genannt.[4]

Die Sammler mit Copien viel betrogen.

Bedenkt man nun die Maſſenhaftigkeit der im Privatbeſitz aufgehäuften angeblich alten Kunſtwerke, (mit denen ja Domitius Tullus z. B. einen ſehr großen Park auf der Stelle füllen konnte)[5] und das Umherwerfen mit den berühmteſten Namen einerſeits, anderſeits die techniſche Virtuoſität der damaligen Kunſt und ihre ſo umfaſſende Beſchäftigung mit Reproduktion klaſſiſcher und alterthümlicher Werke, ſo muß man auch ohne Zeugniſſe glauben, daß die Sammler oft genug von Künſtlern und Kunſthändlern betrogen wurden, und Copien ſtatt der Originale kauften. Doch gibt es auch ein ausdrückliches Zeugniß ſchon aus der erſten Kaiſerzeit, daß ſolche Fälſchungen häufig und offenkundig waren. Der Fabeldichter Phädrus ſagt:[6] wenn er ſich des Namens Aeſop bediene, ſo geſchehe dies

1) Id. ib. IV 6, 10—21.

2) Ausnahmsweiſe nennt Columella R. R. I praef. 31 Bryaxis und X 30 Phradmon und Ageladas.

3) Juv. III 216 sqq. 4) Kunſtſinn d. Römer S. 37. 5) Vgl. oben S. 134, 4.

6) Phaedr. V praef. v. 7 Codd: Detrito Myronem argento. fabulae exaudiant. Bergk Philol. XVI 620 f.: Detrito (abgerieben um den Schein des Alters

um das Anſehn ſeiner Sachen zu erhöhen, „wie manche Künſtler es in unſerer Zeit machen, wenn ſie auf ihren neuen Marmor Praxiteles ſchreiben, oder Myron auf polirtes (?) Silber, Pauſias (?) auf ein Gemälde. So ſehr begünſtigt der biſſige Neid mehr das Alter, als das Gute der Gegenwart.“ Begegnet man nun in der damaligen Litteratur Angaben von Arbeiten großer Künſtler, die ſonſt völlig unbekannt ſind, ſo kann man ſie nur mit Mißtrauen aufnehmen. Daß es von Phidias ein mit erhabenen Fiſchen ciſelirtes Gefäß, und eine Cikade, Biene und Fliege gab, iſt allerdings nicht unmöglich, aber auf die bloße Angabe des Martial (die übrigens noch eine andere Erklärung zuläßt) und des Kaiſer Julian iſt es nicht zu glauben.[1] Die Arbeit in edlen Metallen (Toreutik, Cälatur) war ein „Haupttummelplatz des Kunſtbetrugs,“ da die Ausſtattung der Schenktiſche mit „altem“ Silbergeräth zum beliebteſten Kunſtluxus gehörte. Die Blüthezeit der Toreutik war aber kurz, die Zahl der nahmhaften Künſtler klein geweſen. Von Mentor, dem größten derſelben, dem Benvenuto Cellini des Alterthums, wollten Kunſtkenner nur vier Becherpaare als ächt erkennen.[2] Im Kunſthandel dagegen ſcheinen ſie keineswegs ſelten geweſen zu ſein. Martial beſchreibt einen Laden für koſtbare Luxusgegenſtände: dort findet man außer Statuen von Polyclet auch „Becher von Mentors Hand geadelt.“[3] Und wenn Kenner nur mit guten Copien (wie jene des Zenodorus nach Kalamis) betrogen werden konnten, ſo gab es ohne Zweifel auch häufig genug Liebhaber und Sammler von dem Bildungsgrade des Trimalchio bei Petronius, der als beſonderer Freund von Silberarbeiten Becher beſaß, auf denen vorgeſtellt war „wie Kaſſandra ihre Söhne tödtet, und die todten Kinder ſo daliegen, daß man es für wirklich hält; dann wie Dädalus die Niobe in das trojaniſche

---

zu erhalten) Myn argento, tabulae Pausiam. Die Aenderung von Myronem halte ich nicht für empfehlenswerth, vielleicht Trito Myronem argento, tabulae Pausiam (ſo L. Müller, nur ſtatt Pausiam: Zeuxidem).

1) Wie Brunn thut K. G. I 187. Ars Phidiaca bei Martial. III 35 kann „bildende Kunſt“ bedeuten, wie ars Apellea XI 9, 2 Malerei.

2) Jahn, Aus d. Alterthumswiſſenſchaft 236 f. Vgl. Brunn, K. G. II 408.

3) Martial. IX 6

Pferd einſchließt.“[1] Er beſchließt die Aufzählung ſeiner Geräthe mit der Bemerkung, daß alle ſchwerwichtig ſeien. Nächſt den Silberarbeiten waren auch Broncearbeiten ein Gegenſtand der Leidenſchaft der Sammler, vor allem aus korinthiſcher Bronce, deren Miſchung ein angeblich verlorenes Geheimniß war. Nichts deſto weniger gab es Künſtler, die Arbeiten in dieſem Material lieferten und wahrſcheinlich oft genug die Kenner betrogen, obwol dieſe die ächten unter anderm am Geruch erkennen wollten.[2]

Kunſtwerke, die berühmten Perſonen gehört hatten, beſonders geſchätzt.

Ohne Zweifel iſt es kein Zufall, daß bei Erwähnungen damaliger Kunſtſammlungen Aeußerlichkeiten wie Alterthum, Seltenheit, koſtbares Material ſo oft betont werden, ſondern gewiß legte ein großer Theil der Sammler auf dieſe ihnen verſtändlichſten Eigenſchaften der Kunſtwerke den Hauptwerth. Auch das hiſtoriſche Intereſſe dürfte bei den Kunſtſammlungen vielfach mit im Spiel geweſen ſein. Wurden doch überhaupt Gegenſtände, die im Beſitz berühmter Perſonen geweſen waren, ſehr geſucht und hoch bezahlt: die irdene Lampe des Epiktet mit 3000 Drachmen, der Stock des Peregrinus Proteus mit einem Talent.[3] Der Werth des Diamanten, den die ſchöne jüdiſche Fürſtin Berenice von ihrem Bruder Agrippa II. zum Geſchenk erhalten hatte, war dadurch geſtiegen, daß ſie ihn am Finger getragen.[4] Den gezwungenen Käufern bei einer von Caligula veranſtalteten Auction kaiſerlicher Kleinodien wurde es bei den Kaufpreiſen angerechnet, daß die Stücke Germanicus oder Agrippina, Antonius oder Auguſt gehört hatten.[5] An den Tafeln reicher Häuſer mußten die Gäſte ſich nicht bloß von der Schwere des Silbergeſchirrs durch Aufheben überzeugen, ſondern auch die ausführliche Geſchichte jedes Stücks anhören.[6] Juvenal ſchildert einen Schiffbruch, bei dem unter anderm ciſelirte Silbergefäße über Bord geworfen werden, die Philipp von Macedonien im Gebrauch gehabt haben ſollte.[7] Caracalla beſaß Waffen und Trinkgeſchirre, deren ſich der von ihm leidenſchaftlich verehrte Alexander der Große bedient hatte.[8] Martial, der erforder-

1) Petron. c. 52. Gemeint iſt der Kindermord der Medea und die Kuh der Paſiphae.

2) Marquardt, Hdb. V 2, 280. Vgl. Kunſtſ. d. R. 39 f.

3) Lucian. adv. indoct. 13 sq. 4) Juv. VI 156. 5) Dio LIX 21.

6) Lucian. Saturn. 3, 33. 7) Juv. XII 46. 8) Dio LXXVII 7.

lichen Falls ſelbſt ſolche Reliquien wie ein Brett des Argonautenſchiffs mit achtungsvollem Staunen zu betrachten verſtand,[1] fand es doch unerträglich bei Tiſch die „verräucherten Stammbäume" der vorgeſetzten Silberbecher anhören zu müſſen, die bis auf Neſtor, Achill und Dido als erſte Beſitzer zurückgeführt wurden.[2] Aber auch bei Gemälden und Sculpturen mußten ſich die Beſchauer vermuthlich nicht ſelten deren frühere Schickſale erzählen laſſen: der kleine Hercules des Lyſippos in der Sammlung des Nonius Vindex ſollte Alexander dem Großen, Hannibal und Sulla gehört haben.[3]

Ansprüche der Sammler auf Kennerſchaft.

Die Sammler werden auch am meiſten auf Kennerſchaft Anſpruch gemacht haben, ſelbſt Trimalchio erklärt, daß er die ſeinige für kein Geld verkaufe. Doch wie zu allen Zeiten war die Prätention der Kennerſchaft häufiger als dieſe ſelbſt. Dionys von Halikarnaß, der mehr von Kunſt verſtand als die meiſten Römer, ſcheint es nur Künſtlern, und auch dieſen nur nach langer Uebung zugetraut zu haben, die Urheber namenloſer Werke zu beſtimmen und Copien von Originalen zu unterſcheiden:[4] doch nach Statius verſtand ſich auch Nonius Vindex wie Niemand anders auf das erſte.[5] Damaſippus hatte ſich, wie Horaz ihn ſagen läßt, darauf gelegt, die ächte korinthiſche Bronce zu erkennen, zu beurtheilen, ob etwas plump gemeißelt oder hart gegoſſen ſei, den Preis einer Statue zu beſtimmen:[6] er charakteriſirt ſich auch durch dies letztere als Kenner, denn ſicherlich liebten es dieſe auch damals wie gegenwärtig ihr Sachverſtändniß durch Taxiren von Kunſtwerken zu bekunden.[7] Zahlreicher als die Kenner waren natürlich die Liebhaber und Enthuſiaſten, die öfter erwähnt und vom ſtoiſchen wie vom ſtreng römiſchen Standpunkt für Narren erklärt werden.[8] Schon dem Marcellus war es von den Gegnern griechiſcher Bildung zum Vorwurf gemacht worden, daß er durch die Beute des ſyracuſiſchen Triumphs ſeine Landsleute verführt habe, die Zeit mit geiſtreichem

1) Martial. VII 19. 2) Id. VIII 6. 3) Stat. Silv. IV 6.
4) Dionys. de vi Demosth. c. 50 p. 1108. De Dinarcho c. 7 p. 644.
5) Stat. Silv. IV 6, 29.
6) Horat. S. II 3, 20—23.
7) Detmold, Kunſt in drei Stunden ein Kunſtkenner zu werden.
8) Cic. Paradox. 5, 2 Horat S. II 7, 95. Seneca epp. 115, 8.

Kunstgeschwätz zu verderben.[1] Bei Sclaven (besonders vermuthlich griechischen) scheint es nicht selten vorgekommen zu sein, daß sie über der Betrachtung der so überreichen, allgemein zugänglichen Kunstwerke Roms ihre Pflicht versäumten: denn bei Erörterung der Fehler von Sclaven, welche der Verkäufer anzugeben verpflichtet ist, führt der Jurist Venulejus als geistige Fehler neben der Sucht des Schauspielbesuchs und der Lügenhaftigkeit auch die eifrige Betrachtung von Gemälden auf.[2]

Mangel an wahrem Kunstsinn.

Eine Verbreitung wahren Kunstsinns beweisen also die massenhaften Kunstsammlungen der Römer ebenso wenig, als die kolossale Verwendung der Kunst zu dekorativen und monumentalen Zwecken. Auch das Anhäufen alter Kunstwerke war eben nur eine Aeußerung der römischen Prachtliebe, die bei aller Großartigkeit immer etwas Barbarisches behielt; die Herren der Welt wollten womöglich alles Köstliche, was es auf der Welt gab, besitzen und genießen, von allem umgeben sein, was dem Leben Pracht und Glanz verleihen konnte. Deshalb schleppten sie auch die gepriesenen Werke aller bildenden Künste nach Rom, aber mehr als äußerlich vermochten sie sich diese Schätze nicht anzueignen. Gerade die Häufung der Eindrücke war, wie Plinius richtig erkannte, zugleich eine Abstumpfung, zumal da in dem rastlosen Drängen und Treiben Roms die zur Kunstbetrachtung unerläßliche Ruhe und Stille fehlte.[3] Zur Vertiefung in Kunstwerke fanden dort die Wenigsten auch nur die Zeit, den Meisten genügte eine flüchtige und oberflächliche Kenntnißnahme. Tacitus sagt um die Gleichgültigkeit gegen die Poesie zu charakterisiren: wer einen bewunderten Dichter einmal gesehn, sei befriedigt und gehe weiter, als wenn er eine Statue oder ein Gemälde gesehn hätte.[4]

Keine Spur von Interesse und Verständniß für Kunst in der römischen —

Daß in der That trotz aller alten und neuen Kunstpracht Roms und des römischen Reichs die bildende Kunst einen Einfluß auf die römische Gesammtbildung niemals gewonnen hat, dafür liefert die römische Litteratur, als Ganzes betrachtet, einen vollgültigen und

1) Plutarch. Marcell. c. 21.

2) Digg. XXI 1, 65.

3) Plin. H. N. XXXVI 27: Romae quidem multitudo operum etiam oblitteratio [est] ac magis etc.

4) Tac. Dial. c. 10.

unwiderleglichen Beweis. Von einer so großen Zahl von Dichtern und Schriftstellern verschiedener Zeitalter, die großentheils auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit standen, und uns als vollberechtigte Repräsentanten derselben gelten dürfen, verräth kaum einer Interesse und Verständniß der bildenden Kunst. In dieser so vielartigen über einen Zeitraum von Jahrhunderten sich erstreckenden Litteratur, die alle bedeutenden Richtungen und Interessen berührt, die in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten ganz besonders der Betrachtung der Gegenwart zugewandt ist, und auch deren geistige Zustände lobend und tadelnd vielfach erörtert, findet sich keine Spur von Verständniß für das wahre Wesen der Kunst, und keine Aeußerung einer wahren Ergriffenheit durch die Herrlichkeit ihrer Werke. Wo immer von ihr gesprochen wird, da geschieht es entweder geradezu mit Unverstand und Geringschätzung oder doch ohne Antheil und Wärme. Wie vielen einzelnen Römern es auch gelungen sein mag in das Wesen der griechischen Kunst einzudringen, der römischen Kultur im Großen und Ganzen ist sie immer fern und fremd geblieben.[1]

— zahlreiche Zeugnisse für beides in der griechischen Litteratur.

Wenn noch ein Zweifel darüber bestehn könnte, ob der Gesammteindruck der römischen Litteratur einen gültigen Schluß auf den Mangel des Kunstsinns bei den Römern gestattet, so würde er durch eine Vergleichung mit der gleichzeitigen griechischen Litteratur gehoben werden: denn das Interesse und Verständniß, das wir dort vermissen, tritt eben hier vielfach und unzweideutig hervor, und es zeigt sich, wie gesagt, daß auf diesem Gebiet der Gegensatz griechischer und römischer Bildung unausgeglichen fortbestand.

Während Tacitus eine oberflächliche und flüchtige Kenntnißnahme am besten zu bezeichnen glaubte, wenn er sie mit dem Beschauen

---

1) Der Beweis, den ich für diese Behauptung in meiner Schrift Ueber den Kunstsinn der Römer in der Kaiserzeit 1852 gegeben habe, ist angefochten worden von K. F. Hermann Ueber den Kunstsinn der Römer und deren Stellung in der Geschichte der alten Kunst 1856; doch in meiner Recension dieser Schrift (N. Jahrbb. f. Philol. LXXIII 391 ff.) hoffe ich gezeigt zu haben, daß H. (außer einigen für die Hauptsache unerheblichen Nachträgen und Berichtigungen) durchaus nichts beigebracht hat, um mich wirklich zu widerlegen.

von Kunſtwerken verglich, beklagt Plutarch, daß die „Meiſten" Vertiefungen in Kunſtbetrachtungen für wichtiger hielten als eine Einkehr in ihr eigenes Innere. „Die Meiſten glauben, wie Arceſilaus ſagte, man müſſe Gedichte, Gemälde und Statuen genau betrachten, und alle ihre Einzelheiten im Geiſt und mit den Augen durchgehn, ihr eignes Leben aber, das viele keineswegs unerfreuliche Betrachtungen bietet, laſſen ſie unbeachtet."[1] Während alle Bemerkungen des Dionys von Halikarnaß über Malerei und Sculptur ein ſelbſtändiges Urtheil verrathen,[2] ſprechen die römiſchen Schriftſteller über Beredſamkeit in ihren Vergleichungen der redenden und bildenden Künſte offenbar nur fremde aus Büchern geſchöpfte Urtheile nach, und ſelbſt der geſchmackvolle und feingebildete Quintilian verräth gelegentlich ſeine Unſicherheit auf dieſem Gebiet. Seine Bemerkung, Naturanlage vermöge viel ohne Ausbildung, dieſe dagegen nichts ohne jene, verdeutlicht er durch folgende Vergleichung: wenn Praxiteles verſucht hätte eine Statue aus einem Mühlſtein auszuhauen, würde ich einen rohen pariſchen Marmorblock vorziehn; hätte aber der Künſtler ein Werk aus dieſem vollendet, ſo würde deſſen Werth mehr in ſeiner Arbeit als in dem Marmor liegen.[3] Ihm erſchien alſo ein gutes Material werthvoller, als ein von einem großen Künſtler in einem ſchlechten abbozziertes Werk. Ein ſpäterer griechiſcher Geſchichtsſchreiber Memnon beſchreibt in der Geſchichte ſeiner Vaterſtadt Heraclea am Pontus ausführlich die Attribute einer durch Aurelius Cotta von dort fortgeſchleppten Heraklesſtatue (Keule, Löwenfell, Bogen und Köcher), „deren Darſtellung in Bezug auf ſchöne Verhältniſſe, Anmuth und techniſche Ausführung hinter keiner der geprieſenen Arbeiten zurückſtand."[4] Mit ſo viel Liebe würde ſchwerlich ein römiſcher Geſchichtsſchreiber einen ſolchen Gegenſtand ſelbſt in der eingehendſten Erzählung geſchildert haben. Bei der Erzählung des neroniſchen Brandes erwähnt Tacitus den Untergang zahlloſer griechiſcher Meiſterwerke

1) Plutarch. de Tranquill. animi c. 9 p. 470.

2) Dissertatio qua nonnulla scriptorum Graecor. de artibus — judicia recensentur. Programm. Acad. Alb. 1866 IV.

3) Quintilian. II 19, 3.

4) Memnon XVI 52. Mueller fr. hist. Gr. III 554.

mit zwei Worten; Sueton gar nicht. Und wenn Herodian den jungen Elagabal nach seiner Schönheit, Jugendblüthe und Formenweichheit mit den schönen Statuen des jugendlichen Dionysus vergleicht,[1] so fühlt man wol, daß es kein Zufall ist, wenn wir eine solche Vergleichung bei keinem römischen Historiker lesen. Die trocknen, magern und äußerlichen Notizen des Pausanias über Kunstwerke lassen allerdings Liebe und Verständniß für Kunst nicht erkennen,[2] und auch die erkünstelte Begeisterung in den Kunstbeschreibungen der Philostrate beweist nichts für den Kunstsinn der Verfasser. Kunstwerke wie Naturscenen gehörten eben zu den Gegenständen, in deren Darstellung die Stilkünstler ihre Virtuosität gern zur Schau stellten; nicht an sich, sondern nur in so fern sie ein Substrat zur Entfaltung dieser Virtuosität bot, erregte die Kunst wie die Natur das Interesse der Sophisten, der römischen wie der griechischen; von den Kunst- und Naturbeschreibungen des Apulejus gilt ganz dasselbe wie von denen seiner griechischen Vorbilder.[3] Wie verschieden klingt von dieser mühsam erkünstelten Ueberschwenglichkeit die Sprache warmer Empfindung, die der überwältigende Eindruck der olympischen Zeusstatue dem Dio von Prusa eingab. Selbst vernunftlose Kreaturen, sagt er, müßte dieser Anblick erschüttern, und ein Mensch, der noch so mühselig und beladen wäre, müßte, wenn er diesem Bilde gegenüberstände, alles vergessen, was im Menschenleben Schweres und Schreckliches zu leiden ist: so viel Licht und so viel Lieblichkeit hat ihm die Kunst geliehn.[4] In der Rechenschaft über dieses Zeusideal, die er dem Phidias in den Mund legt, „dem weisen und wunderbaren (dämonischen) Künstler des ehrwürdigen und ganz herrlichen Werks," dem Freunde und Genossen des Pericles — spricht sich ein hoher Begriff von der Bedeutung und dem Darstellungsvermögen der bildenden Kunst aus, mit dem sich eine vielfach treffende und geistvolle Beurtheilung des Unterschieds zwischen ihr und der Poesie

1) Herodian. V 3.

2) Pfundner, d. Reisebeschreibers P. Lebens- und Glaubensanschauung, Programm d. Kneiphöf. Gymnas. Königsberg 1868 S. 7 f.

3) Kretschmann, De latinitate Apuleji p. 8.

4) Dio Chr. or. XII p. 209 M.

verbindet.[1] Lucian endlich zeigt von allen antiken Schriftstellern die umfassendste Kenntniß und das eindringendste Verständniß der Kunst; sein Urtheil ist überall ein selbständiges, sein Geschmack an den besten Mustern gebildet, sein Talent, Kunstwerke mit wenigen Zügen zu charakterisiren, oder ihren Eindruck in schwungvoller Schilderung wiederzugeben, ein (wie namentlich seine Beschreibung der knidischen Aphrodite des Praxiteles zeigt) nicht gewöhnliches.[2] Uebrigens war auch Lucians Interesse so gut wie ausschließlich der Blüthezeit der griechischen Kunst zugewendet: je feiner gebildet sein Auge war, desto weniger konnte ihm neben ihren Werken alles, was die spätern Jahrhunderte hervorgebracht hatten, der Beachtung werth erscheinen.

Die gleichzeitige Kunst in beiden Litteraturen wenig berücksichtigt.

Wenn also in der griechischen Litteratur der Kaiserzeit die gleichzeitige Kunst ebenso geringe Berücksichtigung findet als in der römischen, so beruht dieselbe Erscheinung hier und dort auf entgegengesetzten Ursachen. Mit dem großen Maße gemessen, das der wahre Kunstsinn der Griechen anlegte, konnte ihr Werth leicht unterschätzt werden: den Römern, welche die innere selbständige Bedeutung der Kunst überhaupt nicht verstanden, war sie nur ein Mittel zur Verfeinerung des Lebensgenusses und zur Verewigung des Gedächtnisses von Personen und Thaten, neben andern Mitteln, welche ihnen diesen wie jenen Zweck in ebenso vollkommner Weise erfüllten. Wäre nur die Litteratur beider Sprachen aus jener Zeit erhalten, wie wir sie jetzt besitzen: wir würden weder ahnen, was die bildende Kunst damals noch zu leisten vermochte, noch in welch erstaunlichem Grade das Bedürfniß künstlerischen Schmucks und monumentaler Darstellung alle Schichten der Gesellschaft erfüllte, wie riesenhaft die dadurch ins Leben gerufene Thätigkeit der Malerei und Sculptur in der ganzen römischen Welt war. Wie reich war doch die Kultur, die

---

1) Id. p. 210 M. sqq. Es zeigt sich hier, daß Ausdrücke wie *τὸ χειρωνακτικὸν καὶ δημιουργικόν* (p. 214 M. 218 M.), die Phidias von sich selbst braucht, keineswegs Geringschätzung ausdrücken.

2) Lucian. Amores 13 sqq. Vgl. überhaupt Blümner Archäolog. Studien zu Lucian (1867) besonders S. 46—52.

ſich gewöhnt hatte über die Leiſtungen der Künſte in einem Umfange zu verfügen, den die heutige Welt kaum zu faſſen vermag, ihr Aufgaben als alltägliche zu ſtellen, deren Löſung gegenwärtig überhaupt unmöglich ſein würde; die Kultur, welche Schätze, deren Unermeßlichkeit uns beſchämt und mit Staunen erfüllt, zu den geringſten ihrer Beſitzthümer zählte, und ſorglos mit vollen Händen ausſtreute.

Anhang zum zweiten Abſchnitt.

1. Marmor und Bronce als Statuenmaterial.

Die Wahl zwiſchen den beiden gewöhnlichſten Materialen für Statuen, beſonders Ehrenſtatuen, der Bronce und dem Marmor (von denen jedes natürlich mehrere auch im Preiſe verſchiedene Sorten hatte — vgl. oben S. 175, 5) dürfte ſich meiſt nach der größern Leichtigkeit der Beſchaffung, beziehentlich dem geringern Preiſe des einen oder des andern entſchieden haben. Daß Herodes Atticus nur marmorne Statuen von ſeinen verſtorbenen Pflegeſöhnen aufſtellte (oben S. 174 f.), war in Attica natürlich. Dio von Pruſa ſpricht in der Rhodiſchen Rede immer nur von broncenen Ehrenſtatuen, als wenn es in Rhodus und ſelbſt anderwärts in Griechenland andere gar nicht gegeben hätte: or. 31 p. 313 M. 340. 343 (von Athen, Byzanz, Lacedämon, Mytilene: *ἀλλ᾽ ὅμως ὅταν δόξῃ τινὰ στῆσαι χαλκοῦν, ἱστᾶσι κτλ.*) 344 f. 346 (Athen): was ſich wenigſtens zum Theil wol aus der Nähe der Gruben von Kypros und der Leichtigkeit des Transports von dort erklärt. Aber auch ſonſt ſcheinen allerdings die Schriftſteller bei Erwähnung von Ehrenſtatuen ganz vorzugsweiſe an Bronce zu denken. Horat. S. II 3, 183: laetus ut in circo spatiere et aeneus ut stes. Apulej. Florida III 16 f.: Quid igitur superest ad statuae meae honorem, nisi aeris pretium, artificis ministerium? quae mihi ne in mediocribus unquam civitatibus defuere, ne ut Carthagine desint etc. Ammian. Marc. XIV 6, 8: Ex his quidam aeternitati se commendari posse per statuas existimantes, eas ardenter adfectant, quasi plus praemii ex figmentis aereis sensu carentibus adepturi, quam ex conscientia honeste recteque factorum: easque auro curant imbracteari etc. Das Breviarium des Zacharias nennt nur die 3785

signa aenea aliorumque ducum; doch wenigſtens die auf dem Forum des Auguſt ſtehenden waren marmorne: V. Alex. Sev. c. 27. Allem Anſchein nach wurden auch oft denſelben Perſonen marmorne und broncene Statuen zugleich errichtet, und beide möchten bei der üblichſten Ausführungsweiſe etwa im Preiſe und in der Schätzung gleich geſtanden haben: ſo wohl in Rom, wo z. B. Claudius von den ihm zuerkannten Ehren nur eine Büſte von Silber und zwei Statuen von Bronce und Marmor annahm (Dio LX 5), als anderwärts; vgl. das Teſtament von Langres oben S. 175, 5 und die unten anzuführenden Inſchriften von Teos CIG 3085 und Smyrna 3185. Auch gegenwärtig können Statuen aus Bronce und Marmor zu ungefähr gleichen Preiſen hergeſtellt werden. Nach den Angaben des Bildhauers Herrn Rudolf Siemering ſind für eine Statue von 6 Fuß Höhe die Preiſe des Materials etwa folgende:

Bronce	286 Thlr.
Tiroler Marmor	240 =
Carrariſcher Marmor, 2. Sorte	240 =
= = 1. =	450—500 Thlr. (ſelbſt 560 Thlr., wenn er ſehr klar iſt).

Der Transport des Tiroler Marmors bis Berlin koſtet etwa 80 Thlr.

Auf Inſchriften wird das Material der Statuen ſehr ſelten angegeben, dennoch lohnt es vielleicht eine vollſtändige Sammlung zu machen, ich habe nur einzelne notiert.

Εἰκὼν χαλκῆ CIG II 2376 (Paros) 2486. 2488 (Astypalaea) 3185 (Smyrna). *Εἰκὼν μαρμαρίνη* Ib. 2377 (Paros). *Εἰκών λαϊνέη = ἀνδριάς* 2383. 2384 (Paros) 3085 (Teos: *εἰκόνι χαλκῇ καὶ ἀγάλματι μαρμαρίνῳ καὶ εἰκόνι χρυσῇ*). 3524 (Cyme: *ὀντέθην δὲ αὖτω καὶ εἰκόνας γράπταν τε ἐν ὅπλῳ ἐπιχρύσῳ καὶ χαλκέαν, καττὰ αὐτὰ δὲ μαρμαρίναν καὶ χρυσέαν ἐν τῷ γυμνασίῳ*).

Statua aenea Herzog Gall. Narb. App. 554. (Cularo).

Statuae aereae duae CIL II 1459 sq. (Ostippo—Baetica).

Statua marmorea Bull. d. I. 1866 p. 250 (Castel di Sangro) CIL II 4020 (Tarraconensis—inter Saguntum et Dertosam).

- - equestris CIL II 1972 (Malaca).

Aus Silber und Gold waren in der Regel außer Götterbildern nur Kaiſerſtatuen (Preller, Röm. Mythol. 213, 2. Sueton. Vespasian. c. 23. Dio LXXVIII 12. Victor Caess. 40, 28); doch auch andere, z. B. Plin. epp. IV 7, 1 (oben S. 174, 4) und CIG 3085, 3524.

2. Preise von Statuen.

Von den griechischen Preisangaben für plastische Werke würde die älteste mir bekannte das von U. Köhler in den Annali d. Inst. 1865 p. 325 mitgetheilte attische Inschriftfragment sein, falls seine Ansicht richtig ist, daß es sich auf denselben Gegenstand bezieht wie das Fragment p. 315 f. mit dem Datum Ol. 89, 4 = 421. Es werden darin die Kosten für Material, Arbeit und Aufstellung von zwei Statuen (ἀγάλματε) — doch wol aus Bronce — specificirt, nebst allem Zubehör, als Gerüste und Postament. Der Gesammtbetrag ist 5 Talente 3310 Drachmen = 8726 Thlr. Das Talent (= 52,39 Zollpfund) Kupfer hatte 35 Drachmen = 9 Thl. 5 Sgr.; das Talent Zinn 230 Dr. = 60 Thlr. 8 Sgr. gekostet*). Zu einer wie es scheint aus Blättern bestehenden Ornamentirung (ἄνθεμον) unter oder an dem Schilde (ὑ[πὸ]? τὴν ἀσπίδα) einer der beiden Figuren waren von letzterm Metall 1½ Talent und 23½ Mine = 98,7 Zollpfund verwendet worden. Die Vergleichung mit den sogleich anzuführenden antiken Preisen ergibt, daß diese Statuen jedenfalls kolossale, vielleicht auch durch Material und Kunst der Ausführung besonders kostbare waren. Bei der über 8 Fuß hohen Broncestatue Kants von Rauch in Königsberg waren die Ausgaben folgende. An Rauch für das Modell: 2000 Thlr. Für den Erzguß: etwa 3500. Für das (sehr hohe) Postament aus poliertem Granit: etwa 4000. Transport: etwa 180. Gitter, andere Bauten Verwaltungskosten: etwa 2000. Im ganzen: etwa 12,000 Thlr.

In der Kostenrechnung für den Fries des Poliastempels aus Ol. 93 (Böckh, Staatshaushalt I² 150) ist der Betrag für die einzelne Figur ohne anderes Beiwerk: 60 Dr. = 15 Thlr. 21½ Sgr. (für einen Mann zu Pferde 120, für einen Wagen mit 2 Pferden und einem Jüngling 240 Dr., für eine Frau mit einem Kinde 80 Dr.). Die Figuren sind 0,6 M. hoch, vorn sehr fein ausgeführt, hinten flach gelassen. Die Niedrigkeit der angegebenen Summen macht unzweifelhaft, daß damit nur die Arbeit, nicht auch das Material bezahlt wurde.

Von Diogenes wird die Aeußerung berichtet (Diog. La. VI 2, 35), daß die kostbarsten Dinge für die geringsten Preise verkauft würden und umgekehrt: eine Statue für 3000 Drachmen (786 Thlr.), eine Metze

*) Gegenwärtig kostet Paschkofftupfer 1 Ctnr. 42—48 Thlr., schwedisches Kupfer 1 Ctnr. 27 Thlr., Bancazinn 1 Ctnr. 40—52 Thlr.

Mehl für zwei Kupferpfennige (4 Pf. pr.). Selbſtverſtändlich iſt hier eine Ehrenſtatue gemeint, und des Gegenſatzes halber der Preis wol eher über als unter dem durchſchnittlichen angegeben. Wenn alſo die Bewohner der Euböiſchen Stadt Oreus dem Demoſthenes ein broncenes Bildniß (χαλκῆν εἰκόνα, ohne Zweifel eine Statue) zu errichten verſprachen, falls er ihnen ihre Schuld von einem Talent (1572 Thlr.) erlaſſen wolle (Aeschin. in Ctesiphont. p. 495 sq. Köhler, Geſ. Schr. VI 346): ſo würden ſie die Hälfte der zu entrichtenden Summe erſpart haben.

Wenn nun Dio von Pruſa in ſeiner Rhodiſchen Rede, wo ausſchließlich von broncenen Ehrenſtatuen die Rede iſt (vgl. oben S. 222), ſagt, man könne für 1000 oder ſelbſt 500 Drachmen (262—131 Thlr.) Statuen errichten (Dio or. XXXI p. 597 R.): ſo ſind hier allerdings offenbar möglichſt niedrige, aber doch ſchwerlich unmögliche Preiſe angegeben. In der That entfernt ſich der niedrigſte Preis, den wir aus den Inſchriften römiſcher Statuen der Kaiſerzeit kennen (3000 Seſt. = 217 1/2 Thlr.), nicht weit von der Mitte zwiſchen den beiden von Dio genannten Summen. Die große Differenz zwiſchen dieſem und dem von Diogenes angegebenen Preiſe erklärt ſich ohne Zweifel nicht aus einer Steigerung des Geldwerths, ſondern hauptſächlich aus der fabrikartigen Herſtellung und ſchablonenmäßigen Ausführung der gewöhnlichen Dekorations- und Ehrenſtatuen in der Kaiſerzeit. Auch Anſätze auf einer Rechnung über die für Schauſpiele aufgewandten Koſten zu Aphrodiſias (CIG II 2758) ſtimmen mit den ſonſtigen Preisangaben aus der Kaiſerzeit. Dort ſteht zweimal *ἀνδριάντος—δην. α*, einmal *ἀγαλματοποιοῖς—δην.[α,]φ.* (1000 Denar = 4000 Seſt.; 1500 = 6000).

Ich laſſe nun die mir bekannten römiſchen Inſchriften auf Poſtamenten von Ehrenſtatuen folgen. Die (nur von Renier in den Inscr. de l'Algérie angegebene) Höhe des Poſtaments läßt vielleicht eine Muthmaßung auf die Höhe der Statue zu.

Die einzigen Preiſe unter 3000 S. ſind die von zwei Genien, unter denen man ſich alſo wol kleine Figuren zu denken haben wird. CIL II 1163 (Hispalis, basis marmorea parva): Genium Baetis, sig[num aere]um L. Julius . . . . . de salario suo annuo ex denariis LXII cum base d. d. d. Ib. 2006 (Nescania, Baetica): Genio municipi Nescaniensis L. Postumius Stico Nescaniensis signum cairae (aereum?) pecunia sua ex HS ∞ n. fieri et Nescaniae in foro poni jussit; quot donum ut

consummari posset, M. Comelius Niger. Nesc(aniensis) h(eres) ejus adjectis de suo ad impensas operis HS C. n. (CC. n.?) dedicavit. Die niedrigen Preiſe von 1200 S. (87 Thlr.) und vollends 248 S. (17 Thlr.) wurden vielleicht auch durch fabrikmäßige Herſtellung in den Werkſtätten von geniarii möglich.

Ungewiß iſt der Preis in der Inſchrift zu Arunda (Baetica) CIL II 1359: L. Junio L. f. Quir. Juniano II vir. II, qui testamento suo caverat, sepulcrum sibi fieri ad ✕ ∞ CC. Et voluntati patroni cum obtemperaturus esset L. Julius Auctinus lib. et heres ejus, petitus ab ordine Arund., ut potius statuas tam Juniani quam (filii) ejus Galli in foro poneret, quam(qua)m sumptu majore adgravari (se sensit, h)onestum et necessarium (duxit, vo)luntati ordinis obsecun(dando pare)re. Da die beiden Statuen mehr koſteten als 1200 Denar = 4800 S., ſo kann jede 3000 oder darüber gekoſtet haben.

Bei den folgenden Preisangaben ſetze ich diejenigen Inſchriften, wo das Monument nicht ausdrücklich als Statue bezeichnet iſt, in Parentheſe.

3000—4000 S. (217 1/2—290 Thlr.)

Renier Inscr. de l'Alg. (Diana): - - duumvir sign. quod II mil. n. promiser., adjectis HS I n. sua pecunia fecit etc. Baſisfragment 0,47 m. hoch, unten 0,55 m. breit.

[Renier 62 (Lambaese): genio leg. III p. v. pro salute impp. (Severi et Caracallae) NN signifer ex HS III mil. n. de s. posuit. Halbcylindriſche Baſis 1,25 m. hoch; 0,48 m. Durchmeſſer.]

[CIL II 1934 (Lacippo? [Alechipe] Baetica): Fortunae Aug. sacrum. C. Marcius December ob honorem seviratus sui ex X DCCL, remissis sibi ab ordine X D, de sua pecunia d. d. Die erlaſſene Summe war das geſetzliche Antrittsgeld, 750 Denar ſind 3000 S.]

CIL II 2150. (Jetzt Bujalause, Baetica): C. Pomponio Quir. Marcello II vir. - - heredes statuam, quam is testamento ex HS III CC sibi poni jussit, adjectis HS II (posuerunt).

[Mommsen Inscr. Helv. 144 = Orelli 350 sq. (Eburodunum) Fragment: . . ex HS n. IIII . . Julius heres . . (p)onend. cura(vit et) dedic. adjectis HS n. CC ad . .]

Renier 2529 = Henzen 6592 (Cuicul): Imp. Caes. M. Aurelio Antonino Aug. (p. C. 169) - - NN. equo (p. ab i)mp. exornatus fl. pp. — omnibusque honoribus in quinque coloniis functus statuam quam

ex HS III n. liberalitate sua promisit, ampliata pecunia in basilica Julia quam a solo pecunia sua exstruxit, posuit idemque dedicavit. Baſis 1,20 m. hoch, 0,80 m. breit.

Renier 2530 (ibid.): Divo Vero fratri Caes. M. Aureli Anto(nini) u. ſ. w. wie oben. Baſis 1,40 m. hoch, 0,80 m. breit.

4000—5000 S. (290—360½ Thlr.)

[Mommsen IRN 5166 = Orelli 842 (Limosani inter Tereventum [Trivento] et Campobassum in ponte Biferni): — T. Aelio Hadriano Antonino Aug. Pio — NN. ob honor. quinquen. de HS IIII m. n. ex d. d. cujus dedicat. epulum dedit etc. (p. Chr. 140).]

[Renier 1719 (Diana): Victoriae Augustorum sac. — ex testamento NN. fl. p. p. ex HS IIII m. n. Altar 0,88 m. hoch, 0,61 m. breit.]

Guérin Voyage dans la régence de Tunis II p. 145 n. 371 (Agbia) l. 7: — statuam genii curiae ex HS IIII m. n. in curia posuit.

CIL II 1936 (Lacippo? Baetica): C. Marcio Cephaloni res p. ex X ∞, quos caverat ob honorem flamoni, perceptis ab heredib. ponendam decrevit etc.

Ibid. 1425 cf. Add. p. 701. (Sabora, Baetica): Victoriam Aug. NN. testamento fieri ponique jussit ex HS IIII. Huic dono NN her(es) XX non deduxit et? alia? HS. VI de? suo? dedit?

Renier 1428 (Verecunda): J. O. M. conservatori imp. Caes. (Caracallae p. Chr. 212) — NN. fl. pp. ob honore(m) flamoni perpetui — quod ex HS IIII n. promiserat, ampliata summa faciendam dedicandamque curavit. Baſis 1,35 m. hoch, 0,60 m. breit.

Id. 1429 (Ibidem): Junoni Concordiae Augustae etc. — quod NN. — ex HS. IIII (m. n.) promiserat — ejus frater et — filius ejus ampliata summa faciend. dedicandamque curaverunt. Aehnliche Baſis.

Id. 1727 (Diana): (V)ictoriae Parthic. (I)imp. Caesarum (Severi et Caracallae) — NN. aed. duumvir (?) ob honorem duumviratus quam ex (I)III mil. n. pollicitus (er)at, ampliata pecunia — dedit idemque dedicavit (p. C. 198). Baſis 1 m. hoch, 0,65 m. breit.

5000—6000 S. (362½—435 Thlr.)

Renier 1529 (Thamugas): (S)oli Aug. sacr. NN. Augus(ta)lis conlato (in) se a sanctissi(m)o ordine ho(no)re ornamen(tor)um decurio(nat)us statuam, (qua)m ex HS IIII pro(misi)t, ex HS V posu(it) (id)emque d. d. d. Altar 1,20 m. hoch, 0,60 m. breit.

Renier 1744 (Diana): Mercurio Aug. sacrum — NN. q. aedil. II viru(?) statuam quam ob honorem ex HS V mil. pollicitus est, posuit, inlatis reip. legitimis honorum summis et at fori stratura(m) cub. X idemque dedicavit. Altar 1,17 m. hoch, 0,75 m. breit.

Renier 73 (Lambaese): M. Aurelio An(toni)no (i. e. Caracallae) NN. — ob honorem flamoni perpetui in se conlati pollicitus ex HS V n. ampliata pecunia posuit et d. d., praeter(ea?) HS XII n. honoraria summa et eo amplius HS VIII n. r. p. inlatis etc. Baſis 1,10 m. hoch, 0,70 m. breit.

Guérin II 145 n. 371 Agbia l. 15. — statuam Fortunae (l. 16) cum ex HS V m. promisisset, ampliata d. s. p. l. d. (?)

[Mommsen Inscr. Helv. 154 = Orelli 369 (Aventicum): Deae Avent. NN. cur. colon. idemque all. cui incolae Aventicens. prim. omnium ob ejus erga se merita tabulam arg. p(ondo?) L posuere, donum d. s. p. ex HS $\overline{V}$CC. L. d. d. d.]

Id. ib. 138 = Orelli 348 (Eburodunum): Mercurio Aug. NN. nomine suo et fratrum suorum ex HS n̄. $\overline{IIII}$ p. t. i. NN heres ponend. curavit et eo amplius de suo adjecit HS. n. ∞ CCCC. A dextra intuentis: Dona venibunt ad ornamenta ejus et ex stipibus ponentur.

Renier 2758 (Kalama): Quod NN — codicillis suis statuam (Nep)tuni in foro ex HS. V n. poni jussisse(t), id heredes — ex HS VDCXL posuerunt idemque d. Baſis 11,0 m. hoch, 0,55 m. breit.

6000—7000 S. (435—507½ Thlr.)

Henzen 5314 (Rep. in agro Tunetano): (J)uliae Domnae - - Silicius Victor et C. Tadius Fortunatus ob honorem flam. sui perpetui statuam cum base ex HS binis milib. n. legitimis, adjectis tertis ex decreto paganor. pagi Mercurialis etc. Wie es ſcheint, gab hier jeder 3000 S., ſo daß die Statue 6000 koſtete.

[CIL II 1424 (Sabora, Baetica): Jovi Optimo Max. Vibius Lucanus Uro Testamento poni jussit ex HS $\overline{VI}$.]

CIL II 1637 (Iliturgicola oder Ipolcobulcola, Baetica): . . is? Fortuna ex testamento L. Flavi Proculi relicta, per curatorem operis L. Juni . . . . facta ex HS $\overline{VI}$ secundum sententiam NN . . . . . a(rb)i(t)ri (operis et) — (a)rbitrum doni totius. Huic dono XX ab herede [deducta non est]. Ich glaube nach der Analogie der übrigen Inſchriften, daß hier von einer Statue der Fortuna für 6000 S. (die einen Theil des donum bildete) die Rede, die Ergänzung basis Fortunae alſo unzuläſſig iſt.

[Renier 1735 (Diana): Jovi (Vic)tori — NN — ob hon. duumvir. sui praet. leg. ex HS VI mil. n. ded. dedic. Altar 0,82 m. hoch, 0,45 m. breit.]

Id. 1870 = Henzen 7162 (Cirta): Genio populi — NN. Divi M. Antonini statuam quam ob honorem triumviratus promisit, ex HS VI mil. n. sua pecunia posuit etc. Baſis ohne Angabe der Maße.

Id. 2753 (Kalama): Minervae Aug. — NN. ob honorem pontificatus ex HS VI c(entum?) m(inus?) n. faciendam dedicandamque curavit. Ebenſo.

[Id. 2754 = Henzen 7060 (Kalama): Herculi Aug. sacrum NN. IIII vir, anplius ad honorariam sum. cum HS III promisisset, ex HS VI m. p. s. p. idemque dedic. Altar 1,35 m. hoch, 0,73 m. breit.

Id. 3268 (Sitifis): Imp. Caes. (Antonino Pio) — NN. aed. ex HS VI n. quae in ornamentum civitatis ex liberalitate sua ob honorem aed. praeter legitimam summam promiserat, d. d. q. Baſis 1,03 m. hoch, 0,60 m. breit.

Id. 2549 (Cuicul): Victori(ae) Aug. sac. NN. — (statuam q)ua(m ob) honorem auguratus sui (ex) HS VI (m. n.) s(u)per (legit)im(am) promiserat, ampliata pecunia cum (basi) posuit idemque dd. Altar deſſen Maße fehlen.

7000—8000 S. (507½—580 Thlr.)

[CIL II 3390 (Acci, Tarraconensis): Ob honore(m) seviratu(s) ex HS $\overline{\text{VII}}$ de.]

Renier 4259 (Theveste): Mercur. Aug. sacr. NN. ob honorem aed. statuam Mercuri cum suis ornamentis, quam ex HS V promiserat, SNIO IMO (? suo impendio R.) dedicavit, inlatis reip. II HS legitimis, et amplius in pretium statuae impendit HS. II. Baſis 1 m. hoch, 1,24 m. breit.

Renier 2757 = Henzen 5665 et 7050 (Kalama): Neptuno Aug. NN. aedil. IIvir statuam ob honorem IIvir. promissam, HS V n. amplius adjectis (ad legiti)mam s(um)mam, VIICCCXXXX posuit et dedicavit. Baſis 1,20 m. hoch, 0,55 m. breit.

8000 S. (580 Thlr.)

CIL II 2060 (Vallis Siagilis, Baetica): Postumia M. f. Aciliana Baxo poni statuam sibi testamento jussit ex HS VIII m. n.; item ornamenta etc. Vgl. Hübner Hermes I 355.

Guérin II p. 375 n. 531 = Maffei Mus. Veron. 456,5 (Giuf, jetzt Mescherka) l. 6: hanc statuam secu-(7)tus patris exemplum HS VIII milibus n. sua—.

Renier 1430 (Verecunda): Victoriae Germanicae Aug. imp. (Caracallae) NN. ob honorem flamoni p. p. inla(ta) legitima HS II n. et conde-curionibus sportulas duplas (sic) et curiis sing. HS CXX n., statuam quam ex HS VIII promiserat, faciend. dedicandamq. curavit. Sehr ſchöne Baſis 1,25 m. hoch, 0,50 m. breit.

10,000 S. (725 Thlr.)

[Renier 1726 (Diana): Imp. Caes. (Severo) NN. — ob honorem flam. (per)petui praeter leg. HS X mil. n. quae reip. intulit, ex HS X ampliata pecunia dedit idemque de. Baſis 1,10 m. hoch, 0,50 m. breit.]

Id. 1729 (Diana): Divo Commodo fratri imp. (Severi) — NN. fl. p. p. pollicitus ex HS IIII mil. n., inlatis reip. summis honorariis et (?) fl. pp., ex HS X mil. n. ampliata pecunia dedit idemque dedicavit. Baſis 1,25 m. hoch, 0,50 m. breit.

16,000 S. (1160 Thlr.)

Renier 1506 (Thamugas): Fortunae reduci Aug. — NN. statuam quam ob honorem aed. suae praeter legitimam pollicitus est, ex HS XVI n. posuit ludis editis et dedicavit. Baſis 1,27 m. hoch, 0,60 m. breit.

2. Musik.

Zwar haben auch die Römer, wie jedes höher organiſirte Volk, ſeit den älteſten Zeiten Muſik und Geſang gehabt; aber die beſcheidenen Inſtrumente, die ohne Zweifel einfachen Weiſen verſtummten in den Tempeln wie auf den Bühnen vor den reichern und kunſtvollen Klängen griechiſcher Muſik. Gegenüber der aus der Fremde eingeführten, hochentwickelten Kunſt konnte die einheimiſche ſich nicht behaupten, und es war vergeblich, daß die ſtockrömiſche allem Ausländiſchen feindlich geſinnte Partei noch im Jahr 115 v. Chr. ein Verbot aller muſikaliſchen Inſtrumente, mit Ausnahme der italiſchen kurzen Flöte mit wenig Löchern durchſetzte.[1] Eine römiſche Muſik, inſofern damit eine Kunſt im höhern Sinne des Worts gemeint iſt, hat es nie gegeben, ſondern nur eine auf römiſchen Boden verpflanzte griechiſche.

Die römiſche Muſik früh durch die griechiſche verdrängt.

Die Kunſt, die die Römer von den Griechen überkamen, war von der modernen Muſik weſentlich verſchieden, und hatte keineswegs ihre Bedeutung, ſchon wegen ihrer viel geringern Selbſtändigkeit, ihrer entſchiedenen Unterordnung unter die Dichtkunſt, mit der ihr Zuſammenhang ungleich inniger und umfaſſender war als gegenwärtig. Der muſikaliſche Vortrag war für die meiſten Gattungen

Die antike Muſik eng mit der Poeſie verbunden und bei den meiſten Gattungen der Poeſie obligat.

1) Cassiodor. Chron. a. u. 639: His coss. L. Metellus et Cn. Domitius censores artem ludicram ex urbe removerunt praeter Latinum tibicinem cum cantore et ludum talanum (? Mommſen R. G. II 408 f. talarium Hertz, N. Jahrbb. f. Philol. Bd. 93, 582 Atellanum).

der Poeſie ein nothwendiger und unentbehrlicher Beſtandtheil der Kunſtform, auch für ſolche, die nach heutigen Begriffen von der muſikaliſchen Kompoſition ganz ausgeſchloſſen ſind.[1] Es iſt bekannt, daß die antike Tragödie und Komödie weit mehr Aehnlichkeit mit Oper und Singſpiel hatte als mit unſerm recitierenden Schauſpiel. Das römiſche Drama enthielt außer den geſprochnen Theilen Geſangsſcenen, Arien (cantica) und Recitative mit Muſikbegleitung (deverbia).[2] Die ganze lyriſche Poeſie war für muſikaliſchen Vortrag in Begleitung von Saiteninſtrumenten beſtimmt: es waren eben „Geſänge zur Lyra,"[3] und zwar ſcheinen ſie vorzugsweiſe als Chorlieder gedacht, wenn möglich auch von Chören ausgeführt worden zu ſein.[4] Dies gilt nicht bloß von den Oden der griechiſchen Lyriker, wie Anacreon, Sappho, Alcäus, die in der Kaiſerzeit allem Anſchein nach häufig geſungen wurden,[5] ſondern auch von denen des Horaz, er ſelbſt nennt ſie „Worte, die ſich den Saiten geſellen ſollen;"[6] und da ihre Beſtimmung für Geſang mit Inſtrumentalbegleitung unzweifelhaft iſt, dürfen wir auch ohne ausdrückliche Zeugniſſe annehmen, daß ſie geſungen wurden.[7] Und wenn dies auch mit Hendekaſyllaben, wie denen des j. Plinius, unter Begleitung der Lyra und Cither geſchah,[8] ſo wird man von den Hendekaſyllaben des Catull daſſelbe glauben dürfen.[9] Gellius beſchreibt ein Gaſtmahl, das ein

1) Weſtphal, Harmonik und Melopöie der Griechen S. 8 ff.

2) Dziatzko Die deverbia der lateiniſchen Komödie N. Rh. Muſ. 1871 S. 97 ff. Septenarii ad tibiam Cic. Tusc. I 44, 107. Vgl. Eduard a Brunér Quaestiones Terentianae (Helsingfors 1868) p. 22 sq., wo bereits zu den diverbia auch Monologe gerechnet ſind. Vgl. über die Compoſition und Flötenbegleitung der diverbia p. 34 sqq. Dort werden auch p. 29 sqq. Ouverturen als wahrſcheinlich angenommen.

3) Quintilian. I 10, 29.

4) Plin. epp. VII 17: lyrica — chorum et lyram poscunt. Vgl. Gell. XIX 9.

5) O. Jahn, Wie wurden die Oden des Horatius vorgetragen? Hermes II S. 427, 3. Doch bei Plutarch. Qu. conv. VII 8, 2 p. 711 D. ſcheint ſtatt *Σαπφοῦς ἀναδεχομένης* das richtige *ἀναλεγομένης* zu ſein.

6) Horat. C. IV 9, 3. Jahn S. 429. 7) Derſ. S. 433.

8) Plin. epp. VII 4, 9. IV 19, 4.

9) Es kann alſo cantare Catullum Horat. S. I 10, 18 auch buchſtäblich verſtanden werden.

reicher junger aus Kleinaſien gebürtiger Muſikfreund auf dem Lande bei Rom gab. Er beſaß vortreffliche Chöre von Knaben und Mädchen, die nach der Tafel „in lieblicher Weiſe" viele Gedichte von Anacreon und Sappho und anmuthige Liebeselegien neuerer Dichter ſangen und auf der Cither begleiteten.[1] Wenn alſo auch elegiſche Diſtichen wirklich geſungen wurden, ſo iſt der bei demſelben Gaſtmahl ſtattfindende Vortrag von Diſtichen der alten römiſchen Dichter Valerius Aedituus, Porcius Licinus und Q. Catulus durch den Rhetor Julianus ebenfalls als wirklicher Geſang zu denken: nur daß eben der antike weſentlich recitativiſche Geſang ſich der Deklamation mehr oder weniger näherte, daher auch die Ausdrücke „ſingen" und „ſagen" abwechſelnd von demſelben Vortrage gebraucht werden konnten.[2] Die ausdrückliche Nachricht, daß Vergils Idyllen auf dem Theater von Sängern vorgetragen wurden,[3] kann nach all dieſem nicht anders als buchſtäblich verſtanden werden. Solche Vorträge wurden oft von rhythmiſchen Geſten begleitet,[4] ſo daß die Darſtellung eine halb muſikaliſche, halb balletartige war. Ovid wurde im Exil durch die Nachricht erfreut, daß ſeine Gedichte oft auf dem Theater mit Beifall „getanzt" würden.[5] Obwohl wir über dieſe Darſtellungsweiſe nichts Beſtimmtes wiſſen, iſt es doch nach der Analogie der Pantomimen ſehr denkbar, daß der Text z. B. der Heroiden etwa von einem Chor geſungen wurde, während ein Tänzer den Inhalt pantomimiſch ausführte. Und auch wenn vom „Geſange" der Epen Vergils und Homers die Rede iſt,[6] wird man an wirklichen Geſang zu denken haben, der ſich freilich der Recitation hier noch mehr genähert haben mag, als bei den übrigen Gattungen.

Noch im Mittelalter war übrigens die Poeſie mit der Muſik aufs engſte verknüpft. „Erſt allmälig trat eine Scheidung zwiſchen Singen und Sagen, zwiſchen dem muſikaliſchen und dem blos recitierenden

1) Gell. XIX 3—5. 8 (cantilena).

2) Id. ib. 10: voce admodum quam suavi — cecinit — 13: dixit. Vgl. Jahn 419 ff.

3) Donat. vita Vergili p. 60 R.

4) Odaria saltare: Petron. Sat. c. 53. Jahn 421.

5) Ovid. Trist. II 519. V 7, 25. Jahn a. a. O.

6) Juv. XI 180 und ſonſt. Jahn a. a. O.

Vortrage der Gedichte ein. Gesang und Instrumentalmusik waren gewöhnlich verbunden, und der Dichter der höfischen Zeit hatte nicht bloß die Worte sondern auch die Weise zu erfinden, die er auf der Harfe, der Fidel oder der Rotte (ein zwischen beiden in der Mitte stehendes Saiteninstrument) begleitete."[1]

In der Vokalmusik die Melodie dem Text untergeordnet.

Die Ausdehnung des musikalischen Vortrags auf fast alle Formen der Poesie im Alterthum setzt ein Verhältniß zwischen Musik und Text voraus, das von dem gegenwärtig bestehenden ganz verschieden war. Während in der heutigen Gesangskomposition die Musik durchaus den Vorrang vor dem Text behauptet, war es in der antiken gerade umgekehrt. Gegenüber dem poetischen Text hatte die Melodie nur eine sekundäre Bedeutung, wie Rhythmus und Versmaß, wie diese war sie nur ein formelles Element der Komposition: wobei allerdings zu bedenken ist, daß die Form in der alten Kunst einen ganz andern Werth hatte als in der modernen. Also auch in der Vokalmusik, die allein im Alterthum eine reiche und kräftige Entwicklung gehabt hat, hatte die Melodie kein selbständiges Leben, ihr Werth lag in der Treue, mit der sie dem Text angepaßt war, in der Wahrheit und Angemessenheit der Deklamation, sie muß eben wie gesagt wesentlich recitativisch gewesen sein.[2] Hatte sie auch ohne Zweifel die Aufgabe, in den Gemüthern der Zuhörer die Stimmung zu erregen, die für das volle Verständniß des Textes erfordert wurde, so durfte sie sich doch nie in der Art geltend machen, daß sie den Sinn der Zuhörer von dem poetischen Inhalt abzog. Allerdings hatte seit dem Ende des fünften Jahrhunderts die Musik sich von dieser Unterordnung zu emancipiren begonnen, doch sicherlich hat diese Entwicklung, in der die bewährtesten Kunstkenner Griechenlands einen Verfall erkannten, niemals auch nur annähernd zu der Selbständigkeit geführt, die die Musik gegenwärtig in der Komposition dichterischer Texte behauptet.[3]

Das griechische Tonsystem hatte einen sehr viel geringern Um-

---

1) Weinhold, die deutschen Frauen S. 103.

2) Westphal a. a. O. S. 13. Ambros, Gesch. der Musik I 446. Vgl. die S. 451 A. 1 gegebene Transscription des Hymnus des Dionysios an Helios nach Bellermanns Rhythmisirung.

3) Westphal S. 17 f. Ambros I 298 ff.

fang als das unſre, deſſen höchſte und tiefſte Tonlagen ihm fehlten.[1] Für die Singſtimme ward als Aeußerſtes der Umfang zweier Octaven angenommen, doch bewegte ſie ſich am liebſten und beſten innerhalb einer einzigen.[2] Außer dem Geſang der Einzelſtimmen kannte das Alterthum nur den Chorgeſang. Aber dieſer war von jenem nur dadurch verſchieden, daß der Vortrag der Melodie durch eine größere Stimmenzahl verſtärkt wurde; denn er war uniſon und Mehrſtimmigkeit des Geſanges dem Alterthum überhaupt unbekannt; (wie es die Harmonie den Griechen[3] und Orientalen noch heute iſt); erſt das chriſtliche Mittelalter iſt dazu gelangt. Es gab im antiken Chor nur eine Verſchiedenheit nach Octaven, wenn Männer und Knaben oder Männer und Frauen zuſammen ſangen.[4] Der Chor wurde von einem in der Mitte ſtehenden Dirigenten geleitet, der gewiß immer zugleich Vorſänger war und dem es natürlich hauptſächlich oblag die Singenden im Tact und Einklang zu erhalten.[5] Während aber über den Mangel deſſen, was wir Harmonie nennen, im Geſange kein Zweifel ſein kann, muß es hier dahingeſtellt bleiben, ob das Alterthum dieſelbe in der Inſtrumentalbegleitung kannte und anwendete.[6]

Keine Harmonie in der Vokalmuſik.

In der Inſtrumentalmuſik lag der Schwerpunkt nicht im Zuſammenſpiel mehrerer Inſtrumente, ſondern im Soloſpiel, alſo in der Wirkung des einzelnen Inſtruments, der Virtuoſität des einzelnen Künſtlers: ſchon dies beweiſt hinlänglich, daß die ganze Gattung nur

Inſtrumentalmuſik.

---

1) Nach Weſtphal S. 162 (vgl. 271) reichte es vom großen F bis zum zweigeſtrichnen g, wobei aber die Stimmungshöhe gegen die jetzige um eine Quarte tiefer ſtand.

2) Ambros S. 351.

3) K. Mendelſohn-Bartholdy, Geſch. Griechenlands I 44. Auch die altägyptiſche Muſik hat ſchwerlich die Harmonie gekannt. Ambros I 156 f.

4) Weſtphal S. 19 f. Ambros S. 452 ff.

5) Plin. epp. II 14, 17 (mesochorus) CIG III 6231: *ἀρχέχορος*. C. Dio. LVI 35: *ἐμοῦ—τὰ κεφάλαια ἀποσημαίνοντος καὶ ὑμῶν τὰ λοιπὰ συνεπηχούντων*. Dio Chr. or. LVI 565, 19 M. *κορυφαίους—τοὺς σημαίνοντας τοῖς ᾄδουσι καὶ μέλον ἐνδιδόντας*. Colum. R. R. XII 2: ubi chorus canentium non ad certos modos neque numeris praeeuntis magistri consensit etc. Apulej. de mundo p. 749: quod est in triremi gubernator, in curru rector, praecentor in choris etc.

6) Weſtphal bejaht dieſe Frage, S. 110 ff.

kümmerlich entwickelt war.[1] Ebenſo macht die Einfachheit oder vielmehr Dürftigkeit der inſtrumentalen Mittel es vollkommen begreiflich, wie ſehr dieſe Muſik dem Geſange untergeordnet war und bleiben mußte. Denn ſie war im weſentlichen auf zwei Inſtrumente beſchränkt, die Cither und die Flöte, alle übrigen ſtanden außerhalb der eigentlichen Kunſt, wie Hörner und Tuba, die beſonders zur Schlachtmuſik, Cymbeln, Pauken und andre Lärminſtrumente, die beſonders zu bacchiſchen Feſtlichkeiten verwendet wurden. Der Waſſerorgel, einem ſpät erfundnen Luxusinſtrument, ſcheint in der römiſchen Kaiſerzeit ein Platz unter den künſtleriſchen Inſtrumenten eingeräumt worden zu ſein, wie ſie denn auch zur Preisbewerbung in muſikaliſchen Wettkämpfen zugelaſſen wurde. Daß ihre Ausdrucksfähigkeit als nicht unbedeutend galt, bezeugt Quintilian, der ihren Tönen die Macht zuſpricht, das Gemüth des Hörers anders und anders zu ſtimmen, aufzuregen und zu beruhigen.[2]

Die Flöte.

Unter den Flöten war die Doppelflöte „nicht das ausgebildetere, ſondern das alterthümlichere, rohere Inſtrument, der Uebergang von der vielröhrigen Syrinx zur einfachen Flöte.“[3] Dieſe (das eigentliche Inſtrument der Künſtler und Virtuoſen) war bekanntlich keine Quer- ſondern eine Langflöte und ſcheint am meiſten der Clarinette und Oboe entſprochen zu haben;[4] von unſern Flöten war ſie weſentlich verſchieden. Ihr Ton war nicht ſanft und milde, zum Ausdruck der Trauer und Zärtlichkeit geſchaffen, ſondern wird als keck und leidenſchaftlich, wild und aufregend geſchildert: doch darf man bei dieſen Schilderungen nicht vergeſſen, daß ſie mit Rückſicht auf den farbloſen Klang der antiken Saiteninſtrumente gemacht ſind.[5] Dieſe, die Lyren und Cithern, (nahverwandte daher auch identificierte For-

Die Saiteninſtrumente.

---

1) Vgl. Ambros I 461—494.

2) Vgl. Th. II² 466. Quintilian. IX 4, 11. I 10, 25.

3) Ambros I 487 (vgl. 484). In der ſorgfältigen Unterſuchung von Eduard a Brunér Quaestiones Terentianae Helsingfors 1868 wird p. 6 sqq. die Anſicht Böckhs feſtgehalten und unterſtützt, daß tibiae dextrae Diskant-, sinistrae Baßflöten waren; zu der letztern Gattung, doch von den sinistrae verſchieden, gehörten auch die Sarranae p. 18 vgl. 41.

4) Weſtphal S. 21. Fortlage (Rhythmica St. R. E. VI 608). Ambros 476.

5) Weſtphal und Ambros a. a. O.

men derſelben Gattung) waren harfenartige Inſtrumente ohne Griffbrett mit Darmſaiten oder Thierſehnen (Metallſaiten waren dem Alterthum unbekannt), deren Zahl ſehr allmälig auf zwölf, dann auf achtzehn ſtieg. Daneben fand eine Menge von aſiatiſchen Saiteninſtrumenten in Griechenland Eingang, die alle mehr oder minder dem aſſyriſch-hebräiſchen Pſalter ähnlich geweſen zu ſein ſcheinen. Dieſe hatten eine große Saitenzahl, doch waren mehrere Saiten im Einklang oder in Octaven geſtimmt, wie die Magadis mit 20 Saiten 10 Töne hören ließ, das Epigonion mit 40 Saiten wieder eine Verdopplung der Magadis war. Keins dieſer Inſtrumente erlangte die Bedeutung der Lyren; dieſe, die in jeder Größe vorkamen, „waren in der griechiſchen Muſik, was die Geigeninſtrumente in der unſern ſind, die auch in allen Größenabſtufungen die Töne von den tiefſten Tiefen des Baſſes an bis zur höchſten Höhe des Diskantes beherrſchen.“ Geſpielt wurden die Lyren theils mit den Händen, theils mit einem kleinen Schlaginſtrument (plectrum); die Kunſt, Saiten mit dem Bogen zu ſtreichen (eine Erfindung der Araber), iſt dem Alterthum völlig unbekannt geweſen.[1] Lyra und Cither nun, deren Tonwirkung und Ausdrucksfähigkeit wir uns nur als eine nach jetzigen Begriffen höchſt geringe vorſtellen können, nahm in der griechiſchen Inſtrumentalmuſik unbeſtritten den erſten Rang ein. Auch deshalb hatte die Cither ein höheres Anſehn als die Flöte, weil ſie ſchwerer zu ſpielen war. Ihr wandten ſich die Virtuoſen hauptſächlich zu,[2] die Technik war trotz der beſchränkten Kunſtmittel (wie auch beim Geſange) eine ſchwierige, um ſo mehr Bewunderung fand eine vollendete Ausführung. Ausgezeichneten Citherſpielern wurde nachgerühmt, daß ſie die Saiten mit beredtem Finger durchliefen und ſie gleichſam wie mit menſchlicher Stimme ertönen ließen.[3] Cither und Flöte wurden auch verbunden, ſowohl zu ſelbſtändigem Zuſammenſpiel als zur Begleitung des Geſanges.[4] Bei den Römern begleitete die Flöte

Die Cither.

Zuſammenſpiel von Inſtrumenten.

1) Ambros I 461—476.

2) Weſtphal S. 21. Cic. pro Murena 13 f. (Quintilian. VIII 3, 79): ut ajunt in Graecis artificibus eos auloedos esse, qui citharoedi fieri non potuerint.

3) Meyer, Anthol. lat. 955. 957.

4) Weſtphal S. 115: Die polyphone Begleitung des Geſanges konnte entweder

allein mehr den dramatiſchen, die Cither den nichtdramatiſchen Geſang, namentlich lyriſche Chöre.[1] Ueberhaupt war anerkannt, daß dieſelbe Gattung des Geſanges nicht für Cither und Flöte paſſe.[2] Auch die Verbindung von Inſtrumenten derſelben Gattung zu ſelbſtändigem Spiel kannte bereits die ältere griechiſche Muſik; es gab u. a. eine Hochzeitsmuſik für zwei Flöten, eine größere und eine kleinere, die durch ihr Zuſammenſpiel die Harmonie der Ehe und zugleich den Vorrang des Mannes ausdrücken ſollten.[3]

Dürftigkeit der Inſtrumentalmuſik.

Wie groß der Abſtand aber auch vom Zuſammenſpiel der Flöte und Cither von unſerm Orcheſter, von antiker Inſtrumentalmuſik zur modernen Symphonie iſt, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Zunächſt tritt auch hier jene Eigenthümlichkeit der antiken Kunſt hervor, die durch ihren ſtrengen Idealismus bedingt iſt, und durch welche ſie ſich nicht am wenigſten von der modernen unterſcheidet: die ungemeine Sparſamkeit in den Mitteln, mit denen ſie ihre Wirkungen erſtrebt. Aber auch in ihren Zwecken ſind moderne und antike Inſtrumentalmuſik grundverſchieden. Beſtimmte Stimmungen und Empfindungen ausdrücken und hervorrufen, das allerdings wollte und vermochte auch jene; und auch zu einer gewiſſen Mannigfaltigkeit des Ausdrucks befähigten ſie (namentlich in der ſpätern Zeit) ihre Mittel. Ariſtides Quintilianus theilt die Inſtrumente in männliche und weibliche. Unter den Blasinſtrumenten gehört zu den erſtern die Trompete (Tuba), zu den letztern die Phrygiſche Flöte, zwiſchen beiden ſtehen die (tiefere) Pythiſche, die mehr männliches, und die (höhere)

---

durch mehrere Blasinſtrumente — oder durch mehrere Saiteninſtrumente, oder endlich durch einen Verein von Blas- und Saiteninſtrumenten ausgeführt werden. So ſchon Pindar Ol. 3, 6: *φόρμιγγά τε ποικιλόγαρυν καὶ βοὰν αὐλῶν ἐπέων τε θέσιν συμμίξαι πρεπόντως.* Fortlage a. a. O. S. 607. — Eine wechſelnde Begleitung von Blas- und Saiteninſtrumenten nimmt Jahn a. a. O. 430 f. zu Horat. Epod. 9 an (v. 5: sonante mixtum tibiis carmen lyra, Hac Dorium, illis barbarum).

1) Plin. epp. VII 17. Gell. XIX 9.

2) Aristid. Quintilian. l. II ed. Meibom. p. 91: *οὐ γὰρ ταὐτὸν ᾠδῆς εἶδος ἔν τε κιθάρᾳ καὶ ἐν αὐλᾷ πρέπον.*

3) Pollux IV 80. Id. ib. 83: *Ἀθήνησι δὲ καὶ συναυλία τις ἐκαλεῖτο συμφωνία τις αὕτη τῶν ἐν Παναθηναίοις συναυλούντων. οἱ δὲ τὴν συναυλίαν εἶδος προσαυλήσεως ὡς τὴν αὐλῳδίαν.*

Chorflöte, die mehr Weibliches hat. Unter den Saiteninſtrumenten iſt die Lyra männlich, die Sambuka (mit kurzen Saiten und hohen Diskanttönen) weiblich, das Polyphthongon nähert ſich der letztern, die Cither der erſtern. Zwiſchen dieſen die Hauptcharaktere repräſentierenden Inſtrumenten ſtehen dann wieder noch andre.[1] Im allgemeinen galt als Wirkung der Saiteninſtrumente eine Erhebung des Geiſtes in eine Sphäre friedlicher Ruhe und ungetrübter Klarheit, als Wirkung der Blasinſtrumente eine Steigerung der Affekte. Der Flötenſpieler Canus (der in der zweiten Hälfte des erſten Jahrhunderts als unerreicht galt und von dem die Aeußerung berichtet wird: wenn ſeine Zuhörer wüßten, wie viel mehr Genuß ſein Spiel ihm ſelbſt als ihnen bereite, würden ſie ihn dafür nicht bezahlen, ſondern ſich bezahlen laſſen)[2] rühmt bei Philoſtrat von ſeinem Inſtrument (der pythiſchen Flöte), daß ſie vermöge die Trauer zu lindern, die Freude zu ſteigern, den Liebenden noch mehr zu entflammen, den Andächtigen zu erheben.[3] Aber niemals hat die antike Muſik ſich die Aufgaben auch nur geſtellt, die die moderne Symphonie mit ihren freilich unendlich reichern Mitteln löſt: ſie, die den Hörer auf alle Höhen, in alle Tiefen des Gemüthslebens trägt, durch den Ausdruck des Unausſprechlichen erſchüttert und rührt, die finſtern Geiſter und die Lichtgeſtalten beſchwört, die um die Herrſchaft der Menſchenſeele ringen. Schon J. M. Gesner erklärte, daß ſein College an der Thomasſchule Johann Sebaſtian Bach allein mit der Orgel Wirkungen hervorzubringen vermöchte, die viele Citherſpieler und ſechshundert Flötenbläſer nicht zu Stande bringen würden; und obwohl „ein beſonderer Verehrer des Alterthums" meinte er, daß ſein einer Bach und wer ihm etwa gleiche, viele Orpheus und zwanzig Arions in ſich vereinige.[4] Vollends von einer Beethovenſchen Symphonie mit der elementariſchen, hinreißenden und ſchmelzenden Gewalt ihrer Tonfluthen zu den einfachen Klängen der Cithern und Flöten kann der Abſtand nicht geringer gedacht werden, als von einem der großen

1) Aristid. Quintilian. II ed. Meibom. p. 101. Vgl. auch ib. p. 108 sq.

2) Plutarch. An seni ger. s. resp. c. 5, 6 p. 786. Vgl. Plutarch. Galba c 16. Martial. IV 5, 8.

3) Philostrat. vit. Apoll. T. V 21 ed. K. p. 93.

4) Gessner ad Quintilian. I 12; vgl. Bitter, J. S. Bach I 304 f.

Gemälde von Rafael oder Michelangelo mit ihrer Geſtaltenfülle, ihren großen Licht- und Schattenmaſſen, ihrem gewaltigen Inhalt und hinreißenden Ausdruck zu den einfachen und anſpruchsloſen, wenn auch oft edeln und anmuthigen Figuren griechiſcher Vaſenbilder.[1] Doch unternahm ſchon die griechiſche Inſtrumentalmuſik allerdings auch ohne Geſangbegleitung Handlungen darzuſtellen, wie in der von Timoſthenes dem Flottenbefehlshaber Ptolemäus des zweiten für die Flöte ohne Geſang (doch nach einer andern Nachricht mit Citherbegleitung) geſetzten, ſogenannten Pythiſchen Weiſe, die den Kampf Apolls mit dem Drachen zum Gegenſtande hatte und aus fünf Sätzen beſtand. In der Inhaltsangabe derſelben ſtimmen die beiden uns bei Pollux und Strabo erhaltenen Nachrichten nicht ganz überein.[2] Nach der erſtern erkor ſich der Gott im erſten Satz den Kampfplatz, im zweiten forderte er den Drachen heraus, der Gegenſtand des dritten war der Kampf ſelbſt: hier ahmte die Flöte die Trompetenſtöße der Schlachtmuſik und das Zähneknirſchen des von Apollos Pfeilſchüſſen getroffenen Ungeheuers nach. Der vierte Satz enthielt den Sieg, im fünften tanzte der Gott den Siegesreigen. Strabo nennt außer andern Abweichungen den Schlußſatz „die Syringen", und ſagt, daß hier das pfeifende Ziſchen des verendenden Ungeheuers nachgeahmt wurde, vermuthlich mit raſchen kurzen Läufen der Flöte, wie ſie der Syrinx eigen ſind. Vielleicht hatte in der That Timoſthenes das Stück zweimal komponirt. Daß dieſer Verſuch der Tonmalerei nicht ganz vereinzelt daſtand, zeigt die Anekdote, der berühmte Citharöde Timotheos (der bei Alexanders Hochzeitsfeſt in Ecbatana auftrat) habe in ſeinem „Schiffer" einen Seeſturm auf der Cither darzuſtellen verſucht; freilich ſpottete der Flötenſpieler Dorion: er habe ſchon in ſiedenden Kochtöpfen größere Stürme gehört.[3]

Programmmuſik.

In Rom Verſtärkung und Vermiſchung der muſikaliſchen Mittel und Wirkungen.

Inſofern überhaupt von einer Weiterentwicklung der griechiſchen Muſik bei den Römern die Rede ſein kann, iſt dieſe auf keinen Fall ein Fortſchritt in künſtleriſchem Sinne geweſen. Sie beſtand, wie bei allen übrigen Künſten, die von griechiſchem auf römiſchen Boden

1) Weſtphal S. 22 f. Das Gleichniß entlehne ich Ambros I 510.

2) Pollux IV 84. Strabo IX p. 421 C. Ambros I 481 f. Zu der Annahme Böckhs, daß noch andre Inſtrumente (Trompeten und Pauken) mitgewirkt hätten, ſehe ich keine Veranlaſſung. 3) Athen. VIII 338 B.

verpflanzt worden sind, in einer Verstärkung oder vielmehr Vergröberung der Mittel und in einer Vermischung heterogener Elemente zu zwar stärkern aber auch unreinern Wirkungen, wie sie dem rohern Geschmack der Römer zusagten. Schon in Augusts Zeit war die Flöte durch Verlängerung des Rohrs, Vermehrung der Löcher und Messingbeschlag ein Instrument geworden, das mit der Tuba wetteifern konnte,[1] und unterschied sich wol von der alten italischen Flöte nicht weniger als ein jetziger Concertflügel von den kleinen Spinetten unsrer Urgroßeltern. Und diese Verstärkung der Klangwirkung bei der Flöte dürfte entsprechende Veränderungen im Bau andrer Instrumente sehr bald zur Folge gehabt haben: wenn auch freilich erst Ammianus Marcellinus von Cithern „so groß wie Karrossen" spricht.[2] Außer den Verstärkungen der einzelnen Instrumente war es ebensowohl die massenhafte Vereinigung von Instrumenten derselben Gattung als das Zusammenspiel von zahlreichen verschiedenen, wodurch starke Wirkungen erzielt wurden. Jenes war mindestens schon in der Diadochenzeit, namentlich am Hofe von Alexandria vorgekommen, wo Ptolemäus Philadelphus bei einer riesenhaften, überprächtigen Procession unter andern einen Chor von 600 Männern aufführte, unter denen 300 Citherspieler zusammenspielten, die durchaus vergoldete Cithern und goldene Kränze trugen.[3] Wahrscheinlich war auch das Zusammenspiel verschiedenartiger Instrumente bereits in Alexandria nicht ungewöhnlich, da es ja der ägyptischen Musik seit urälteſter Zeit eigenthümlich war. Schon in den Monumenten des alten Reichs sieht man Saiten-, Blas- und Schlaginstrumente zusammenwirken, zuweilen auch gleichartige z. B. zwei Harfen, acht Flöten u. s. w.[4] Noch glänzender und prächtiger als im alten ist das ägyptische Musiktreiben nach den Darstellungen auf den Monumenten im neuen Reich. „Die Orchester dieser Epoche sind zahlreicher besetzt, Harfen mischen ihre Töne mit Lyren, mit Flöten, mit Doppelpfeifen, mit Guitarren und Handpauken;" wobei übrigens nur Frauenzimmer als Spielerinnen und Sängerinnen erschienen.[5] Schwerlich unterließ der prachtliebende Hof von Alexandria seinen

Massen zusammenwirkender und Zusammenspiel verschiedenartiger Instrumente.

1) Horat. A. P. 202. 2) Ammian. Marcellin. XIV 6, 18.
3) Athen. V p. 201 F. 4) Ambros I 155. 5) Ambros I 163.

zauberhaften Festen und Aufzügen durch die deren Charakter so angemessene, einheimische Instrumentalmusik noch höhern Glanz zu geben.[1]

Einfluß ungriechischer,

In Rom hatte ungriechische Musik schon früh Eingang gefunden. Schon seit den Feldzügen in Kleinasien spielten Weiber (in deren Händen die Musik im Orient von jeher war)[2] bei Gastmählern und Gelagen die chaldäisch-babylonische Sambuka,[3] und später strömten syrische Musikantinnen (ambubajae), die sich auf öffentlichen Plätzen mit ihren heimischen Instrumenten (Pfeifen, Saitenspiel und Pauken) hören ließen,[4] immer zahlreicher nach Rom. Die babylonische Sackpfeife wird in Rom erst in der Kaiserzeit erwähnt (Nero wollte sich darauf hören lassen),[5] mag aber ebenfalls dort schon lange bekannt gewesen sein. Am meisten dürfte jedoch seit dem Anfang der Kaiserzeit der Einfluß der ägyptisch-alexandrinischen Musik zur Neugestaltung der römischen, besonders der Instrumentalmusik, beigetragen haben. Alexandria blieb auch unter den römischen Kaisern der Sitz eines reichen und mannigfaltigen musikalischen Lebens. Seine Bevölkerung war damals so musikliebend und musikverständig wie keine andre in der Welt, auch Leute, die nicht einmal lesen und schreiben konnten, hörten dort jede falsche Note eines Citherspielers sofort heraus,[6] Sänger, Sängerinnen und Citherspieler entzückten die Massen bis zur Raserei, die Musik schien in dieser Stadt eine Panacee für alle Uebel zu sein. In Rom standen Alexandrinische Sänger und Spieler schon seit Augusts Zeit in hohem Ansehn, und errangen die größten Erfolge. Ein von dort stammender Virtuose auf dem

besonders ägyptisch-alexandrinischer Musik.

1) Worauf die von Ambros I 313 f. angeführte Angabe O. Müllers (Gr. L. G. I 293) beruht: „An den Höfen der macedonischen Herrscher, von Alexander an, wurden Symphonien von Hunderten von Instrumenten aufgeführt, und man muß nach den Angaben der Alten glauben, daß damals die Instrumentalmusik, besonders im Fach der Blasinstrumente, nicht weniger reich und mannigfaltig gewesen ist, als die unsre" (?) — ist mir unbekannt. Bei Plutarch. De mus. c. 18, welche Stelle Müller citiert, steht nichts davon.

2) Ambros I 183.

3) Liv. XXXIX 6: Tunc psaltriae sambucistriaeque (Ambros I 181) et convivalia ludionum oblectamenta addita epulis.

4) Horat. Sat. I 2, 1. Juv. III 62 sqq.

5) Ambros I 180 f. (wo aber der pythaules mit dem utricularius verwechselt wird). 6) Vgl. Th. II² 87 f.

Trigonon (der großen, 6 Fuß hohen ägyptiſchen Harfe?),[1] der ſich etwa zu Ende des zweiten oder Anfang des dritten Jahrhunderts in Rom öffentlich hören ließ, erregte eine allgemeine Begeiſterung, ſehr viele wußten die von ihm vorgetragnen Melodien auswendig.[2] Aber ſchon 30 Jahre nach der Eroberung Aegyptens ſangen in Rom die Frauen alexandriniſche Melodien ebenſo allgemein als Theaterarien,[3] und zu Ende des erſten Jahrhunderts wurden die erſtern von römiſchen Stutzern neben denen der Gaditaniſchen Ballete geträllert.[4]

In der letzten Zeit der Republik werden allerdings „Symphonien“[5] und die ſie ausführenden Muſikchöre (symphoniaci)[6] häufig erwähnt, namentlich bei ſchwelgeriſchen Gelagen und üppigen Feſten. Doch dürften dieſe Chöre damals ausſchließlich aus Cither- und Flötenſpielern beſtanden haben.[7] Zur Einführung einer eigentlichen Orcheſtermuſik in das römiſche Theater hat vielleicht die Erfindung des Pantomimus (22 v. Chr.) den Anlaß gegeben. Hier wurden die von den Tänzern dargeſtellten Texte von Geſangschören vorgetragen, und dieſe Chöre verlangten, zumal in ſehr großen unbedeckten Theatern, dem ganzen Charakter des vorzugsweiſe auf ſinnliche Wirkung berechneten Schauſpiels gemäß, eine ſehr ſtarke Begleitung. Sein Begründer, Pylades, der auf die Frage, worin ſeine Neuerung beſtehe, mit dem homeriſchen Verſe geantwortet haben ſoll: „In der Flöten und Pfeifen Getön, und der Menſchen Getümmel“[8] — war vielleicht auch der Begründer des neuen römiſchen Theaterorcheſters. In dieſem wird die Flöte das führende Inſtrument geblieben ſein, wie die Violine in dem unſrigen, doch wirkten in rauſchenden Tutti Syringen und Cymbeln, Cithern und Lyren — alſo wie in den ägyptiſchen Orcheſtern — mit ihr zuſammen. Der Takt wurde bei der Begleitung der Pantomimen, wie auch bei andern Tänzen durch ein Inſtrument angegeben,

Das Orcheſter im Pantomimus.

1) Ambros I 161. 2) Athen. IV 183 E. 3) Ovid. Remed. Amoris III 318. 4) Martial. III 63, 5.

5) Cic. in Verr. II 3, 44, 105. II 5, 13, 31. pro Coel. 15, 35.

6) Cic. Divin. in Caecil. 17, 55. In Verr. II 5, 15, 64. pro Milone 21, 55.

7) Das collegium symphoniacorum qui sacris publicis praesto sunt (Henzen 6097) iſt doch wol kein andres als das coll. tibicinum et fidicinum Romanorum qui s. p. p. s. (Orelli 2448, Inſchrift aus d. J. 111. p. C.)

8) Th. II² 317.

das an den Fußsohlen der Choristen befestigt werden konnte, und aus zwei verbundenen Platten bestand, die beim Auftreten lautschallend aneinander schlugen.[1] Ein Orchester, das durch ein solches, im Chor ausgeführtes Takttreten nicht völlig verschlungen wurde, konnte unmöglich schwach, freilich auch diese Musik kaum etwas andres als eine geräuschvolle Darstellung des Rhythmus sein. Uebrigens hat sich die Unempfindlichkeit gegen das Geräusch des lauten Takttretens auch im heutigen Italien bis zu einem für Nordländer erstaunlichen Grade erhalten.[2]

Monstrecon-certe in Rom.

Allem Anschein nach war also die Veränderung, die die griechische Musik in Rom erfahren mußte, um den dort an sie gestellten Ansprüchen genügen zu können, wenigstens theilweise eine Orientalisierung. Jedenfalls blieb in der römischen Musik das Zusammenspiel verschiedener Instrumente so gewöhnlich, als es in der griechischen (abgesehn von der Verbindung von Cither und Flöte) ungewöhnlich oder unerhört gewesen zu sein scheint: und zwar sowohl bei der reinen Instrumentalmusik als bei der Begleitung des Gesanges. In der Zeit des Horaz hörte man in Tempeln der Venus Gesänge mit Begleitung der Lyra, der Pfeife und Berecynthischen Flöte,[3] und in der Zeit des Athenäus an den Parilien, die seit Hadrian als Fest der Göttin Roma gefeiert wurden (21. April), in der ganzen Stadt Gesänge zum Schall der Flöten, Cymbeln und Pauken.[4] Maximus von Tyrus vergleicht die homerische Poesie wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Eigenschaften und Wirkungen mit einem panharmonischen Instrument, oder besser mit einem Orchester, in dem Flöte, Lyra, Tuba, Syrinx und noch manche andre Instrumente zusammenwirkend einen Gesangschor begleiten.[5]

Auch Aufführungen von Vokalmusik fanden im kaiserlichen Rom mit kolossalen Mitteln statt. Seneca sagt, daß in seiner Zeit bei solchen Aufführungen mehr Sänger im Theater versammelt seien als ehemals Zuschauer, daß Sänger und Musiker nicht bloß die Bühne

1) Auf Monumenten erscheint das scabillum häufiger als selbständiges Instrument, das neben dem Tänzer am Boden steht. Jahn, Columbar. d. Villa Doria-Panfili S. 24, 47. 2) Ambros I 292 Anm.

3) Horat. C. IV 1, 22. Vgl. Jahn a. a. O. S. 432.

4) Athen. VII 361 E. 5) Max. Tyr. Diss. XXXII 4.

sondern alle von den Zuschauern nicht besetzten Räume füllten, daß die Begleitung aus einer Menge metallner Blasinstrumente bestand, die im Zuschauerraum, und aus Flöten und Orgeln aller Art, die auf der Bühne aufgestellt waren.[1] Erinnert man sich, daß die Theater Roms 20—40,000 Zuschauer faßten, so darf man glauben, daß diese Aufführungen selbst englische Monstreconcerte an Dimension noch sehr übertrafen. Der Geschmack für musikalische Massenwirkungen scheint auch in der spätern Zeit mindestens nicht abgenommen zu haben. Bei einer von Kaiser Carinus veranstalteten Feier der römischen Spiele wurden Stücke von hundert Trompetern und andre von je hundert Bläsern verschiedener Arten von Flöten ausgeführt;[2] und Ammian, der die Aristokratie Roms in seiner Zeit als höchst musikliebend, aber aller übrigen geistigen Interessen baar schildert, sagt, daß in den großen Palästen Wasserorgeln und Flöten aller Art, und (jene schon erwähnten) Cithern „so groß wie Karrossen" gebaut wurden.[3]

Verfall und Entartung der Musik.

Mit der Verstärkung der Mittel stand es in Wechselwirkung oder doch im Zusammenhange, daß die Musik in Rom je länger je mehr ihre sittliche Würde einbüßte und zu grobsinnlichen Effekten, zu gemeinem Ohrenkitzel gemißbraucht wurde. Den Charakter der altrömischen Theatermusik in der Zeit des Nävius und Livius Andronicus bezeichnet Cicero als den einer „lieblichen Strenge."[4] Sie mag sich zur Musik der Kaiserzeit verhalten haben, wie eine vormozartische Oper zu einer Oper von Meyerbeer oder Wagner. An die Stelle der alten Gebundenheit und Dürftigkeit trat bald eine größere Freiheit der Rhythmen und Weisen, Abwechslung und Mannichfaltigkeit der Modulationen, Reichthum und Bewegung der Melodien.[5] Doch diese Emancipation von der altmodischen Einfachheit der Kunst führte, wie es scheint schnell, zum Verfall; wozu hauptsächlich die Herrschaft des Pantomimus auf der Bühne beitrug, dessen Musik als weichlich,

1) Seneca Epp. 84, 10. 2) Vit. Carin. c. 19. 3) Ammian. XIV 6, 18.

4) Cic. de legg. II 15, 39: Illa quidem (sc. theatra), quae solebant quondam compleri jucunda severitate Livianis et Naevianis modis, nunc ut eadem exultant, ut cervices oculosque pariter cum modorum flexionibus torquent.

5) Varro ap. Non. 7, 16. (Satt. Menipp. ed. Oehler p. 175. Vahlen Conjectanea p. 16): Saepe totius theatri tibiis, crebro flectendo Commutari mentes, frigi (frigier V.) animos eorum. Vgl. Horat. A. P. 211 sqq.

würdelos, lasciv und voll von Geſchmetter und Getriller geſchildert wird. Ernſtere Kunſtfreunde in den erſten Jahrhunderten wiederholten — und ohne Zweifel mit viel größerem Recht — die Klagen, die ſchon in der Zeit Alexanders des Großen laut geworden waren: die Alten hätten die Würde der Kunſt zu bewahren gewußt, die jetzigen Komponiſten wollten von ihrem Ernſte nichts wiſſen, durch ſie ſei ſtatt jener mannhaften und göttlichen Muſik eine entnervte und plaudernde ins Theater eingeführt worden.[1] Dort, ſagt Plutarch, herrſche die Tanzkunſt, die ſich faſt die ganze Muſik unterthan gemacht habe;[2] und Quintilian meint, daß die weibiſche und unzüchtige Theatermuſik nicht am wenigſten beigetragen hatte, den Reſt von männlicher Kraft zu vernichten, den das damalige Geſchlecht noch beſaß.[3] Dagegen heißt es bei einem griechiſchen Schriftſteller, die Verweichlichung und Verzärtelung des Gehörs, das in ſchmählicher Weiſe geſtreichelt und gekitzelt ſein wolle, ſei als eine Krankheit anzuſehn, und ſie habe die Muſik verdorben.[4] Kurz, die Klagen über den damaligen Verfall der Muſik lauten denen ſehr ähnlich, die in unſerm Jahrhundert von den Vertretern einer ernſtern muſikaliſchen Richtung vielfach geäußert worden ſind und noch geäußert werden. In der That waren die Erſcheinungen hier und dort verwandter Natur. Schon vor faſt 50 Jahren ſprach es Thibaut in ſeiner „Reinheit der Tonkunſt" aus, daß in der Muſik „unvermerkt mit vollen Zügen genoſſen werde, was durch den Pinſel oder durch Worte dargeſtellt ſchon ehrenhalber zurückgeſtoßen werden müßte." „Wüßten viele unſrer tugendhaften Mädchen, was ſie oft hören, oder ſelbſt oft ſpielen oder ſingen müſſen, ſo würden ſie in Scham und Unmuth vergehn." Schon damals eifert er gegen das „nervenſchwache, wilde, ungereimte und gemeinverliebte" in der Muſik, gegen das „krampfhafte, verzerrte, übertriebene, betrübende, raſende Unweſen,

1) Plutarch. de mus. 15, 1. Die Schrift iſt, wie Weſtphal Harmonik u. Melopöie S. 51—57 gezeigt hat, der Erſtlingsverſuch eines platoniſirenden Muſikers, der größtentheils aus Ariſtoxenus abgeſchrieben hat.

2) Plutarch. Quaest. conv. IX 15, 17: *ἡ ὄρχησις — τῶν μὲν ἐμπληκτικῶν καὶ ἀνοήτων κρατεῖ θεάτρων, ὥσπερ τύραννος ὑπήκοον ἑαυτῇ πεποιημένη μουσικὴν ὀλίγου τὴν ἅπασαν.*

3) Quintilian. I 10, 31. 4) Plutarch. de esu carnium II 2, 3.

welches in den Menschen alles Schlechte hervorwühlt;“ fragt, ob uns die Musik, deren Hälfte Unnatur und eine Mischung ungesunder Elemente ist, mehr schadet als nützt; sie könne sich am wenigsten rühmen, daß sie an der jetzigen Verbildung keinen Theil gehabt habe. Noth thue es, durch Rückkehr zur Einfalt und Natürlichkeit den erschlafften musikalischen Nerven gehörige Spannkraft zurückzugeben, und neu zu beleben, was am Aussterben sei „den reinen Sinn für Musik als Musik und den veredelten Sinn, der durch die Musik geläutert und gehoben, aber nicht in Gemeinheit und Unnatur hineingeführt und befestigt sein will.“[1] — Sehr denkbar ist übrigens, daß im Alterthum der Sitz der weichlichen Musik, deren Ueberhandnehmen damals so sehr beklagt wurde, Alexandria war, und die dortige Musik sich zu der älteren griechischen ähnlich verhielt wie die moderne italienische (und zum Theil französische) zu der deutschen des 18. Jahrhunderts.

Verwerthung der Musik zu sinnlichem Genuß.

Wenn aber die Römer die Kunst zum Werkzeuge des Sinnengenusses herabwürdigten, so muß man ihnen wenigstens den Ruhm lassen, daß sie ihre Ausbeutung zu diesem Zwecke vortrefflich verstanden haben. Wie alle übrigen Künste, haben sie auch die Musik in viel weiterm Umfange zur Erhöhung des Lebensgenusses, zur Verschönerung der Existenz verwendet, als dies gegenwärtig geschieht und geschehen kann. Denn nur durch das Institut der Sklaverei war jene massenhafte Verwendung der Kunst im Dienste des Luxus möglich; nur dadurch, daß die Künste, die wir als ein köstliches Produkt selten vereinter Factoren, als die höchste Blüthe unsres Geisteslebens zu betrachten gewohnt sind, damals von Sklaven auf Befehl der Herrn und nach der Anweisung der Aufseher in Masse erlernt und geübt wurden. Unter den Sklavenheeren römischer Großen, die wenigstens zum Theil aus hochkultivirten Ländern stammten, konnten begabte und bildungsfähige niemals selten sein: und in der antiken Kunst konnte weit mehr durch Unterricht mitgetheilt und durch Erlernen angeeignet werden als in der modernen. So war es denn auch nicht schwer aus den Hunderten oder Tausenden von Sklaven eines vornehmen

1) Thibaut, Ueber Reinheit der Tonkunst. Dritte Ausgabe (1851, erste 1825) S. 10 ff. 77. 92. 112 ff.

Hauſes Kapellen von Sängern und Spielern aller Art zu bilden, und durch Ankauf neuer Künſtler zu ergänzen, die übrigens auch durch Verſchenkung und Vererbung aus einer Hand in die andre gingen.[1] Chryſogonus, der reiche Freigelaſſene Sullas, hatte unter ſeinen Sklaven ſo viele Muſiker, daß die ganze Umgegend ſeines Hauſes Tag und Nacht von dem Schall der Geſänge und des Flötenſpiels erfüllt war.[2] Bei kleinen Ausflügen zu nahgelegenen Orten begleiteten Sänger- und Muſikchöre die Herrſchaft;[3] die Villen, die von der vornehmen Welt beſuchten Badeorte hallten Tag und Nacht von Geſang und Spiel wieder.[4] Mäcenas ließ ſich durch ſanft aus der Entfernung herübertönende Klänge von Symphonien in Schlummer wiegen,[5] Caligula unter dem Schall von Chören und Inſtrumenten auf Prachtgaleeren von den ſanften Wellen des Golfs von Neapel ſchaukeln.[6] Vor allem bei Tafel, wo man mit allen Sinnen zugleich genießen wollte, durfte Muſik nicht fehlen;[7] ſie blieb hier bis in die letzte Zeit des Alterthums gewöhnlich,[8] und gereichte nicht ſelten den Gäſten zur Qual. Ihr fragt, ſagt Martial, wie ein Gaſtmahl am beſten einzurichten ſei? Indem man den Chorgeſang mit ſeiner Begleitung wegläßt.[9] Wenn bei üppigen Feſten große Chöre zu den Caſtagnettentänzen ſchöner Andaluſierinnen ſangen,[10] bei den heitern Mahlzeiten eines gelehrten Kreiſes griechiſche Sänger und Sängerinnen Lieder von Sappho und Anacreon zur Cither vortrugen,[11] ſo läßt doch auch der jüngere Plinius dem einzigen Gaſte, den er zu einem einfachen Mahle ladet, die Wahl zwiſchen einer Vorleſung, einer Luſtſpielſcene und Lautenſpiel,[12] und Martial, der im dritten Stock zur Miethe wohnte,

Gewöhnlichkeit der Tafelmuſik.

1) Th. II² 333, 2. Vgl. Cic. div. in Caecil. 17, 55. In Verr. II 5, 15, 64.
2) Cic. pro Roscio Amer. 45, 134. 3) Cic. pro Milone 21.
4) Cic. pro Coel. 15. Seneca epp. 51. Th. II² S. 50.
5) Seneca Quare aliqua incommoda etc. c. 3, 10.
6) Sueton. Calig. c. 37.
7) Seneca Vit. beat. c. 11, 4: vide hos eosdem — aures vocum sono, spectaculis oculos, saporibus palatum suum delectantes. Horat. A. P. 374 (ut gratas inter mensas symphonia discors). C. III 19, 18. Bei dem Gaſtmahl des Naſidienus iſt keine Muſik.
8) Von Stilicho ſagt Claudian. Laud. Stilich. II 141: nullo citharae convivia cantu Non pueris lasciva sonant. Vgl. Mueller gen. aev. Theodos. II 7.
9) Martial. IX 77, 3. 10) Juv. XI 162. 11) Gell. XIX 9, 3. 12) Plin. epp. I 15.

verspricht einem Freunde die äußerst frugale Kost, die er ihm vorsetzen konnte, wenigstens durch das Spiel der kurzen Flöte zu würzen.[1] In welchem Uebermaße musikalische Genüsse vollends bei den Festen ungebildeter Emporkömmlinge geboten wurden, zeigt die (schwerlich sehr karrikirte) Schilderung des Gastmahls des Trimalchio bei Petron, die freilich aus einer Periode herrührt, in der wirkliche und affektirte Liebe zur Musik besonders verbreitet war. Hier erfolgt die ganze Bedienung der Tafel und der Gäste unter Gesang und Musik, selbst das Auftragen und Herumbieten der Speisen, das Abfegen und Abwischen der Tische u. s. w.: „man mußte glauben nicht in einem Privathause, sondern im Theater zu sein."[2]

Kein Unterschied zwischen heiliger und profaner Musik.

Musik fand in Rom von jeher bei allen Cultushandlungen und Schauspielen statt, doch einen Unterschied zwischen heiliger und profaner Musik hat das Alterthum nicht gekannt,[3] und konnte ihn nicht kennen, da die Schauspiele einen Theil des Gottesdienstes ausmachten und dieser durchaus einen heiter festlichen Charakter hatte. Vielleicht ist es Mendelssohn in dem Chor des Paulus „Seid uns gnädig hohe Götter" gelungen, den Eindruck antiker gottesdienstlicher Musik so weit annähernd wiederzugeben, als es überhaupt mit modernen Kunstmitteln möglich ist. Auch im heutigen Italien ist ja ein wesentlicher Unterschied zwischen religiöser und weltlicher Musik selbst in Rom kaum noch vorhanden, in Neapel gar nicht mehr.

Verbreitung des musikalischen Interesses durch die Oeffentlichkeit der Aufführungen.

Bei der unbeschränkten Oeffentlichkeit der Schauspiele im Alterthum müssen die Theatermelodien eine sehr viel schnellere und weitere Verbreitung gefunden haben als es gegenwärtig möglich ist: auf Straßen und Plätzen hörte man das Volk die Weisen singen, die es im Theater gelernt hatte.[4] Es gab bereits in Ciceros Zeit auch Kenner genug, die beim ersten Ton eines Flötenritornells zu sagen wußten, ob das Stück aus der Antiope oder Andromache sei, worüber Cicero selbst staunte;[5] und auch das größere Publikum übte damals schon

1) Martial. V 78. 2) Petron. Sat. 31. 32. 33. 35. 36. 41. 47.

3) Ueber die Musik im römischen Kultus vgl. Marquardt Hdb. V 2, 414. Es ist ein Irrthum, wenn Ambros, Gesch. d. Musik I S. 528 bei Julian. epp. 56 unter *ἱερὰ μουσική* eine heilige Musik im modernen Sinne versteht, während das Prädikat offenbar der Kunst überhaupt als ein ehrendes gegeben wird.

4) Ovid. Fast. III 535. A. A. III 317. 5) Cic. Acad. prior. II 7, 20.

eine ſcharfe Kritik gegen die Sänger und ließ Fehler nicht ungerügt.[1] Auch gegenwärtig iſt übrigens das Publikum in Rom wegen ſeines feinen Ohres berühmt und gefürchtet, und jede Sängerin ſchätzt es für ihre größte Ehre in Rom gefallen zu haben.[2] Am deutlichſten aber ergibt ſich die Verbreitung muſikaliſchen Intereſſes in jener Zeit daraus, daß ſchon concertartige Aufführungen ohne Unterſtützung einer dramatiſchen Handlung ſtattfinden konnten, während noch im Jahr 167 v. Chr. das Publikum Roms ſo völlig roh geweſen war, daß die bedeutendſten griechiſchen Flötenſpieler mit ihren Chören ſein Intereſſe nicht anders erregen konnten, als indem ſie eine Art Balgerei aufführten.[3] Ein Jahrhundert ſpäter war es ſchon etwas ganz Gewöhnliches, daß muſikaliſche Virtuoſen, die ihren Geſang auf der Cither ſelbſt begleiteten (Citharöden), in Rom Beifall fanden. Sie traten (nach griechiſcher Sitte) im prachtvollſten Coſtüm auf: in einem langen goldgeſtickten Talar, und purpurnem buntverzierten Mantel, einem goldnen, mit großen blitzenden Edelſteinen geſchmückten Kranz auf dem Kopf, die kunſtvoll gearbeitete, mit Gold und Elfenbein ausgelegte Cither in der Hand.[4] Neben den Chitharöden ließen ſich in der Kaiſerzeit Künſtler mit Vorträgen auf verſchiedenen Inſtrumenten ohne Geſang hören, namentlich der Cither[5] und deren verſchiednen Abarten,[6] der Flöte,[7] der Orgel[8] und andern; und außer dramatiſchen Sängern (Tragöden), deren oft in Maske und Koſtüm vorgetragene Arien und Geſangsſcenen ſchon auf der

Vorträge der Citharöden und anderer Künſtler.

1) Cic. de orat. III 25, 98: quanto molliores sunt et delicatiores in cantu flexiones et falsae voculae quam certae et severae! quibus tamen non modo austeri, sed si saepius fiunt, multitudo ipsa reclamat.

2) (Kölle) Rom im Jahre 1833 S. 180.

3) Polyb. XXX 13. Athen. XIV 4 (bei den Triumphalſpielen des L. Anicius 587 = 167).

4) Auct. ad Herenn. IV 47; vgl. Cic. de orat. II 80, 330. Tusc. V 40, 116.

5) Philocitharistae Sueton. Domit. c. 4.

6) Trigonon: oben S. 245 A. 3.

7) Th. II² 466.

8) Sueton. Nero c. 41. 54: voverat — proditurum se — etiam hydraulam et choraulam et utricularium. Orgelſpieler auf Contorniaten: Sabatier Descr. gen. des med. cont. pl. X 6—9. Auf dem Moſaik zu Nennig wird der Orgelſpieler von einem Bläſer auf dem krummen Horn begleitet.

Grenze der dramatiſchen Aufführung ſtanden,[1] auch lyriſche,[2] die namentlich Hymnen auf die Götter geſungen haben werden,[3] wie Nero bei den Iſthmiſchen Spielen einen Hymnus auf Poſeidon und Amphitrite und ein kurzes Lied auf Melicertes und Leucothea vorgetragen haben ſoll.[4] Ob Virtuoſinnen[5] und Sängerinnen, die in Alexandria das Publikum entzückten,[6] in Rom öffentlich aufgetreten ſind, iſt unbekannt. Ein Herculaneiſches Wandgemälde[7] zeigt eine Concertſcene, in der Mitte ſitzt in geſticktem Talar ein Flötenbläſer, der die Doppelflöte bläſt und mit dem Scabillum den Takt tritt, rechts ſteht eine Citherſpielerin, die mit der linken in die Saiten greift, in der rechten das Plectrum hält, links ſitzt eine Sängerin mit einem Textblatt in der Hand, die auf den Augenblick wartet, wo ſie einfallen ſoll: allerdings ſcheint hier eine öffentliche Aufführung dargeſtellt zu ſein, doch ergibt ſich aus dem Bilde nichts Gewiſſes über Zeit und Ort. Chöre theils allein, theils in Verbindung mit Einzelſängern ſangen ſehr häufig mit verſchiedener, zum Theil (wie bemerkt) ſehr reicher Inſtrumentalbegleitung.[8] Daß ſymphonieartige Vorträge ohne Geſang bei öffentlichen Aufführungen ſtattfanden, etwa als Einleitungen zu Inſtrumentalſolos, iſt zwar ſehr glaublich, aber nicht bezeugt.[9]

Regelmäßig gefeierte „griechiſche Wettkämpfe“[10] muſiſcher Künſtler Muſikaliſche Wettkämpfe,

1) Th. II² 312.

2) ᾠδοί: Th. II² 394. Sueton. Nero c. 42: jocularia in defectionis duces carmina lasciveque modulata – etiam gesticulatus est.

3) Orelli 2617: Ti. Claudius Glyptus hymnologus de campo Caelimontano.

4) Pseudolucian. Nero. c. 3.

5) Citharoeda: Orelli 2609. *XOPAVLIΣ* 2610. 6) S. oben S. 245.

7) Ant. d. Ercol. V 4 p. 201. Roux u. Barré Pompeji und Hercul. II 13.

8) Chorocitharistae Sueton. Domit. c. 4. Vgl. z. B. Phaedr. V 7, 25.

9) Daß die cornicines atque tubarum concentus Juv. X 210 sqq. ein Vorſpiel für das Solo des Citharöden ſind, wie Gryſar, Ueber d. canticum u. d. Chor S. 49 annahm, ergibt ſich aus der Stelle keineswegs mit Beſtimmtheit, wenn es auch ſehr möglich iſt. Principium (Sueton. Nero c. 21) iſt das Vorſpiel des Citharöden ſelbſt. Cic. de orat. II 80, 325: conexum autem ita sit principium consequenti orationi, ut non tamquam citharoedi prooemium affictum aliquod -- videatur.

10) Cyprian. de spect.: Graeca illa certamina vel in cantibus vel in fidibus vel in vocibus vel in viribus.

führte in Rom zuerst Nero ein, der selbst nicht bloß als Dichter, sondern auch als Sänger und Citharöde zu glänzen wünschte. Bei dem von ihm im J. 60 gestifteten periodischen „heiligen" Feste[1] bildeten die musischen Wettkämpfe den Mittelpunkt. Auch sie fanden in konservativ römischen Kreisen Mißbilligung, obgleich sie nicht so viel Anstoß gaben als die Athletenkämpfe: die Gerechtigkeit, hieß es, würde nicht dadurch gewinnen und die Ritter ihr Richteramt nicht besser versehn, wenn sie weichlichen Gesang und schmelzende Töne mit Kennerschaft angehört hätten.[2] Ungleich höheres Ansehn als der Neronische gewann und behauptete der von Domitian im J. 86 gestiftete kapitolinische Wettkampf.[3] Für die dabei stattfindenden musikalischen Vorträge ließ Domitian von dem berühmten Architekten Apollodorus ein bedecktes Theater, das Odeum, auf dem Marsfelde erbauen, das 10,000 oder 11,000 Zuschauer faßte und noch im 4. Jahrhundert zu den schönsten Gebäuden Roms gerechnet ward. Hier bewarben sich bei dem in jedem vierten Sommer wiederkehrenden Feste neben Dichtern auch Sänger und Musiker um den Kranz von Eichenlaub und Oelzweigen, den der Kaiser nach dem Ausspruche der Richter eigenhändig ertheilte. Diese Ehre so wie die Seltenheit und Feierlichkeit des Festes und die aus den Großen Roms bestehende Zuhörerschaft gab diesen Wettkämpfen der Sänger und Virtuosen in der damaligen musikalischen Welt einen Werth und eine Wichtigkeit ohne gleichen. Hier den Preis erringen hieß in der That als der erste in seiner Kunst anerkannt werden, nicht bloß in Rom sondern in der ganzen Welt. Aus weiter Ferne, aus Asien und Aegypten kamen Künstler um sich an diesem Wettkampf zu betheiligen und noch jetzt sind mehrere Denkmäler vorhanden, deren Inschriften melden, daß dieser oder jener „ruhmreiche" Musiker auch den Kapitolinischen Kranz erworben habe. Namentlich erwähnt werden die Wettkämpfe im Gesange, der Citharödik, der Pythischen (Solo-) Flöte und in dramatischen Vorträgen; die von Domitian eingeführten Bewerbungen um den Preis für das Spiel auf der Cither ohne Gesang und auf der Chorcither gingen bald wieder ein.[4]

besonders der kapitolinische.

1) Th. II² 346. 2) Tac. A. XIV 20. 3) Th. II² 348 f.
4) Th. II² 464 ff.

Die ausübenden Muſiker waren im Alterthum nicht bloß viel häufiger als jetzt, vermuthlich in der Regel, zugleich Komponiſten, wie denn die Handhabung der ſoviel einfachern und dabei feſtern muſikaliſchen Formen überhaupt für Muſikverſtändige keine Schwierigkeit haben konnte: ſondern ſie waren auch nicht ſelten Dichter, wie es die ſo viel engere Verbindung von Poeſie und Muſik mit ſich brachte.[1] Die berühmteſten Virtuoſen, wie der Sänger Tigellius,[2] der am Hofe Auguſts, die Citharöden Menecrates[3] und Meſomedes,[4] die an denen Neros und Hadrians lebten, glänzten durch den Vortrag ſelbſtverfaßter oder doch ſelbſtgeſetzter Geſangsſtücke: von den Gedichten des Meſomedes hat ſich noch einiges, zu einem (dem Hymnus auf Nemeſis) auch die Muſik erhalten.[5] Die Muſiker (oft zugleich Komponiſten).

Im übrigen hat das muſikaliſche Virtuoſenthum der römiſchen Kaiſerzeit große Aehnlichkeit mit dem heutigen. Zu den langen und mühſeligen Vorbereitungen, durch die man zur Meiſterſchaft gelangte, gehörte namentlich das Solfeggiren von den tiefſten zu den höchſten Tönen.[6] Außerdem mußten Geſangskünſtler eine ſtreng geregelte, höchſt zwangvolle Lebensweiſe führen, die zur Ausbildung und Stärkung der Stimme als nothwendig galt. Sie ſchonten ihre Kehle ſo viel als möglich, ſetzten nach jeder Anſtrengung den Gebrauch der Stimme eine Zeit lang aus, und hielten wenn ſie laut ſprechen mußten ein Tuch vor den Mund. Sie beobachteten eine große Enthaltſamkeit, auch im Genuß von Speiſen und Getränken, brauchten Purganzen und Einreibungen, hielten auf dem Rücken liegend Bleiplatten auf der Bruſt, füllten beſtimmte Stunden mit Umhergehen aus, nahmen ſich vor Sonne und Wind, vor Nebel und trockner Luft in Acht u. dgl. m.[7] In der That mußte für Geſangsleiſtungen Virtuoſenthum.

1) Vgl. z. B. die Inſchrift des *ποιητὴς καὶ κιθαριστής* M. Sempronius Nicocrates Th. II² 44, 2.

2) Acro Hor. Sat. I 2, 3: dicebatur in poematis suis placere voce non carminum probitate. Cantor optimus et modulator Hor. Sat. I 3, 129.

3) Petron. Sat. c. 73: Menecratis cantica.

4) Euseb. Chron. ad. a. 146 p. C.: *Μεσομήδης ὁ Κρὴς κιθαρῳδικῶν νόμων μουσικὸς ποιητὴς γνωρίζεται.* Vgl. Suid. s. v. *Μεσομήδης* mit Bernhardys Anm. u. Jacobs anthol. III p. 6. 5) Ambros I 450.

6) Quintilian. XI 3, 19 sqq. (praeparare ab imis sonis vocem ad summos).

7) Id. ib. Sueton. Nero c. 20. 25. Galen. de locis affectis VI 6 ed. K.

in ſehr großen offenen Räumen eine ſehr viel größere Stärke und Dauerhaftigkeit der Stimme erworben werden, als heutige Sänger ſie bedürfen. Und doch ſtrengten Citharöden und Tragöden beim öffentlichen Auftreten die Stimme zuweilen ſo ſtark an, daß ſie Gefäße ſprengten.[1]

Von der Zeit ab, wo ſie ihre künſtleriſche Ausbildung vollendet hatten, befanden ſich die Virtuoſen faſt immer auf Reiſen, da eine dauernde Beſchäftigung dieſer Künſtler an einem Ort im Alterthum, das nicht einmal ſtehende Theater kannte und wo alle Aufführungen nur bei beſondern Feſten ſtattfanden, überhaupt nicht möglich war. Die berühmtern griechiſchen Virtuoſen machten offenbar regelmäßig Rundreiſen wenigſtens durch Kleinaſien, Griechenland und Italien und wurden oft in den Städten, wo ſie enthuſiaſtiſche Bewunderung gefunden hatten, mit Statuen, dem Bürgerrecht und andern Auszeichnungen geehrt.[2] Die Honorare und Einnahmen bedeutender Künſtler waren ſehr glänzend. Der ſonſt ſo karge Veſpaſian ließ bei den Spielen, die er zur Einweihung des von ihm wiederhergeſtellten Marcellustheaters gab, mehrere ſeit lange bewährte Muſiker auftreten; von dieſen belohnte er einen Tragöden mit 400,000, die Citharöden Terpnus und Diodorus mit 200,000, einige mit 100,000, keinen unter 40,000 Seſterzen, überdies wurde noch eine große Anzahl von goldnen Kränzen vertheilt.[3] Auch der Muſikunterricht in vornehmen Häuſern war in Rom ſehr einträglich und die Honorare der berühmten Sänger und Citharöden ein Gegenſtand des Aergers und Neides für die Männer der Wiſſenſchaft und Litteratur.[4] Martial, der ſeiner mühſeligen und fruchtloſen Clientendienſte müde, ſich aus der Hauptſtadt für einige Zeit nach Imola (Forum Cornelii) begab, meldet ſeinen Freunden von dort, er werde nicht eher wiederkehren, als bis er Citharöde geworden ſei.[5] Derſelbe räth voll

---

VIII 451: *ὅσοι δ' εὐθὺς ἐξ ἀρχῆς ἢ ἀθλοῦντες ἢ φωνασκοῦντες ἄπειροι τῶν ἀφροδισίων διετέλεσαν κτλ.* Infibulatio (Cels. VII 25, 3) z. B. Martial. XI 75, 3. XIV 215. Juv. VI 379 sqq. Silberne fibulae Plin. H. N. XXXIII 151.

1) Galen. de locis affectis IV 13 ed K. VIII 287: *καί τισιν ἑτέροις ἀγωνιζομένοις κιθαρῳδίαν ἢ τραγῳδίαν ἡ ὀξεῖα καὶ μεγάλη φωνὴ διέρρηξεν ἀγγεῖα.* 2) Th. II² 43. Statuen von Citharöden: Köhler, Verm. Schr. VI 209. Dio LXIII 8. Oben S. 173, 3. 3) Sueton. Vespas. c. 19. 4) Juv. VII 175 sqq. 5) Martial. III 4.

Bitterkeit einem Vater, seinem Sohne doch ja keine wissenschaftliche Bildung geben, ihn ja nicht Bücher von Cicero oder Vergil in die Hand nehmen zu lassen, wolle er vollends Verse machen, so möge der Vater ihn enterben: solle er aber eine Kunst lernen, die Brot gebe, so möge er sich auf die Cither oder auf die Flöte legen.[1] Natürlich hatten die Virtuosen enthusiastische Verehrer und Verehrerinnen in Menge. Namentlich die Begeisterung der Frauen für Sänger und musikalische Virtuosen hat der Skandalsucht sowie der Satire und dem Spottgedicht viel Stoff gegeben. Reiche und vornehme Frauen besaßen Stäbchen, mit denen berühmte Citherspieler die Saiten geschlagen, und drückten Küsse auf diese kostbaren Andenken, sie brachten Opfer für den Erfolg der von ihnen bewunderten Künstler bei einer bevorstehenden Preisbewerbung, und man behauptete sogar, daß sie die Gunst derselben oft theuer erkauften.[2] Auch in hohen Kreisen, selbst an mehreren Höfen waren Virtuosen geehrte und reich belohnte Gäste. Dem sehr berühmten Citharöden Anaxenor, den seine Vaterstadt Magnesia am Mäander durch ein Priesterthum und öffentlich aufgestellte Denkmäler ausgezeichnet hatte, übertrug der Triumvir Marc Anton die Steuererhebung von vier Städten und gab ihm eine Truppenabtheilung bei.[3] Der Sänger und Flötenspieler Tigellius aus Sardinien, der schon zu Cäsars engerm geselligen Kreise gehört hatte, war auch an den Höfen Cleopatras und Augusts gern gesehn.[4] Der dramatische Sänger (Tragöde) Apelles aus Askalon, ein viel vermögender Günstling Caligulas, fiel in Ungnade, weil er auf die Frage des Kaisers, ob er oder Jupiter ihm größer scheine, mit der Antwort zögerte. Caligula ließ ihn peitschen und lobte die Stimme des Schreienden, die noch im Schmerzgeheul höchst angenehm klinge.[5] Den Citharöden Menecrates beschenkte Nero mit einem Palast und einem großen Besitzthum.[6] Der oben erwähnte Komponist und Dichter Mesomedes aus Creta, ein Freigelassener und Liebling Hadrians, auf dessen schönen Antinous er ein Lobgedicht verfaßte, erhielt ein Gehalt, das Hadrians Nachfolger zu vermindern für gut fand.[7]

1) Id. V 56. 2) Th. I³ S. 395, 2. 3) Strabo XIV 41. p. 648 C. 4) Th. I³ 128, 5. 5) Th. I³ 105 f. 6) Sueton. Nero c. 30. 7) Bähr St. R. E. IV 1874. Suid. s. v. Vit. Anton. P. c. 7.

Künstlereitelkeit.

So vielfache, lebhafte und schmeichelhafte Gunst und Theilnahme konnte nicht anders als Künstlerlaunen, Künstlereitelkeit und -hochmuth nähren und großziehn. Mit großem Behagen erzählt der Fabeldichter Phädrus, wie einer dieser aufgeblasenen Virtuosen sich kürzlich durch seine lächerliche Eitelkeit zum allgemeinen Gespött gemacht habe. Der Flötenspieler Princeps (d. i. Fürst), der den berühmten Pantomimentänzer Bathyllus (Freigelassenen des Mäcenas, und Erfinder der komischen Gattung des Pantomimus) zu begleiten pflegte, erlitt bei einem Scenenwechsel (durch Unvorsichtigkeit oder Einsturz einer Koulisse) einen Beinbruch. Sein Krankenlager dauerte mehrere Monate, und das kunstsinnige Publikum vermißte sein Spiel. Als er nothdürftig wieder gehn konnte, bewog ihn ein vornehmer Mann, der ein Schauspiel veranstaltete, darin aufzutreten. Der Vorhang fiel, der Donner rollte ab, die Götter sprachen (es scheint ein allegorisches Festspiel gewesen zu sein) nach üblicher Weise; hierauf stimmte der Chor ein dem Virtuosen noch unbekanntes Lied an, dessen Text war: „Laut juble Rom, denn wohlbehalten ist dein Fürst!" Das Publikum erhob sich und klatschte; Princeps, der diesen Beifall auf sich bezog, warf Kußhände, die Ritter bemerkten seine thörichte Einbildung und verlangten mit lautem Gelächter das Stück da capo. Es wird wiederholt, Princeps verbeugt sich auf der Bühne bis zur Erde, die Ritter klatschen um ihn zu verhöhnen. Das übrige Publikum glaubt anfangs, er bewerbe sich um den Kranz. Als man über seine wirkliche Meinung im Theater ins klare kam, wurde der freche Mensch, der die Ehre des göttlichen (d. i. kaiserlichen) Hauses auf sich bezogen hatte, „sammt den schönen weißen Binden, mit denen sein Bein verbunden war, den weißen Tuniken und weißen Schuhen" unter allgemeiner Entrüstung hinausgeworfen.[1]

Künstlerlaunen.

Die Launenhaftigkeit sah schon Horaz als eine nie fehlende Eigenschaft der Virtuosen an. Alle Sänger, sagt er, haben den Fehler unter Freunden sich durch keine Bitten zum Singen bewegen zu lassen, dagegen, wenn sie nicht aufgefordert sind, gar nicht aufzuhören. Er hat namentlich jenen Tigellius aus Sardinien (der durch seine anspruchsvolle Empfindlichkeit im J. 45 Ciceros Verdruß

1) Phaedr. V 7. Ueber divina domus vgl. Th. I³ 95, 3.

erregt hatte),[1] wie einen Typus der Unbeſtändigkeit und Launenhaftigkeit geſchildert. Selbſt Auguſt, der befehlen konnte, bat ihn öfter vergebens zu ſingen, und ſcheint die Ungezogenheit des ſchon von Cäſar verwöhnten Künſtlers mit Nachſicht ertragen zu haben. Fiel es dieſem dagegen ein ſich hören zu laſſen, ſo ſang er ſein „Io Bacchus" vom erſten bis zum letzten Gange der Mahlzeit in allen Tönen. In nichts blieb er ſich gleich. Bald lief er wie auf der Flucht, bald ſchritt er wie in einer Proceſſion einher. Bald hatte er zweihundert Sklaven, bald nur zehn. Bald redete er im höchſten Grade großſprecheriſch, bald wünſchte er weiter nichts als einen dreifüßigen Tiſch, ein Salzfaß und eine grobe Toga um ſich warm zu halten. Erhielt er dann eine Million zum Geſchenk, ſo war in fünf Tagen nichts mehr in ſeiner Kaſſe. Mit vollen Händen ſtreute er den leicht erworbenen Reichthum aus, und verſammelte durch ſeine Freigebigkeit um ſich einen Hofſtaat von Quackſalbern, Bettlern, Tänzerinnen, Gaſſenmuſikantinnen und Spaßmachern. Die Nächte wachte er bis zum frühen Morgen und verſchlief den Tag.[2]

Künſtlerneid.

Der Neid und die Eiferſucht der Künſtler gegen einander wurde ganz beſonders durch die muſikaliſchen Wettkämpfe, in denen ſie um den Preis rangen, rege erhalten. Nebenbuhler beobachteten ſich hier gegenſeitig und bemühten ſich einander zu gewinnen, während ſie ſich insgeheim verläſterten, auch kam es zu öffentlichen Schmähungen. Gefährliche Mitbewerber ſuchte man durch Beſtechung zu beſeitigen oder unſchädlich zu machen. Den Preisrichtern und dem Publikum gegenüber wurde die größte Ehrerbietung zur Schau getragen.[3] Nero, der die für das öffentliche Auftreten der Citharöden üblichen Vorſchriften mit ängſtlicher Genauigkeit beobachtete (ſo daß er z. B. ermüdet ſich nicht niederſetzte, nicht ausſpuckte, den Schweiß der Stirn nur mit der Hand oder dem Gewande abtrocknete),[4] redete das Volk mit den Worten an: „Meine Herren, ſchenkt mir geneigtes Gehör!"[5] Am Schluſſe des Vortrags empfahl man ſich aufs neue, mit Knie

Betragen gegen das Publikum.

1) Cic. ad fam. VII 24; vgl. ad Attic. XIII 49–51.
2) Horat. Sat. I 3, 1—19. I 2, 1—4.
3) Sueton. Nero c. 23. Vgl. Dio LXIII 9.
4) Tac. A. XVI 4. Sueton. ib. c. 24. 5) Dio. LXI 20.

und Hand der Versammlung huldigend, der Gunst der Zuhörer und erwartete mit erheuchelter oder wirklicher Bangigkeit den Urtheilsspruch.[1]

Bezahlter Beifall.

Auch die berühmtesten Virtuosen betraten nicht leicht die Bühne, ohne vorher für einen bezahlten Beifall gesorgt zu haben. Wenn irgend wo, so war dies (auch abgesehn von der Rücksicht um die Preisbewerbung) bei Künstlern zu entschuldigen, die vor tausenden von Zuhörern aus den untersten Klassen sich hören lassen mußten, welche mit Aeußerungen ihres Misfallens keineswegs sparsam waren; wie denn Citharöden oft genug das Schicksal hatten im Pompejustheater ausgezischt zu werden,[2] und daher nicht ohne Grund beim Auftreten zitterten.[3] Offenbar war die Zahl derer in Rom, die kein anderes Gewerbe hatten als „einem Canus, einem Glaphyrus Beifall zu klatschen" nicht klein, und das Gewerbe galt für einträglich.[4]

Der musikalische Dilettantismus.

Eine so lebhafte Empfänglichkeit, wie sie in Rom für Musik verbreitet war, mußte nothwendiger Weise auch zum ausübenden Dilettantismus führen. Allerdings hatte sich das römische Vorurtheil lange dagegen gesträubt, dem für den Freigebornen, vollends für den Mann von Stande nicht bloß die gewerbsmäßige Fertigkeit in Gesang und Spiel als unanständig galt, sondern auch die spielende Beschäftigung mit solchen Künsten. Doch hatte schon längst in Folge des steigenden Einflusses griechischer Kultur und griechischer Sitten die alte Strenge auch in diesem Punkt einer immer weiter ausgedehnten Toleranz Platz gemacht. Schon in der Zeit der Gracchen gab es zu Rom Tanz- und Singschulen, die von Knaben und Mädchen aus guten, selbst adligen Familien besucht wurden, freilich zum tiefsten Unmuth der strenger gesinnten.[5] Doch bald beurtheilte man wenigstens die Erwerbung und Uebung der Fertigkeit im Gesange milder. Cicero läßt in einem ins Jahr 91 verlegten Gespräch einen der ersten Männer des damaligen Rom, den Redner L. Licinius Crassus, (Consul 95, Censor 92) ohne alle Mißbilligung erwähnen, daß sein Freund, der Ritter Numerius Furius, ein Familienvater, gelegentlich noch als Dilettant die Kunst des Gesanges übe, die er als Knabe

Musikunterricht

1) Tac. ib. 2) Martial. XIV 166 (cithara):

De Pompejano saepe est ejecta theatro,
Quae duxit silvas detinuitque feras.

3) Epictet. Diss. II 16, 9. 4) Martial. IV 5, 8. 5) Macrob. Sat. II 10.

erlernt habe.[1] Wenn freilich ein Mann von Sullas Stellung nicht bloß Schauſpieler in ſeinen Umgang zog, ſondern auch das Lob nicht verſchmähte ſelbſt ein ſehr guter Sänger zu ſein:[2] ſo gab dies ſicherlich großen Anſtoß, da noch Cornelius Nepos unter den Verſchiedenheiten griechiſcher und römiſcher Sitten und Anſchauungen hervorhebt, daß nach römiſcher Anſicht Ausübung der Muſik einem Manne von hervorragender Stellung nicht zieme.[3] Die ſtutzerhafte verdorbene Jugend, die zu Catilinas Anhang gehörte, verſtand ſich nach Cicero auf Liebeshändel, auf Geſang, Saitenſpiel und Tanz.[4] Und ſo wurde Dilettantismus in der Muſik ohne Zweifel damals von vielen unter allen Umſtänden gemißbilligt; eine theoretiſche Beſchäftigung mit der Kunſt kann aber in dieſer Zeit ſchon nicht mehr ſelten geweſen ſein, da bereits Varro ſie in den Kreis der Wiſſenſchaften aufnahm, auf denen die allſeitige Bildung beruhte. Seit dem Anfange der Monarchie dürfte die Theorie der Muſik nicht bloß ganz allgemein zu den höhern Gegenſtänden des Unterrichts gerechnet worden,[5] ſondern auch die Ausbildung der Knaben im Geſang und Saitenſpiel ſehr gewöhnlich geweſen ſein: Columella nennt Schulen der Muſiker neben denen der Rhetoren und Mathematiker.[6] Titus, der, am Hofe des Claudius gemeinſam mit deſſen Sohne Britannicus erzogen, „in denſelben Wiſſenſchaften und von denſelben Lehrern unterrichtet wurde," machte in allen Fächern ſchnelle Fortſchritte, nicht bloß in der Beredſamkeit und Poeſie beider Sprachen, „auch der Muſik war er nicht unkundig, er ſang und ſpielte auf der Cither angenehm und geſchickt."[7] Britannicus (geb. den 13. Februar 41), der Neros Eiferſucht durch ſeine beſſere Stimme erregt hatte,[8] war ebenfalls muſikaliſch gebildet. An dem Saturnalienfeſt im December 54 war Nero in der Geſellſchaft der Altersgenoſſen durchs Loos zum Könige erwählt worden; er gab dem noch nicht 14jährigen Prinzen

1) Cic. de orat. III 23, 86 ſpricht über den Unterſchied zwiſchen Dilettanten und Künſtlern: Valerius cottidie cantabat. erat enim scenicus, quid faceret aliud? 87. At Numerius Furius, familiaris noster, quum est commodum, cantat. Est enim pater familias, est eques Romanus, puer didicit quod discendum fuit. 2) Macrob. l. l. 3) Cornel. Nepos Praef. 4) Cic. Catil. II 10, 23. 5) Seneca epp. 88, 9. Quintilian. I 10, 22. 6) Columella R. R. I praef. 5. 7) Sueton. Tit. c. 3. 8) Sueton. Nero c. 33.

auf vorzutreten und einen Gesang vorzutragen, in der Hoffnung er werde sich lächerlich machen. Aber Britannicus sang ohne Befangenheit ein Gedicht, das deutliche Anspielungen auf den an seinem Thronrecht verübten Raub enthielt. Die allgemeine Rührung, die der Gesang erregte, schärfte Neros Haß und gab den unmittelbaren und nächsten Anlaß zu der scheußlichen Ermordung des hoffnungsvollen Knaben im nächsten Jahre.[1] Daß Nero schon als Knabe wie in den übrigen Fächern so auch in der Musik Unterricht erhalten hatte, sagt Sueton ausdrücklich.[2] Unter den Lehrern Marc Aurels wird Andron als derjenige genannt, der ihn in der Musik und zugleich in der Mathematik unterrichtete.[3] Von Commodus sagt sein Biograph, daß ihm der Unterricht der besten wissenschaftlichen Lehrer nichts nützte, daß er dagegen von Kindheit auf Fertigkeit in Dingen bewies, die zur kaiserlichen Würde nicht passen, als im Formen von Bechern, Tanzen und Singen.[4]

Bei den Mädchen wurde natürlich von jeher noch mehr Werth auf die Ausbildung in der Musik gelegt, als bei den Knaben. Berühmte Musiker wie Demetrius und Tigellius brachten schon in der Zeit des Horaz einen großen Theil ihrer Tage neben den Lehnsesseln ihrer Schülerinnen zu.[5] Auch diese lernten nicht bloß singen, sondern ebenfalls die Cither und andere Saiteninstrumente spielen und scheinen sehr häufig die Fertigkeit erworben zu haben, Texte von Dichtern nach selbst gesetzten Melodien vorzutragen und zu begleiten.[6] Ohne Zweifel war dies nicht so schwer wie gegenwärtig, da (wie bemerkt) die Formen der antiken Musik viel fester und leichter zu handhaben waren, und auch hier vieles durch Erlernen angeeignet werden konnte, wozu es jetzt wo nicht der Produktivität, so doch des Talents bedarf. Chöre von Knaben und Mädchen aus guten Familien dürften bei religiösen Festlichkeiten nicht selten gesungen haben. Catull hat für einen solchen Doppelchor einen Lobgesang auf Diana gedichtet.[7] An den Säcularspielen wurde im Tempel des Palatinischen Apollo das Festlied von dreimal neun Knaben und ebenso viel Mädchen in lateinischer

Oeffentliche Aufführungen von Knaben- und Mädchenchören.

1) Tac. A. XIII 15. 2) Sueton. Nero c. 20. 3) H. A. v. M. Antonini c. 2. 4) V. Commodi c. l. 5) Horat. S. I 10, 98. 6) Th. I³ 369—371. 7) Catull. c. 33.

und griechischer Sprache gesungen.[1] Bei Augusts Bestattung sangen Kinder beiderlei Geschlechts aus den vornehmsten Familien die Todtenklage,[2] bei der der Apotheose der Kaiser vorausgehenden Todtenfeier sang nach Herodians Beschreibung auf dem Forum an der Bahre ein Chor edler Knaben und ein Chor edler Frauen Lobgesänge auf den Verstorbenen, die in klagenden und feierlichen Weisen gesetzt waren.[3] Es gab aber auch Veranlassungen, bei denen es für Männer von Stande unbedenklich, ja geboten war öffentlich zu singen. Ein so ernster und strenger Mann wie Thrasea Pätus hatte bei einem uralten, feierlichen, nur in Zwischenräumen von dreißig Jahren wiederkehrenden Schauspiel in seiner Vaterstadt Patavium eine Tragödienscene, und zwar im Kostüm gesungen.[4]

Dilettantinnen.

Auch der Dilettantismus der Frauen und Mädchen in der Musik war in der ältern Zeit von Strengern wenigstens nur bis zu einem gewissen Grade gebilligt worden; noch Sallust stellt sich auf diesen Standpunkt, wo er von der mit Catilina vertrauten Sempronia sagt, sie habe mit mehr Kunst gesungen als für eine rechtschaffene Frau erforderlich sei.[5] Doch später verstummte nicht bloß allem Anschein nach jeder derartige Tadel ganz, sondern Fertigkeit in der Musik wurde auch allgemein zu den wesentlichen Erfordernissen weiblicher Bildung gerechnet. Statius zählt unter die Vorzüge, durch welche seine Stieftochter verdiente einen Mann zu finden, daß sie die Laute zu schlagen und seine Gedichte nach eigenen Melodien zu singen verstand; der j. Plinius rühmt dasselbe von seiner dritten Frau.[6] Lucian preist in überschwenglicher Weise den Gesang und das Saitenspiel der Geliebten des Lucius Verus, der schönen Smyrnäerin Panthea. Er vergleicht sie mit den Musen und den Sirenen; dieser Stimme gegenüber muß die Nachtigall verstummen, es ist ein Gesang wie man ihn eben aus einem so schönen Munde zu hören erwarten kann. Am vollendetsten ist ihr Gesang zur Cither: die streng richtige Durchführung der Melodie (*ἁρμονία*), so daß der Text durchaus festgehalten wird, und der Gesang im wohlgemessenen

1) Marquardt Hdb. IV 340. 2) Sueton. August. c. 100. 3) Herodian. IV 2, 5. 4) Tac. A. XVI 21. Dio LXII 26. Die Ausdrücke beider: habitu tragico cecinerat und *τραγῳδίαν ὑποκρινάμενος* stimmen genau überein. Vgl. Th. II² 312. 5) Sallust. B. C. c. 25. 6) Th. I³ 370 f.

Wechſel von Hebung und Senkung fortgeht; daß die Cither dazu ſtimmt, das Plectrum mit der Kehle gleiches Zeitmaß hält, die Beweglichkeit der Finger, der Wohllaut der Modulation — alles dieſes vermöchten ſelbſt Orpheus und Amphion nicht zu erreichen.[1]

Dilettanten.

Aber auch gegen den muſikaliſchen Dilettantismus der Männer ſcheint ſich ſchon in Auguſts Zeiten nur noch vereinzelter Widerſpruch erhoben zu haben. In der That iſt der einzige Schriftſteller, der ſich nach dem Untergange der Republik mißbilligend dagegen äußert, der ältere Seneca, ein ſtarrer Anhänger der alten Einfachheit und Sittenſtrenge. Er klagt, daß die edeln Studien darniederliegen, und Intereſſen, die noch ſchlimmer ſind als der Müßiggang, ſich der Geiſter bemächtigt haben, daß die unanſtändigen Beſchäftigungen mit Geſang und Tanz die weibiſch gewordene Jugend in Anſpruch nehmen.[2] Der Tadel des jüngern Seneca (in einer unter Claudius verfaßten Schrift) iſt nur gegen die Uebertreibung dieſes Dilettantismus gerichtet. Die leidenſchaftlichen Muſikliebhaber verbrachten nach ſeiner Schilderung den ganzen Tag mit Hören, Singen und Componiren von Arien, quälten ihre Stimme durch künſtliche Modulationen zu einem andern als ihrem natürlichen Klange, ihre Finger ſchlugen fortwährend den Takt zu einem Stücke, das ſie im Kopfe hatten, und auch bei ernſten, ja traurigen Veranlaſſungen konnten ſie ſich nicht enthalten eine Melodie zu ſummen.[3] Aehnlich ſchildert bereits Manilius den Muſikfreund, der beim Gelage den Genuß des Weins durch ſüßen Geſang erhöht, auch unter Arbeit und Geſchäften mit verſtohlenem Gemurmel Lieder ſingt, und wenn er allein iſt, ſich ſtets durch Geſang unterhält.[4]

Die große Verbreitung des muſikaliſchen Dilettantismus der Männer in Rom ſeit dem Anfange der Kaiſerzeit beſtätigen auch zahlreiche andere Aeußerungen und Angaben. Durch eine ſchöne Stimme konnte man hoffen den Frauen zu gefallen,[5] als fertiger Sänger Zutritt in gute Geſellſchaft zu erhalten:[6] überhaupt wurde muſikaliſches Talent wie es ſcheint beſonders wegen ſeines Werths für die Geſelligkeit geſchätzt.[7] Der Trimalchio Petrons fordert einen

1) Lucian. Imagg. 13 sq. 2) Seneca Controv. I prooem. 3) Seneca de brev. vitae c. 12, 4. 4) Manil. V 329 sqq. 5) Ovid. A. A. I 595. 6) Horat. S. I 9, 25. 7) Manil. IV 525 sqq. V 329.

seiner Gäste, der sonst für einen guten Sänger gegolten hatte, auf etwas zum besten zu geben; dieser bedauert nicht mehr singen zu können, in seiner Jugend freilich habe er sich „fast die Schwindsucht an den Hals gesungen." Trimalchio selbst „mißhandelt" die Arien des in Neros Zeit berühmten Citharöden und Componisten Menecrates.[1] Der allseitige Dilettant bei Martial, der alles hübsch, aber nichts gut macht, singt auch hübsch, und spielt hübsch die Lyra.[2]

Auch in hohen Kreisen scheint dieser Dilettantismus sehr verbreitet gewesen zu sein. C. Calpurnius Piso, das Haupt der Verschwörung gegen Nero im Jahr 65 spielte (nach der Versicherung eines zu seinem Preise verfaßten Gedichts) die Lyra so vortrefflich, daß man glauben konnte, Apollo selbst habe ihn unterrichtet: und er hatte sich in einer Zeit des Friedens der Beschäftigung mit dieser Kunst nicht zu schämen, hatte doch auch Achill die Saiten mit derselben Hand gerührt, mit der er die schreckliche Lanze gegen die Feinde schleuderte.[3] Die Zahl der Kaiser, von denen berichtet wird, daß sie ausübende Dilettanten der Vocal- oder Instrumentalmusik waren, ist verhältnißmäßig auffallend groß. Hadrian that sich auf seine Fertigkeit im Gesang und Citherspiel etwas zu gut,[4] und Fronto, der seine Ermahnung an Marc Aurel, die Muße des Aufenthalts in Alsium zu genießen, mit den Beispielen früherer Kaiser unterstützt, sagt von ihm, auch er habe neben seinen Regierungssorgen zu andern Dingen Zeit gehabt; er sei ein Freund trefflicher Mahlzeiten, und der Beschäftigung „mit Compositionen und Flötenbläsern" ergeben gewesen.[5] Caracalla übte gleichfalls die Citharödik und errichtete dem berühmten Citharöden Mesomedes, der an den Höfen des Hadrian und Antoninus Pius geglänzt hatte, ein Denkmal.[6] Elagabal sang, auch mit Flötenbegleitung (d. h. dramatische Scenen), blies die Tuba und spielte die Pandura (ein Saiteninstrument) und die Orgel.[7] Alexander Severus liebte gleichfalls Musik und spielte die Lyra, Flöte und Orgel, „auch die Tuba, auf der er sich jedoch als Kaiser nicht hören ließ."[8] Man sieht, daß die Cither, wenn auch ohne

Große Zahl der kaiserlichen Dilettanten.

1) Petron. Sat. c. 64 u. 73. 2) Martial. II 7. 3) C. in Pisonem 166—177. 4) Vit. Hadriani c. 14. 5) Fronto fer. Als. 3 ed. Naber p. 226. 6) Dio LXXVII 13. 7) Vit. Elagab. c. 32. 8) V. Alex. Severi c. 27.

Zweifel das gewöhnliche, doch keineswegs das einzige Instrument der Dilettanten war. Nero hatte gelobt, wenn es ihm gelingen würde, der gegen ihn ausgebrochenen Empörung Herr zu werden, bei den Spielen zur Feier des Sieges sich auf der Wasserorgel, Sackpfeife und Chorflöte hören zu lassen; die in der Zeit der dringendsten Gefahr berufenen Großen führte er nach einer eilig abgemachten Berathung den ganzen übrigen Tag unter neu erfundenen Wasserorgeln umher, die er ihnen erklärte, und die Schwierigkeiten der einzelnen Instrumente aus einander setzte.[1] L. Norbanus Flaccus war ein eifriger Tubabläser, und übte sich fleißig auf seinem Instrument, selbst am Morgen des Tages, an dem er das Consulat antrat (1. Januar 19 n. Chr.): von der vor seinem Palast zur Aufwartung versammelten Menge ward es als ein böses Omen aufgefaßt, daß man den Consul ein Kriegssignal blasen hörte.[2] Daß das Beispiel der Kaiser beitrug diesen Dilettantismus namentlich in hohen Kreisen zu verbreiten, ist selbstverständlich.

Neros Streben, nicht Dilettant, sondern Künstler zu sein.

Nach der Art, wie alle diese Fälle mitgetheilt werden, ist unzweifelhaft, daß in Neros musikalischem Treiben es weder die Liebhaberei für diese Kunst, noch deren dilettantische Ausübung sein konnte, was in den Augen der Mitwelt als unwürdig und schmachvoll erschien: sondern gerade daß er kein Dilettant, daß er ein Künstler von Fach sein wollte, daß und wie er seine Leistungen dem öffentlichen Urtheil preisgab. Die Ueberzeugung, er sei zum Künstler geboren, beherrschte ihn mit der Stärke einer fixen Idee sein ganzes Leben hindurch; und mit den immer wiederholten Worten: welch ein Künstler geht in mir verloren! ist er ja auch gestorben. Als die Empörung gegen ihn ausbrach, soll ihn nichts so sehr in Aufregung versetzt haben, als daß er in einer Proklamation des Vindex ein schlechter Citharöde genannt worden war. Die Falschheit dieses Vorwurfs, durch den ihm die Kenntniß einer mit vollendeter Meisterschaft geübten Kunst abgesprochen werde, betrachtete er als den besten Beweis für die Falschheit der übrigen Anklagen und fragte fortwährend seine Höflinge, ob sie einen bessern kennten. Ihm war schon früh von Astrologen geweissagt worden, er werde abgesetzt

1) Sueton. Nero c. 41. 54. 2) Dio LVII 18.

werden, worauf er die (in Rom allgemein verbreitete) Antwort gab: die liebe Kunſt wird mir dann durchhelfen.[1] Kaum war er Kaiſer geworden, ſo berief er den damals berühmteſten Citharöden Terpnus, ließ ſich Tag für Tag nach der Tafel bis tief in die Nacht vorſingen und vorſpielen, und ſuchte durch unabläſſige Uebungen und Studien und die ſtrengſte Beobachtung aller diätetiſchen Vorſchriften ſeine dumpfe und ſchwache Stimme auszubilden.[2] Zuerſt trat er im Jahr 59 (dem fünften ſeiner Regierung, dem zwei und zwanzigſten ſeines Alters) in ſeinem Garten und Palaſt am rechten Tiberufer,[3] dann im Jahr 64 in der „griechiſchen Stadt" Neapel,[4] und erſt im Jahr 65 in Rom ganz öffentlich bei dem von ihm geſtifteten Wettkampf als Citharöde im Pompejustheater auf;[5] gegen das Ende des Jahres 66 unternahm er ſeine Kunſtreiſe durch Griechenland, von welcher er wahrſcheinlich gegen Ende des folgenden zurückkehrte.[6] Neben den citharödiſchen waren es vorzugsweiſe die halbdramatiſchen Vorträge von Soloſcenen aus Tragödieen, in denen er ſich zeigte, und zwar in dieſen letztern in Koſtüm und Maske.[7] Wahrſcheinlich war er, wie die Citharöden wol gewöhnlich, auch ſelbſt Componiſt.[8] Für den Beifall war bei ſeinem Auftreten ſtets durch ein ganzes Heer wohlgeſchulter und -organiſirter Beifallrufer und Klatſcher geſorgt. Wie ſo oft in der Geſchichte dieſer Zeit miſchte ſich auch hier in das Lächerliche das Gräßliche. Spione lauerten überall, und wehe dem, der nicht genug geklatſcht oder vor Beendigung des kaiſerlichen Geſanges ſich fortgeſchlichen hatte, oder eingeſchlafen war; oder der, wenn Katarrhe in Rom graſſierten, unterlaſſen hatte, für die „himmliſche" (d. i. kaiſerliche) Stimme Opfer und Gelübde darzubringen.

Muſikaliſche Zuſtände in der letzten Zeit des Alterthums.

Von den erſten Jahrzehnten des dritten Jahrhunderts bis gegen Ende des vierten ſind die Nachrichten über Culturzuſtände äußerſt ſpärlich. Aus den letzten Zeiten des Alterthums erfahren wir über

1) Sueton. Nero c. 49. 41. 40. 2) Id. ib. c. 20. Dio LXI 20.
3) Tac. A. XIV 14 sq. Dio LXI 20. Plin. H. N. XXXVII 19.
4) Tac. A. XV 33. 5) Tac. A. XVI 4. 6) Haackh St. R. E. V 583 f.
7) Th. II² 313. 8) Mit Beſtimmtheit folgt dies allerdings nicht aus Philostrat. V. Apoll. Tyan. IV 39 p. 82 ed. K.

die Muſik wenigſtens, daß Liebe für ſie in der heidniſchen wie chriſtlichen Geſellſchaft ſehr verbreitet war. Ammianus Marcellinus ſagt, daß die Paläſte Roms, die einſt durch die wiſſenſchaftliche Pflege berühmt waren, nun von der Kurzweil ſchlaffen Müſſiggangs erfüllt ſeien, von Geſang und Saitenſpiel wiederhallen. Statt des Philoſophen gehe der Sänger, ſtatt der Lehrer der Beredſamkeit die der Muſik aus und ein, und man ſehe muſikaliſche Inſtrumente aller Art, während die Bibliotheken gleich Grüften geſchloſſen ſeien.[1] Und in Conſtantinopel richtete Johannes Chryſoſtomus von der Kanzel an ſeine Gemeinde die Frage: wer von euch könnte einen Pſalm oder ein anderes Stück aus der heiligen Schrift herſagen, wenn er dazu aufgefordert würde? Wenn man aber nach diaboliſchen Arien, nach buhleriſchen unzüchtigen Geſängen fragen wollte, dann würde man gar viele finden, die alles aufs genauſte wiſſen, und mit großer Luſt recitiren würden.[2] Daß dieſe Verdammung der Muſik nicht bloß von chriſtlichem Standpunkt aus gerechtfertigt war, daß ſie in der That nur noch frivolen Sinnengenuß, und namentlich die Theatermuſik bei der unumſchränkten Herrſchaft des Pantomimus auf der Bühne nichts als gemeinen Ohrenkitzel bezweckte, läßt der allgemeine Verfall der antiken Kultur in jenen Zeiten vorausſetzen.

Die Muſik im chriſtlichen Gottesdienſt.

Je mehr die Muſik ihren Ernſt und ihre Würde eingebüßt hatte, deſto bedenklicher mußte ihre Anwendung für den chriſtlichen Gottesdienſt erſcheinen, in dem der Kirchengeſang doch von Anfang an ein weſentliches Element geweſen war; mindeſtens wurde die Gefahr ſeiner Verweltlichung mit Grund befürchtet. Hieronymus warnt die, deren Amt es iſt in der Kirche zu ſingen: man müſſe Gott nicht mit der Stimme ſondern mit dem Herzen ſingen, nicht nach Art der Tragöden Hals und Kehle mit Süßigkeiten ſchmeidigen, damit in der Kirche theatraliſche Melodien und Arien gehört würden.[3] Aus demſelben Grunde nahmen manche an dem Geſange der Frauen in der Kirche Anſtoß. Für die meiſten, ſagt Iſidorus von Peluſium,[4]

1) Ammian. Marcell. XIV 6, 18 (wo aber paucae ſchwerlich richtig, oder etwas ausgefallen iſt).

2) P. E. Mueller de gen. aev. Theodos. II 123.

3) Forkel, Allg. Geſch. der Muſik II 151. Hieronym. in Ep. ad Ephes. c. 5.

4) Forkel, II 140. Isidor. Pelusiota Epp. I 90.

wird auch dies ein Anlaß zur Sünde, da sie statt sich durch die göttlichen Psalmen zerknirscht zu fühlen, in der Süßigkeit der Melodie einen Anreiz zur Leidenschaft finden, und sie nicht höher achten als die Theatergesänge. Wolle man gottgefällig handeln, so müsse man den Weibern, die die göttliche Gabe so mißbrauchen, das Singen in der Kirche und den Aufenthalt in der Stadt verbieten. Cyrillus, Bischof von Jerusalem († 386) hatte den Gesang der Frauen überhaupt nicht dulden wollen, weil ihnen der Apostel Paulus in der Gemeinde Schweigen auferlege.[1] Den Asceten erschien das Wohlgefallen in der Musik geradezu als unerlaubte fleischliche Lust. Auch Augustinus, der für musikalische Eindrücke sehr empfänglich war, und oft bei den Hymnen des Ambrosius Thränen vergoß, fand es gerade darum bedenklich sich diesen Empfindungen hinzugeben, und fürchtete der Inhalt der Lieder möchte nur wegen der schmeichelnden Töne bei ihm Eingang finden: in solchen Augenblicken wünschte er allen anmuthigen Gesang aus der Kirche fort, und wollte die Psalmen wie Athanasius es in Alexandria eingeführt hatte, mehr hersagen als singen lassen.[2] Der eifrigste Beförderer des Kirchengesanges in der abendländischen Kirche (wie Basilius in der morgenländischen) war Ambrosius. Freilich sollten Christen nicht „die todbringenden Gesänge theatralischer Coloraturen (chromata) ergötzen, die das Herz für die sinnliche Liebe empfänglich machen;" desto höher schätzte er den Werth des wahrhaft erbauenden Kirchengesanges. „Was ist lieblicher, sagt er, als ein Psalm! es ist das Lob Gottes und ein wohllautendes Bekenntniß des Glaubens. Der Apostel befiehlt zwar, daß die Weiber in der Kirche schweigen sollen, aber die Psalmen singen sie sehr gut. Zum Psalmensingen ist jedes Alter, jedes Geschlecht geschickt. Die Greise legen beim Singen desselben die Strenge des Alters ab, die jüngern Männer singen ihn ohne den Vorwurf der Ueppigkeit, die Jünglinge ohne Gefahr für ihr empfängliches Alter und ohne Versuchung zur Wollust, die zarten Mädchen ohne Einbuße an frauenhafter Schamhaftigkeit, die Jungfrauen und Frauen lassen ohne Ausgleiten der Sittsamkeit in ernster Würde das Loblied

1) Forkel a. a. O.
2) Forkel II 133 f. Augustin. Confess. IX 6.

Gottes mit der Lieblichkeit ihrer tonreichen Stimmen melodiſch erſchallen. Und was hat man für Mühe, das Volk in der Kirche zum Schweigen zu bringen, wenn bloß vorgeleſen wird. Sobald aber der Pſalm ertönt, wird gleich alles ſtill.“[1]

Fortpflanzung der griechiſchen Tonarten.

Doch jede Erinnerung an den heidniſchen Urſprung und Charakter der Muſik ſchwand allmälig, je mehr ſich in die alten Formen ein neuer Inhalt ergoß; und weil ſie ſich zur Aufnahme dieſes Inhalts vollkommen geeignet erwieſen, haben die von altgriechiſchem Kunſtgefühl geſchaffenen Formen der Muſik ſogar theilweiſe unveränderter fortbeſtanden als die irgend einer andern Kunſt. Das in ununterbrochener Tradition fortgepflanzte Syſtem der ſechs oder ſieben griechiſchen Tonarten blieb auch in der chriſtlichen Zeit die Grundlage der muſikaliſchen Compoſition. Erſt die Meiſter des vorigen Jahrhunderts haben das auf zwei Tonarten baſirte Muſikſyſtem an ſeine Stelle geſetzt; die bis dahin unbekannte Mannigfaltigkeit der zwölf Transpoſitionsſcalen für die Dur- und Molltonarten hat zuerſt J. S. Bach in ſeinem wohltemperirten Clavier gezeigt.

„So ergibt ſich denn für die Geſchichte der Künſte die höchſt eigenthümliche Erſcheinung, daß gerade diejenige Kunſt, welche eine vom antiken Geiſt am meiſten abweichende Richtung eingeſchlagen hat, ſich in ihrer geſchichtlichen Entwicklung unmittelbar aus dem Alterthum in continuirlicher Tradition auf uns verpflanzt hat, während die antiken Kunſtnormen der Plaſtik, Poeſie, Architektur, die auch für uns noch immer eine bindende Geltung haben, erſt in verhältnißmäßig ſpäter Zeit gleichſam wieder neu entdeckt werden mußten.“[2]

---

1) Ambros. Opp. I p. 740 (Praef. ad Psalm. I). Forkel 131 f.

2) Weſtphal, Harmonik und Melopöie der Griechen S. 24 vgl. 157.

III.

Die ſchöne Litteratur.

Poeſie und Kunſt der Proſa.

Die folgende Betrachtung wird verſuchen zu zeigen, daß die Bedeutung der Poeſie für die Geſammtbildung im ſpätern römiſchen Alterthum eine weſentlich andere, und zwar umfaſſendere und tiefer greifende war als gegenwärtig. Zu dieſem Zweck iſt das Verhältniß der gebildeten Welt zur Poeſie, die dieſer geſtellten Aufgaben, die durch beides bedingte Stellung der Dichter, endlich die Ablöſung der Poeſie durch die Kunſt der Proſa ins Auge zu faſſen.

Wirkungen des Jugendunterrichts. Sein Hauptzweck Beredſamkeit.

Das Verhältniß der gebildeten Welt zur Poeſie war zum großen Theil durch den Jugendunterricht beſtimmt, und hier wurden ganz andere Zwecke verfolgt und auf ganz andern Wegen als gegenwärtig. Wenn der heutige Jugendunterricht eine erſte Orientirung auf den wichtigſten Gebieten menſchlichen Wiſſens, ein möglichſt vielſeitiges Verſtändniß der mannigfachen wiſſenſchaftlichen Arbeit und die Fähigkeit ſich an ihr zu betheiligen bezweckt, ſo war er im Alterthum ſchon darum ſehr viel einfacher, weil die jetzt auf den Schulen gelehrten Wiſſenſchaften theils gar nicht oder nur in ihren erſten Anfängen exiſtirten, theils nicht als zur allgemeinen Bildung gehörig betrachtet wurden. Nicht zu einer möglichſt großen Empfänglichkeit, ſondern zur eignen Geſtaltungsfähigkeit ſollte der jugendliche Geiſt gebildet werden. Das Hauptziel des Unterrichts war die Gewinnung nicht eines umfangreichen Wiſſens, ſondern eines virtuoſen Könnens: einer möglichſt vollkommnen Herrſchaft über den ſprachlichen Ausdruck, die Erwerbung der Kunſt das Wort zur klaren und überzeugenden Entwicklung der Gedanken, zum angemeſſenen und geſchmack-

vollen, wenn möglich reichen, ſchönen und hinreißenden Ausdruck zu gebrauchen.[1]

Für die Zeit der Republik, wo die Rede mit weit größerem Recht als heute das Wiſſen „eine Macht" heißen konnte, wo, wie Tacitus ſagt, „Niemand ohne Beredſamkeit zu großer Macht gelangte,"[2] bedarf dies keiner Erläuterung. Aber wenn auch mit dem Untergange der Republik die politiſche Beredſamkeit verſtummte, ſo war doch durch die lebhafte Empfänglichkeit der Südländer für das lebendige Wort und durch die ganzen Lebensgewohnheiten des Alterthums ein gewiſſer Grad von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit für alle Verhältniſſe mit Nothwendigkeit bedingt, und auch in der Monarchie ſtand Schrift und Rede in Bezug auf Wichtigkeit und Einfluß zu einander im umgekehrten Verhältniß wie in der heutigen Welt. Nicht bloß für den Advokaten und Lehrer, auch für den höheren Offizier oder Beamten, für den Senator und Staatsmann, überhaupt für jeden, der nach einer hervorragenden Lebensſtellung ſtrebte, war Beredſamkeit unentbehrlich. Der beſte Maßſtab für den Werth, den auch die Monarchie auf die Redekunſt legte, der beſte Beweis dafür, daß ſie auch jetzt als das wichtigſte Moment der allgemeinen Bildung galt, liegt darin, daß dies das erſte Fach des Unterrichts war und lange das einzige blieb, für das zu ſorgen der Staat als ſeine Pflicht erkannte. Die erſten von der Regierung in Rom begründeten mit einem reichen Gehalt (von 100,000 S.) dotirten öffentlichen Lehrſtühle waren die der römiſchen und griechiſchen Beredſamkeit, und der Kaiſer, der dem Budget dieſe Laſt auferlegte und Quintilian „den Ruhm der römiſchen Toga"[3] zu der römiſchen Profeſſur berief, war Veſpaſian, der haushälteriſche, allen idealen Tendenzen abholde, ganz den praktiſchen Bedürfniſſen zugewandte Regent. Bald hatten nicht bloß die größern ſondern (wenigſtens um die Mitte des zweiten Jahrhunderts) auch viele kleinere Städte Italiens und der Provinzen ihre von den Communen angeſtellten Profeſſoren der Beredſamkeit, die größten ohne Zweifel ſo gut wie Rom, griechiſche und lateiniſche zugleich.[4]

---

1) Tac. dial. c. 30 sq. 2) Tac. dial. c. 37. 3) Martial. II 90. 2.
4) Th. I³ 270 f. 264. 4.

Gegenſtand des erſten Unterrichts: Leſung und Erklärung der Dichter.

Die Vorbereitung zum Unterricht in der Beredſamkeit war eine ſehr intenſive und ganz ausſchließliche Beſchäftigung mit der Poeſie. Der Dichter „formte ſchon den ſtammelnden Mund des Kindes,“[1] und die Leſung und Erklärung der Dichter war der ſo gut wie einzige Gegenſtand des eigentlichen Schulunterrichts der heranwachſenden Jugend.[2] Daneben wurde nur etwa einige Kenntniß der Geometrie und der Muſik als nothwendig oder wünſchenswerth anerkannt, die letztere, in welcher der Unterricht ſich häufig auf die Theorie beſchränkte, ſcheint ihre Aufnahme unter den Lehrgegenſtänden ihrem im Alterthum ſo viel engeren Zuſammenhange mit der Poeſie verdankt zu haben.[3] Einige andere Kenntniſſe wurden dem jugendlichen Geiſt durch die Poeſie vermittelt, namentlich aus der Geographie, Aſtronomie und ſelbſt Geſchichte, als deren Theile Sage und Mythologie allgemein betrachtet wurden. Zugleich ſollten die Kinder auch die Lehre der Sittlichkeit und Lebensweisheit aus den Dichtern ſich aneignen und einprägen.[4]

Griechiſche in der Schule geleſene Dichter.

Wo eine höhere Bildung bezweckt wurde, erſtreckte ſich der Schulunterricht ſelbſtverſtändlich auch auf die griechiſchen Dichter. Mit Homer begann er auch in ſpäterer Zeit, was Quintilian billigt;[5] denn wenn auch für ein volles Verſtändniß ſeiner Poeſie ein reiferes Alter erforderlich ſei, ſo werde jeder doch dieſe Gedichte mehr als einmal leſen. Von den übrigen griechiſchen Dichterwerken nennt er Tragödien und lyriſche Gedichte; ausgeſchloſſen will er wie es ſcheint nur ſolche wiſſen, die durch ihren Inhalt Bedenken erregen konnten, wie Elegien; ganz beſonders empfiehlt er Menander, deſſen Stücke ſchon in Ovids Zeit in Knaben- und Mädchenſchulen geleſen wurden.[6] Der Vater des Dichters Statius hielt zu Neapel eine Schule, die, wie der Sohn verſichert, nicht bloß von Knaben der nächſten Städte, ſondern auch aus Lucanien und Apulien beſucht wurde, und von Söhnen ſenatoriſcher Familien, die ſpäter hohe Prieſterthümer bekleideten und als Statthalter Provinzen regierten. In dieſer Schule

1) Horat. Epp. II 1, 126. 2) Quintilian. I 4, 1—4. 3) Vgl. oben S. 261.
4) Horat. Epp. II 1, 128—131. 5) Plin. epp. II 14, 2. Quintilian. I 8, 5.
6) Ovid. Trist. II 369. Th. I³ 369, 1. Menander neben Homer als Hauptautor des griechiſchen Schulunterrichts auch Stat. Silv. II 1, 114.

wurden Homer, Heſiod, Theocrit, Pindar, Ibycus, Alcman, Steſichorus, Sappho, Corinna, Callimachus, Lycophron, Sophron und andere Dichter geleſen.[1] Eine ſo ausgedehnte Beſchäftigung mit griechiſcher Poeſie mochte freilich außerhalb der eigentlich griechiſchen Länder[2] eben nur in einer Stadt wie Neapel vorkommen, wo ſich griechiſche Sprache und Sitte behauptet hatte; daß aber Bekanntſchaft mit den bedeutendſten griechiſchen Dichtern bei jedem Gebildeten — alſo doch wol von der Schule her — vorausgeſetzt wurde, zeigt auch Senecas Erzählung von jenem Calviſius Sabinus, der, um gebildet zu ſcheinen, ſeine Sclaven die Dichter auswendig lernen ließ, aus denen er Citate anführen wollte:[3] wo außer Homer und Heſiod auch die neun griechiſchen Lyriker genannt werden.

Während wir aber über die Wahl der griechiſchen Dichter für den Schulunterricht nicht näher unterrichtet ſind, namentlich nicht ob und in wiefern ſie in verſchiedenen Zeiten verſchieden getroffen wurde, wiſſen wir, daß die lateiniſchen Dichter, die in der Schule geleſen wurden, im zweiten Jahrhundert ganz andere waren als im erſten; und zwar erfolgte dieſe Veränderung auf Grund der großen Umwälzung der literariſchen und Geſchmacksrichtung, die ſich etwa ſeit Neros Zeit vorzubereiten anfing und zu Anfang des zweiten Jahrhunderts vollzog.

Römiſche, in der Schule geleſene Dichter. Im erſten Jahrhundert hauptſächlich die lebenden.

Von den lateiniſchen Dichtern war im erſten Jahrhundert Vergil der erſte, der der Jugend in die Hände gegeben wurde, und ſeine Gedichte ebenſo das Fundament und der Hauptgegenſtand des lateiniſchen wie die Homeriſchen des griechiſchen Unterrichts. Nächſt ihm dürfte Horaz am meiſten geleſen wurden ſein; die Büſten beider ſchmückten wie es ſcheint noch zu Anfang des zweiten Jahrhunderts gewöhnlich die Schulſtuben.[4] Mit der Einführung der neueſten Dichter

1) Stat. Silv. V 3, 146—194.

2) Ueber die Interpretation der griechiſchen Dichter in den griechiſchen Ländern vgl. Lehrs qu. epp. p. 14. Aristid. I p. 142 D, wo Homer, Archilochos, Heſiod, Simonides, Steſichorus, Pindar, Sappho, Alkäos u. a. als Dichter genannt werden, die Alexander von Cotyäium in der Schule interpretirte. Vgl. auch Galen. ed. K. XVI 566: *καὶ γὰρ ῥήτορος ἤκουσα μελετῶντος ἐν παρακοπῇ καὶ γραμματικοῦ βιβλίον ἀναγινώσκειν οἰομένου Βακχυλίδειον ἢ Σαπφικόν.*

3) Vgl. oben S. 90, 2. 4) Juv. VII 227 (der Scholiaſt verſteht Exemplare beider Dichter).

in den Schulunterricht ſoll der Grammatiker Q. Cäcilius Epirota, ein Freigelaſſener von Ciceros Freunde Atticus, voran gegangen ſein, der ſeine Schule nach dem Tode ſeines Gönners, des Dichters Cornelius Gallus († 728) eröffnete. Hier las er Gedichte Vergils offenbar noch vor deſſen Tode (735) und anderer lebender Dichter vor, und erklärte ſie, was ihm von einem Epigrammendichter die Benennung „Kinderfrau der Poeten im Säuglingsalter" eintrug.[1] Doch vermuthlich machte Cäcilius Epirota durch ſein Beiſpiel nur zur Sitte, was zuvor vereinzelt geſchehen war; denn Horaz erklärt es ſchon in einer um mehrere Jahre ältern Satire für Thorheit, wenn ein Dichter den Beifall der Menge wünſche und es gern ſehe, daß ſeine Gedichte in niedrigen Schulen geleſen werden.[2] Allem Anſchein nach wurden hier ſeit dieſer Zeit gerade die lebenden neueſten Dichter vorzugsweiſe geleſen. Daß auch Lucans Epos unmittelbar nach ſeiner Veröffentlichung in der Schule allgemein geleſen wurde, darf man daraus ſchließen, daß in Veſpaſians Zeit von dem Redner dichteriſcher Schmuck „aus dem Heiligthum des Vergil, Horaz und Lucan entnommen" verlangt wurde;[3] übrigens bezeugt es Sueton ausdrücklich, ſo wie daß die Buchhändler übermäßige Sorgfalt auf die Ausſtattung ſeiner Werke verwandten.[4] Es ſei doch ſchön für den Dichter, heißt es bei Perſius, wenn ſeine Verſe hundert lockigen Kindern vordiktirt werden: und die Angabe des Scholiaſten, daß dies ſich auf Neros Gedichte beziehe, die damals allgemein in der Schule zum Unterricht benutzt worden ſeien, iſt an und für ſich ſehr glaublich.[5] Statius konnte ſchon am Schluß ſeiner Thebaide ſich rühmen, daß dies Werk, die Frucht zwölfjähriger Arbeit, bereits von der Jugend Italiens eifrig gelernt werde.[6] Martial, deſſen Gedichte ihr laſciver Inhalt natürlich für Unterrichtszwecke völlig ungeeignet machte,[7] läßt ſich

1) Sueton. Ill. gr. 16. 2) Horat. S. I 10, 80—84.
3) Tac. dial. c. 26. Vgl. Genthe de vita Lucani p. 82.
4) Sueton. vit. Lucani f. poemata ejus etiam praelegi memini.
5) Pers. S. I 29 c. schol.
6) Stat. Theb. XII 810 sqq.
7) Martial. I 35: Versus scribere me parum severos,
Nec quos praelegat in schola magister,
Corneli quereris etc.

von ſeiner ſcherzhaften Muſe die Frage vorlegen, ob er etwa zum tragiſchen Kothurn übergehn oder Kriege in epiſchen Gedichten beſingen wolle, „damit ein aufgeblaſener Schulmeiſter ihn mit heiſerer Stimme vorleſe, und er heranwachſenden Mädchen und guten Jungen zum Gegenſtande des Haſſes werde.“[1]

Reaction gegen die moderne Litteratur.

Aber damals hatte ſich ſchon längſt in den literariſchen Kreiſen der Streit erhoben, ob die alte oder neue Literatur den Vorzug verdiene, und die unbedingten Anhänger der erſtern wollten natürlich die letztere auch in der Schule nicht dulden. Schon in Veſpaſians Zeit hatte ſich eine ſcharfe Oppoſition gegen die moderne Proſa mit ihren Extravaganzen, ihrer Unnatur und Geſpreiztheit gebildet,[2] auf deren Seite Quintilian ſich ſtellte, deſſen Autorität ohne Zweifel für weite Kreiſe maßgebend war. Er fand beim Antritt ſeines Lehramts den glänzendſten Autor der Modernen, Seneca, von der Jugend allgemein und enthuſiaſtiſch bewundert, und zwar gerade wegen ſeiner blendenden und verführeriſchen Fehler, die die Nachahmer noch vervielfachten und überboten.[3] Quintilian erſtrebte und bewirkte mit Gleichgeſinnten eine Regeneration der Proſa auf der Baſis des Ciceroniſchen Stils, der allerdings von den Schriftſtellern dieſer Richtung dem Bedürfniß der Zeit gemäß umgeſtaltet, mehr Beweglichkeit, Farbigkeit und Glanz erhielt.

Einführung der alten Dichter in die Schule.

Aber dies war ſchon damals einem Theil der Freunde des Alten viel zu wenig, ſie glaubten noch um ein Jahrhundert weiter, ſelbſt zu den Incunabeln der römiſchen Literatur zurückgreifen zu müſſen, um die Muſter zu finden, an denen der entartete Geſchmack neu erzogen werden ſollte, ſie prieſen den alten Cato, die alten Chroniſten und Redner wie Gracchus und die Dichter aus der Zeit der puniſchen Kriege, Näbius, Ennius, Plautus, Accius, Pacuvius, Lucilius und deren Zeitgenoſſen, und wollten ſie natürlich auch in die Schule eingeführt ſehn. Dieſe Richtung hatte ums Jahr 90 ſchon ſo weit Boden gewonnen, daß Quintilian die letzte Forderung als berechtigt anerkannte. Seine Natur war zu maßvoll, ſein Blick zu frei, ſein Geſchmack zu fein, als daß er in dieſem Streit überhaupt hätte Partei

1) Martial. VIII 3, 15. 2) Bernhardy R. L. G.[4] A. 213. 3) Quintilian. X 1, 125—131.

nehmen ſollen; am wenigſten konnte er es für die Alterthümler, vielmehr ſtand er ſeiner ganzen Richtung nach den Modernen weit näher, er theilte den Enthuſiasmus für Ennius und Plautus nicht und wollte dem erſtern nur die Ehrfurcht zollen, die das durch Alter Geheiligte fordern darf, Cato und Gracchus hat er in ſeiner Ueberſicht der Muſterſchriftſteller nicht einmal genannt. Aber doch gab er zu, daß es zweckmäßig ſei, die alten Dichter in der Schule zu leſen. Sie ſeien allerdings geeignet den Geiſt des Knaben zu nähren und in ſeinem Wachsthum zu fördern, obwohl ihre Stärke mehr in ihrer Naturanlage als in ihrer Kunſt liege; namentlich den Reichthum des Ausdrucks zu vermehren, für welchen die Tragödie Muſter des Ernſtes und der Würde, das Luſtſpiel der Eleganz biete. Auch ſei die künſtleriſche Kompoſition ſorgfältiger als bei den meiſten neuern, die Sentenzen als die Hauptſchönheit aller Dichterwerke anſähen. Sodann müſſe man bei ihnen ſittlichen Ernſt und innerliche Kraft ſuchen, da der Ausdruck der Modernen zur äußerſten Ueppigkeit entartet ſei. Endlich beruft ſich Quintilian auf Cicero und andere große Redner, die doch wohl wußten was ſie thaten, wenn ſie in ihren Reden ſo viel Stellen aus Ennius, Accius, Pacuvius, Lucilius, Terentius u. a. anbrachten.[1] Allem Anſchein nach gewann die alte Partei die Oberhand unter Hadrian, es mußte ihren Sieg entſcheiden, daß der Kaiſer ſich entſchieden zu ihr bekannte, dem Cicero den Cato, dem Vergil den Ennius vorzog,[2] und unter den beiden Antoninen gelangte ſie wie es ſcheint zu einer faſt unumſchränkten Herrſchaft in der Schule und in der Literatur, wie ſchon allein das Anſehn, deſſen eine ſolche Null wie Fronto als ihr extremſter Vertreter ſich erfreuen konnte, ſchließen läßt.

Auch in dieſer Partei gab es natürlich verſchiedene Richtungen; die ausſchließlichſte und unbedingte Anbetung der Alten, verbunden mit ebenſo unbedingter Ignorirung und Verwerfung der Modernen lernen wir, wie geſagt, bei Fronto kennen. In ſeiner Correſpondenz mit ſeinen fürſtlichen Schülern Marc Aurel und Lucius Verus, die von Citaten aus der alten Literatur wimmelt, wird man auch nur

1) Quintilian. I 8, 8. Bernhardy RLG.[4] A. 212.
2) V. Hadriani c. 16.

die Namen Vergil und Livius vergebens ſuchen, Horaz erwähnt er einmal.[1] Nur wo er ſeinen bereits auf den Kaiſerthron gelangten Schüler Marcus um Erlaubniß bittet, ſein altes Lehrrecht wieder üben zu dürfen, um ihm mit unbeſchreiblich komiſcher Angſt ſeine ernſten Beſorgniſſe wegen einer gewiſſen Neigung zum Modernen auszuſprechen, das eine ſeiner Reden verrathe, nennt er Seneca und Lucan, um aufs dringendſte vor beiden zu warnen. Es ſei ja freilich bei Lucan manches Hübſche, aber auch in Kloaken werden Silberſtückchen gefunden,[2] wer werde deshalb dort herumſtöbern wollen! Das ſicherſte ſei ſich ſolcher Lectüre ganz zu enthalten, denn auf ſchlüpfrigem Boden gleite man immer leicht aus.

Gellius ſtand zwar im ganzen auf demſelben Standpunkt wie Fronto, auch er hat für nöthig gefunden Seneca einmal zu erwähnen, um ſich ſtark und entſchieden gegen ihn auszuſprechen; es werde wol genug ſein, meint er, wenn er die mißfälligen Urtheile dieſes „abgeſchmackten und thörichten" Menſchen über Ennius, Vergil und Cicero anführe;[3] Lucan nennt er nirgend. Aber Gellius, obwol ein großer Pedant, war doch keineswegs ohne Geſchmack und nicht ſo bornirt wie Fronto, er bewunderte Vergil nicht minder als Ennius. Sonſt erwähnt er allerdings keine Dichter der Auguſteiſchen Zeit, nur daß er dem Horaz die Ehre erweiſt, eine Stelle von ihm als Beleg für den Namen eines Windes zu citiren.[4]

So hatte ſich alſo im Laufe von etwa 100 Jahren eine völlige Umwälzung des Geſchmacks vollzogen, die im erſten Jahrhundert bewunderten und nachgeahmten Schriftſteller und Dichter wurden im zweiten verachtet und ignorirt und umgekehrt. Die Zahl der Dichter, in deren Bewunderung ſich beide Zeitalter vereinigten, ſcheint nicht groß geweſen zu ſein; es gehörte dazu außer Vergil, deſſen Größe auch die Alterthümler nicht beſtritten, beſonders Catull, den auch die Modernen liebten, wie denn Martial ihn vor allen andern nachgeahmt hat. Juvenal iſt der letzte der modernen, er erinnerte

1) Fronto ad M. Caesarem et Invicem I 8 ed. Naber p. 23. Anklänge an Vergil hat er jedoch. Hertz, Renaiſſance u. Roccoco 47, 76.

2) Fronto ad M. Antoninum de orationibus ed. N. p. 155 sq. (Nach Naber 162 p. C.)

3) Gell. XII 2. 4) Gell. II 22.

ſich noch lebhaft, wie Statius, der geprieſene Epiker der Partei in der Domitianiſchen Zeit, ganz Rom durch die Anzeige erfreute, daß er ſeine Thebaide vorleſen werde, wie alles zu der Vorleſung ſtrömte, alles hingeriſſen war und die Sitze unter den raſenden Beifallsbezeugungen der Zuhörer zuſammenbrachen.[1] Aber ein Menſchenalter ſpäter war Statius wie verſchollen, und Lucan wurde wie es ſcheint ſchon unter Hadrian längſt nicht mehr in der Schule geleſen.[2] Immerhin behielten manche der Modernen Freunde und Leſer, wie z. B. Aelius Verus neben Ovid beſonders gern Martial las, den er ſeinen Vergil nannte;[3] aber zahlreich waren die dieſer Richtung angehörenden Litteraturfreunde im zweiten Jahrhundert ſchwerlich. Ennius, dem Quintilian hinlängliche Pietät erwieſen zu haben glaubte, wenn er ihn als eine ehrwürdige Antiquität gelten ließ, war in aller Munde. Enniusvorleſer zogen in Italien von Ort zu Ort, und Gellius beſchreibt, wie ein ſolcher (Ennianista) im Theater von Puteoli die Annalen des Ennius vortrug und vom rauſchenden Beifall des Publicums begleitet wurde.[4] Grammatiker (Philologen) mußten vor allem in Ennius Beſcheid wiſſen.[5] Fronto malt ſich in einem Brief an ſeinen ehemaligen Schüler, den Kaiſer Marc Aurel (161), der auf einige Tage zur Erholung nach Alſium gegangen war, aus, wie der Kaiſer ſich nach der Sieſta mit angenehmer Lektüre unterhalte, wie er ſich „durch Plautus ausglätte oder durch Accius anfülle oder durch Lucretius ſänftige oder durch Ennius entzünde.“[6] Daß ſich die wenigen poetiſchen Talente, die jene Zeit hervorbrachte, in den Formen der Alten bewegten, iſt faſt ſelbſtverſtändlich. Gellius Freunde, die Dichter Annianus und Julius Paullus waren in der alten Sprache und Litteratur wohlbewandert, der letztere gehörte zu den gelehrteſten Männern der Zeit;[7] auch ein anderer damals be-

Alterthümelnde Poeſie im 2. Jahrhundert.

1) Juv. VII 82—86.

2) Sueton. vit. Lucani f: poemata ejus praelegi memini.

3) H. A. v. Ael. Veri c. 5.

4) Gell. XVIII 5.

5) Gell. XIX 10, 13: Tum Fronto ad grammaticum — audistine — Ennium tuum dixisse. — Id. XX 10, 2: Tum ille (grammaticus) —: si quid — ex Vergilio Plauto Ennio quaerere habes, quaeras licet.

6) Fronto de fer. Als. ed. N. p. 224. 7) Vgl. den Anhang.

rühmter Dichter, ein Freund des Fronto, war gelehrt und in Plautus und Ennius beleſen.[1] Eine kleine, doch immerhin charakteriſtiſche Probe der alterthümelnden Poeſie iſt in der ſelbſtverfaßten, allerdings ſehr maßvoll plautiniſierenden, zierlich altmodiſchen Grabſchrift eines M. Pomponius Baſſulus erhalten, der in Aeclanum das höchſte ſtädtiſche Amt bekleidete.[2] Sie lautet etwa wie folgt:

Um nicht in Trägheit hinzubrüten gleich dem Vieh,
Hab' einige von Menanders feinen Stücklein ich
Gedolmetſcht, eigne auch verfaßt mit allem Fleiß.
Dies alles, übel oder wohl gerathen, iſt
Von mir ſchon lange treuen Blättern anvertraut.
Jedoch von Kümmerniſſen und Aengſten heimgeſucht
Und auch von mancher Pein des Leibes ſo geplagt,
Daß dies wie jenes mir Verdruß ſchuf ohne Maß,
Hab' endlich ich den langerſehnten Tod erwählt,
Um all' der Güter willen, die er gewähren mag.
In meinen Grabſtein meißelt dieſe Inſchrift ein,
Die allen künftig Lebenden eine Lehre ſei,
Daß keiner, der an des Lebens Klippen geſtrandet iſt,
Dort allzuängſtlich feſtgeklammert zappeln ſoll,[3]
Da offen ſtets der ewgen Ruhe Hafen ſteht.
Genug! Lebt wohl, ſo lang' es euch zu leben frommt!

Selbſtverſtändlich geſtaltete dieſe ſo gründliche Umwälzung des Geſchmacks auch den Schulunterricht völlig um, und die modernen Dichter wurden von den alten theils aus der Schule ganz verdrängt theils höchſtens neben ihnen geduldet. In Quintilians Zeit mochten die alten ſchon in vielen Schulen neben den neueren geleſen werden, als Gellius in die Schule ging, las man den Ennius überall.[4]

Wirkungen der Beſchäftigung mit den Dichtern.

Aber immer blieben es doch Dichter, die der Jugend in die Hand gegeben, die in der Schule geleſen, erklärt und auswendig

1) Gell. XIX 8, 3.

2) Mommsen IRN 1137 Henzen 5605. Mommſen, Hermes III 465 ſetzt ihn aus hiſtoriſchen Gründen etwa in die Zeit Trajans; Ritſchl, Neue Plautin. Excurſe 124 Anm. aus ſtiliſtiſchen ins zweite (vielleicht ſogar dritte) Jahrhundert.

3) Ich vermuthe: Inmodice ne quis vitae sco[pulis haer]eat.

4) Gell. XVIII 5, 7: quumque aliquot eorum qui aderant, „quadrupes equus“ apud suum quisque grammaticum legisse se dicerent.

gelernt wurden. Die Werke der Dichter waren der damaligen Jugend nicht eine Nebenbeſchäftigung, eine Unterhaltung freier Stunden, nicht zunächſt Gegenſtand des Genuſſes, ſondern des Studiums. Es iſt ſchwer die Wirkungen eines Unterrichts zu ermeſſen, der die Werke der vaterländiſchen Dichter und der Dichter eines nahverwandten Volkes als wichtigſte Bildungsmittel anwandte, ja ſie faſt zur alleinigen Nahrung des jugendlichen Geiſtes machte. Nothwendig füllte er das Gedächtniß mit poetiſchen Wendungen und Ausdrücken, regte die Phantaſie durch eine Fülle von Bildern zu erhöhter Thätigkeit an, entwickelte früh das Gefühl für Formenſchönheit und künſtleriſche Darſtellung, und machte es empfänglichen Geiſtern zur zweiten Natur. Immer aber mußten die in den Jahren der größten Empfänglichkeit in ſo reichem Maße aufgenommenen und feſt eingeprägten Eindrücke ihre Wirkungen für das ganze Leben behalten.

Die Lehrer oft ſelbſt Dichter.

Dazu kam noch der Umſtand, daß die Lehrer zuweilen, vielleicht nicht ſelten, ſelbſt Dichter waren und ihren Schülern Veranlaſſung und Anleitung zu poetiſchen Verſuchen geben konnten und wirklich gaben. Gelehrſamkeit und Poeſie waren in Rom ebenſo wenig Gegenſätze als vordem in Alexandrien und wieder im Zeitalter des Humanismus, ja es war hier wie dort gewöhnlich, daß der Dichter und Gelehrte in einer Perſon vereinigt war, und unter den philologiſchen Größen Alexandriens machte Ariſtarch eine Ausnahme, indem er der Poeſie fern blieb. Nur ein Geiſt, ſagt der Dichter bei Petron, der mit einem gewaltigen Strom der Litteratur befruchtet iſt, kann eine poetiſche Geburt empfangen und hervorbringen.[1] Das Lob der „Gelehrſamkeit" gehört zu den gewöhnlichſten ehrenden Prädikaten der Dichter, das freilich nicht in unſerem Sinne, ſondern von einem durch das Studium der beſten Muſter erworbenen Beſitz aller Formen und Regeln der Kunſt zu verſtehn iſt. Die älteſten Schullehrer Roms waren Dichter geweſen, Ennius, Livius Andronicus, und vermuthlich war dies auch in ſpäterer Zeit nicht ſelten. P. Valerius Cato mit dem Beinamen „die lateiniſche Sirene," der in der letzten Zeit der Republik lebte, galt beſonders für die, welche ſich der Poeſie befleißigten, als ein ſehr geeigneter Lehrer, „der nicht bloß

1) Petron. Sat. c. 118.

Dichter las (d. h. erklärte), ſondern auch machte.“ Auch L. Meliſſus, den Auguſt zum Bibliothekar der Bibliothek in der Porticus der Octavia machte, war Dichter und erfand eine neue Gattung des römiſchen Luſtſpiels.[1] Der Vater des Dichters Statius hatte nicht bloß in Neapel, ſondern auch in Griechenland in poetiſchen Wettkämpfen den Preis davon getragen; er hatte den Brand des Capitols im Bürgerkriege des Jahres 69 beſungen und die Abſicht gehabt den Ausbruch des Veſuv im Jahre 79, durch den Herculaneum und Pompeji verſchüttet wurden, zum Gegenſtande eines Gedichtes zu machen, der Sohn erhielt von ihm zu ſeiner Thebaide Rath und Anleitung.[2]

Frühreife Dichter häufig.

Aber auch ohne direkte Veranlaſſung mußte ſchon für diejenigen Knaben, die Formgefühl und Formtalent beſaßen, die ſo intenſive Beſchäftigung mit der Poeſie in der Schule eine hinreichende Anregung zu eignen poetiſchen Verſuchen ſein, und allem Anſchein nach waren die frühreifen Talente damals nicht nur nicht wie jetzt Ausnahmen, ſondern äußerſt häufig. Bekanntlich gehörte zu dieſen Ovid, den ſchon als Knaben die Muſe verſtohlen an ſich zog, und dem die Verſe von ſelbſt floſſen, lange ehe er die Männertoga anlegte; als er ſeine erſten Gedichte öffentlich vorlas, keimte ihm „eben der Bart.“[3] Properz begann ſeine poetiſchen Verſuche nach Anlegung der Männertoga.[4] Vergil ſchrieb ſeine „Mücke“ im Alter von ſechszehn Jahren,[5] Lucan (geb. 39 † 65) im Alter von vierzehn oder funfzehn ein Gedicht (Iliacon), das den Inhalt der drei letzten Geſänge der Ilias behandelte und ſich noch bis in eine ſpäte Zeit erhielt, und ein Gedicht über die Unterwelt (Catachthonion); im einundzwanzigſten Jahre warb er (vergeblich) mit einem Lobgedicht auf Nero um den Preis in dem von dieſem geſtifteten Wettkampf, ſeine Pharſalia begann er ein Jahr darauf.[6] Auch Nero hatte ſchon als Knabe durch Gedichte bewieſen, daß er die Elemente der Bildung beſitze,[7] ebenſo liebte Lucius

1) Sueton. de gramm. 11 u. 21.
2) Stat. Silv. V 3, 133—145. 195—208. 233—238.
3) Ovid. Trist. IV 10, 19—28. 57 sq.
4) Propert. V 1, 133.
5) Vergil. ed. Ribbeck (ed. minor) Proll. p. XII.
6) Genthe de vit. Lucani p. 14. 37. 47. 50 sqq. 71 sqq. 7) Tac. A. XIII 3.

Verus in demſelben Alter Verſe zu machen.[1] Martial ſah nicht ungern, daß die poetiſchen Bagatellen ſeiner Knabenjahre, die er ſelbſt kaum noch kannte, im Buchladen zu haben waren;[2] der Ruhm des früh verſtorbenen Serranus war ſchon durch ſeine Knabengedichte, die Großes erwarten ließen, begründet worden.[3] Der Rhetor P. Annius Florus rang noch als Knabe mit einem Gedicht auf den Daciſchen Triumph um den Capitoliniſchen Kranz, und der dreizehnjährige L. Valerius Pudens aus Hiſtonium erhielt ihn 110 n. Chr. nach einſtimmigem Richterſpruch.[4]

Rhetorenſchule.

Durch ſolche Studien vorbereitet traten reifere Knaben und Jünglinge in die Rhetorenſchule ein und ſtudirten nun die Muſter der Proſa wie früher der Poeſie, zum Theil auch hier unter Anleitung der Lehrer. Natürlich übte die herrſchende literariſche Richtung hier dieſelben Einflüſſe auf die Wahl der Autoren wie in der Knabenſchule. Quintilian empfahl für junge Anfänger Livius und Cicero (Salluſt erſt für Gereiftere) und fand bereits nöthig zu warnen, daß man Knaben Gracchus und Cato in die Hand gebe.[6] Fronto dagegen empfahl dem jungen Marc Aurel dieſe und ihres gleichen vor allen, und der junge damals 21—22jährige Prinz (geb. 121) theilte ganz den Geſchmack ſeines Lehrers, früh gab er das Studium des Horaz auf;[6] er gab ſich, wie er ſagt, dem Cato ganz hin, und war von den Reden des Gracchus höchlich erbaut.[7] Doch Cicero wurde auch von den Alterthümlern als Muſter anerkannt, wenn er gleich nicht ganz ein Redner nach Frontos Herzen war,[8] und behauptete auch im 2. Jahrhundert ſeinen Platz in der Rhetorenſchule mindeſtens ebenſo ſicher als Vergil in der grammatiſchen.

Ganz hauptſächlich aber beſtand in der Rhetorenſchule der Unterricht in den eigenen, allmälig vom Leichtern zum Schwereren fortſchreitenden Uebungen, die die Schüler unter der Leitung des Lehrers anſtellten, und dieſe knüpften an die in der grammatiſchen Schule aus den Dichtern gewonnenen Stoffe und Anſchauungen an, und waren zum

---

1) Vit. L. Veri c. 2. 2) Martial. I 113. 3) Quintilian. X 1, 89. 4) Th. II² 465. 5) Quintilian. II 5 (18—21). 6) Fronto ed. Naber p. 17 u. 34. 7) Fronto Ad Marc. Caes. II 13 III 18 etc. (nach Naber p. C. 141 u. 143). 8) Id. ib. IV 3 ed. N. p. 63.

Theil ſehr geeignet die dort geweckten poetiſchen Neigungen zu nähren und weiter zu entwickeln.[1] Zunächſt machten die Schüler ſchriftliche Arbeiten über gegebene Themata. Bei den Erzählungen hiſtoriſcher Ereigniſſe, in denen ſie ſich zuerſt verſuchen mußten, pflegten ſie „in Nachahmung der dichteriſchen Freiheit" Schilderungen herbeizuziehen und übermäßig auszuführen, doch ſahen vernünftige Lehrer dergleichen jugendliche Verirrungen, die immerhin Talent bewieſen, lieber als Magerkeit und Trockenheit. Die nächſte Aufgabe waren Unterſuchungen über Wahrſcheinlichkeit und Unwahrſcheinlichkeit von Sagen und ſagenhaften Erzählungen: ob es glaublich ſei, daß ſich auf das Haupt des Valerius in ſeinem Zweikampf mit einem Gallier ein Rabe geſetzt habe, der dieſem mit den Flügeln ins Geſicht ſchlug und die Augen mit dem Schnabel aushackte; über die Schlange, die Scipio erzeugt haben ſollte, oder die Wölfin des Romulus und Remus; die Egeria des Numa; beſonders reichen Stoff bot hier die ältere griechiſche Geſchichte. Ferner Lob und Tadel berühmter Männer; ſogenannte Gemeinplätze d. h. beſonders über Laſter und Thorheiten z. B.: der Ehebrecher, der Spieler, der Ausgelaſſene, der Kuppler, der Schmarotzer; der blinde Ehebrecher, der arme Spieler, der ausgelaſſene Greis; Vergleichungen z. B. des Stadt- und Landlebens, des Berufs der Rechtsgelehrten und des Soldaten, der Ehe und Eheloſigkeit; Unterſuchungen über die Gründe von Gebräuchen und Vorſtellungen: warum Venus bei den Lacedämoniern bewaffnet dargeſtellt, warum Cupido als Kind, geflügelt, mit Bogen, Pfeil und Fackel gerüſtet gedacht werde: Themas, die ſich zum größten Theil für eine poetiſche Behandlung eigneten, wie denn z. B. das letzte wirklich von Properz in einer Elegie behandelt iſt,[2] und die Vorzüge des Landlebens vor der Stadt ein Lieblingsthema der Dichter waren.

Declamationen. Suaſorien.

Nach ſolchen Vorbereitungen begannen die Schüler ſich in Uebungsreden, ſogenannten Declamationen zu verſuchen. Und zwar hielten die Anfänger Monologe in der Rolle irgend einer aus der Geſchichte bekannten Perſönlichkeit, in denen die Gründe für und wider einen wichtigen und entſcheidenden Entſchluß auseinandergeſetzt

1) Für das folgende: Quintilian. II 4. Sueton. de rhett. c. 1.
2) Propert. III 12 ed. Keil.

wurden. Auch hier wurden zuweilen Perſonen und Situationen aus Gedichten genommen, z. B. Agamemnon überlegt, ob er Iphigenie opfern ſoll; doch vorwiegend aus der ältern römiſchen Geſchichte: Hannibal überlegt, ob er ſeine Truppen gegen Rom führen, Sulla ob er die Dictatur niederlegen, Cicero ob er bei Antonius Abbitte thun ſoll um ſein Leben zu retten. Perſius hatte ſich oft als Knabe Oel in die Augen gerieben, um unter dem Vorwande eines Augenübels die Schule verſäumen zu können, wenn er nicht Luſt hatte, die pathetiſche Rede des zum Selbſtmord ſchreitenden Cato auswendig zu lernen: eine Rede, die ein vernünftiger Lehrer nicht loben konnte, zu der aber der Vater des hoffnungsvollen Sohnes ſeine Freunde einlud und ſie ſelbſt ſchwitzend vor Aufregung anhörte.[1] Wenn ſolche Aufgaben, bei denen von den jungen Leuten verlangt wurde, ſich in die Seelen der Menſchen der Vorzeit zu verſetzen und die Spannung und Aufregung ihrer entſcheidenden Lebensmomente nachzuempfinden, in vollkommener Weiſe nur von wahren Dichtern gelöſt werden konnten, ſo mußten ſie doch die jugendliche Phantaſie aufs mannigfachſte anregen und zu einer der dichteriſchen ſich nähernden Thätigkeit ausbilden.

Controverſen.

Dies war aber noch in weit höherm Grade bei den letzten, ſchwerſten und am längſten fortgeſetzten Uebungen der Rhetorenſchule der Fall, die völlig dramatiſcher Natur waren, den ſogenannten Controverſen, d. h. Streitfällen, in denen die Schüler wie Ankläger und Vertheidiger, oder wie Advokaten für die eine oder für die andere Partei auftraten. In der ältern Zeit wählte man hiſtoriſch bekannte Fälle oder doch ſolche, die ſich vor kurzem wirklich ereignet hatten, von denen Sueton folgende zwei anführt. Mehrere junge Leute machten von Rom einen Ausflug nach Oſtia und ſahen Fiſcher im Begriff ihr Netz herauszuziehn, ſie kauften ihnen ihren Fang im Voraus ab und bezahlten das Geld, nach langem Warten kam das Netz ohne Fiſche in die Höhe, aber mit einem zugenähten Korb voll Gold. Beide Parteien beanſpruchen nun dieſen Schatz. — Sclavenhändler ſchifften bei Brundiſium ihre Sclaven aus, und um die Zöllner um den Zoll für einen ſehr ſchönen und koſtbaren Sclaven

1) Pers. Sat. III 44 sq.

zu betrügen, bekleideten ſie ihn mit einer mit Purpur umſäumten Toga und hingen ihm eine goldene Kapſel um den Hals (Tracht und Schmuck der freien Knaben). In Rom wird der Betrug entdeckt und die Freilaſſung des Knaben verlangt, da die Anlegung jener Stücke eine Verzichtleiſtung des Herrn auf ſeinen Beſitz vorausſetze.[1]

Aber ſolche Fälle galten bald nicht mehr für intereſſant und ſpannend genug. An die Stelle der Fragen über Mein und Dein traten Criminalfälle, erdichtete an die Stelle der wirklichen; die civilrechtlichen wie die hiſtoriſchen bilden einen ſehr geringen Theil der erhaltenen Sammlungen von Controverſen und auch die hiſtoriſchen Fälle ſind zum Theil zu Gunſten des Effekts entſtellt. Zwar verlangten vernünftige Lehrer, daß die erdichteten Fälle ſich von der Wirklichkeit nicht entfernen, jedenfalls möglichſt wahrſcheinlich ſein ſollten,[2] aber allem Anſchein nach hatte ihr Widerſtand gegen den herrſchenden Geſchmack, der packende und pikante Situationen, ſtarke Würzen und draſtiſche Effekte verlangte, ſo gut wie gar keinen Erfolg, wie ſchon die erſte aus der Zeit Auguſts ſtammende Sammlung von Controverſen des ältern Seneca, noch mehr die folgenden, und die wiederholten Klagen über die Herrſchaft des Unſinns in der Rhetorenſchule zeigen.[3] Die Hauptſchuld trugen, ſagt ein Schriftſteller der Neroniſchen Zeit, nicht die Lehrer, die wenn ſie nicht leere Klaſſen haben wollen, gezwungen ſind mit den Verrückten zu raſen, ſondern die Eitelkeit der Eltern.[4] Und die Forderung alle „unglaublichen und im eigentlichen Sinne des Worts poetiſchen" Themen auszuſchließen, fand auch Quintilian zu ſtreng und unerfüllbar, etwas Erholung und Vergnügen müſſe man den jungen Leuten gewähren, nur ſollten die Gegenſtände, wenn auch pathetiſch und voll Schwulſt, doch nicht geradezu thöricht und lächerlich ſein.

Beides waren nun aber die Controverſen nur zu oft in hohem Grade. Sie lagen weit von der Wirklichkeit ab oder ſtanden mit ihr im Widerſpruch, ſie ſetzten als Regel voraus, was höchſtens Ausnahme ſein konnte, ſie bewegten ſich an der Grenze der Möglichkeit

1) Sueton. de rhet. c. 1. 2) Quintilian. II 10. V 12.
3) Bernhardy R. L. G. A. 60. 214. 215. 4) Petron. Sat. c. 3.

oder jenſeits dieſer Grenze. Mit der Zeit ſchuf ſich die Rhetorenſchule ihre eigene phantaſtiſche Welt, die vom Leben durch eine weite Kluft getrennt war, über die keine Brücke führte. Ein erdichtetes Recht, erdichtete, ja unmögliche Geſetze wurden hier vorausgeſetzt; es gab z. B. eine Anklage auf Undank, eine Anklage auf ein im Geſetz nicht vorhergeſehenes Verbrechen. Die Perſonen und Zuſtände dieſer Fictionen waren Schatten, ihnen Realität beizulegen, ſie als Abbilder des Wirklichen zu betrachten kam niemandem in den Sinn. Man hat es auffallend gefunden, daß in den Zeiten des ſchlimmſten kaiſerlichen Despotismus, wo der furchtbarſte Druck auf den Geiſtern laſtete und die Redefreiheit bis auf die letzte Spur vernichtet war, die Tyrannen zu den ſtehenden Figuren der Controverſen gehörten, die Deklamatoren in ihren Reden Tyrannenhaß athmeten und den Tyrannenmord prieſen.[1] Aber dieſe Tyrannen, „die Edikte erließen, daß die Söhne ihren Vätern die Köpfe abhauen ſollten,“[2] waren ebenſo unſchädliche Geſchöpfe als die Puppen eines Marionettentheaters und niemandem gefährlich als dem Lehrer, „wenn in der gefüllten Klaſſe einer nach dem andern ſeinen Tyrannen umbrachte.“[3] Wenn Caligula den Rhetor Secundus Carinas wegen einer ſolchen Deklamation verbannte, Domitian den Rhetor Maternus auf denſelben Grund hin hinrichten ließ,[4] ſo war eben Caligula zu jeder Extravaganz fähig und für Domitian kein Vorwand zu einer Gewaltthat zu ſchlecht; beide Fälle ſtehen ganz vereinzelt, und es zeigt ſich nirgend, daß ſie einen Einfluß auf die Tyrannenthemas geübt haben.

Nächſt den ſchrecklichen Tyrannen waren die entmenſchten Piraten in der Rhetorenſchule beſonders beliebt, die „mit Ketten raſſelnd am Ufer ſtanden;“[5] zuweilen hatten ſie liebenswürdige Töchter, wie in folgendem Thema.[6] Ein junger Mann, der Piraten in die Hände gefallen iſt, bittet vergebens ſeinen Vater in einem Briefe ihn loszukaufen. Die Tochter des Piratenhauptmanns läßt ihn ſchwören, ſie zu heirathen, wenn er frei würde. Er ſchwört, ſie flieht mit ihm,

---

1) W. A. Schmidt, Geſch. d. Denk- u. Glaubensfreiheit im erſten Jahrhundert S. 424 ff.

2) Petron. Sat. c. 1. 3) Juv. VII 150 sq. 4) Dio LIX 20. LXVII 12.

5) Petron. Sat. c. 1. 6) Seneca Controv. I 6.

er kommt nach Hauſe und heirathet ſie. Hierauf wird dem Vater die Verheirathung ſeines Sohnes mit einer reichen Waiſe angetragen, er verlangt, daß der Sohn darauf eingehe und die Piratentochter verſtoße; da er es verweigert, verſtößt er ihn. Die handelnden Perſonen wurden überhaupt gern in die ſtärkſten denkbaren Konflikte zwiſchen gleich heiligen Pflichten, gleich ſtarken und berechtigten Empfindungen oder Neigungen verſetzt. Ein Kranker verlangt von ſeinem Sklaven Gift, der es ihm verweigert; er verordnet im Teſtament die Kreuzigung des Sklaven; dieſer ruft den Beiſtand der Tribunen an. — In einem Bürgerkriege ſteht der Vater und der Bruder einer Frau auf der einen, der Mann auf der andern Seite, ſie folgt dem letztern. Er fällt, ſie flüchtet zu ihrem Vater, der ſie zurückweiſt und auf die Frage: wie ſoll ich dich verſöhnen? antwortet: Stirb! Sie erhängt ſich vor ſeiner Thür. Der Sohn ſtellt den Antrag den Vater für wahnſinnig zu erklären. — Ein Vater von drei Söhnen verliert zwei durch den Tod und weint ſich die Augen blind. Er träumt, er werde das Geſicht wieder erhalten, wenn der dritte Sohn ſterbe. Er erzählt der Frau dieſen Traum, ſie erzählt ihn dem Sohn, der Sohn erhängt ſich. Der Vater wird ſehend und verſtößt die Frau, dieſe beſtreitet ſein Recht dazu. — Ein Mann verſtößt ſeine Frau wegen Ehebruchs, der Sohn beider erbittet und erhält vom Vater Geld, angeblich um eine Geliebte zu unterhalten, ernährt aber damit die darbende Mutter, der Vater entdeckt es und verſtößt ihn; der Sohn vertheidigt ſich.[1] — Auch ſonſt wurden möglichſt grelle Contraſte gehäuft. Zu den ſtehenden Figuren gehören auch der Arme und der Reiche in gegenſeitiger Feindſchaft (einmal z. B. ſuchen die Bienen des Armen im Garten des Reichen Honig, dieſer vergiftet die Blumen und tödtet ſo die Bienen!)[2] während ihre Kinder ſich zuweilen zärtlich lieben;[3] edle Jungfrauen werden ins Bordell verkauft,[4] geſchändeten Jungfrauen ſteht die Wahl zwiſchen der Hinrichtung des Verbrechers oder der Verheirathung mit ihm frei; edle Jünglinge ſind gezwungen, ſich zu dem ehrloſen Handwerk des Gladiators zu vermiethen z. B. um

1) Seneca Controv. III 9 X 3. Calpurn. Declam. 10. Quintilian. Decl. 330.
2) Quintilian. Decl. 13. 3) Id. ib. 257. 4) Seneca Controv. I 2.

mit dem Handgelde das Begräbniß eines Vaters zu beſtreiten.[1] Ungeheure Schickſale treffen einzelne und ganze Länder, beliebt war namentlich die Peſt, die nach dem Orakel erſt aufhören ſoll, wenn einige Jungfraun geopfert werden;[2] ein Land wird von Hungersnoth heimgeſucht und die Bewohner nähren ſich zuletzt von den Leichen der Hingerafften.[3] Körperliche und geiſtige Ausnahmezuſtände, wie Blindheit (und deren wunderbare Heilung)[4] und Wahnſinn,[5] Wunder (eine Frau bringt ein Mohrenkind zur Welt und wird des Ehebruchs beſchuldigt),[6] grauſame Todesſtrafen (wie Herabſtürzung vom Felſen) und Folter, Mord und Selbſtmord, beſonders mit Strick und Gift (das „Durchſchneiden des Stricks," das „Ausgießen des Giftbechers" waren ſtehende Motive), ſcheußliche Verbrechen, wie Vatermord, Verſtümmlung von Kindern um ſie betteln zu laſſen und von dem Ertrage ihrer Bettelei zu leben;[7] namentlich aber Familiengreuel aller Art (ſelbſtverſtändlich ſind „Stiefmütter, noch böſer als im Trauerſpiel"[8] oft gebrauchte Figuren) — von ſolcher Art waren die erprobteſten Ingredienzien zur Anfertigung ſtark wirkender und begehrter Controverſen, bei deren Deklamation die Schule von raſendem Beifall erdröhnte. Es iſt bemerkenswerth, und zeigt am klarſten den novelliſtiſchen Charakter dieſer Erfindungen, daß die Sammlung des Seneca in einer auch als Unterhaltungsbuch im Mittelalter ſehr verbreiteten Sammlung von Novellen und Anekdoten (den Gesta Romanorum) vielfach und mit ſichtbarer Vorliebe benutzt iſt.[9] Die „Zauberer," die ſpäter auch eine große Rolle in dieſen Themen ſpielten, ſind vielleicht erſt ſpäter eingeführt, denn über ſie klagt zuerſt Quintilian, während ſie bei Seneca, Petron und Tacitus noch nicht vorkommen; dagegen in der Sammlung, die Quintilians Namen trägt, findet ſich Erregung von Haß durch einen Zaubertrank, eine aſtrologiſche Prophezeiung und ein wahres Prachtſtück dieſer Gattung „das bezauberte Grab." Einer

1) Quintilian. Decl. 302; vgl. 10 u. Calpurn. Decl. 50.
2) Petron. Sat. c. 1. Quintilian. Decl. 326. 384.
3) Id. ib. 12.
4) Juvenal. VII 169 sqq. Seneca Controv. VII 4.
5) Quintilian. Decl. 256 (furiosus trium filiorum pater).
6) Calpurn. Decl. 2. 7) Seneca Controv. X 4. 8) Quintilian. Inst. II 10, 15. Juvenal. l. l. 9) Vgl. d. Anhang.

Mutter, die ihren Sohn verloren hat, erſcheint der Todte nächtlich im Traum. Als ſie dies ihrem Mann erzählt, läßt er einen Magier das Grab bezaubern, die Erſcheinungen hören auf, und die Frau klagt nun gegen den Mann „wegen übler Behandlung.“[1] Vielleicht ſtammt die Zauberei aus der griechiſchen Rhetorenſchule. In einem gegen Ende des zweiten Jahrhunderts in Griechenland gebräuchlichen Thema ſucht ein Magier einen andern, der ſeine Frau verführt hat, durch Zauber zu tödten und will ſich das Leben nehmen, da es ihm nicht gelingt.[2] Uebrigens ſind allem Anſchein nach dieſelben Methoden, dieſelben Aufgaben in der römiſchen Rhetorenſchule mindeſtens auch im dritten Jahrhundert im weſentlichen beibehalten worden. Der ältere Gordian deklamirte im Athenäum Controverſen,[3] und einige Controverſen eines der Gegenkaiſer des Gallienus, des Galliers Poſtumus, waren ſo vortrefflich, daß ſie in der unter Quintilians Namen verbreiteten Sammlung Aufnahme fanden.[4]

Griechiſche Rhetorenſchule.

In der griechiſchen Rhetorenſchule waren die Gegenſtände der Uebungsreden weſentlich verſchiedener Natur. Zwar wurden auch hier Controverſen deklamirt, und allem Anſchein nach in der Regel über dieſelben Themen, wie denn außer den Zauberern der Tyrann, der Tyrannenmörder, die Geſchändete, der Arme als ſtehende Figuren gelegentlich auch hier erwähnt werden.[5] Aber als die ſchwerſte und dankbarſte Aufgabe für die vorgeſchrittenſten Schüler und die Meiſter ſelbſt galten hier offenbar nicht Controverſen, ſondern theils an- oder abrathende Reden in der Art der lateiniſchen Suaſorien, theils Vertheidigungs- und Anklagereden, theils epideiktiſche oder Prunkreden, von denen unten ausführlich die Rede ſein wird. Dieſe Verſchiedenheit der Methode war in der verſchiedenen Geltung der Beredſamkeit bei Griechen und Römern begründet. Dieſen war ſie zunächſt Mittel zu dem Zweck, das eigne Intereſſe jedem feindlichen gegenüber zu behaupten und durchzuſetzen, namentlich vor Gericht; den damaligen

1) Quintilian. Decl. 10. Mathematicus 4. Odii potio. 14, 15.

2) Philostrat. Vitt. soph. II 27. ed. K. p. 270.

3) Vit. Gordiani c. 3.

4) XXX Tyranni c. 4. Bernhardy RLG.[4] A. 568.

5) Philostrat. V. soph. II 4. ed. K. p. 246. Lucian. de saltat. 65. Vgl. W. A. Schmidt, Geſch. d. Denkfreiheit 425.

Griechen war auch die ſchöne Form noch immer ſelbſt Zweck und die Virtuoſität in ihrer Handhabung ein ſehr begehrter, viel bewunderter und eifrig erſtrebter Vorzug.

Wirkungen der Rhetorenſchule.

Doch in Rom, Italien und den weſtlichen Ländern beſuchte ohne Zweifel die überwiegende Mehrzahl der Gebildeten die lateiniſche Rhetorenſchule theils allein theils vorzugsweiſe, wenn gleich die meiſten großen Städte ſicherlich auch Lehrer der griechiſchen Beredſamkeit beſoldeten, und namentlich in Rom das von Hadrian begründete und fortan von den Kaiſern unterhaltene und beſetzte Athenäum einen eigenen Lehrſtuhl auch für dies Fach hatte. Uebrigens darf man annehmen, daß in den weſtlichen Ländern auch die griechiſchen Rhetoren ſich der in der lateiniſchen Schule herrſchenden Methode anbequemt haben werden, und wir ſehen ſie ja auch bei Seneca in der Behandlung derſelben Themen wetteifern, und wiſſen, daß Iſäus bei ſeinem Auftreten in Rom ſich Controverſenthemas zu Improviſation geben ließ.[1] Dieſe Methode alſo, namentlich das oft Jahre lang fortgeſetzte Deklamiren der Controverſen übte auf den Charakter der damaligen römiſchen Bildung immer den weſentlichſten Einfluß, um ſo mehr als mit dieſen Studien für die meiſten die Lehrjahre abſchloſſen und ſie unmittelbar „von den Märchen der Dichter und den Epilogen der Rhetoren“[2] ins praktiſche Leben eintraten, um hier das in der Schule erworbene Können zu verwerthen.

Die Wirkungen dieſer allen Gebildeten gemeinſamen Unterrichtsmethode liegen in der Litteratur jener Zeit zu Tage, die Gefahren, Verführungen und Abwege des rhetoriſchen Unterrichts vermochten nur beſonders gute und klare Köpfe ganz zu vermeiden. Für die Mehrzahl mußte in der Schule durch das fortwährende Streben nach Effekt, die Gewohnheit ſich in Phraſen zu berauſchen und in ein permanentes Pathos hinaufzuſchrauben, eine innerlich unwahre Schönrednerei bis auf einen gewiſſen Grad zur zweiten Natur werden: um ſo mehr, da hier gerade das Gekünſtelte und Geſuchte, das Ueberraſchende und Blendende, auch das Ueberkühne und Ungeheuerliche des lauteſten Beifalls gewiß zu ſein pflegte. Ganz konnten ſich dieſen Einflüſſen der Jugendbildung auch die großen Geiſter jener Zeit

1) Plin. epp. II 3, 2. 2) Gell. XIV 2, 1.

nicht entziehen, am meiſten traten ſie in der Poeſie des erſten Jahrhunderts hervor, die beim Mangel eigener Schwungkraft, ſich ſelten über den Stelzengang der Rhetorik zu erheben vermocht hat; mit Recht meinte Quintilian, Lucan, das bedeutendſte poetiſche Talent dieſer Zeit, verdiene mehr von den Rednern als von den Dichtern nachgeahmt zu werden.[1] Während aber die Poeſie eine rhetoriſche Färbung trägt, hat die Proſa eine poetiſche, und auch dies war eine nothwendige Folge der Erziehung. Die grammatiſche Schule hatte den Knaben in der Welt der Poeſie heimiſch gemacht, die rhetoriſche ließ den Jüngling ihr nicht fremd werden. Es iſt klar, wie ſehr die ihm dort geſtellten Aufgaben mit ihren melodramatiſchen Situationen, ihren hochromantiſchen Motiven und abenteuerlichen Geſtalten die Phantaſie beflügeln, zu poetiſcher Behandlung herausfordern mußten, und wie die Stoffe werden auch die Darſtellungen ſich oft auf der Grenze der Poeſie bewegt haben oder ganz und gar poetiſch geweſen ſein. Der Rhetor Arellius Fuscus, der Lehrer des Ovid, erging ſich gerne in völlig poetiſchen Schilderungen (nach einer von Seneca mitgetheilten Probe) und entlehnte gefliſſentlich vieles geradezu aus Vergil.[2] Umgekehrt nahm Ovid manche Sätze ſeines andern Lehrers, des Rhetor Porcius Latro, faſt wörtlich in ſeine Gedichte hinüber; und wenn nach Seneca ſeine eigenen Reden in der Schule, wo er für einen guten Deklamator galt, nichts als aufgelöſte Verſe waren,[3] ſo wird das bei vielen beanlagten Schülern der Fall geweſen ſein. Auch dieſe Gewohnheiten der Schule pflanzten ſich nothwendig ins Leben fort. Man verlangt jetzt, ſagt der Vertreter der Modernen im Dialog des Tacitus, von der Rede poetiſche Schönheit, die aus dem Heiligthum des Vergil, Horaz und Lucan ſtammen muß, und die Reden der Gegenwart verhalten ſich zu den frühern, wie die neuen von Gold und Marmor glänzenden Tempel zu den alten, aus rohen Bruchſteinen und unförmlichen Ziegeln aufgeführten.[4] Auch darf man wol dem Dichter bei Petron glauben, daß viele, die ſich als Redner verſucht hatten, zur Poeſie übergingen, die ihnen wie ein Ruhehafen erſchien, da ſie glaubten, es ſei leichter ein Gedicht zu machen, als

1) Quintilian. X 1, 90. 2) Seneca Controv. I 3. ed. Bursian p. 19—21.
3) Seneca Controv. II 10. ed. B. p. 136. 4) Tacit. dial. c. 20.

eine von hübſchen Sentenzen funkelnde Controverſe.[1] Die Poeſie war als redende Kunſt der Beredſamkeit nah verwandt, ſie wurde zu den Formen der Wohlredenheit im weiteſten Sinne des Worts gezählt,[2] und „beredt" (facundus) gehörte zu den gewöhnlichſten, ehrenden Prädikaten auch der Dichter. In Folge dieſer vielfachen Wechſelbeziehungen und Berührungen von Poeſie und Proſa ſchillert in jener Zeit die Proſa des nüchternſten und poeſieloſeſten Volks in poetiſchen Farben wie kaum irgend eine andere, und beweiſt ſchon allein, daß das in der Schule gewonnene innige Verhältniß zur Poeſie für das Leben fortdauerte. Daß auch die ſiegreiche Reaction der Alterthümler dieſe Wirkungen zwar zu modificiren doch nicht aufzuheben vermochte, zeigt die ſo ſehr poetiſche Proſa des Apulejus.[3]

Abnahme der Schulbildung

Schließlich iſt zu erwähnen, daß der Beſitz der Schulbildung ſich im zweiten Jahrhundert auf engere Kreiſe beſchränkte als im erſten. Je länger je mehr bahnten militäriſches Verdienſt und Geſchäftskenntniß auch Niedriggebornen, alſo oft Ungebildeten den Weg zu hohen Stellungen, die früher ausſchließlich den Abkömmlingen von Familien der beiden erſten Stände offen geſtanden hatten. Sodann traten in dieſe Stände immer mehr Männer aus Provinzen ein, die der römiſchen Bildung erſt in geringerem Grade theilhaft geworden waren. Aus beiden Gründen hörte auch in den höhern Ständen Schulbildung auf, als ein unumgängliches Erforderniß, ihr Mangel als ſchimpflich oder lächerlich zu gelten. Von Auguſt erzählte man, er habe einen Conſularlegaten wegen Unbildung von ſeinem Poſten abberufen, da er ein Wort von ihm ſo geſchrieben ſah, wie es von den untern Klaſſen geſprochen wurde.[4] Anderthalb Jahrhunderte ſpäter wurde Marc Aurel, als er einſt im Felde in lateiniſcher Sprache einen Befehl ertheilte, von ſeiner ganzen Umgebung nicht

1) Petron. Sat. c. 118. 2) Tac. dial. c. 10: ego vero omnem eloquentiam omnesque ejus partes sacras et venerabiles puto; nec solum cothurnum vestrum aut heroici carminis sonum, sed lyricorum quoque jucunditatem et elegorum lascivias et jamborum amaritudinem et epigrammatum lusus et quamcunque aliam speciem eloquentia habeat, anteponendam ceteris aliarum artium studiis credo.

3) H. Kretschmann De latinitate L. Apuleji Madaurensis (Regim. 1865) p. 17 sqq. 4) Sueton. August. c. 88.

verſtanden: allem Anſchein nach weil ſeinen Offizieren eine gebildete Ausdrucksweiſe fremd war; ja der ohne alle Erziehung aufgewachſene Präfekt des Prätorium Baſſäus Rufus bemerkte dem Kaiſer, der Mann, an den er ſich gewandt habe, verſtehe kein Griechiſch.[1] Daß übrigens auch die Kenntniß des Griechiſchen in den beiden erſten Ständen ſelten geworden war, läßt ſchon die Angabe Philoſtrats über den Beifall vermuthen, den der Sophiſt Hadrian im Rom ſelbſt bei den Rittern und Senatoren fand, die ihn nicht verſtanden.[2]

und Verfall der Sprache im 2. Jahrhundert. Beſtrebungen zur Herſtellung der Korrektheit.

Schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts waren in Rom ſelbſt die Anzeichen des beginnenden Verfalls der lateiniſchen Sprache zahlreich und erſchreckend genug. Von vielen Wörtern war die Bedeutung[3] oder die Form[4] zweifelhaft und beſtritten, über Grundregeln der Grammatik waren die Gelehrten verſchiedener Anſicht; man hörte Ausdrücke aus der Sprache der gemeinen Leute vor den Schranken von Advokaten gebrauchen.[5] Das Gefühl der zunehmenden ſprachlichen Unſicherheit und Verwirrung, das Streben der einreißenden Barbarei entgegenzuwirken, wol auch das Beiſpiel der ganz ähnlichen Beſtrebungen der Atticiſten auf dem Gebiete der griechiſchen Litteratur ſpornte die Kenner und Freunde der Sprache und Litteratur zu eifrigen Nachforſchungen in den alten Klaſſikern, mit denen wir die Kreiſe des Gellius ſo viel beſchäftigt ſehn: mit Hülfe dieſer Studien hofften ſie einen ſicheren Boden wieder zu gewinnen, Reinheit und Klarheit des Ausdrucks herzuſtellen. Aber dieſe wohlgemeinten Bemühungen konnten im beſten Falle doch nur auf kleine Kreiſe ihre Wirkung üben: den auf dem ganzen Gebiet der lateiniſchen Sprache arbeitenden, ſeit dem dritten Jahrhundert übermächtigen, Sprache

---

1) Dio LXXI 5. Exc. Vat. 106. Ueber Baſſäus Rufus vgl. I³ 295.

2) Vgl. unten S. 303, 1.

3) Gell. XVI 5: Pleraque sunt vocabula, quibus volgo utimur, neque tamen liquido scimus, quid ea proprie ac vere significent, sed incompertam et volgariam traditionem rei non exploratae secuti videmur magis dicere quod volumus, quam dicimus (über die Bedeutung von vestibulum).

4) Id. XIV 5 den Streit zweier Grammatiker non pari in urbe Roma nominis, ob der Vokativ von egregius egregie oder egregi heißt.

5) Id. I 22: Superesse (für advocatum esse) dicitur non in compitis tantum nec in plebe volgaria, sed in foro, in comitio, apud tribunalia.

und Bildung unaufhaltſam zerſtörenden Einflüſſen gegenüber waren ſie völlig bedeutungslos. Doch dieſe ſpätere Zeit liegt außerhalb der Grenzen dieſer Betrachtung; wir kehren zu den litterariſchen Zuſtänden der beiden erſten Jahrhunderte zurück.

Wirkungen der klaſſiſchen Poeſie der Auguſteiſchen Zeit. Ihre Bedeutung.

Ein zweites Moment, das mit dem Jugendunterricht zuſammenwirkte, der Poeſie einen ſo bedeutenden Einfluß auf die damalige Geſammtbildung zu geben, war, daß dieſe Zeit die Erbſchaft der glänzendſten Epoche der römiſchen Dichtung, des Auguſteiſchen Zeitalters antrat. Man darf nur Vergil, Horaz, Tibull, Properz und Ovid nennen (denn von manchen andern gleichzeitig gefeierten Dichtern, wie von Varius, iſt uns wenig mehr als der Name geblieben) um die reiche und glänzende Fülle poetiſcher Productionen zu vergegenwärtigen, die damals im engen Zeitraum eines Menſchenalters neben einander reiften. Alle Gattungen waren hier vertreten, Heldengedicht und Scherzlied, die zärtliche oder leidenſchaftliche Liebesklage und die Satire, Idyll und poetiſche Epiſtel, das beſchreibende und das Lehrgedicht. Selbſt das Drama fehlte nicht, doch hier wurde nichts Lebensfähiges mehr geſchaffen, die Zeit der dramatiſchen Production war für immer vorüber, und darum ſind dieſe Stücke für uns völlig verſchollen. Auf den ſämmtlichen übrigen Gebieten aber waren die Leiſtungen in ihrer Art vollendet. Niemand kann es in den Sinn kommen, ſie zu dem Höchſten zu rechnen, was die Poeſie überhaupt geſchaffen hat, keinen Augenblick kann man ſich über ihren Mangel an Urſprünglichkeit täuſchen, nie über der reichen Begabung, dem großen Darſtellungstalent, der vollendeten Anmuth, dem ſichern und reinen Geſchmack, der hohen Bildung dieſer Dichter ihren Mangel an wahrer Genialität vergeſſen. Wie damals „als es Hannibal bezwungen, der Quiriten hartem Volk“ die Muſe aus Griechenland gekommen war, ſo wollte auch die neue Poeſie auf keinen andern Bahnen wandeln als auf denen der Griechen und bekannte ſich laut und entſchieden als ihre Schülerin. Aber theils wählte ſie andre Vorbilder als jene Alten, namentlich die erreichbarern alexandriniſchen, theils war ſeit jener Zeit das Verſtändniß für griechiſche Kunſt unendlich feiner und tiefer geworden, und ſo

gelang den Zeitgenoſſen Auguſts die Reproduction des Adels und der Schönheit der griechiſchen Form in ganz andrer Weiſe als den Zeitgenoſſen der Scipionen und ſelbſt noch des Sulla und Cicero, deren Werke nun neben den neuen Leiſtungen unbehülflich, formlos und rauh erſcheinen mußten. Für jede Empfindungs- und Darſtellungsweiſe wurden jetzt edle und muſtergültige Formen auf allen Gebieten geſchaffen; der Versbau, die künſtleriſche Kompoſition auf die Höhe gehoben, wie die nun gewonnene Erkenntniß der griechiſchen Kunſt es verlangte, vor allem aber in der Sprache für die Poeſie daſſelbe geleiſtet, was Cicero für die Proſa geleiſtet hatte, und dies war die größte und unvergänglichſte Schöpfung jener Zeit. Wie Cicero der Begründer einer der fortgeſchrittenen Bildung angemeſſenen Proſa war, ſo waren die Auguſteiſchen Dichter die Schöpfer einer neuen Dichterſprache. Sie bildeten die poetiſche Ausdrucksfähigkeit des Lateiniſchen nach allen Seiten hin in einer früher kaum geahnten Weiſe aus, verliehen ihm Reichthum, Mannichfaltigkeit und Fülle, Schönheit und Grazie, Würde und Kraft. So haben ſie nicht bloß auf die poetiſche und proſaiſche Litteratur der folgenden Jahrhunderte des Alterthums einen unermeßlichen Einfluß geübt, ſondern auch auf die aller ſpäteren Zeiten, und werden ihn wahrſcheinlich auch in Zukunft üben, ſo lange es überhaupt eine Litteratur geben wird. Ein wahrer und ächt römiſcher Patriotismus beſeelte dieſe Dichter; ſie wollten ihre Nation in den Beſitz des einzigen ſetzen, um das ſie Griechenland noch zu beneiden hatte. Mit den Griechen in den bildenden Künſten oder der Kunde der Geſtirne um den Preis zu ringen, das ſchien des großen Volkes nicht würdig, das wie kein anderes ſich in der Kunſt bewährt hatte, die Völker zu beherrſchen, die Beſiegten zu ſchonen und die Uebermüthigen zu bekriegen:[1] aber ihre poetiſche Kunſtform auch zum römiſchen Beſitz zu machen war ein hohes und erſtrebenswerthes Ziel. „Auch dieſen Ruhm dem großen Volke und der vaterländiſchen Sprache noch anzueignen, war der große Zweck und das ernſte Streben der Auguſteiſchen Dichter:“[2] und ſo weit es überhaupt gelingen konnte, iſt es ihnen gelungen.

Schöpfung der Dichterſprache.

Bei dieſem Streben wurden ſie von dem hohen Bewußtſein

Verbreitung dieſer Poeſie unter den Zeitgenoſſen.

1) Verg. A. VI 848—854. 2) Lehrs Popul. Aufſ. S. 179.

getragen, daß ſie nicht für ein einzelnes Land und Volk ſondern für die Menſchheit ſchufen, daß ihre Werke der Weltlitteratur angehörten. Ennius war ſtolz geweſen für die Beherrſcher Italiens zu dichten, Vergil und ſeine Zeitgenoſſen wußten, daß ſie für die Menſchheit dichteten, und der Blick auf einen ſo unermeßlichen Horizont war in der That ſchwindelerregend. Bekannt iſt die — wenn auch vielleicht nur von einem Nachdichter dem Horaz in den Mund gelegte — Prophezeiung: „daß ihn die fernſten Völker kennen lernen würden.“[1] Buchſtäblich hat ſich dieſe, buchſtäblich auch Ovids Prophezeiung erfüllt, daß die von ihm im Exil an den öden Ufern des Pontus erhobenen Klagen einſt über Länder und Meere getragen, vom Aufgang bis zum Niedergange vernommen werden würden.[2] Ja beide Dichter haben ſchon ſelbſt einen Theil dieſer Erfüllung erlebt; Ovid durfte ſagen, daß er in der ganzen Welt geleſen werde;[3] und Properz, daß der Ruhm ſeines Namens bis zu den Anwohnern des winterlichen Boryſthenes gedrungen ſei.[4] In der That werden die Werke der lebenden Dichter überall, wo römiſche Schulmeiſter einwanderten, geleſen worden ſein.

Auch bei der höchſten Vorſtellung von der Großartigkeit des neuen weltumfaſſenden Staatsorganismus, der Unermeßlichkeit ſeiner Hülfsmittel und der welterobernden Macht der römiſchen Sprache muß man erſtaunen, wie ſchnell es den Römern gelang „ſo viele zwieträchtige und barbariſche Zungen durch den Verkehr zu vereinen.“ Kaum mehr als zwanzig Jahr waren ſeit der völligen Unterwerfung Pannoniens vergangen, als Vellejus ſchrieb, und ſchon war in dieſen wüſten, rauhen und ganz barbariſchen Ländern (dem öſtlichen Theile Oeſtreichs, beſonders Ungarn) die Kenntniß römiſcher Sprache und vielfach auch Schrift verbreitet.[5] Ein Theil der älteren Provinzen des Weſtens gehörte ſchon zu Auguſts Zeit zu dem Gebiet der römiſchen Litteratur. Livius begann eines ſeiner ſpätern Bücher mit der Aeußerung: Ruhm habe er ſchon genug erworben, und ſetze ſein Werk nur deshalb fort, weil der unruhige Geiſt Nahrung verlange; und dieſer Ruhm erſtreckte ſich damals ſchon über Italien hinaus, denn

1) Horat. C. II 20. 2) Ovid. Tr. IV 9, 19—24. 3) Id. ib. IV 10, 128.
4) Prop. II 7, 19. 5) Bernhardy RG. A. 53.

er bewog bekanntlich einen Spanier, aus Gades eigens nach Rom zu kommen um Livius kennen zu lernen, als er dieſen Zweck erreicht hatte, reiſte er ſogleich wieder ab.[1] Schon damals wurden die Provinzen mit dem litterariſchen Abhub Roms geſpeiſt. Horaz entläßt das zweite Buch ſeiner Epiſteln mit der Ausſicht, wenn es von den Händen des römiſchen Publikums abgegriffen und ſchmutzig ſein werde, entweder in ſtiller Verborgenheit den Motten als Futter zu dienen oder im Bündel nach Utica oder Ilerda (Lerida in Spanien) geſchickt zu werden.[2] Aber auch gerade die beſten Bücher, die den Buchhändlern am meiſten einbrachten, gingen über das Meer.[3]

Wenn die Koryphäen der Litteratur alſo damals in gewiſſem Sinne ihren Weltruhm ſchon erlebten, ſo waren ſie um ſo mehr der vollſten und glänzendſten Befriedigung ihres Ehrgeizes in Rom ſelbſt gewiß, wo ihre Gedichte (die ſie nach der kürzlich eingeführten Sitte in größeren Kreiſen vortrugen) wie wir geſehn haben ſofort in die Schule übergingen, oder auch auf den Theatern unter dem Beifall vieler Tauſende geſungen wurden, wo endlich ein umfaſſender und thätiger Buchhandel ſich deren Vervielfältigung und den Vertrieb angelegen ſein ließ. Vergil (der die Veröffentlichung ſeiner Aeneide bekanntlich nicht erlebte) hatte mit ſeinen Erſtlingsgedichten, den Idyllen, einen ſolchen Erfolg, daß ſie auf der Bühne häufig von Sängern vorgetragen wurden; eine in den litterariſchen Kreiſen jener Zeit viel genannte Schauſpielerin Cytheris, einſt die Geliebte Marc Antons, dann des Dichters Cornelius Gallus (der ſie unter dem Namen Lycoris beſang) ſoll die ſechſte Ecloge geſungen haben, in der Vergil den Dichterruhm ſeines Freundes Gallus preiſt. Als Vergil bei einer ſolchen Gelegenheit im Theater anweſend war, erhob ſich das ganze Volk und begrüßte den Dichter ebenſo ehrfurchtsvoll wie Auguſtus: in der That wurde eine ſolche Auszeichnung in der Regel ſonſt nur dem Kaiſer und Perſonen aus der kaiſerlichen Familie zu Theil.[4] Wenn Vergil in ſeiner ſpäteren Zeit, die er größtentheils im ſüdlichen Italien, namentlich in Neapel verlebte, ausnahmsweiſe nach Rom kam und ſich öffentlich ſehen ließ, ſo

Popularität Vergils —

1) Bernhardy A. 498. 2) Horat. Epp. I 20, 11—13. 3) Id. A. P. 345.
4) Ribbeck Vergil. ed. minor. p. XXIII; vgl. Th. II² 154 f.

mußte er ſich vor der Menge, die ihm folgte und ihn ſich gegenſeitig zeigte, in ein Haus flüchten.[1]

Allerdings iſt nun der Ruhm und die Popularität Vergils bei der Mitwelt und Nachwelt und folglich auch die Wirkung ſeiner Poeſie ſo groß wie die keines andern römiſchen Dichters und in der That beiſpiellos geweſen. Mit der Popularität Schillers kann man die ſeinige auch darum vergleichen, weil ſich in beiden Fällen zeigt, daß das Erhabene, Ideale und Edle in der Kunſt die Maſſen noch in höherem Grade fortzureißen vermag als ſelbſt das Volksthümliche, obwol es ſcheint, daß nur dies ſie anziehn, jenes abſtoßen und einſchüchtern ſollte; aber die Menſchen hängen mit größerer Dankbarkeit, Ehrfurcht und Liebe an dem Geiſt, der ſie aus ihrer Niedrigkeit zu ſich emporhebt und ſie mit dem Gefühl erfüllt, daß auch in ihnen etwas ſeiner höhern Natur Verwandtes wohnt, als an dem, der ſich zu ihnen herabläßt. Vergils Poeſie drang in alle Bildungskreiſe, in alle Schichten der Geſellſchaft, auch Handwerker und Krämer führten ſeine Verſe im Munde und gebrauchten ſie als Mottos,[2] einige Brocken aus der Aeneide waren auch die Ungebildetſten im Stande anzubringen, und bei ihren Gaſtmählern, wo die Gäſte mit Jongleurkünſten, Nachahmungen von Thierſtimmen, Aufführungen von Poſſen unterhalten wurden, hörte man doch auch Stellen aus der Aeneide, allerdings abſcheulich, deklamiren;[3] wie jetzt die Bibel wurde damals in ſchweren Lebensmomenten Vergil aufgeſchlagen, und die Stelle, auf die der Blick fiel, als Schickſalsſpruch betrachtet,[4] (was dann auch in der Zeit der Renaiſſance wieder geſchehen iſt).[5] In litterariſchen Kreiſen wurde ſein Geburtstag (15. Octbr.) wol von vielen gefeiert,[6] und Tempelorakel (wie noch im dritten Jahrhundert die von Präneſte und Patavium) antworteten mit Vergiliſchen Verſen.[7] Eine ſo beiſpielloſe Popularität hat nun allerdings kein anderer Dichter erreicht; aber daß auch Properz und Ovid ſchnell in viele Kreiſe drangen, zeigen die Wände von Pompeji, wo außer Vergiliſchen (zum Theil ſichtlich von Schulknaben geſchriebenen) auch

und der übrigen klaſſiſchen Dichter.

1) Id. ib. p. XXIIII. 2) Th. I³ 259. 3) Petron. Sat. 39 u. 68.
4) Marquardt Hdb. IV 112. 5) Burckhardt Kultur d. Renaiſſance 528.
6) Martial. XII 67. Plin. epp. III 7. 7) Marquardt a. a. O. III.

Verſe dieſer und anderer Dichter mit dem Schreibgriffel angekritzelt ſind, theils wörtlich citirt, theils parodirt, namentlich an der Baſilica, die von der eleganten Welt zum Spazierengehn benutzt wurde.[1] Zur Erklärung ihrer Popularität mag auch an das erinnert werden, was Jacob Grimm in Bezug auf die Schillers geſagt hat, „daß der Menge gerade die Poeſie gefällt, die den Stil der gebildeten Gegenwart hält und auf deren Gipfel ſteht," da dem Volke „gleichfalls die alte Weiſe der Vergangenheit fremd geworden iſt und es nun in den jetzigen Standpunkt vorſchreiten und ſich darin einweihen laſſen will." „Die Menge, auf die ein ſchönes Gedicht einwirkt, will es gerade mit allen neuen Vortheilen genießen, und iſt den alten zu entſagen bereit."[2] Aber eine ſo allgemeine Verbreitung der Poeſie wäre im Auguſteiſchen Zeitalter ohne die Einflüſſe der Schule nicht möglich geweſen. Und mit der Schule wirkte das Theater zuſammen, wo allem Anſchein nach Gedichte häufig geſungen wurden;[3] und ihre Wirkungen beruhten zum Theil auch auf der lebhaften Empfänglichkeit der Südländer für Wohllaut und Rhythmus und ihrer großen Freude an beidem, wie denn auch gegenwärtig das Entzücken und der Genuß ſelbſt gebildeter Italiener an ihrer vaterländiſchen Poeſie eine ſinnliche Beimiſchung hat. Im Alterthum war aber das Gefühl für Wohllaut und Rhythmus noch feiner und entwickelter, und verlangte auch in der Proſa ſeine Befriedigung, allerdings bei den Griechen noch in höherm Grade als bei den Römern. Doch wie lebhaft auch bei ihnen der Sinn für die bloße Schönheit des Klanges war, zeigt u. a. der Bericht Philoſtrats über den Beifall, den der Phönicier Hadrianus (Profeſſor der Beredſamkeit unter Marc Aurel und Commodus) in Rom fand. Ritter und Senatoren

---

1) Zangemeister Inscr. Pompej. parietariae CIG IV Ind. 259—261. Außer Vergil: Propert. Ovid. Lucret. (I 1); Anklang an Tibull II 6, 20: 1837; (vgl. Lucian Mueller, Tibull. p. 63 sq (aus einem unbekannten Epiker wol 1069 a (barbarus aere cavo tubicen); elegiſch 1118. 1928. Der Anfang der Aeneide auch CIL II 4967, 31 (Italicae tegulae stilo inscr. Litterae saeculi primi, ni fallor. Huebner).

2) J. Grimm, Kl. Schr. (Rede auf Schiller I 391 f.)

3) Th. II² 325; vgl. oben.

ließen ſich aus dem Theater abrufen „wenn er ſeine Vorträge begann, und ſtrömten ins Athenäum, ſelbſt ſolche, die nicht griechiſch verſtanden: man bewunderte die wohltönende Stimme, den Tonfall, die Modulation und den Rhythmus ſeiner Rede, und hörte ihn mit demſelben Entzücken wie eine ſchön ſchlagende Nachtigall.[1]

Poetiſcher Dilettantismus, hervorgerufen durch die klaſſiſche Poeſie.

Aber auch abgeſehn von allen begünſtigenden Nebenumſtänden mußten die Wirkungen der klaſſiſchen Poeſie der Auguſteiſchen Epoche auf die gebildete Welt des folgenden Zeitalters unermeßlich ſein. Dieſe Periode war im weſentlichen unproductiv, beſaß aber die zarte Empfänglichkeit einer hohen Kultur. In einer ſolchen Zeit mußte die Entſtehung der zahlreichen vollendeten poetiſchen Kunſtwerke, die Herſtellung muſtergültiger Formen auf den verſchiedenſten Gebieten, vor allem die Erſchaffung einer neuen poetiſchen Sprache voll hinreißender Schönheit und blendenden Glanzes, den Trieb der Aneignung und Nachahmung aufs ſtärkſte und im weiteſten Umfange hervorrufen. „Zum Genuß der Kunſtwerke, ſagt Göthe,[2] haben alle Menſchen eine unſägliche Neigung; der Menſch aber erfährt und genießt nichts ohne ſogleich productiv zu werden. Dies iſt die innerſte Eigenſchaft der menſchlichen Natur; ja man kann ohne Uebertreibung ſagen, es ſei die menſchliche Natur ſelbſt.“ So iſt in jeder hochcultivirten Zeit ein weit verbreiteter Dilettantismus eine nothwendige Folge einer hohen und reichen Kunſtentwicklung. Auch wir haben dies vor allem auf dem Gebiete der Poeſie erlebt. Auch wir haben eine dichteriſche Blüthezeit ohne Gleichen gehabt, auch wir ſind durch ſie erſt mit einer poetiſchen Sprache beſchenkt worden, auch bei uns ſind die Epigonen bis zum Uebermaß eifrig und geſchäftig geweſen, ſich des ererbten koſtbaren Beſitzthums in unaufhörlichem Gebrauch und Mißbrauch zu verſichern, das Empfangene immer von neuem zu reproduciren. Dieſelben Erſcheinungen würden ſich auch ohne ausdrückliche Zeugniſſe in der nachauguſteiſchen Zeit vorausſetzen laſſen. Die Verſuchungen einer gebildeten Sprache, die „für uns dichtet und denkt,“ waren damals ebenſo unwiderſtehlich und die Illuſionen der Dilettanten über ihre Leiſtungen dieſelben wie heute,

1) Philostrat. Vitt. soph. II 10 p. 256. 2) Göthe (über den Dilettantismus) 31, 425.

weßhalb ſich unbefangenen Zuſchauern des litterariſchen Treibens auch dieſelben Wahrnehmungen aufdrängten. „Viele, ſagt ein geiſtreicher Schriftſteller unter Nero, hat die Poeſie hintergangen. Sobald einer einen Vers richtig zu Stande gebracht und einen einigermaßen zarten Gedanken in eine Periode eingewebt hat, glaubt er ſchon auf den Helikon geſtiegen zu ſein.“[1] Ueberdies begünſtigte den Dilettantismus die innigere Verbindung der Poeſie mit der Schule, die wol die Folge haben mußte, daß poetiſche Uebungen mit oder ohne Veranlaſſung der Lehrer mehr oder weniger allgemein zu keinem andern Zweck ſtatt fanden, als um eine vollendetere Herrſchaft über die Form zu gewinnen und ſich zur Virtuoſität in blühender und ſchwungvoller Proſa vorzubereiten. Auch für diejenigen, die hierbei nicht der Täuſchung verfielen, Reminiszenzen, Angelerntes und Anempfundenes für originell und für ihr Eigenthum anzuſehn, mußte es doch einen Reiz haben, die erworbene formelle Fertigkeit weiter zu üben und ſich zu erhalten. Aber ohne Zweifel verführte nicht wenige die Freude an dem wirklichen oder vermeintlichen Gelingen ſolcher poetiſchen Exercitien (die übrigens eine Hauptveranlaſſung zu Interpolationen der geleſenſten Dichter wurden) die Beſchäftigung, die nur Mittel hatte ſein ſollen, als Zweck zu behandeln. Selbſt unter den ächten Oden des Horaz, der doch eine faſt zu ſtrenge Selbſtkritik übte, befinden ſich Uebungsſtücke genug, deren Verdienſt ein rein formelles iſt. Wenn Horaz aber nach Quintilians Urtheil der einzige des Leſens werthe römiſche Lyriker war, ſo dürften wir wol annehmen, daß die Lyrik der nachauguſteiſchen Zeit ganz vorzugsweiſe Schul- und Dilettantenpoeſie geweſen iſt.

Wirkungen der politiſchen Zuſtände der Monarchie.

Mit den Einflüſſen der Schule und der claſſiſchen Poeſie im Zeitalter Auguſtus wirkten die politiſchen Zuſtände der Monarchie, die Intereſſen und Neigungen der Regierungen, der Höfe und Hofkreiſe zuſammen, um die litterariſchen Neigungen, Liebhabereien und Beſchäftigungen vorzugsweiſe der Poeſie zuzuwenden. Der allgemeine Friede nach der Schlacht bei Actium und das Abſterben des politiſchen Lebens ſeit der Alleinherrſchaft Auguſts verſchloſſen die beiden Gebiete faſt ganz, auf denen ſich die geiſtige Kraft des römiſchen Volkes

1) Petron. Sat. c. 118.

während ſo vieler Jahrhunderte aufs reichſte und kräftigſte entfaltet hatte. Eine Maſſe von Talent, Kraft und Regſamkeit, die durch dieſe Revolution aus ihrer natürlichen Bahn gedrängt war, warf ſich nun auf die Litteratur. Aber ſelbſt hier ſtanden die Felder, die in der Republik am glücklichſten angebaut worden waren, nur theilweiſe offen: die Redefreiheit war verkümmert, die Geſchichtsſchreibung bis zu der Zeit Nervas und Trajans, die das „ſeltene Glück" brachte, „daß man denken durfte was man wollte und ſagen was man dachte," gefahrvoll und dies bereits unter der toleranten Regierung Auguſts. Titus Labienus, einer der letzten Republikaner und unverſöhnlicher Gegner der neuen Zuſtände, überſchlug, als er ſeine Geſchichte der neueſten Zeit öffentlich vorlas, große Stücke mit den Worten: „dies wird man nach meinem Tode leſen." Dennoch wurde über ſein Werk das bisher unerhörte Urtheil der Verbrennung ausgeſprochen: er wollte deſſen Untergang nicht überleben; wie einen lebendigen Todten ließ er ſich in das Begräbniß ſeiner Ahnen bringen und dort einſchließen. Elf Jahre nach Auguſts Tode wurde Cremutius Cordus angeklagt, weil er in ſeinen Jahrbüchern Brutus und Caſſius die letzten Römer genannt hatte, er kam der ſichern Verurtheilung durch freiwilligen Hungertod zuvor; auch ſeine Bücher wurden verbrannt. In ſolchen Zeiten bot die Poeſie den friedlichen Geiſtern, die einen idealen Inhalt für ihr Leben ſuchten und der Wirklichkeit zu entfliehen ſtrebten, ein doppelt willkommnes Aſyl. Völlig ſicher war freilich auch dieſes nicht, die „Gemüther der Mächtigen" waren leicht gereizt, zuweilen ſchon durch die Wahl der Stoffe, und durch ſcheinbare oder wirkliche Beziehungen einzelner Stellen auf die Gegenwart. So brachte unter Tiberius dem letzten des erlauchten Geſchlechts der Scaurer ſeine Tragödie „Atreus" den Tod, in der beſonders der Vers: Der Herrſcher Thorheit muß man tragen mit Geduld, ſtrafwürdig erſchien.[1] Doch ſolche Gefahren drohten natürlich den Dichtern, die wirklich die Abſicht hatten ſie zu vermeiden, nur in den allerſeltenſten

1) Tac. dial. c. 2: nam postero die quam Curiatius Maternus Catonem recitaverat, eum offendisse potentium animos diceretur, tamquam in eo tragoediae argumento sui oblitus tantum Catonem cogitasset etc. Bernhardy R. L. G. A. 201.

Fällen, und konnten den poetiſchen Neigungen dieſes Zeitalters keinen Eintrag thun. Ausdrücklich heißt es in dem Dialog des Tacitus, daß der Beſchäftigung mit der Poeſie zur Rechtfertigung hauptſächlich diene, daß ſie weniger der Gefahr Anſtoß zu geben ausgeſetzt ſei, als die der Redner.[1] So füllte die Poeſie vor allem die große Leere aus, die der Untergang der Republik in dem Leben Roms zurückließ, und es lag in nichts weniger als in der Wandelbarkeit der menſchlichen Neigungen, wie es Horaz in ſeiner Epiſtel an Auguſt darſtellt, daß das früher auf ſo ganz andere Zwecke gerichtete römiſche Volk nun allein von dem Eifer der Schriftſtellerei glühte, daß Söhne und ſtrenge Väter ihre Stirn mit Laub umkränzten, und Gelehrte und Ungelehrte überall Gedichte ſchrieben.[2]

Theilnahme der Kaiſer an der Poeſie und Litteratur. Auguſt.

Auguſt kam dieſer Richtung aufs bereitwilligſte entgegen. Nächſt der langerſehnten Wohlthat der „Ruhe und Ordnung", die die Monarchie brachte, ſollten Schutz und Förderung geiſtiger Beſtrebungen (inſofern ſie ſich innerhalb der gezogenen Schranken hielten) die Gebildeten mit dem Cäſarenthum ausſöhnen, wie die Maſſen in Rom durch große Fortſchritte in der Verbeſſerung ihrer materiellen Lage und durch Feſte und Schaugepränge für den Verluſt der Freiheit ſchadlos gehalten wurden. Die Pflege, die Auguſt und die ihm zunächſt ſtehenden Großen, wie Meſſalla und vor allen Mäcenas der neu erblühenden Poeſie angedeihen ließen, (und an der ſich auch die Frauen ſeines Hauſes betheiligten),[3] iſt mit Recht ſprichwörtlich geworden. Noch folgenreicher als die Gunſt dieſer Kreiſe, denen ſich auch der frondierende Aſinius Pollio anſchloß, wirkte wol ihr Beiſpiel. Auguſt ſtand auf der Höhe der damaligen Bildung; ſein Intereſſe an der Litteratur war ein aufrichtiges, und er bekundete es nicht bloß durch Beförderung und Unterſtützung der Dichter und Schriftſteller, ſondern (was mehr war) durch die lebhafte Theilnahme an ihrem Schaffen, die er an den Tag legte, „wohlwollend und geduldig" hörte er ihre Vorleſungen an.[4] Ihm verdankte das vierte Buch der

1) Tac. dial. c. 10: illud—quod plerisque patrocinatur, tamquam minus obnoxium sit offendere poetarum quam oratorum studium.

2) Horat. Epp. II 1. 107—117. 3) Th. I³ 403.

4) Für das Folgende vgl. Bernhardy⁴ A. 178—182.

horaziſchen Oden ſeine Entſtehung, Vergils Aeneide ihre Erhaltung, an ihn durfte Horaz die Epiſtel richten, in der er die alte und neue Poeſie gegeneinander hielt. Aber auch an eignen Verſuchen ließ es Auguſt nicht fehlen, größtentheils waren dieſe zwar in Proſa, mit der Poeſie befaßte er ſich, wie Sueton ſagt, „nur obenhin.“ Ein größeres Gedicht in Hexametern exiſtirte von ihm über Sicilien, und eine kleine Sammlung von Sinngedichten, die er im Bade auszudenken pflegte. Eine Tragödie, „Ajax“ vernichtete er vor der Vollendung; „ſein Ajax, ſagte er, habe ſich in den Schwamm geſtürzt.“ Für einen Staatsmann, auf dem die Aufgabe laſtete, die Welt in ihre Fugen einzurichten, ſind dies immerhin Poeſien genug. Auch Aſinius Pollio, Meſſalla, Mäcen machten Verſe; die Gedichte des letztern lieferten nach den Berichten einen Beleg für die auch auf andern Kunſtgebieten zu machende Beobachtung: daß der reinſte Geſchmack und die vollſte Sicherheit des Urtheils über fremde Leiſtungen nicht immer vor Geſchmackloſigkeit und Affektation der eignen Verſuche bewahrt. Mäcens poetiſche Spielereien waren, wie alles was er ſchrieb, in einer corrupten ſchwülſtigen Manier, Auguſt ſpottete über die „ſalbentriefenden Löckchen“ ſeines gleichſam „mit dem Brenneiſen gekräuſelten“ Stils. Seneca hat eine Probe davon aufbewahrt, in der der merkwürdige Mann die Luſt an der Gewohnheit des Daſeins mit einem an Heine erinnernden Cynismus malt: Mäcenas.

Mache lahm mich an Hand und Fuß,
Lahm an Schenkel und Hüfte;
Lade Schwär' und Buckel mir auf,
Gib mir wackelnde Zähne,
Darf ich leben nur, iſt's genug!
Leben laß mich, und müßt' ich
Hocken auf ſpitzigem Marterholz!

Tiberius, der die zur allgemeinen Bildung erforderlichen Studien mit dem größten Eifer trieb, war ein Bewundrer der Alexandriner und hatte eine beſondere Liebhaberei für die mythologiſche Gelehrſamkeit, mit der ſie ihre Werke zu putzen pflegten; in ſeinen griechiſchen Gedichten ahmte er Euphorion, Rhianus und Parthenius nach; er verfaßte ein lyriſches Gedicht in lateiniſcher Sprache: Klage über den Tod des Lucius Cäſar (755) — ein Ereigniß, das den damals Tiberius.

dreiundvierzigjährigen Mann dem Thron um einen großen Schritt näher brachte;[1] auch gab es von ihm Gedichte leichtfertigen Inhalts.[2] Schwerlich hätte eine ſo groß angelegte und auf die größten Zwecke gerichtete Natur wie die Tibers ſich zu poetiſchem Dilettantismus herbeigelaſſen, wenn nicht ſein Streben ſich die damalige Bildung im weiteſten Umfange anzueignen, beinahe mit Nothwendigkeit darauf geführt hätte. Auch der edle Germanicus fand in ſeinem vielbewegten Leben Muße zur Poeſie, er hinterließ unter andern griechiſche Luſtſpiele.[3] Caligula beſchränkte ſich auf das Studium der Beredſamkeit, in der er es zu einer guten Fertigkeit brachte, Claudius verfaßte
Nero. zahlreiche gelehrte Werke, doch nur in Proſa. Nero war der erſte und blieb der einzige Kaiſer, der die Poeſie nicht als Uebung, Spiel oder zur Ausfüllung müßiger Augenblicke trieb, ſondern mit dem Anſpruch, in der Dichterwelt eine hervorragende Stelle einzunehmen. Ernſte und gründliche Bildung war ihm fremd geblieben, theils hielt ihn ſein Naturell, theils ſeine Umgebung davon zurück. Von dem Studium der Philoſophie ſoll ihm ſeine Mutter abgerathen haben, da es für einen künftigen Regenten unzuträglich ſei, von dem Studium der älteren Litteratur ſein Lehrer Seneca, um ihn deſto länger in der Bewunderung ſeiner eignen Werke zu erhalten. Obgleich er vor und nach ſeiner Thronbeſteigung (im noch nicht vollendeten ſiebzehnten Lebensjahr) ſich vor großen Verſammlungen mit Deklamationen hören ließ, mußte er ſich doch ſeine öffentlichen Reden von Seneca ſchreiben laſſen, was viel Aufſehn erregte; er war der erſte Kaiſer, der ſich einer fremden Feder bediente. Je weniger aber ſeine Bildung wiſſenſchaftlich war, deſto vielſeitiger war ſein Dilettantismus in den ſchönen Künſten. Von ſeiner Beſchäftigung mit der Muſik, in der er ſeine Hauptſtärke zu haben glaubte, iſt bereits die Rede geweſen; er tändelte mit Meißel und Modellirſtab, und dichtete faſt eben ſo eifrig als er ſang und ſpielte, dies letzte (wie Tacitus meint) zugleich in der Abſicht, daß dieſe Beſchäftigung ſeinen andern, einem Fürſten weniger anſtändigen Kunſtübungen in der öffentlichen Meinung das Gegengewicht halten ſollte. Ob und wie viel Talent zur Poeſie er

1) Sueton. Tiber. c. 10. 2) Plin. epp. V 3, 5. 3) Bernhardy A. 195 u. für das Folgende A. 197 ff.

hatte, iſt nicht mit völliger Sicherheit zu entſcheiden. Tacitus ſpricht es ihm ganz und gar ab. Nach ihm „umgab er ſich mit ſolchen, die im Dichten eine gewiſſe Leichtigkeit, aber keine hervorragende Berühmtheit beſaßen. Dieſe kamen zuſammen, verbanden die mitgebrachten oder auf der Stelle erdichteten Verſe zu einem Ganzen und ergänzten ſeine irgend wie hingeworfenen Worte. Dies zeigt auch der Charakter dieſer Gedichte, die ohne Schwung und Urſprünglichkeit und nicht aus einem Guſſe ſind.“ Man wird nicht irren, wenn man annimmt, daß ſo manche Gedichte der vornehmen Dilettanten, die „Elegien“, die ſie während der Verdauung auf Ruhebetten von Citrusholz liegend diktierten, auf dieſe Art zu Stande kamen, da ſie ohne Zweifel hier ebenſo gut wie auf wiſſenſchaftlichem Gebiet die Leiſtungen ihrer Clienten, Sklaven und Freigelaſſenen als ihr rechtmäßiges Eigenthum anſehn und verwerthen zu können glaubten.[1] Auch bei den Gedichten des Lucius Verus hatten, wie man ſagte, ſeine talentvollen Freunde das Beſte gethan.[2] Nero nimmt freilich Sueton in Schutz: er habe um ſo weniger nöthig gehabt, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken, da ihm die Verſe leicht gefloſſen ſeien. Von Neros Hand geſchriebene Entwürfe, die er vor Augen gehabt hatte, waren wie er ſagt offenbar keine Nachſchriften oder Abſchriften, ſondern trugen alle Spuren eigner Abfaſſung, ſo vieles war ausgeſtrichen, übergeſchrieben und hineinkorrigiert. Neros Gedichte[3] waren zahlreich und mannigfaltig: kleine Tändeleien (in einer derſelben war von Poppäas „Bernſteinhaaren“ die Rede), Spottgedichte, lyriſche für den Geſang zur Cither gedichtete Poeſien, darunter vermuthlich auch Solos aus Tragödien, ein großes Epos Troica (in dem Paris als Held auftrat und bei einem Ringkampf unerkannt alle Ringer, ſelbſt Hektor überwand); ein anderes Epos ſollte die ganze römiſche Geſchichte umfaſſen, doch ſcheint es nie zur Ausführung gekommen zu ſein. Martial, der Nero ſonſt gefliſſentlich ſchmäht, ſpricht von ſeinen Gedichten mit Anerkennung.[4] Einige zufällig erhaltene Verſe zeugen wenigſtens von Gewandtheit:

---

1) Pers. sat. I 51 sq. 2) H. A. vit. Veri c. 2. 3) Jahn. Proll. ad Pers. p. LXXV sqq.

4) Martial. VIII 70, 8: carmina docti Neronis.

Wenn er der Perſer Gebiet durchirrt, dann ſchwindet der Tigris
Tief in gähnender Kluft: fortrauſchend unter dem Boden
Taucht der vorlorene Strom erſt auf, wo er nimmer geſucht wird.

Bei dem von Nero zum erſten Mal nach griechiſchem Muſter geſtifteten Feſtſpiel,[1] das ſich in fünfjährigen Perioden wiederholen ſollte, aber nur zwei Mal (60 u. 65) gefeiert zu ſein ſcheint, bildeten die muſiſchen Wettkämpfe den Mittelpunkt; und die Vertheidiger dieſer neuen Stiftung meinten, daß die Siege der Redner und Dichter ein Sporn für Talente ſein würden.[2] Doch in der That wollte Nero hier allein als Dichter wie als Muſiker glänzen, die auf ſeinen Wunſch erfolgte Betheiligung der Vornehmſten ſollte ſeinen Ruhm nur erhöhn, ihm wurde der Kranz zugeſprochen, bei der zweiten Feier las er die Troica vor. Ueberhaupt vermochte er keinen Dichterruhm neben dem ſeinigen zu dulden, Lucan, den er in ſeinen poetiſchen Kreis gezogen hatte, erregte bald ſeine Eiferſucht, der Kaiſer verließ in auffallender Weiſe eine Vorleſung des Dichters und unterſagte ihm ſogar, wie es ſcheint, ſich öffentlich hören zu laſſen[3] (Ende 62 oder Anfang 63). Dieſer ließ ſich zu offner Feindſchaft gegen den Hof fortreißen und nahm Antheil an der Piſoniſchen Verſchwörung, deren Entdeckung ihm den Tod brachte. So gefährlich es aber unter Nero war, auf wirklichen Dichterruhm Anſpruch zu machen,[4] ſo rathſam, ja für jeden, der zu ihm in Beziehung ſtand, nothwendig war es, ſeine Theilnahme und Neigung zur Poeſie zur Schau zu tragen, wo möglich ſich mit poetiſchen Verſuchen ſehn zu laſſen, die geeignet waren, den ſeinen zur Folie zu dienen. Niemand, der jene Zeit kennt, kann zweifeln, daß auch dieſe Abſicht die Regſamkeit auf dem Gebiet der Poeſie ſehr geſteigert hat. Unter den gegen Seneca von ſeinen Feinden erhobenen Vorwürfen war auch, daß er eifriger und häufiger Verſe mache, ſeit Nero Liebe zur Dichtkunſt zeige.[5]

Titus. Dies änderte ſich völlig unter Veſpaſian, der der Poeſie ganz fern ſtand, dagegen gerade hervorragende, auch poetiſche Talente begünſtigte und freigebig unterſtützte. Titus aber, der als Knabe an

1) Th. II² 346, oben S. 267. 2) Tac. A. XIV 21. 3) Genthe De vita Lucani p. 23. 73. 4) Tac. A. XVI 28 sq.: Montanum — quia protulerit ingenium, extorrem agi; vgl. Nipperdeys Anm. 5) Id. ib. XIV 52.

Neros Hof gelebt hatte, beſaß für lateiniſche und griechiſche Poeſie ein leichtes, ſelbſt zur Improviſation ausreichendes Talent, und beſang unter andern einen Kometen, wie der ältere Plinius ſagt, „in einem herrlichen Gedichte," auch der jüngere Plinius nennt ihn unter den Dichtern. Unter Domitian wiederholten ſich in vieler Beziehung die Zuſtände der Neroniſchen Zeit, ja ein noch furchtbarerer Druck laſtete auf den Geiſtern, aber poetiſche Beſtrebungen wurden aufrichtig gefördert und aufgemuntert; vor allem durch den im Jahre 86 geſtifteten Capitoliniſchen Wettkampf, in dem die Talente ſich frei entfalten konnten, überhaupt machte dieſer zweite Nero als Kaiſer auf dichteriſchen Ruhm keinen Anſpruch, obwol er in ſeiner unfreiwilligen Muße als Prinz eine eifrige Beſchäftigung mit der Poeſie zur Schau getragen hatte. Natürlich wurden an ſeinem Hofe auch ſeine Jugendgedichte für unübertrefflich erklärt. Quintilian ſagt, es habe den Göttern zu gering geſchienen, daß er weiter nichts ſein ſollte, als der größte Dichter, und deshalb haben ſie ihn durch Uebertragung der Sorge für den Erdkreis von dieſen Beſchäftigungen abgelenkt. Ob er ein Epos über den jüdiſchen Krieg, von dem Valerius Flaccus ſpricht, auch nur begonnen hat, iſt zweifelhaft:[1] ſicher dagegen, daß er den Kampf um das Capitol in den Decembertagen des Jahres 68, während deſſen er in großer Gefahr geſchwebt hatte, zum Gegenſtande eines Gedichtes machte; denn Martial erwähnt im Jahre 89 das himmliſche (d. h. in der damaligen Hofſprache „allerhöchſte") Gedicht vom „Capitoliniſchen Kriege."[2] Domitian ließ ſich alſo nicht ungern an ſeine poetiſchen Verſuche erinnern, wenn er ſie auch ganz aufgegeben hatte: und Martial huldigt ihm „als dem Herrn der neun Schweſtern."[3] Domitian.

Auch Domitians Nachfolger Nerva rechneten die Dichter zu den Nerva.

1) Valer. Flacc. Argon. I 12. Imhof Domitian 133, 5.

2) Martial. V 5: Ad Capitolini caelestia carmina belli
Grande cothurnati pone Maronis opus.
Ueber die Bedeutung von caelestis vgl. Fincke De appellationibus Caesarum honorificis (Regim. 1867) p. 42: wo aber dieſe Stelle, die noch nie richtig verſtanden zu ſein ſcheint, überſehn iſt. Daß die Aratea nicht von Domitian ſein können, hat Imhof a. a. O. S. 131 ff. meines Erachtens bewieſen.

3) Martial. V 16, 18.

ihrigen, Plinius nennt ihn unter denen, die muthwillige ſcherzhafte Kleinigkeiten geſchrieben hatten.[1] Martial bezeichnet ihn als den „Tibull unſrer Zeit," ein Ausdruck aus einem Gedichte Neros, zu deſſen Kreiſe Nerva einſt gehört hatte; Martials in demüthigem Cliententon auf ihn verfaßte Epigramme zeigen, daß er ſich damals noch (in der letzten Zeit Domitians) gerne als Dichter loben hörte.[2] Trajans großartige Soldatennatur hatte keine poetiſche Faſer, ihm ſcheint auch jedes Intereſſe für Poeſie gefehlt zu haben; Hadrian dagegen, der allſeitigſte Dilettant, der je auf dem römiſchen Thron geſeſſen hat, war in Vers und Proſa gleich gewandt, auch lascive Gedichte las man von ihm.[3] Noch auf ſeinem qualvollen Sterbebette hatte er Laune genug zu jenen bekannten Verſen, aus denen man, nach der Angabe ſeines Biographen, den Durchſchnittswerth ſeiner Dichtungen kennen lernen kann:[4]

Hadrian.

Unſtetes, zärtliches Seelchen, du,
So lange des Leibes Geſellin und Gaſt,
Wohin du arme wanderſt du jetzt,
Bleich, ohne Hülle, ſchaudernd vor Froſt?
Vorbei iſt Scherzen und Koſen nun!

Hadrians Beiſpiel ſcheint übrigens die Poeſie an ſeinem Hofe zur Mode gemacht zu haben, auch ſein Adoptivſohn Aelius Verus war versgewandt,[5] der auf ſeine Veranlaſſung von Antoninus Pius adoptirte Lucius Verus hatte, wie erwähnt, ſich ebenfalls als Knabe der Poeſie befliſſen; auch Marc Aurel noch im Alter von 22 Jahren (143) Hexameter gemacht, die er ſo liebte, daß ihnen nicht, wie ſeinen übrigen Verſuchen, die Gefahr drohte, in Rauch aufzugehn.[6]

Aufhören des poet. Dilettantismus an den Höfen im 2. Jahrhundert.

Mit ihnen ſchließt aber dieſe Reihe von fürſtlichen Dichtern, die wol kaum in der Geſchichte der Litteratur ihres Gleichen hat, und die Poeſie blieb nun lange dem Hofe fern; denn der nächſte Kaiſer, von dem berichtet wird, daß er (griechiſche) Verſe machte, iſt erſt Alexander Severus, deſſen Bildung und poetiſcher Dilettantismus

1) Plin. epp. V 3, 5. 2) Martial. VIII 70. IX 26. 3) Apulej. Apol. p. 410 ed. Oudendorp. 4) Bernhardy R. L. G. A. 220. 5) H. A. vit. Ael. Veri c. 5. 6) Fronto ad M. Caes. II 10 p. 34 ed. Naber.

wie der des Balbinus, der beiden ältern Gordiane, des Gallienus und Numerianus[1] dafür zeugt, daß auch noch im dritten Jahrhundert die alten litterariſchen Traditionen, die Pflege geiſtiger Intereſſen ſich in einzelnen Kreiſen der vornehmen Geſellſchaft (gleichſam Inſeln in der immer höher ſchwellenden Fluth der Barbarei) erhielten.

Gründe dieſer Erſcheinung.

Wenn nun aber in der Zeit von Auguſt bis Hadrian beinahe Regel war, was ſonſt eine ſeltene Ausnahme iſt: die Beſchäftigung der Regenten, zum Theil in ihrer Prinzenzeit, zum Theil nach ihrer Thronbeſteigung mit der Poeſie — ſo iſt dieſe Erſcheinung ohne Zweifel ebenſo wenig zufällig, als daß die ſpätere Zeit der Antonine und die der Severe bis auf Alexander auch nicht einen einzigen fürſtlichen Dichter aufzuweiſen hat, obwol auch dieſe Kaiſer größtentheils auf der Höhe der damaligen Bildung ſtanden. Vielmehr theilten offenbar dieſe wie jene eben nur die herrſchenden Richtungen und Intereſſen ihrer Zeit, und auch ihr Verhältniß zur Poeſie war im weſentlichen kein anderes, als das des gebildeten Theils der Mitlebenden überhaupt. Man darf daher ſchon hieraus allein mit ebenſo großer Sicherheit auf eine ſehr allgemeine Verbreitung des poetiſchen Dilettantismus in der gebildeten Geſellſchaft der erſten, wie auf deſſen ſtarke und auffallende Abnahme gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts ſchließen.

In der That kann nicht bezweifelt werden, daß überhaupt in der Hadrianiſchen Zeit eine neue geiſtige Strömung in der Zeitbildung die Oberhand gewann, die jene im erſten Jahrhundert herrſchende Richtung auf Poeſie zurückdrängte. Die Geſchichte der römiſchen Poeſie iſt bis zu der Grenze der beiden Jahrhunderte an Namen ebenſo reich als in den folgenden Zeiten arm, ja faſt völlig leer. Der Grund dieſer Erſcheinung iſt nicht etwa in einer Abnahme der ſchöpferiſchen Kraft, in einer Abnahme des Originalgenies zu ſuchen, die Gibbon zu den charakteriſtiſchen Erſcheinungen des zweiten Jahrhunderts zählt,[2] denn auch die Dichter der nachauguſteiſchen Zeit waren doch nur ſehr gebildete und begabte Dilettanten (freilich im höhern und beſſern Sinne des Worts); auch

1) Bernhardy A. 233. H. A. Maxim. et Balbin. 7. Vgl. auch Macrin. c. 14.
2) Gibbon, History of the decline ch. II am Schluß.

hat es an Dichtern in den ſpätern Jahrhunderten keineswegs gefehlt.[1] Beigetragen hat ohne Zweifel zur Abnahme der poetiſchen Tendenzen die Herrſchaft, die die Alterthümelei in der Litteratur gewann, da die Beſchäftigung mit den alten Dichtern auch nicht entfernt die Anregung zu eigner Production und Reproduction bieten konnte wie die mit den modernen. Sodann fiel die Wirkung fort, welche die Beſchäftigung der Kaiſer mit der Poeſie, die wie geſagt ſelbſt nur eine Wirkung der herrſchenden Zeitrichtung geweſen war, als ein für die höhern Stände maßgebendes Beiſpiel geübt hatte, und damit ein erhebliches Motiv des poetiſchen Dilettantismus. Der Hauptgrund dürfte aber in dem großen Eindruck der in Griechenland entſtandenen kunſtvollen Proſa der Sophiſten zu ſuchen ſein, die auch die Römer mächtig zur Bewunderung und Nachahmung anregte und einen großen Theil der empfänglichen Geiſter in ihren Bahnen fortriß; wovon weiter unten die Rede ſein wird. Außerdem iſt nicht zu vergeſſen, daß, je mehr ſich (namentlich in Folge von Hadrians neuer Organiſation) der Militär- und Beamtenſtaat ausbildete und gliederte, je mehr Kräfte er in Anſpruch nahm, je glänzendere Ausſichten er in der amtlichen Laufbahn bot, deſto mehr ſich Talent und Streben von der ſchönen Litteratur überhaupt ab und dem Kriegsdienſt, der Verwaltuug und dem Rechtsſtudium zu wandten, während Beredſamkeit wo nicht als Zweck ſo doch als Mittel und auf andern Wegen als früher allgemein erſtrebt wurde, und auch die Fachwiſſenſchaften, darunter namentlich die mit der neu aufblühenden Rechtswiſſenſchaft eng zuſammenhängende Philologie eine eifrige Kultur fanden.

Folgen der neuen Bedeutung der Poeſie und Litteratur.

Die neue Bedeutung, die Poeſie und Litteratur überhaupt mit der Begründung der Monarchie gewannen, zeigt ſich hauptſächlich in folgenden drei Dingen: der Entſtehung eines ausgebreiteten Buchhandels und der Begründung öffentlicher Bibliotheken, der Einführung öffentlicher Vorleſungen der neuen Werke (Recitationen), endlich in der Stiftung einer ganz neuen den Dichtern eigenthümlichen Ehre

1) S. z. B. vit. Alex. Severi c. 34.

— der Dichterkrönungen — dies letzte in der Zeit Neros und Domitians, während alles Uebrige bereits der Zeit Auguſts angehört.

Entſtehung des Buchhandels als eignen Geſchäfts.

In der letzten Zeit der Republik[1] exiſtirte ein ausgebreiteter Buchhandel noch nicht, Ciceros Freund Atticus, der erſte von dem bekannt iſt, daß er Vertrieb und Vervielfältigung von Büchern in größerm Umfange unternahm, trieb ihn doch nur als Nebengeſchäft. Aber ſchon unter Auguſt bildete er ſich in Rom zu einem ſelbſtändigen Geſchäft aus, bald auch in den Provinzen. Die Sortimentshandlungen lagen in Rom in den belebteſten Gegenden, ſie waren an Pfeilern und Eingängen mit ausgeſtellten Anzeigen und Exemplaren dekoriert, und bildeten (wie noch im heutigen Rom) einen Verſammlungsort für Freunde der Litteratur, die ſich theils die neuen Bücher anſahn, theils Unterhaltung ſuchten. Die Sklavenarbeit ſetzte dieſe Induſtrie in den Stand ihre Waare ſchnell, wohlfeil und maſſenhaft zu liefern. Hunderte von Schreibern, die gleichzeitig nach einem Dictat ſchrieben, leiſteten, was heute eine Preſſe vollbringt, vielleicht in wenig längerer Zeit, wenn auch freilich ſehr viel unvollkommner, die Incorrectheit war der Hauptfehler der antiken Bücher. Da von einer Gelegenheitsſchrift, die ein rein perſönliches und ganz vorübergehendes Intereſſe hatte, eine von dem Verfaſſer auf eigene Koſten veranſtaltete Auflage von 1000 Exemplaren erwähnt wird, ſo darf man annehmen, daß große Buchhändler von beliebten und vorzüglichen Werken oft noch viel größere gemacht haben. Das erſte Buch Martials (über 700 Verſe in 118 Gedichten) koſtete in eleganteſter Ausſtattung 5 Denare (43,5 Sgr.), in wohlfeiler wie es ſcheint nur 6—10 Seſterzen (13—21,7 Sgr.); das Buch ſeiner Xenien (274 Verſe unter 127 Titeln) verkaufte der Buchhändler Tryphon für 4 Seſterzen (8,7 Sgr.), wie Martial ſagt, zu theuer, er konnte es zu 2 (4,4 Sgr.) verkaufen und doch noch einen Gewinn machen. Das Buch füllt in der Teubnerſchen Ausgabe 14 Druckſeiten, und da von dem angegebenen Preiſe vielleicht noch ein Theil auf die unſerm Einbande entſprechende Ausſtattung gerechnet werden muß, ſo war die Herſtellung des Textes etwa doppelt ſo theuer als gegenwärtig

1) Marquardt Hdb. d. R. A. V 2, 404 ff. Géraud Sur les livres dans l'antiquité p. 165 ff.

in Deutschland, wo ein Druckbogen für 2½ Sgr. geliefert zu werden pflegt.[1] Die Makulatur wanderte theils in die Schule, wo die Knaben die leergelassenen Rückseiten der Blätter zu ihren Exercitien benutzten, theils in die Läden der Höcker und Gewürzkrämer, wo sie zu Pfeffer- und Weihrauchdüten, oder zum Einwickeln eingesalzener Fische diente.[2]

Gründung öffentlicher Bibliotheken.

Aber auch unentgeltlich waren für jedermann reiche Bücherschätze in beiden Sprachen zugänglich. Den Plan Julius Caesars in Rom öffentliche Bibliotheken zu stiften, der wie so manche andre durch seinen Tod vereitelt worden war, führte Asinius Pollio aus, dem Rom die erste öffentliche (griechische und lateinische) Bibliothek verdankte, der dann August zwei andere (in der Halle der Octavia und auf dem Palatin) und spätere Kaiser (namentlich Vespasian und Trajan) immer neue hinzufügten, so daß man im vierten Jahrhundert 28 zählte.[3] Auch sie dienten natürlich zu Versammlungsorten für Freunde der Litteratur. Die Räume der Bibliotheken benutzte ebenfalls Asinius Pollio zuerst um den Größen der Litteratur in einer früher unbekannten Weise zu huldigen. Ihre Statuen, mit Bücherbehältern zu ihren Füßen (wie wir deren noch von Sophokles und andern besitzen), und Büsten mit Epheu „dem Lohn der Denkerstirnen" bekränzt, zum Theil aus Bronze, aber auch aus Gold und Silber schmückten diese Hallen und Säle, und wahrscheinlich wurde diese Ehre sehr bald auch lebenden Dichtern und Schriftstellern zu Theil.[4]

Einführung der Recitationen.

Doch daß öffentliche Bibliotheken die anerkanntesten, „also vorzugsweise ältern Werke allgemein zugänglich machten, ein umfassender und betriebsamer Buchhandel eifrig für schnelle Verbreitung des Neuen sorgte, reichte in jener Zeit eines außerordentlich reichen und

1) Martial. I 118. 67. XIII 3. Géraud p. 180: Ces prix paraissent inférieurs à ceux qui ont cours aujourd'hui (1840). Die Ansätze von Schmidt Gesch. d. Denkfreiheit S. 136 f. sind zu niedrig.

2) Géraud p. 144 f.

3) Marquardt Hdb. V 1, 116 f. Vgl. Th. I³ 19.

4) Marquardt V 2, 216. Horat. S. I 4, 21: beatus Fannius ultro Delatis capsis et imagine. C. I 1, 29: doctarum hederae praemia frontium. Juv. VII 129: ut dignus venias hederis et imagine macra. Pers. prol. 5 mit Jahns Anm.

bewegten litterariſchen Lebens und eines ebenſo regen und verbreiteten litterariſchen Intereſſes zur Vermittlung zwiſchen den Gebenden und Empfangenden, zwiſchen den Dichtern und Schriftſtellern auf der einen und dem Publikum auf der andern Seite noch nicht aus: namentlich weil dieſe Zeit noch immer in ſo hohem Grade an Mündlichkeit und lebendiges Wort gewöhnt war und das Leſen ſchon darum nie ſo allgemein werden konnte, wie in den Perioden der lebhafteſten litterariſchen Entwickelung in neuern Zeiten, weil es bei den ohne Interpunktion und Trennung der Wörter, ſicher ſehr oft mit Abkürzungen, nicht ſelten ſchlecht und inkorrekt geſchriebenen Texten faſt immer eine Mühe war, die den Genuß beeinträchtigte. Am meiſten verlor die Poeſie, wenn ſie nicht durch das Ohr aufgenommen werden konnte. Denn da ſie (namentlich die lyriſche) entweder geradezu für den Geſang mit Muſikbegleitung, oder doch für einen muſikaliſchen, oder dem muſikaliſchen ſich nähernden Vortrag beſtimmt war; da Wohlklang und Rhythmus zu ihren weſentlichen, am allgemeinſten und feinſten empfundenen Eigenſchaften gehörten: ſo mußten wol Gedichte, die man las ſtatt ſie zu hören, für die damalige Empfindung etwas Weſenloſes und Schattenhaftes erhalten, und ſelbſt Proſa verlor (wenn auch in geringerm Maße) beim bloßen Leſen von ihrer Wirkung. Wenn Juvenal ſagt, auf die Anzeige, daß Statius ſeine Thebaide vorleſen werde, ſei man herbeigeſtrömt, um das angenehme Organ und das beliebte Gedicht zu hören, ſo ſieht man, daß auch das erſtere ſeine Anziehungskraft übte. Schon aus dieſem Grunde kamen die von Aſinius Pollio eingeführten Recitationen,[1] d. h. Vorleſungen neuer Werke vor größern, geladenen Kreiſen, einem allgemeinen Bedürfniſſe entgegen. Außerdem lernte das immer zunehmende Publikum, das ſich für die neueſten Erzeugniſſe der Litteratur aufs lebhafteſte intereſſirte, dieſe ſo aus erſter Hand und in unzweifelhaft authentiſcher Form kennen, und befriedigte die natürliche Neugier nach der Perſon des Autors. Gleich willkommen war es natürlich für Schriftſteller und Dichter ſich dem Publikum perſönlich vorſtellen,

1) Gierig Plin. epp. (1802) II p. 538. Exc. I. Géraud p. 186—194. Lehrs Populäre Aufſätze. M. Hertz Schriftſteller und Publikum.

ſich von der Wirkung ihrer Werke überzeugen, aus dem Urtheil der Gebildeten Nutzen ziehn, vor allem den Beifall der Mitwelt unmittelbar und in möglichſt reichem Maße genießen zu können.

Daß die an und für ſich ſo höchſt zweckmäßige neue Sitte ſehr bald ausartete, war unvermeidlich, bei der Maſſe der Müßiggänger, denen jede neue Ausfüllung leerer Stunden ſehr erwünſcht war, bei der Menge der Dilettanten und Dichterlinge, die vor allem für ihre Eitelkeit Befriedigung ſuchten und die dem Dilettantismus eigenthümliche Nachſicht und Gunſt, die ſie ſelbſt übten, ſelbſtverſtändlich auch von andern erwarteten. „Ich ſoll dir meine Epigramme vorleſen, Celer?“ ſo lautet ein Epigramm Martials. „Ich habe keine Luſt! Du wünſcheſt nicht zu hören, ſondern ſelbſt zu leſen.“[1] Während Dilettanten wie der jüngere Plinius ſelbſt in der ſchönſten Jahreszeit nicht müde wurden, Tag für Tag Recitationen zu beſuchen und Beifall zu ſpenden, litten wirkliche Dichter am meiſten unter der je länger je mehr um ſich greifenden Vorleſewuth. Schon für Horaz war das Schrecklichſte der Schrecken der Dichter in ſeiner Raſerei; er wüthet wie ein Bär, dem es gelungen iſt das Gitter ſeines Käfigs zu durchbrechen, Gelehrte und Ungelehrte jagt der bittere Vorleſer in die Flucht, wen er aber gepackt hat, den hält er feſt und bringt ihn mit Leſen um, gleich dem Igel, der die Haut nicht los läßt, bis er ſich vollgeſogen hat. „Der Vorleſer, ſagt Seneca, bringt eine gewaltige Geſchichte, ſehr klein geſchrieben, ſehr enge zuſammengefaltet, und wenn er einen großen Theil geleſen, ſagt er: ich will aufhören, wenn es gewünſcht wird. Der Zuruf: lies! lies! erſchallt von ſeinen Zuhörern, welche doch wünſchen er möchte augenblicklich ſtumm werden.“ Zu den Figuren des Petroniſchen Romans gehört ein alter, von der Wuth des Improviſirens und Recitirens beſeſſener Dichter, der noch auf einem untergehenden Schiffe im Angeſicht des Todes fortfährt Verſe zu brüllen und auf ein ungeheures Pergamentblatt zu ſchreiben. An allen belebten öffentlichen Orten, in Portiken, Bädern, Theatern beginnt er ſofort ſeine Vorträge, wird aber überall durch Steinwürfe verjagt. Der Dichter mit ſeinem Manuſkript, ſagt Martial, ſei furchtbarer und mehr gefürchtet als die Tigerin, der die Jungen

1) Martial. I 63.

geraubt ſind, die giftigſte Schlange und der Skorpion. Er hält ſein Opfer auf der Straße feſt, folgt ihm bis ins Bad, bis an den Tiſch, weckt ihn aus dem Schlaf. Wo er ſich ſehn läßt, flieht alles, man meidet ſeine wohlbeſetzte Tafel, wie der Sonnengott ſich von der Mahlzeit des Thyeſt abwandte, um ihn entſteht eine weite Einſamkeit. Juvenal läßt ſeinen Freund Umbricius unter den Gründen, die ihn aus Rom vertreiben, außer den unaufhörlichen Bränden und Häuſereinſtürzen die Vorleſungen der Dichter im Monat Auguſt anführen; ihn ſelbſt hat, wie er es in einem Ausbruch komiſcher Verzweiflung ſchildert, der Wunſch ſich für dieſe Qual zu rächen, zu dem Entſchluß gebracht, nun auch ſeinerſeits das Papier nicht zu ſchonen, das ja doch ſonſt von andern verdorben würde, da es überall von Dichtern wimmele.[1]

Wenn die Eitelkeit die Dichter verführte, die Geduld der Hörer durch die Länge und Häufigkeit ihrer Vorträge auf die Probe zu ſtellen, ſo verfielen ſie überdies nur zu oft bei dem Streben ihre Perſon und ihr Werk auf die vortheilhafteſte Weiſe darzuſtellen, in ſchauſpielerhafte Affektation aller Art. Eine Verſuchung dazu lag ſchon in den hohen Anſprüchen, die an ſchönen Vortrag und angemeſſenes Geberdenſpiel gemacht, dem großen Werth, der auf beides wie auf andere Aeußerlichkeiten gelegt wurde. Quintilian giebt für den angehenden Redner ausführliche Vorſchriften über die Stimmbildung, über die erforderlichen Eigenſchaften eines guten Organs, das die ganze Stufenleiter der Töne enthalten ſoll, über Vermeidung der höchſten und tiefſten Tonlagen ſowie der Eintönigkeit, er warnt vor einem geſangartigen Vortrag, in den damals die meiſten Redner verfielen, und behandelt eben ſo ausführlich die Geſtikulation und Geberdenſprache, die Tracht und die ganze äußere Erſcheinung des Redners, für deſſen Ausbildung er den Unterricht nicht nur eines Muſikers, ſondern auch eines Schauſpielers empfiehlt.[2] Selbſtverſtändlich galten alle dieſe oder entſprechende Regeln auch für den Vorleſer. Als der jüngere Plinius erfuhr, daß er ſchlecht Verſe

1) Horat. A. P. 472—476. Seneca epp. 95, 2. Petron. Sat. 90. 91. 115. Martial. III 144 sqq. Juv. III 1, 9 I 1, 18.

2) Quintilian. XI 3, 14; vgl. I 10 u. 11.

leſe, beſchloß er ſeine Gedichte vor einem befreundeten Kreiſe von einem Freigelaſſenen vorleſen zu laſſen, war jedoch in Zweifel, ob er ſelbſt ganz wie unbetheiligt dabei ſitzen, oder wie Manche es machten, den Vortrag mit Gemurmel, Mienenſpiel und Geſtikulation begleiten ſolle: er glaubte aber, daß er eben ſo ſchlecht geſtikulire als leſe, und bittet Sueton ihm in dieſer Verlegenheit Rath zu ertheilen.[1] Die Affektation der Vorleſer ſchildert Perſius, wie ſie in einer glänzend weißen Feiertagstoga, wohlfriſirt, einen Ring mit großem Edelſtein am Finger ihren erhöhten Sitz einnahmen, und nun mit ſchmachtenden Blicken und Hin- und Herwenden des Halſes ihren Vortrag begannen, in den ſchmelzendſten Tönen, deren die durch langes Solfeggiren wohlgeſchmeidigte Kehle fähig war;[2] zuweilen erſchienen ſie mit einer wollenen Binde um den Hals, um die Stimme zu ſchonen oder eine Heiſerkeit anzudeuten, in der That gaben ſie dadurch zu erkennen, wie Martial meint, daß ſie ebenſo wenig zu ſprechen im Stande waren als zu ſchweigen.[3]

Wie das Auftreten der Vorleſer erinnerte auch der Beifall der Zuhörer an das Theater. Obwohl dieſe, perſönlich oder brieflich Eingeladenen größtentheils befreundet oder doch höflich genug waren um reichlichen Beifall zu ſpenden, beſonders wenn ſie ſelbſt ſchrieben und ein Gleiches auch bei eignen Vorleſungen erwarteten, ſo ſorgten doch viele, vielleicht die meiſten noch für eine Verſtärkung des Applauſes durch gedungene Bravorufer und Klatſcher; in Trajans Zeit geſchah dies auch von Sachwaltern, doch mag die Unſitte in die Gerichtsverhandlungen erſt aus den Recitationen eingedrungen ſein. Ein Gönner des Dichters ſtellte hier Freigelaſſene mit ſtarken Stimmen zur Verfügung, die an geeigneten Stellen, namentlich an den Ecken der Bänke ihre Plätze erhielten, und auf ein von dem „Chordirektor" gegebenes Zeichen in lärmenden Beifall ausbrachen, oder es wurden applaudirende Zuhörer durch Geſchenke etwa eines getragenen Mantels, das Verſprechen einer guten Mahlzeit (die mit einem unüberſetzbaren Wortſpiel „Laodicener" genannt wurden, was im Lateiniſchen faſt genau ſo klingt wie „Mahlzeitlober"), auch wol gerade zu durch Geld geworben,

1) Plin. epp. IX 34. 2) Persius I 15—18. 98 mit Jahns Anm.
3) Martial. VI 41. IV 41; vgl. III 18. XIV 142.

und wenn dies in den Baſiliken (wo die Gerichtsverhandlungen ſtattfanden) ganz öffentlich gezahlt wurde (Plinius erzählt, daß zwei ſeiner jüngern Sklaven kürzlich für je drei Denar zum Applaudiren gemiethet worden ſeien), ſo darf man es auch bei der Recitation vorausſetzen; die Preiſe werden ſich nach der Fertigkeit in der Kunſt des Applaudirens gerichtet haben, die ſich unter anderm auch in der Modulation der Zurufe zeigte. So wurden alſo die Vorleſungen von den Zuhörern mit Händeklatſchen, Acclamationen aller Art und Geberden des Entzückens begleitet, man erhob ſich um dem Vortragenden zuſtimmende Bewunderung auszudrücken und warf ihm Handküſſe zu.[1]

Aber auch das lebhafteſte Intereſſe, der beſte Wille und die größte Höflichkeit reichte bei den Meiſten nicht aus um die Qual unaufhörlicher, oft ganze Tage füllender Vorleſungen immer mit guter Miene durchzumachen. Plinius, deſſen Begeiſterung für Litteratur und Schriftſtellerei keine Grenzen kannte, ermüdete freilich ſelbſt nie und lehnte nicht leicht eine Einladung zu einer Vorleſung ab, aber er hatte betrübende Wahrnehmungen zu machen. „Dies Jahr (97 n. Chr.), ſchreibt er, hat eine reiche Dichterernte gebracht. Im ganzen Monat April verging faſt kein Tag ohne daß Jemand las. Es iſt mir erfreulich, daß die Wiſſenſchaft blüht, die Geiſter ſich hervorthun und ſehen laſſen. Doch kommt man zum Hören träge zuſammen. Die meiſten ſitzen auf nahen Poſten, unterhalten ſich und laſſen ſich von Zeit zu Zeit Botſchaft bringen, ob der Vorleſer ſchon eingetreten, ob er die Vorrede geſprochen, ob er ſchon ein großes Stück abgerollt: dann erſt kommen ſie und dann auch langſam und zögernd; und doch bleiben ſie nicht durch, ſondern gehn vor dem Ende fort, einige verſteckt und heimlich, andere offen und ohne Umſtände, die größten Müßiggänger, wenn ſie auch lange zuvor eingeladen und wiederholt erinnert ſind, kommen entweder gar nicht, oder wenn ſie kommen, klagen ſie über den verlornen Tag, eben weil ſie ihn nicht verloren haben. Um ſo mehr Lob und Bildung verdienen die, welche von dem Eifer des Schreibens und Vorleſens der Uebermuth und die Trägheit der Zuhörer nicht zurückſchreckt."[2] Ein anderes Mal berichtet er einem Freunde mit großem Unwillen,

1) Géraud p. 190. 193. Plin. epp. II 14. 2) Plin. epp. I 13. Lehrs a. a. O. 182.

daß kürzlich bei der Vorleſung eines ganz vortrefflichen Werkes zwei oder drei wie ſtumm und taub dageſeſſen hätten. Welche Trägheit, Anmaßung, Unſchicklichkeit, ja welche Verrücktheit, ruft er aus, den ganzen Tag damit zuzubringen, daß man jemanden beleidigt, daß man den als Feind verläßt, zu dem man als zu einem beſonders Befreundeten gekommen iſt.[1] Er ſelbſt war ein Muſter in Beobachtung aller Rückſichten. Er erzählt, wie er nach einer Vorleſung an den jungen Dichter herantrat, ihn umarmte, ihm Lob ſpendete, ihn zum Beharren auf dem eingeſchlagenen Wege ermunterte. „Auch die Familie, die Mutter, der Bruder des jungen Mannes waren zugegen: der letztere hatte durch ſeine innige und lebendige, erſt ängſtliche, dann freudige Theilnahme die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt; auch an ſie wandte ſich Plinius mit ſeinem Glückwunſche, und zu Haus angelangt ſchrieb er eines jener zierlichen Briefchen über dieſe kleine Begebenheit, das die Kunde von dem glücklichen Erfolge des jungen Dichters auch auswärts verbreitete.“[2] Eine ſolche Vorleſung war für die litterariſchen Kreiſe das Ereigniß, mit dem man ſich in den nächſten Tagen beſchäftigte, die weitere Verbreitung des ſo eingeführten Werks übernahm dann der Buchhandel.

Bei der großen Bedeutung der Recitationen für das litterariſche Leben Roms darf man annehmen, daß die Kaiſer ſie häufig mit ihrer Gegenwart beehrten, wie dies von Auguſt bereits erwähnt iſt. Claudius ließ als Kaiſer ſeine zahlreichen Werke durch einen Vorleſer vortragen,[3] Nero las bald nach ſeiner Thronbeſteigung ſeine Gedichte ſelbſt im Theater vor, was ſo große Freude erregte, daß ein Dankfeſt beſchloſſen und die vorgeleſenen Gedichte mit goldnen Buchſtaben im capitoliniſchen Jupitertempel angebracht wurden.[4] Auch Domitian ließ ſich als Prinz öffentlich hören.[5] Seit dem zweiten Jahrhundert ſcheinen die Vorleſungen beſonders im Athenäum Statt gefunden zu haben, wo ein amphitheatraliſcher Raum dazu benutzt wurde,[6] Pertinax hatte am Tage ſeiner Ermordung die Abſicht gehabt ſich dahin zu begeben um einen Dichter zu hören,[7] Alexander Severus wohnte dort häufig den Vorträgen der griechiſchen und lateiniſchen Rhetören und Dichter bei.[8]

1) Plin. epp. VI 17. 2) Hertz a. a. O. S. 38. 3) Sueton. Claud. c. 41. 4) Sueton. Nero c. 10. 5) Id. Domitian. c. 2. 6) Sidon. Apoll. II 9. IX 14. 7) H. A. vit. Pertin. c. 11. 8) H. A. v. Alex. Sev. c. 34.

Endlich wurde auch durch die Einführung der griechiſchen Sitte regelmäßig wiederkehrender poetiſcher Wettkämpfe in Rom den Dichtern die lockende Ausſicht auf die früher unerhörte Ehre der Dichterkrönung eröffnet und damit dem poetiſchen Ehrgeiz ein ganz neuer Sporn gegeben. Für griechiſche Poeſie beſtand ein ſolcher Wettkampf bereits an den Auguſtalien in Neapel, die im J. 2 n. Chr. zu Ehren Auguſts geſtiftet, in vierjährigen Perioden im Auguſt gefeiert, und in der griechiſchen Welt zu den glänzendſten und berühmteſten Feſtſpielen dieſer Art gezählt wurden.[1] Claudius ließ hier ein griechiſches Luſtſpiel ſeines Bruders Germanicus, deſſen Andenken er auf jede Weiſe ehrte, aufführen, und ertheilte demſelben nach dem Ausſpruche der Richter den Preis,[2] er erſchien dabei in griechiſcher Tracht.[3] Auch Statius erhielt hier im Jahre 90 den Preis (einen Aehrenkranz).[4] In Rom war der erſte poetiſche Wettkampf der Neroniſche, doch dieſer war wie bemerkt nur zur Verherrlichung Neros beſtimmt und ging für die römiſche Poeſie ſo gut wie ſpurlos vorüber. Deſto größere Bedeutung erlangte der von Domitian im Jahre 86 geſtiftete capitoliniſche Agon (Wettkampf),[5] der ebenfalls in vierjährigen Perioden abgehalten wurde: die Anfangs hierbei ſtattfindende Bewerbung um den Preis in griechiſcher und lateiniſcher Beredſamkeit (wobei das Lob des capitoliniſchen Jupiter ein ſtehendes Thema war) ging bald ein. Dagegen der Preis für griechiſche und lateiniſche Poeſie, der in ſeiner Art einzig war, blieb das höchſte Ziel des dichteriſchen Ehrgeizes im ganzen römiſchen Reich, und die Hoffnung, dieſen aus Oel- und Eichenzweigen geflochtenen Kranz nach dem Ausſpruche der Richter aus der Hand des Kaiſers zu empfangen, führte die talentvollſten Dichter aus fernen Provinzen über das Meer in die Hauptſtadt. Im Fall des Mißlingens konnten ſie ſich damit tröſten, daß man in Rom den Provinzialen den Preis nicht gönne; der Afrikaner P. Annius Florus, der in einem der erſten Agonen mit einem Gedicht über den daciſchen Triumph durchfiel, verſichert, die Zuhörer hätten einmüthig für ihn den Preis verlangt, der Kaiſer aber ihn abgelehnt, damit nicht der Kranz des großen Jupiter an Afrika falle. Natürlich

Dichterkrönungen;

beſonders die capitoliniſchen.

1) Krauſe St.R.E.² Augustalia. 2) Sueton. Claud. c. 11. 3) Dio LX 6.
4) Stat. S. II 2, 6; V 3, 225 sq. (Chalcidicae Cerealia dona coronae).
5) Th. II² 348 ff. u. 465.

war es in den litterariſchen Kreiſen Roms ein Gegenſtand häufiger Erörterungen, wer das nächſte Mal den Capitoliniſchen Kranz erhalten werde.[1] Auch Statius bewarb ſich (94?)[2] um ihn vergebens, ein Collinus, der ihn im Jahre 86 erhalten zu haben ſcheint, iſt uns gar nicht, der Tragödiendichter Scaevus Memor, der ihn unter Domitian erhielt (ein Bruder des Satirendichters Turnus), faſt nur dem Namen nach bekannt.[3] Ganz kürzlich iſt zu Rom das Grabdenkmal eines römiſchen Knaben, Q. Sulpicius Maximus, entdeckt worden, der im Alter von kaum zwölftehalb Jahren ſtarb: laut ſeiner Grabſchrift im capitoliniſchen Agon von 94 unter 52 griechiſchen Dichtern aufgetreten, hatte er „die Gunſt die er durch ſein zartes Alter erregt, durch ſein Genie zur Bewunderung geſteigert, und war mit Ehre aus dem Kampf hervorgegangen.“ Seine über das Thema: „Wie Zeus geſprochen habe, als er Helios ſchalt, weil dieſer dem Phaethon den Wagen gab“ — improviſirten 43 griechiſchen Hexameter ſind in das Monument eingehauen, „damit man nicht glaube daß die Eltern bei ihrem Urtheil durch ihre Liebe beeinflußt worden ſeien;“ ſie zeigen ein fleißiges Studium der griechiſchen Epik. Von zwei griechiſchen Epigrammen zum Lobe des Verſtorbenen berichtet das eine, daß Krankheit und Erſchöpfung ihn hingerafft haben, weil er Tag und Nacht ſeinen Geiſt den Muſen hingab.[4] Im Jahre 110 erhielt den Preis, wie bemerkt nach einſtimmigem Richterſpruch, der dreizehnjährige L. Valerius Pudens aus Hiſtonium. Von den ſpätern Dichterkrönungen, obwol dieſe wahrſcheinlich regelmäßig in jedem vierten Jahre erfolgten und bis in die ſpäteſte Zeit des Alterthums fortgeſetzt wurden, wiſſen wir nichts. Uebrigens ſprach ſich der griechiſche Charakter des Feſtes wenigſtens unter Domitian auch äußerlich aus. Der Kaiſer führte den Vorſitz im griechiſchen Purpurmantel und in griechiſchen Schuhen, auf dem Haupte einen goldnen Kranz mit den Bildern der drei capitoliniſchen Gottheiten Jupiter, Juno und Minerva; Beiſitzer und Kampfrichter waren der Flamen des Jupiter und das Prieſterkollegium des Flaviſchen Hauſes in gleicher Tracht, nur daß in ihren

1) Martial. IX 35, 9. 2) Vgl. d. Anhang. 3) M. Hertz De Scaevo Memore poeta trag. Vratisl. (ind. l. Oſtern 1869). 4) C. L. Visconti Il sepolcro del fanciullo Q. Sulpicio Massimo Roma 1871 (mir erſt während des Druckes zugegangen, daher oben S. 285 nicht erwähnt).

Kränzen auch noch das Bild des Kaiſers angebracht war. Später hatten die Prieſterkollegien unter dem Vorſitz des Kaiſers abwechſelnd die Leitung der Wettkämpfe. Der Glanz und die Feierlichkeit der Feſtverſammlung, die Anweſenheit der höchſten Perſonen des Hofes und der Würdenträger der Monarchie, die Ertheilung des Kranzes durch die Hand des Kaiſers, die weltgeſchichtliche Bedeutung des Orts — alles dies vereinigte ſich um die Ehre der Dichterkrönung in ihrer Art zu einer einzigen und berauſchenden zu machen. Die Erinnerung an ſie erhielt ſich im Mittelalter lebendig, und der Gebrauch wurde ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts in italieniſchen Städten erneuert, in Padua und Prato wurden Dichter ſchon vor Petrarca gekrönt, und Dante hoffte im Exil dieſer Ehre einſt in der Kapelle St. Johann zu Florenz theilhaftig zu werden. Petrarca, der in Vaucluſe gleichzeitig von der Pariſer Univerſität und dem römiſchen Senat die Aufforderung erhielt, den Lorbeerkranz öffentlich zu empfangen, entſchied ſich dafür ihn in Rom „über der Aſche der alten Sänger" zu nehmen. Am Oſterſonntage den 8. April 1341 erfolgte ſeine feierliche Krönung auf dem Capitol in dem Saale des Senats durch den Senator Urſus, worauf der Dichter in Proceſſion nach St. Peter zog und den empfangenen Lorbeer in Demuth auf den Altar des Apoſtelfürſten niederlegte.[1]

Neben dem capitoliniſchen Wettkampf feierte Domitian noch einen andern jährlich am 19. März, ein Feſt der von ihm beſonders verehrten Minerva auf ſeinem Landſitz bei Alba. Die Veranſtaltungen und Anordnungen zu dieſem Feſte hatte ein durchs Loos zum Vorſitz beſtimmtes Mitglied eines vom Kaiſer geſtifteten Collegiums zu treffen, außer Bühnenſpielen und prachtvollen Thierhetzen fanden auch hierbei Wettkämpfe von Rednern und Dichtern ſtatt.[2] Statius erhielt hier vor dem Jahre 94 dreimal für Gedichte auf die germaniſchen und daciſchen Feldzüge den Preis, einen goldnen Olivenkranz,[3] der aber

1) Gregorovius Geſch. d. St. Rom VI 207—216.

2) Sueton. Domit. c. 4.

3) Stat. S. III 5, 28. IV 2, 65. V 3, 227. Vgl. Martial. IX 23 an einen dort gekrönten Carus, der eine Büſte Domitians mit dieſem Kranz bekränzt hatte:

Albanae livere potest pia quercus olivae.
Cinxerit invictum quod prior illa caput.

ſelbſtverſtändlich nicht ſo hoch geſchätzt wurde, als der capitoliniſche Kranz von natürlichem Oliven- und Eichenlaub. Ohne Zweifel hörte das Feſt mit Domitians Tode auf; über andre poetiſche Wettkämpfe in der ſpätern Zeit Roms, ſo wie über die Erneuerung des Neroniſchen durch den dritten Gordian, iſt nichts näheres bekannt.

Precäre äußere Lage der Dichter.

Es fehlte alſo den Dichtern in jenen Jahrhunderten weder an Gelegenheit ſich hören zu laſſen und zu glänzen, noch an Theilnahme und Intereſſe, an Beifall, Ehre und Ruhm; alles dies wurde ihnen vielleicht ſogar in reicherm Maße zu Theil als zu irgend einer andern Zeit. Materielle Vortheile dagegen, namentlich ein Einkommen gewährte die Poeſie nicht, da die Buchhändler in einer Zeit, die noch nicht einmal den Begriff des litterariſchen Eigenthums kannte, und wo ihnen folglich ſo wenig wie dem Autor irgend ein Rechtsſchutz zur Seite ſtand, natürlich auch kein Honorar zahlten.[1] Ein reicher Dichter mochte ſich freilich mit dem Ruhm begnügen, wie Lucan, der in marmorprangenden Gärten auf ſeinen Lorbeern ruhte,[2] oder der Conſul Silius Italicus, welcher der Poeſie erſt den Abend ſeines Lebens widmete, den er auf ſeinen mit zahlreichen Statuen und Büſten glänzend ausgeſtatteten Villen an der paradieſiſchen Küſte Campaniens verbrachte.[3] Doch die Poeſie nicht zum Schmuck ſondern zum Inhalte des Lebens zu machen, war für jeden, der ſich nicht in einer geſicherten Lebensſtellung befand, äußerſt bedenklich. Trotzdem war die Zahl derer, die das Bewußtſein eines wirklichen oder eingebildeten Talents auf dieſen Weg führte, offenbar ſehr groß, wie es bei der ungewöhnlichen Menge und Stärke der Anregungen und Verſuchungen zur Poeſie auch nicht anders ſein konnte; aber ihr Glück zu machen gelang freilich den wenigſten, und die nüchternen auf praktiſche Zwecke gerichteten Verächter dieſer brodloſen Kunſt konnten ſich auf die armſelige Lage der meiſten Poeten und deren eigne Klagen berufen. Ovid konnte von der Poeſie nicht laſſen, trotz der Ermahnungen ſeines Vaters, eine ſo unnütze Beſchäftigung aufzugeben, ſelbſt Homer habe nichts hinterlaſſen;[4] aber obwohl er

1) Géraud s. les livres p. 194—200. Marquardt Hdb. V 2, 417.

2) Juv. VII 97 sq.

3) Plin. epp. III 7. Martial. VII 63, 11: Emeritos Musis et Phoebo tradidit annos. 4) Ovid. Trist. IV 10, 21.

der Sorge für den Erwerb überhoben war, klagte er doch über das Loos der Dichter. Einſt, meinte er, in der guten alten Zeit des Ennius war der Dichtername ehrwürdig und ſtand in hohem Anſehn, und reiche Schätze floſſen den Dichtern zu, jetzt iſt die Poeſie in Mißachtung geſunken und der Dienſt der Muſe wird als Müßiggang geſcholten.[1] Wenn dieſe Klage in der glänzendſten Zeit der römiſchen Poeſie von einem der erſten und gefeiertſten Dichter erhoben werden konnte, ſo iſt klar, daß die altrömiſche Geringſchätzung der Dichtkunſt und der Dichter zu allen Zeiten eine große Verbreitung behielt. Auch in dem Dialog des Tacitus wird dieſe Anſicht mit größerer Eindringlichkeit vorgetragen als die Poeſie geprieſen wird. Außer dem Ruhm wird dort als Glück der Dichter anerkannt, daß ſie dem ſorgen-, drang- und ſchuldvollen Getreibe der Welt entrückt, ihr Leben in der Abgeſchiedenheit der Natur, in der Einſamkeit der Wälder und Haine verbringen, ihr Geiſt ſich in reine unſchuldige Räume flüchten, an heiligen Stätten leben darf.[2] Gerade nach der Lebensauffaſſung des Tacitus aber ziemte dem Manne dieſe Weltflucht nicht, wenn er auch der Poeſie nicht ſo abgeneigt war, wie ihr Gegner in ſeinem Dialog. Gedichte und Verſe, läßt er den Gegner der Poeſie ſagen, verſchaffen ihrem Urheber keinerlei Würde, bringen ihm keinen dauernden Nutzen: man erreicht damit ein kurzes Vergnügen, eitles und unfruchtbares Lob. Ja wenn der Dichter ein ganzes Jahr, in dem er manche Nacht durchwachte, mit der Vollendung eines Werkes vollbracht hat, muß er noch obendrein umhergehn und bitten, daß es jemand anzuhören würdige, und das nicht einmal ohne Koſten: denn er muß ein Haus miethen, einen Hörſaal einrichten, Leihgeld für Bänke bezahlen und Einladungen herumtragen laſſen: und wenn der glücklichſte Erfolg ſeine Vorleſung krönt, ſo hat er ſeinen ganzen Lohn in einen oder zwei Tagen dahin; und alles, was er davon trägt, iſt unbeſtimmter Beifall, leere Worte und eine kurze momentane Freude. Selbſt der Ruhm des Dichters iſt ein geringer, die mittelmäßigen kennt Niemand, die guten wenige, äußerſt ſelten verbreitet ſich der Ruf einer Vorleſung in der ganzen Stadt, geſchweige denn in den Provinzen. Die wenigſten, die aus

1) Ovid. A. A. III 403 sqq. 2) Tac. dial. c. 12 sq.

fernen Provinzen wie Spanien und Kleinaſien nach Rom kommen, ſuchen ſelbſt die berühmteſten Dichter auf, und wenn ſie es thun, ſind ſie mit einer oberflächlichen Bekanntſchaft zufrieden. Wie ganz anders iſt in jeder Beziehung die Stellung eines hervorragenden Redners, dem wird Reichthum, Ehre, Einfluß und Weltberühmtheit zu Theil.[1] Ebenſo räth Martial einem Freunde den Helikon, der nur laute aber unfruchtbare Bravorufe zu bieten habe, zu verlaſſen, und ſich dem Forum zuzuwenden: „dort klingt baares Geld, aber um unſre Bühnen und nichts einbringenden Seſſel nur der Schall von Kußhänden.“ Sah man Leute in dünnen Mänteln, ſo konnte man ſicher ſein, daß es die Ovide und Vergile des damaligen Rom waren; der rechtſchaffene, gelehrte, liebenswürdige Mann ging frierend in einer braunen Kapuze einher, weil er den einen aber freilich großen Fehler hatte ein Dichter zu ſein: wenn ein Sohn Verſe machte, ſo mochte der Vater ſich nur von ihm losſagen.[2] Am breiteſten hat Juvenal die Noth und das Elend des Dichterlebens geſchildert. Bevor der Kaiſer den trauernden Camenen ſeine Huld zuwandte, war es in Rom ſchon ſo weit gekommen, daß bekannte und berühmte Dichter im Begriff ſtanden zur Friſtung ihres Lebens induſtrielle Unternehmungen der niedrigſten Art zu verſuchen, eine Badeſtube in Gabii, einen Backofen zu Rom zu pachten, oder Auctionatoren zu werden. Denn die Reichen waren nur mit ihrem Lobe freigebig; wenn ein Dichter einem reichen Gönner ſeine Verehrung darbrachte, erfuhr er, daß dieſer ſelbſt Verſe mache und allein dem Homer wegen ſeines tauſendjährigen Alters den Vorrang laſſen müſſe. Zu Luxusausgaben fehlte es ihnen nie an Geld, einen zahmen Löwen konnten ſie füttern, aber für den Dichter hatten ſie nichts übrig, als ob dieſer einen größern Magen hätte. Höchſtens liehen ſie ihm ein leerſtehendes, lange verſchloſſenes und verriegelt geweſenes Haus, mit ſtockfleckigen Wänden zu einer Vorleſung, aber nicht einmal das Geld zur Bezahlung der aufzuſchlagenden Bühne, die Miethe der Seſſel und Bänke gaben ſie her. Was nützte aber dem armen Dichter der größte Ruhm, wenn es eben nichts als Ruhm war? Selbſt der gefeierte Statius hatte nichts zu eſſen, wenn er nicht dem Pantomimen Paris ein noch unbekanntes Libretto

1) Id. ib. c. 9 sq. 2) Martial. I 76. III 38. V 56. X 76.

zu einem Pantomimus Agaue mit einer dankbaren Hauptrolle verkaufen konnte. Und doch ließ das unheilbare chronische Uebel des Schreibens so viele nicht los und alterte mit dem kranken Geiste, und die Dichter hörten nicht auf beim Schein der nächtlichen Lampe in kleiner Zelle erhabene Gedichte zu machen, um ihr magres Gesicht in einer epheubekränzten Portraitbüste verewigt zu sehn. Aber wie war es möglich, daß der Geist sich zu poetischer Beisterung aufschwang, während der Leib darbte und Tag und Nacht an die Befriedigung seiner Bedürfnisse mahnte. Große dichterische Anschauungen konnte der Geist nicht haben, den die Sorge um Anschaffung eines Betttuchs beunruhigte; selbst Vergils Phantasie würde erlahmt sein, wenn ihm ein Sklave zur Aufwartung und eine leidliche Wohnung gemangelt hätte; und man verlangte, daß ein Rubrenus Lappa sich zur Höhe des alten Kothurns erhebe, der um sein Trauerspiel Atreus zu schreiben, sein Geschirr und seinen Mantel hatte verpfänden müssen. Der wahren Dichterweihe konnte doch nur ein von allen Erdensorgen befreites, ganz von Sehnsucht nach der Einsamkeit der Wälder, der Grotten und Quellen der Musen erfülltes Gemüth theilhaft werden. So verflossen die zum Erwerb durch Landwirthschaft, Seefahrt und Kriegsdienst geeigneten Lebensjahre in eitelm Bemühn, ein Alter mit Nacktheit und Blöße kam heran, und der Dichter verwünschte nun trotz der erworbenen Wohlredenheit sich selbst und seine Muse. Einst war es anders, in der Zeit der Mäcenas, Cotta, Fabius brachte es vielen Gewinn blaß auszusehn, und selbst in der Carnevalszeit des December nüchtern zu bleiben.[1] Die Bläße gehörte nämlich eben so nothwendig zur Erscheinung der Gelehrten überhaupt, besonders aber der Dichter, als der Bart zu der des Philosophen:[2] als Oppianus übel aussah, sagt Martial, fing er an Verse zu schreiben.[3]

Ihre Abhängigkeit von der Freigebigkeit der Reichen und Großen.

Doch die Schilderung Juvenals gibt, abgesehn davon, daß bei ihm überall die Farben zu stark aufgetragen sind, auch darum kein richtiges Bild, weil sie Noth und Mangel als das unvermeidliche und ausschließliche Loos der Dichter erscheinen läßt, wenn sie nicht Vermögen besaßen oder sich zu einem Erwerb entschließen konnten. Allerdings waren sie in diesem Fall wie in allen Zeiten,

1) Juv. VII 36—97. Vgl. den Anhang. 2) Jahn ad. Pers. I 24. 3) Martial. VII 4.

in denen litterariſche Produktion nicht unmittelbar verwerthet werden kann, ganz und gar auf die Gunſt und Freigebigkeit der Reichen und Mächtigen angewieſen. Aber auch dieſe wurde ihnen damals vielleicht in größerem Umfange zu Theil als zu irgend einer andern Zeit. Denn auch damals beſtand noch die im ganzen griechiſchen und römiſchen Alterthum allgemein verbreitete Anſicht, daß Reichthum, Adel und hohe Stellung auch große Verpflichtungen auferlege, und daß namentlich der Beſitz eines großen Vermögens auch zu großen Leiſtungen verbinde, nicht bloß für öffentliche Zwecke, ſondern auch zu reichlicher Mittheilung von dem eignen Ueberfluß an Aermere. Fürſtliche Freigebigkeit wurde beſonders von den Großen Roms erwartet, und wie hätte in einer Zeit, in der das Intereſſe für Poeſie ſo lebhaft und allgemein war, dieſe nicht den Dichtern ganz beſonders zu Gute kommen ſollen? Allerdings wurde ſie nicht mehr in der großartigen Weiſe geübt wie ehemals. Auch klagt der jüngere Plinius, daß die gute alte Sitte, Dichter, von denen man gelobt worden, mit Geld zu belohnen, allmählig in Abnahme gekommen ſei; indeſſen er ſelbſt beobachtete ſie, und glaubte ein für ihn ehrenvolles Gedicht Martials durch das Geſchenk eines Reiſegeldes für den in ſeine Heimath zurückkehrenden Dichter erwidern zu müſſen,[1] und auch ſonſt fehlte es Martial keineswegs an freigebigen Gönnern. Und ſelbſt Juvenals Klagen über die Knauſerei der Reichen zeigen doch, daß Unterſtützung der Dichter nach wie vor gewiſſermaßen als eine ihrer Pflichten erſchien, deren Vernachläſſigung in litterariſchen Kreiſen Unzufriedenheit erregte und ihnen üble Nachrede zuzog. Auf der andern Seite waren die Dichter in dieſen Verhältniſſen keineswegs nur die Empfangenden, ſie konnten ſogar das ihnen Gewährte mehr als vergelten; denn Ehre und Ruhm bei der Mitwelt, ewiges Gedächtniß und Unſterblichkeit des Namens bei den Nachkommen zählten die Menſchen dieſer Zeit, wie des Alterthums überhaupt, zu den höchſten Gütern: und wer konnte dies in vollkommnerer Weiſe gewähren als die Dichter?[2] Aber auch durch das ganze Leben wollten die Großen von der Poeſie geleitet ſein, vor allen andern Künſten ſollte ſie jeden bedeutenden Moment des Daſeins erhöhen und ver-

Die Gegenſeitigkeit dieſer Verhältniſſe.

1) Plin. epp. III 21. 2) Cic. pro Archia p. 9, 20. 11, 28 sqq.

klären. Die Auffaſſung, daß auch der bevorzugteſten Exiſtenz ohne dieſen Schmuck etwas fehle, blieb verbreitet und verlor ſich nie ganz, wenn ſie auch allmälig ſelten wurde. In dieſem Sinne bedurften die auf die Höhen des Lebens Geſtellten der Dichter und waren im eignen Intereſſe gern bereit, ſie ſich zu verpflichten und an ſich zu feſſeln. Nur freilich lag es in der Natur der Sache, daß die Zahl der Gunſt und Freigebigkeit ſuchenden Poeten immer unverhältnißmäßig größer war als die der Großen, die das Dichterlob zu erkaufen wünſchten.

Freigebigkeit der Kaiſer gegen die Dichter.

Die Kaiſer gingen auch hier mit ihrem Beiſpiele voran. Auch ſie erwarteten und verlangten natürlich von den mitlebenden Dichtern vor allem die Verherrlichung ihrer Regierung und ihrer Thaten, ihrer Perſon und ihres Hauſes, ihrer Bauten und ſonſtigen großen Unternehmungen, Feſte und Schauſpiele, und forderten, wie namentlich auch Auguſt, direkt dazu auf. Sicherlich hat jede Regierung ihre eigne, ausſchließlich ihrer Verherrlichung gewidmete poetiſche Litteratur gehabt. Schon zwei Jahre nach Trajans Thronbeſteigung gab es (im Gegenſatz zu den „weichlichen Lobgedichten auf Domitian") „ernſte Gedichte," in denen er gefeiert wurde.[1] Ja die Verherrlichung des Kaiſers galt ſo ſehr als die natürlichſte Aufgabe der Poeſie, daß hervorragende, beſonders epiſche Dichter, die in der Regel doch andre, hauptſächlich mythologiſche Stoffe als die unverfänglichſten wählten, nöthig fanden, dies zu entſchuldigen oder zu erklären: ſie ſeien jener hohen Aufgabe überhaupt nicht oder jetzt noch nicht gewachſen, ſie wollten es einſt mit beſſerer Kraft verſuchen u. ſ. w.[2] Aber auch abgeſehn von dem Ruhm, den ſie erwarteten, erkannten die Kaiſer offenbar in der Regel für ſich eine gewiſſe Verpflichtung an, ihr Intereſſe an der Poeſie auch durch Unterſtützungen und Ehrengaben an hervorragende Dichter zu bethätigen, und man war gewöhnt ſie als die natürlichſten höchſten Gönner, Förderer und Beſchützer der Poeſie und der Poeten anzuſehn, daher ſich dieſe mit ihren Dedikationen und Huldigungen vor allen an ſie wandten. Dabei verdient bemerkt zu werden, daß während Rhetoren öfter zu einträglichen und einflußreichen Aemtern erhoben wurden, von einer ſolchen Beförderung und Verſorgung eines Dichters kein einziges

1) Plin. paneg. 54. 2) Stat. Theb. I 17–33. Silv. IV 4, 95. Achill. I 19.

Beiſpiel bekannt iſt, ausgenommen das des Horaz, dem Auguſt das kaiſerliche Sekretariat übertragen wollte, das der Dichter aber ablehnte. Vielmehr waren bedeutende Geldgeſchenke offenbar das Gewöhnlichſte.

Welche Anſprüche und Erwartungen das ſo entſchieden kundgegebene Intereſſe Auguſts für die neu aufblühende Poeſie in der damaligen Dichterwelt erregte, würden wir uns auch ohne die Aeußerung des Horaz vorſtellen können: ſchon ſei die Hoffnung allgemein, es werde dahin kommen, daß es für Auguſt nur der Nachricht bedürfe, man widme ſich der Poeſie, um ihn ſofort zur Gewährung eines ausreichenden Unterhalts und zu der Aufforderung zu veranlaſſen, man möge nur ja fortfahren.[1] Nach einer Anekdote darf man ſich die Zudringlichkeit und die Unverblümtheit der Geſuche der ihn mit Widmungen und Huldigungen beſtürmenden Dichter groß genug vorſtellen. Ein Grieche überreichte ihm einmal mehrere Tage hintereinander, wenn er aus dem Palatium heraustrat, kleine ſchmeichelhafte Gedichte, ohne daß Auguſt darauf zu achten ſchien: als er denſelben wieder auf ſich zukommen ſah, ſchrieb er ſelbſt einige Verſe auf und ließ ſie ihm durch einen aus ſeinem Gefolge überreichen. Der Grieche las ſie, drückte mit Mienen und Geberden die höchſte Bewunderung aus, dann näherte er ſich der Sänfte Auguſts und überreichte ihm einige Denare mit dem Bedauern, daß ihm ſeine Mittel nicht mehr zu geben erlaubten: dieſer Einfall trug ihm ein Geſchenk von 100,000 Seſt. ein.[2] Auguſt bewährte, wie Horaz rühmt, auch bei ſeinen Spenden an die Dichter die Feinheit und Sicherheit ſeines Urtheils, vor allem gereichten ihm die Vergil und Varius gewährten fürſtlichen Geſchenke zum Ruhm.[3] Dieſer hatte für ſeinen bei den Schauſpielen zur Feier des Actiſchen Triumphs aufgeführten Thyeſt eine Million Seſt. erhalten;[4] Vergil wurde namentlich für das ſechſte Buch der Aeneide, welches das Haus der Cäſaren verherrlicht, reich belohnt und ſoll zehn Millionen hinterlaſſen haben.[5] Horaz, dem im Leben eine beſcheidene Verborgenheit über alles ging, hatte ſich der Anerbietungen Auguſts förmlich zu erwehren, ihm wäre Reichthum und Glanz vor allen andern zugefallen, wenn er nicht beides verſchmäht hätte; ſterbend ſetzte er Auguſt zu ſeinem Erben ein.[6]

1) Horat. Epp. II 1, 226—228. 2) Macrob. Saturn. II 4f. 3) Horat. l. l. 4) Schneidewin Rh. Muſ. 1842 S. 107. 5) Vergil. ed. Ribbeck p. XXX. 6) Sueton. vit. Horat.

Daß auch die Freigebigkeit der ſpätern Kaiſer von den Dichtern in der Regel in großem Umfange in Anſpruch genommen wurde, darf man um ſo mehr annehmen als faſt alle Dichter dieſer Zeit ſich in Dedikationen oder gelegentlichen ſchmeichelhaften Anreden und Erwähnungen an die Kaiſer wenden; ſo daß allein alſo auch bei den nicht eigentlich zu der (ſicherlich ungeheuer maſſenhaften) panegyriſchen Feſt- und Gelegenheitspoeſie[1] gehörigen Gedichten meiſt von vorn herein eine Ueberreichung an die Kaiſer wo nicht geradezu beabſichtigt, doch in Ausſicht genommen war. Eine Probe der von bedürftigen Poeten an die Kaiſer gerichteten Huldigungen geben z. B. die Eclogen des Calpurnius. Zwar hatte der Dichter einen Gönner („Meliböus", vielleicht den unten zu erwähnenden Calpurnius Piſo) gefunden, der ſelbſt Dichter war; dieſer ſchützte ihn vor Mangel und enthob ihn der Nothwendigkeit Rom mit der Provinz (Bätica) zu vertauſchen. Aber immer klagt er noch über Armuth, die ihn zwinge an den Erwerb zu denken und hindere ſo Gutes zu leiſten als er wol vermöchte. Meliböus möge ſeine Gedichte dem Kaiſer überreichen und ihm ſo das werden, was Mäcen dem Vergil war: er habe ja Zutritt zu den „heiligen Gemächern" des Kaiſers, „des Palatiniſchen Phöbus" (Nero). Dieſen, der eben erſt den Thron beſtiegen hatte, läßt der Dichter von dem Gotte Faunus preiſen und von dem Wechſelgeſange der Hirten feiern. Ihn betet die ganze Erde, alle Völker an, ihn lieben die Götter, mit ſeiner Regierung iſt ein neues goldnes Zeitalter angebrochen, er iſt ein vom Himmel geſandter Gott in Menſchengeſtalt u. ſ. w. Ein andres Gedicht beſchreibt ein prachtvolles Schauſpiel, das „der jugendliche Gott" in dem (57 erbauten hölzernen) Amphitheater gegeben hatte.[2]

Daß die Kaiſer die ihnen gewidmeten Poeſien in der That nicht unbelohnt ließen, geht aus manchen, wenn auch vereinzelten gelegentlichen Nachrichten hervor. Tiberius belohnte den Ritter C. Lutorius Priscus glänzend für eine Elegie auf den Tod des Germanicus,

1) H. A. vit. Alex. Severi c. 35: poetae panegyricos dicentes. Gallieni c. 11: cum omnes poetae Graeci Latinique epithalamia dixissent, idque per dies plurimos.

2) Haupt De carm. bucol. Calpurnii et Nemesiani (1854) p. 16—26. Calpurn. Ecl. I (94) IV u. VII.

die allgemeinen Beifall fand. Als nun im J. 21 Tiberius Sohn Druſus erkrankte, verfaßte der Dichter in der Hoffnung einer neuen Belohnung für den Fall ſeines Todes im voraus ein neues Trauergedicht und ließ ſich verleiten es in einem großen Kreiſe vornehmer Frauen vorzuleſen; er wurde denunzirt und vom Senat wegen Majeſtätsverletzung zum Tode verurtheilt.[1] Auch Claudius muß gegen die Dichter freigebig geweſen ſein, da die „neuen Dichter" ſeinen Tod betrauerten.[2] Vespaſian unterſtützte hervorragende Dichter reichlich, namentlich erhielt der dürftige Salejus Baſſus ein Geſchenk von 500,000 Seſt.[3] Juvenal nennt den Kaiſer (wahrſcheinlich Hadrian) die einzige Hoffnung der Dichter: er allein beſchützt noch in dieſer Zeit, wo ſie von andern Seiten Gunſt und Unterſtützung nicht zu erwarten haben, die trauernden Muſen, er wird nicht zulaſſen, daß ein Dichter in Zukunft auf eine ſeiner unwürdige Weiſe für das Brod ſorgen und arbeiten müſſe; möge ſeine Huld und Gnade, die nach würdigen Gegenſtänden umherblickt, für jüngere Talente ein Sporn ſein.[4] Der griechiſche Dichter Oppianos ſoll von dem Kaiſer (Septimius Severus?) für jeden Vers ſeiner vorgeleſenen Gedichte ein Goldſtück erhalten haben.[5]

Freigebigkeit der Großen. Mäcenas.

Nächſt den Kaiſern, die auch bei der größten Freigebigkeit doch nur einen geringen Theil der an ſie gerichteten Wünſche und Bitten befriedigen konnten, waren es wie geſagt die Großen Roms, von denen die Dichter Schutz und Unterſtützung erwarteten und erhielten. Doch unter all dieſen Gönnern der Poeſie kam keiner Mäcenas gleich, deſſen Bedeutung als Diplomat, Staatsmann und Mitbegründer der neuen Ordnung ſchon für die nächſte Generation hinter dem Ruhm zurücktrat, der edelſte Beſchützer „der dem Merkur geweihten Männer"[6] geweſen zu ſein. Dazu mag außer dem einſtimmigen, begeiſterten Preiſe der bedeutendſten Dichter jener Zeit auch der Umſtand beigetragen haben, daß Mäcenas in ſeinem ſpätern Alter, wo er nach Tacitus mehr den Schein des fürſtlichen Vertrauens als eigentliche Macht beſaß, in ſeiner Zurückgezogenheit von den Geſchäften

1) Tac. A. III 49 sq. Dio LVII 20. Sueton. Tiber. c. 42. gehört nicht hierher
2) Seneca Lud. 12, 13 v. 56. 3) Sueton. Vespas. c. 17 sq. Tac. dial. c. 9. 4) Juv. VII 1—21. 5) Suid. s. Ὀππιανός. Bernhardy, Gr. L. G. II 2, 659. 6) Horat. C. II 17, 29.

ſein Intereſſe vermuthlich in der That vorzugsweiſe der Litteratur zuwenden konnte.[1] Mit bewundernswerther Sicherheit des Taktes erkannte er in der Maſſe der Poeten die wirklich bedeutenden Talente, zum Theil lange vor ihrer Entfaltung heraus, was in jener Zeit des wuchernden poetiſchen Dilettantismus an und für ſich nicht leicht war, und noch ſchwerer wurde, ſeit man wußte, daß poetiſche Begabung ein Mittel ſei, die Gunſt des mächtigen Mannes zu gewinnen. Die Zahl derer, die ſich in dieſer Abſicht mit größerer oder geringerer Berechtigung den Dichternamen beilegten, muß groß geweſen ſein, wenn ſelbſt die plumpe zudringliche Gemeinheit ſich dieſes Mittels bedienen zu müſſen glaubte, wenn Menſchen ſich an ihn drängten, die zu ihrer Empfehlung rühmten, Niemand könne ſchneller oder mehr Verſe ſchreiben als ſie.[2] Mäcenas wählte ſeine Freunde und Geſellſchafter ohne Rückſicht auf Geburt, Rang und äußere Verhältniſſe, aber er ſah nicht auf Talent und Bildung allein; er wußte nicht bloß unlautre, ſondern auch ſtörende Elemente fern zu halten. Es gab, ſo ſagt Horaz, kein reineres, kein von Intrigue freieres Haus in Rom, jeder hatte ſeinen Platz und keiner ſuchte den andern zu verdrängen.[3] Der Zutritt war darum nicht leicht. Horaz, der nach der Schlacht bei Philippi ſich auf ſein Talent gewieſen ſah, und wie er ſagt durch die Noth dreiſt genug wurde um Verſchen zu machen, wurde Mäcen durch Vergil und Varius empfohlen, dieſe lauterſten Seelen, deren Freundſchaft ihm über alles ging. Die erſte Vorſtellung war kurz; der damals etwa einundzwanzigjährige Dichter war ſo befangen, daß er ſich nur ſtockend über ſeine Verhältniſſe äußern konnte, Mäcen ſprach überhaupt wenig. Schon glaubte Horaz ſich vergeſſen, als er nach drei Vierteljahren die Aufforderung erhielt, in ein vertrauliches Verhältniß zu Mäcen zu treten, das von da ab bis an den faſt gleichzeitigen Tod beider über 30 Jahre ungeſtört dauerte.[4] Mäcen gab dem Dichter ſoviel und mehr als er bedurfte,[5] eine ſorgenfreie Lage und ein Fleckchen in reizender Einſamkeit mit Garten, Quelle und Wald, ſein „ſüßes Verſteck“ im Sabinergebirge: und was er gab, gab er in der zarteſten

Sein Verhältniß zu Horaz.

1) Tac. A. III 30. XIV 52. 54. 2) Horat. S. I 9, 23 sq. 3) Id. ib. 48—52. 4) Id. S. I 6, 50 sqq.; vgl. I 5, 40 sqq. 5) Id. Epod. 1, 31 sq.

Weiſe. Und wenn in ſpätern Jahren der immer kränkelnde (namentlich an Schlafloſigkeit leidende), oft von trüben Stimmungen heimgeſuchte Mann an Horaz, deſſen Geſellſchaft er ſo wenig als möglich entbehren wollte, zu große Anſprüche machte, konnte dieſer ſie bei aller Feinheit und Herzlichkeit doch ſehr unumwunden ablehnen, ohne daß Mäcen zürnte:[1] noch in ſeinem Teſtament richtete er an Auguſt die Bitte: „des Horatius Flaccus ſei, wie meiner ſelbſt, eingedenk!“[2] Offenbar ſtand ihm Horaz unter den Dichtern jener Zeit am nächſten, doch alle, die er an ſich zog, feſſelte er nicht bloß durch Geiſt, Feinheit der Bildung und lebendige, anregende Theilnahme an ihren Arbeiten, ſondern wol nicht am wenigſten durch die Meiſterſchaft in der Kunſt, die auch in neuern Zeiten die Großen Italiens vor denen andrer Länder beſeſſen haben, mit geiſtig bedeutenden Menſchen auf gleichem Fuße zu verkehren. So war er wie kein anderer geeignet der Mittelpunkt eines aus dem höchſten geiſtigen Adel ſeiner Zeit gebildeten Kreiſes zu ſein. Wie manche Paläſte ſich ſpäter auch den Dichtern öffneten, eine ſo glänzende Verſammlung ſah keiner mehr, aber keiner bot auch wieder denſelben gaſtlichen Empfang wie das Haus Mäcens, das in imponirender Maſſe mitten in weiten Park- und Gartenanlagen auf der Höhe des Esquilin empor ragte, und aus ſeinen obern Stockwerken einen weiten, reichen Blick auf das Getümmel der Stadt, auf die Campagna und das Gebirge, auf Tibur, Aeſulä und Tusculum gewährte.[3] Dort erhob ſich ſpäter der Grabhügel Mäcens und daneben der des Horaz. Nach Mäcens Tode ging Garten und Palaſt in kaiſerlichen Beſitz über, Nero ſah aus ſeinen Fenſtern den Brand von Rom im Jahre 64.

Clientenſtellung der ſpätern Dichter zu ihren Gönnern.

Wenn die Stellung der Dichter zu ihren vornehmen Beſchützern ſpäter in der Regel eine Clientenſtellung war, ſo lag dies zwar zum Theil daran, daß je mehr der Glanz dieſes unvergleichlichen Blüthenalters der römiſchen Poeſie erblaßte, auch die edle Würdigung dichteriſcher Größe ſich in den hohen Kreiſen verlor, die zur Signatur der Auguſteiſchen Periode gehört. Aber einen großen Theil der Schuld trugen ohne Zweifel die Dichter ſelbſt, denen bei aller Selbſtüberſchätzung doch das ſicher machende Gefühl des eignen Werths, ſo wie das Selbſtgefühl der Männer fehlte, „die noch die Republik

1) Id. Epp. I 7. 2) Sueton. v. Hor. 3) Becker Hdb. I 540 f.

geſehn hatten", jenes Selbſtgefühl, das der arme Sohn des Freigelaſſenen von Venuſia ſeinem mächtigen von Etruriſchen Fürſtengeſchlechtern ſtammenden Wohlthäter gegenüber zu behaupten wußte. Daß dies freilich auch ſchon damals mittelmäßigen und von Armuth gedrückten Poeten fehlte, beweiſt, wenn es des Beweiſes bedürfte, das Lobgedicht eines Ungenannten auf Meſſalla, ein aus Phraſen geſtoppeltes dürftiges mit mythologiſcher und ſonſtiger Schülergelehrſamkeit überladenes, ſtellenweiſe bis zur Albernheit geſchmackloſes Machwerk, das dennoch der Aufbewahrung in der unter Tibulls Namen vereinigten Sammlung werth gehalten worden iſt. Der Dichter bittet mit ſeinem guten Willen vorlieb zu nehmen, er ſei ſich ſeiner ſchwachen Kräfte, der Mangelhaftigkeit ſeines Gedichts wohl bewußt. Er war, wie er ſagt, einſt wohlhabend geweſen, dann verarmt, und ſtellt ſich nun ſeinem Gönner ganz zur Verfügung; wenn Meſſalla ſich auch nur ein wenig um ihn kümmern wolle, werde dies für ihn eben ſo viel Werth haben, als das Gold Lydiens und der Ruhm Homers. Wenn dem Geprieſenen ſeine Verſe auch nur zuweilen auf die Lippen kommen, ſo ſolle ihn das Schickſal nie abhalten, deſſen Lob zu ſingen, aber er ſei bereit noch mehr zu thun, für Meſſalla wolle er ſelbſt durch die reißenden Fluthen des Meeres ſchreiten, ſich allein dichten Reitergeſchwadern entgegenſtellen und ſeinen Leib den Flammen des Aetna anvertrauen.[1]

Das Lobgedicht auf Meſſalla.

Unter den großen Häuſern Roms war um die Mitte des erſten Jahrhunderts das vornehmſte und glänzendſte das jenes Piſo, der ſich an die Spitze einer Verſchwörung gegen Nero ſtellte, die ihn auf den Thron bringen ſollte, ihm aber in der That den Tod brachte (65 n. Chr.); ſeine fürſtliche Freigebigkeit ſcheint er ganz beſonders auch den Dichtern zugewendet zu haben.[2] Denn er ſelbſt war der Poeſie nicht fremd, die Verſe floſſen ihm, wie in einem Lobgedichte auf ihn gerühmt wird, leicht, auch die Cither ſpielte er meiſterhaft,[3] ſein ganzes Haus „ertönte von den mannigfachen Leiſtungen der Bewohner", alles trieb dort Kunſt und Wiſſenſchaft. Das recht leidliche Gedicht, mit dem ein noch ſehr junger Poet ſich bei Piſo

Das Lobgedicht auf Piſo.

1) Tibull. IV 1—8; 16 sq. 177 sqq. 2) Vgl. Th. I³ 207. 3) Oben S. 266, 1.

einführen wollte, gibt eine nicht unintereſſante Probe dieſer Clientenpoeſie. Erſt wird der Ruhm des Geſchlechts geprieſen, dann die Trefflichkeit des jetzigen Herrn, vor allem ſeine Beredſamkeit, die ihm bereits zu Theil gewordene Ehre des Conſulats erwähnt; ſeine edle Erſcheinung, ſein lautrer Sinn, ſeine Freigebigkeit und Leutſeligkeit gerühmt, ferner ſeine feine Bildung, ſein Talent für Poeſie und Muſik, ſeine Kunſt im Fechten, Ball- und Brettſpiel: eine Schilderung, die im weſentlichen mit der von Tacitus gegebenen durchaus übereinſtimmt. Am Schluß erklärt der Dichter um nichts zu bitten, als daß Piſo ihn der Aufnahme in ſein Haus würdigen möge; denn ihn erfülle nicht Gier nach Gold, ſondern nur Ruhmliebe. Er werde glücklich ſein, wenn er ſein Leben mit Piſo verbringen und ſeine Gedichte mit deſſen Tugenden wetteifern laſſen dürfe; wolle Piſo ihm die Bahn des Ruhms eröffnen, ihn aus dem Dunkel hervorziehn, ſo werde er hoch emporſteigen. Selbſt Vergil würde vielleicht ohne einen Beſchützer wie Mäcenas unbekannt geblieben ſein: und Mäcenas begnügte ſich nicht, dem einen ſein Haus zu öffnen, er begründete auch den Ruhm des Varius und Horaz, unter ſeinem Schutz hatten die Dichter niemals ein darbendes Alter zu fürchten. Wolle Piſo die Wünſche des Dichters erhören, ſo werde dieſer ihn in wohlgerundeten Verſen als ſeinen Mäcen beſingen; er vermöge wol einen Namen der Ewigkeit zu überliefern, wenn es erlaubt ſei etwas der Art zu verſprechen. Er fühle den Muth und die Kraft Größeres zu leiſten, nur möge Piſo dem Schwimmenden die Hand reichen, ihn aus der Verborgenheit emporziehn, in der ſeine niedere Geburt und Dürftigkeit ihn halte. Sein Geiſt ſei ſtärker als man es bei ſeinen Jahren erachten könne, da ihm eben der erſte Flaum die Wangen bedecke und er noch nicht den zwanzigſten Sommer erlebt habe.

Nach Nero änderte ſich mit der Stellung der Ariſtokratie auch die der von ihr abhängigen Dichter und zwar zu deren Nachtheil. Manche von den großen Familien hatten ſich durch Prunk und Verſchwendung zu Grunde gerichtet, andere waren dem Argwohn, Haß oder der Habgier des kaiſerlichen Despotismus zum Opfer gefallen. Mit Veſpaſian kamen in Rom neue Männer aus den Städten Italiens und den Provinzen herauf, die ihre aus den frühern engern Ver-

hältniſſen mitgebrachten Lebensgewohnheiten beibehielten, und Vespaſian ging mit dem Beiſpiel der haushälteriſchen Sparſamkeit voran; unter Domitian mußten ſich überdies die Großen hüten, durch Glanz und Freigebigkeit und ausgebreitete Clientelen Verdacht zu erregen. So hatten die damaligen Dichter allerdings Grund, die gute Zeit nicht nur des Mäcenas, ſondern auch der Seneca und Piſo zurück zu wünſchen. Als Martial etwa im Alter von 23 Jahren um 63 nach Rom kam, ſtand ihm die von Ahnenbildern erfüllte Halle der Piſonen und die drei Häuſer ſeiner Landsleute, der drei Seneca (des Philoſophen, des Junius Gallio, des Annäus Mela, Vater des Lucan) offen.[1] Alle dieſe fielen in den Jahren 65 und 66, und von der großen Familie der Seneca war gegen Ende des Jahrhunderts die einzige Ueberlebende die Gemahlin Lucans Polla Argentaria, die Martial noch im Jahre 96 durch die Anrede „Königin" als Patronin bezeichnet.[2] Unter Domitian gab es ſolche Gönner der Litteratur, wie die Piſo und Seneca, wie Vibius Criſpus und Memmius Regulus[3] (Conſul 63) nicht mehr: wenigſtens ſehen wir die beiden hervorragendſten Dichter Martial und Statius ſich um die Gunſt einer großen Anzahl von Perſonen bemühen, ohne doch erlangen zu können, was früher ein einziger gewährt hatte.

Bemühungen Martials um Gönnerſchaften.

Zum Hofe hatte Martial mindeſtens ſchon unter Titus in Beziehung geſtanden, von ihm hatte er die Privilegien der Väter von drei Kindern erhalten, die Domitian beſtätigte;[4] auch war er (vielleicht ſchon von Titus) durch Verleihung des Titulartribunats in den Ritterſtand erhoben worden.[5] Sein Fürwort reichte hin um mehreren Petenten das Bürgerrecht zu verſchaffen,[6] er wurde gelegentlich mit

1) Martial. IV 40. 2) Id. X 64. VII 21—23. 3) Id. XII 36, 8 sq.

4) Id. I 101 (von einem im Alter von 19 Jahren verſtorbenen Sklaven):

Illa manus quondam studiorum fida meorum
Et felix domino notaque Caesaribus

d. h. doch wol: Titus und Domitan. Dieſe ſind dann auch zu verſte n III 95, 5:

Praemia laudato tribuit mihi Caesar uterque,
Natorumque dedit jura paterna trium.

Ebenſo IX 97, 5: tribuit quod Caesar uterque Jus mihi natorum. Die Beſtätigung erbittet er von Domitian II 91, 5: Permitte videri, Natorum genitor credar ut esse trium. 5) Th. I³ 238, 4. 6) Martial III 95, 11.

einer Einladung zu einer großen kaiſerlichen Tafel beehrt;[1] aber ein Geſuch um einige tauſend Seſterzen lehnte der Kaiſer, wenn auch nicht ungnädig, ab.[2] Ueberhaupt ſcheint er von ihm nie eine wirkliche Beſſerung ſeiner Umſtände erlangt zu haben, um die er „weder blöde noch befangen" in immer neuen Wendungen bettelte, denn wir finden nie, daß er ſich für empfangene Geſchenke bedankt; nicht einmal die Vergünſtigung, die Leitung eines Rohrs des Marciſchen Aquäducts auf ſein Landgut und in ſein Haus in der Stadt ſcheint er erhalten zu haben.[3] Dies iſt um ſo auffallender, da Domitian ſeine Gedichte gerne las (da er ſich ſonſt nicht hätte wiederholt auf ſeinen Beifall berufen dürfen).[4] Auch war Martial unermüdlich beſtrebt, die Gunſt der am Hofe einflußreichen Freigelaſſenen und anderer Hofleute zum Theil durch die niedrigſten Schmeicheleien zu gewinnen, er preiſt ſie im Allgemeinen und ſchmeichelt außerdem in mehreren Gedichten jedem beſonders: wie den Kämmerer Parthenius, den Vorſteher des Amts der Bittſchriften Entellus, den Tafelaufſeher Euphemus, den Mundſchenk Earinus, den (von Juvenal „Hofnarr" genannten) in den Ritterſtand erhobenen Aegypter Criſpinus, den alten, bereits in Ruheſtand verſetzten Etruscus, einen Sextus, der kaiſerlicher Studienrath geweſen zu ſein ſcheint.[5]

Doch Martial hatte während eines zwanzigjährigen Aufenthaltes in Rom ſich auch in der Ariſtokratie zahlreiche Beziehungen verſchafft und ſuchte ſie zu erhalten und zu vermehren, indem er möglichſt vielen hochgeſtellten Männern durch ehrenvolle Erwähnung in ſeinen Gedichten, wie er ſelbſt ſagt, dauernden Ruhm verlieh, wenn ihm auch dieſe Huldigungen nichts einbrachten.[6] Wöl in Folge ſeines alten Verhältniſſes zu den Seneca war er befreundet mit Q. Ovidius, der Cäſonius Maximus, einen Freund des Philoſophen Seneca, nach Sicilien in die Verbannung begleitet hatte.[7] Zu der großen Zahl von Männern des ſenatoriſchen Standes, denen Martial in ſeinen

1) Martial. IX 93. 2) Id. VI 10. 3) Imhof, Domitian 138. Martial. XI 18. 4) Id. IV 27. V 6. VI 64, 14. VII 12. 5) Vgl. die ſämmtlichen Namen im Regiſter zu Th. I³. 6) Martial. V 15. 7) Id. VII 44 sq. (Seneca epp. 87, 2). IX 52 sq. X 44 (auf eine Reiſe des ſchon alten Ovid nach Britannien). Er war Martials Gutsnachbar bei Nomentum: VII 93; vgl. I 105. IX 98. XIII 119.

(in die letzten 12 Jahre ſeines römiſchen Aufenthalts (86—98) und die dann noch in Spanien bis 101 oder 102 verlebte Zeit fallenden) Epigrammen huldigt oder ſchmeichelt, bei denen er bettelt oder ſich bedankt, gehören der Dichter Silius Italicus (Conſul 68) und deſſen Söhne,[1] der ſpätere Kaiſer Nerva,[2] der als Ankläger in Majeſtätsproceſſen berüchtigte, reiche Redner Regulus,[3] die ungeheuer reichen Brüder Domitius Tullus und Domitius Lucanus,[4] der Dichter Stertinius Avitus (Conſul 92), der im Jahre 94 das Bild Martials in ſeiner Bibliothek aufſtellen ließ,[5] der jüngere Plinius (Conſul 100),[6] der Dichter Arruntius Stella (Conſul 101),[7] L. Appius Norbanus Maximus, der Beſieger des L. Antonius Saturninus (Conſul zum zweiten Mal 103),[8] Licinius Sura (Conſul 102), der mächtigſte Freund Trajans,[9] und mehrere andere.[10] Natürlich ſuchte und fand Martial auch im Ritterſtande Gönner, dieſem mögen der elegante Atedius Melior, der in ſeinem ſchönen Hauſe und Garten auf dem Cälius ſo vortreffliche Mahlzeiten gab,[11] und andere wohlhabende Freunde des Dichters[12] angehört haben. Aber zu ſeinen am häufigſten beſungenen Freunden gehört auch ein Centurio, Aulus Pudens, der nicht einmal das Ziel ſeines Strebens, die Primipilarenſtelle, welche die Ritterwürde verlieh, erlangt zu haben ſcheint; auch mit andern Centurionen ſtand Martial in Beziehungen, auf die er

---

1) Id. IV 14 (vielleicht das Einführungsgedicht) VI 64, 10 VII 63 VIII 66 IX 86 XI 48 sq. 2) Oben S. 312, 2 u. V 28, 4.

3) I 12. 82. 111. II 74. 93. IV 16. V 10. 63. VI 38. VII 16. 21; vgl. V 28, 6.

4) I 36 III 20. IX 51 (Lucanus; Plin. epp. VIII 18. Tullus). Vgl. V 28, 3 und den Anhang über die Gönner und Freunde des Martial und Statius.

5) IX Praef. X 96. Henzen-Or. 6446.

6) X 19. Mommſen, zur Lebensgeſch. d. j. Pl. Hermes III 108. Der Cäcilius Secundus VII 84 iſt ein andrer: Mommſen S. 79, 1. Dagegen der doctus Secundus V 80, 7 iſt vielleicht Plinius und der Severus, der ihm Martials ſechſtes Buch überreichen ſoll, vielleicht der Sohn des Silius.

7) Vgl. Mommſen S. 125 u. den Anhang: Chronologie der Gedichte Martials. M. I 7. 44. IV 6. VII 11 59. VI 21. 47. VII 14. 36. VIII 78. IX 42. 55. 89. X 48, 5. XI 52. XII 3, 11.

8) IX 84. Orelli 772. St.R.E. V 698, 6. 9) VI 64, 13. VII 47.

10) Vgl. den Anhang. 11) II 69 IV 54, 8 VI 28 sq. VIII 38. Stat. Silv. III 3, 1. 12) Vgl. den Anhang.

Werth legte, wie die ehrenvollen Erwähnungen in ſeinen Gedichten zeigen.[1]

Gönner des Statius.

Zum Theil in denſelben Kreiſen wie Martial bewegte ſich Statius und bewarb ſich zum Theil um die Gunſt derſelben Gönner, vor allem natürlich des Kaiſers; er veröffentlichte nichts „ohne deſſen Gottheit anzurufen.“[2] Auch ihm ſcheinen jedoch immer von neuem wiederholte demüthige Huldigungen und ins Lächerliche übertriebene Schmeicheleien von Seiten Domitians außer gnädigem Beifall nichts eingetragen zu haben als eine Einladung zur Tafel[3] und eine Verſorgung ſeines Hauſes (wol bei Alba)[4] mit Waſſer aus einer öffentlichen Leitung. Wie Martial ſchmeichelte Statius auch den kaiſerlichen Freigelaſſenen, er beſang außer den beiden Etruscus und dem jungen Eunuchen Earinus namentlich den kaiſerlichen Secretär Abascantus.[5] Von den Gönnern Martials gehörten auch zu denen des Statius Arruntius Stella, Polla Argentaria Lucans Gemahlin, und Atedius Melior. Bei den von ihm wie es ſcheint häufig veranſtalteten Vorleſungen fanden ſich Senatoren zahlreich ein.[6] Mehrere ſeiner ſenatoriſchen Gönner und Freunde hat Statius beſungen, wie den bejahrten Conſularen und Stadtpräfecten Rutilius Gallicus, den jungen Bettius Criſpinus und Mäcius Celer; aber auch mit Männern vom Ritterſtande, wie Septimius Severus, dem Urgroßvater des gleichnamigen Kaiſers, und auch mit reichen Litteraturfreunden, die er in ſeiner Vaterſtadt Neapel gekannt hatte, blieb er in freundlichem Verkehr.[7]

Armuth beider Dichter.

Aber trotz ſo vieler eifrig geſuchten und ſorgſam bewahrten Beziehungen zu den Großen und Reichen und trotz des auch in dieſen Kreiſen allgemeinen Beifalls blieben beide Dichter arm. Von Statius wiſſen wir es durch die oben angeführte Aeußerung Juvenals; er ſelbſt war nicht ſo würdelos, um wie Martial fortwährend in ſeinen Gedichten zu klagen und zu betteln. Er beſaß zwar ein Gütchen bei

1) Vgl. Th. I³ 239, 3 u. 4 u. den Anhang.
2) Stat. S. III praef.
3) Vgl. I³ 155 f.
4) St. S. III 2, 61 sqq. 5) Th. I³ 95 f.
6) St. S. V 2, 160.
7) Vgl. den Anhang.

Alba, vermuthlich das Geſchenk eines Patrons, aber es war dürftig und ohne Viehſtand,[1] und daß er auf der Höhe ſeines dichteriſchen Ruhms wieder in die Heimath zurückkehren und in der Vaterſtadt ſein Alter verbringen wollte,[2] dazu bewog ihn ſchwerlich allein der Mißerfolg bei dem Capitoliniſchen Agon. Auch Martial beſaß ein kleines Weingut bei Nomentum, vielleicht ein Geſchenk der Seneca,[3] aber es war trocken, holzarm und außer einem geringen Wein ſcheint nur ſchlechtes Obſt („bleierne Aepfel") dort gewachſen zu ſein;[4] freilich war Martial auch nichts weniger als ein Landwirth. Wenn ihm nicht ſein Freund Stella Ziegel ſchickte um das Dach ſeines Häuschens zu decken, ſo regnete es ein,[5] und der Hauptvortheil, den er von dieſem Beſitz hatte, war, daß er zuweilen dort von den Plagen ſeiner Clientenſtellung ſich erholen und ausſchlafen konnte.[6] In der letzten Zeit ſeines römiſchen Aufenthalts hatte er auch ein Maulthiergeſpann zum Geſchenk erhalten und beſaß ein kleines Haus in der Stadt,[7] wo er früher drei Treppen hoch zur Miethe gewohnt hatte,[8] aber eine unabhängige und ſorgenfreie Exiſtenz gewann er nicht, bis er ſich im Alter von 57 Jahren[9] entſchloß Rom, deſſen Atmoſphäre für ihn die Lebensluft war, zu verlaſſen und ſeine Tage in ſeiner Heimath Spanien zu beſchließen, wo ihm die Wohlfeilheit des Lebens und die Freigebigkeit heimiſcher Gönner den Vollgenuß der lang erſehnten Faulheit und Bequemlichkeit möglich machte.[10]

Niedrige Geſinnung Martials.

Wenn nun ſchon bei dem Abhängigkeitsverhältniß der Dichter von einem Patron nur die edelſte Auffaſſung von beiden Seiten die Gefahr der Erniedrigung für die erſtern ganz ausſchließen konnte,

1) St. S. IV 5. 2) III 5, 12. 3) Martial beſaß ſein Nomentanum ſchon im J. 86: I 105. Seneca hatte ein großes Weingut bei Nomentum gehabt (Th. I³ 268, 7), und da auch O. Ovidius, der mit Senecas intimſten Freunde Cäſonius Maximus befreundet war (oben S. 340, 7) ein Weingut bei Nomentum hatte (M. I 105 VII 73 X 44), ſo liegt die Vermuthung nahe, daß Seneca oder deſſen Erben Theile des Hauptguts an beide geſchenkt hatten.

4) Martial. XII 57. X 58, 9. XIII 15. X 48, 9. X 94, 4. VII 91. XIII 42.

5) Id. VI 43, 4. VII 36. 6) Id. II 38. VI 43. XII 57.

7) VIII 61. IX 97. Es war in der Nähe des Quirinustempels X 58, 10.

8) I 117, 7. 9) X 24. 10) XII 18. Ein von Marcella (XII 21) geſchenktes Beſitzthum XII 31.

ſo wuchs dieſe Gefahr natürlich mit der Unſicherheit und Gedrücktheit ihrer Lage, und das Beiſpiel Martials zeigt, daß bei ſchwachen und gemeinen Naturen die Clientenſtellung faſt mit Nothwendigkeit zum Mißbrauch der poetiſchen Begabung und zu perſönlicher Herabwürdigung führte. Martial erinnert nicht bloß wiederholt ſeine Leſer im allgemeinen und ſeine Gönner insbeſondere, daß ein Dichter vor allen Dingen Geld brauche,[1] er bettelt nicht bloß fortwährend, ſelbſt um eine Toga, einen Mantel und dgl.,[2] er hat es auch mit cyniſcher Offenheit ausgeſprochen, daß ſeine Poeſie jedem zur Verfügung ſtand, der ſie bezahlen wollte: „Einer, den ich in meinem Gedichte gelobt habe, thut ſo, als ob er mir nichts ſchuldig ſei: er hat mich hintergangen.“[3] Vermuthlich dachten eben nicht alle ſo wie der jüngere Plinius, der für ein lobendes Gedicht Martials glaubte, ſich durch Ueberſendung eines Reiſegeldes erkenntlich erweiſen zu müſſen: denn welche Gabe könne größer ſein als die von dem Dichter empfangene des Ruhms „des Preiſes, der Unſterblichkeit?“[4] Doch ein großer Theil der von Martial Geprieſenen hat ſicherlich für die erwieſene Ehre bezahlt, wenn auch nicht immer ſoviel als er erwartete. Ganz hauptſächlich verwerthete er ſein Talent aber, wozu es ſich am beſten eignete, zu geiſtreicher und witziger Unterhaltung geſelliger Kreiſe, und hier würdigte er es zum Theil kaum weniger herab als durch ſeine kriechendſten Schmeicheleien. Es war ihm freilich nicht übel zu nehmen, daß er auf Beſtellung oder auf gegebene Themata Gedichte lieferte ſo viel man wollte;[5] wie denn namentlich ſeine Xenien allem Anſchein nach urſprünglich gemacht ſind, um als Etiketten für Saturnaliengeſchenke in reichen Häuſern zu dienen. Aber da den luſtigen Gäſten bei den Trinkgelagen der Saturnalien[6] und den meiſten Leſern überhaupt nichts ſo ſehr mundete als Obſcönitäten,

Die Poeſie als Mittel der geſelligen Unterhaltung.

1) I 107 V 16 VIII 56. 73 XI 13. 108. 2) VI 82 VII 36. vgl. VIII 28 IX 49 X 73 VII 16: Aera domi non sunt: superest hoc. Regule, solum,
Ut tua vendamus munera: num quid emis?
3) V 36. 4) Plin. epp. III 21. 5) XI 42. 6) V 16:
Seria cum possim, quod delectantia malo
Scribere, tu causa es, lector amice, mihi etc.
— —
At nunc conviva est comissatorque libellus etc.

so richtete sich Martial auch in dieser Beziehung nach dem Geschmack seines Publikums. Die Anstandsbegriffe jener Zeit gestatteten allerdings dem Dichter jede Obscönität in eleganter Form: es ist eben die ungewöhnlich große Masse von schmutzigen Gedichten, welche zeigt, wie sehr Martial bereit war sich auch den gemeinsten Neigungen der Masse dienstbar zu machen, und seine Beschönigungen lassen erkennen, daß auch er sich bewußt war die Grenze des Erlaubten überschritten zu haben.

Würdigere Haltung des Statius. Die höhere Gelegenheitspoesie —

Martial erinnert mit seiner lustigen Saturnalienpoesie trotz seines glänzenden Talents etwas an jene Vaganten der alten Zeit, die sich bei Gastmählern einzustellen pflegten und gern gesehn aber gering geachtet waren. Statius bewahrte vor ähnlicher Erniedrigung die Natur seiner auf das Pathetische und Feierliche gerichteten Begabung; aber er hatte auch mehr Gefühl der eigenen Würde und einen höhern Begriff von der Poesie. Die Sammlung seiner kleineren Gedichte macht uns mit der höheren Gelegenheitspoesie jener Zeit und ihren gewöhnlichen Gegenständen und Veranlassungen bekannt. Von den drei Hauptgattungen der Gedichte bei Hochzeiten, Geburten und Todesfällen war es die letzte, in der Statius seine besondere Stärke hatte, die vier „Trostgedichte" seiner Sammlung sind aus der großen Anzahl der überhaupt von ihm verfaßten gewählt. Er nennt sich „den milden Tröster der Trauernden, der so oft den Schmerz der offnen Wunden von Vätern und Müttern gelindert, liebenden Söhnen am Grabe der Väter Trost gespendet, der so viele Thränen getrocknet habe, dessen Stimme um trauervolle Grabhügel von den abscheidenden Geistern vernommen worden sei:"[1] offenbar hatte er also solche Gedichte in Menge geliefert. Uebrigens bestellten reiche Leute auch für die Leichenfeiern von Lieblingssklaven und -freigelassenen, selbst von Lieblingsthieren Klage- und Trostgedichte; Statius hat eins auf den Tod eines grünen sprechenden Papageien des Atedius Melior und eines in der Arena von einem andern wilden Thier zerrissenen

1) Stat. S. II 1, 30 sqq. V 5, 38. Hochzeitsgedicht (für Stella) I 2 = Mart. VI 21. Auf Geburten von Söhnen: IV 7 u. 8 (für Maximus Junius u. Julius Menecrates). Consolationes: II 1 (Glaucias Atedii Melioris = Mart. VI 28 sq.) III 3 (Lacrimae Claudii Etrusci = Mart. VII 40) II 6 (Cons. ad Flavium Ursum de amissione pueri delicati) V 1 (Abascanti in Priscillam pietas).

zahmen Löwen des Kaiſers in ſeine Sammlung aufgenommen.[1] Ueberhaupt wurde offenbar in vornehmen Häuſern in der Regel jedes frohe oder traurige Ereigniß von den Hauspoeten und dichteriſchen Clienten beſungen. Die Gedichte des Statius auf die Geneſung des Rutilius Gallicus von ſchwerer Krankheit, auf das ſiebzehnte Conſulat Domitians, auf die Abreiſe des Mäcius Celer in ſeine Garniſon in Syrien[2] geben nur einige Beiſpiele der unzähligen Veranlaſſungen zu Gelegenheitsgedichten. Ganz beſonders aber wurden Poeten zur Verherrlichung von Feſten,[3] von großen Bauten,[4] Kunſtunternehmungen in Anſpruch genommen. Statius erhielt am Tage nach der Aufſtellung der koloſſalen Reiterſtatue Domitians auf dem Forum den Befehl, dem Kaiſer ſein Gedicht darauf zu überreichen.[5] In ſolchen für weitere Kreiſe beſtimmten Anpreiſungen vertrat die Gelegenheitspoeſie die Stelle der fehlenden Journaliſtik; und reiche Leute bedienten ſich ihrer gern, um rühmende Beſchreibungen ihrer ſchönen Villen und Gärten, ihrer Bäder, ihrer Prachtbauten, Kunſtſammlungen und Koſtbarkeiten in die Oeffentlichkeit gelangen zu laſſen,[6] und es fehlte wahrſcheinlich nie an Dichtern, die gern bereit waren ihren Wünſchen zuvor zu kommen. „Du lobſt, Sabellus, ſagt Martial, das Bad des Ponticus, der ſo gute Mahlzeiten gibt, in einem Gedicht von dreihundert Verſen: du willſt nicht baden, ſondern ſpeiſen.“[7] Aber auch ohne beſondere Veranlaſſung von einem berühmten Dichter angeſungen zu werden war natürlich den meiſten ſehr erwünſcht, und iſt vermuthlich auch auf direkte Aufforderung geſchehn.[8]

auch ein Surrogat der Journaliſtik.

Je größer und vornehmer ein Haus war, deſto zahlreicher werden in der Regel auch die Dichter geweſen ſein, die ſich beeiferten, zur Erhöhung ſeines Glanzes bei großen Momenten ihren Beitrag zu liefern. Bei einem Vermählungsfeſte im Hauſe des Kaiſers Gallienus

Maſſenhaftigkeit der Gelegenheitsgedichte.

1) Stat. S. II 4 u. 5. 2) Id. I 4. IV 11. III 2. 3) Id. I 6 (Kalendae Decembres). 4) IV 3 (Via Domitiana). 5) I 1 u. I praef.

6) I 3 (Villa Tiburtina Manilii Vopisci) I 5 (Balneum Claudii Etrusci = Martial. VI 42) II 2 (Villa Surrentina Pollii Felicis) II 3 (Arbor Atedii Melioris) III 1 (Hercules Surrentinus Pollii Felicis) IV 6 (Hercules Epitrapezios Nonii Vindicis = Martial. IX 43 sq.). 7) Mart. IX 19.

8) Stat. S. IV 4 (Epistula ad Victor. Marcellum) IV 5 (Carmen lyr. ad Septimium Severum) V 2 (Protrepticon ad Crispinum).

trugen alle griechiſchen und lateiniſchen Dichter viele Tage hindurch Hochzeitsgedichte vor: aber „unter hundert Dichtern" gewann der Kaiſer mit wenigen Verſen den Preis.[1] Wenn auch die Betheiligung der Dichter an der Verherrlichung von Feſten im Kaiſerhauſe natürlich am größten war, ſo ſcheint ſie doch überhaupt in den vornehmen Häuſern Roms groß geweſen zu ſein, und man erfreute ſich wol nach römiſchem Geſchmack auch hierbei an der Maſſe der dargebrachten Kunſtleiſtungen. Bei dem Hochzeitsfeſt des Stella und der Violantilla fordert Statius die ganze „Schaar" der Poeten auf, in verſchiedenen Weiſen des Geſanges zu wetteifern, wie ein jeder der Lyra mächtig ſei, vor allem aber die Elegiendichter, die Sänger der Liebe.[2] Von der gewiß nicht kleinen Zahl von Gedichten, mit denen die damaligen Poeten Roms dieſer Aufgabe entſprechend die Hochzeit ihres vornehmen Collegen in allen Tönen beſangen, iſt uns (außer dem des Statius) nur das des Martial erhalten. Wie hier haben aber auch ſonſt bei den verſchiedenſten Veranlaſſungen beide Dichter für dieſelben gemeinſamen Gönner und Freunde Gedichte über dieſelben Themata geliefert. Beide haben den Tod des Lieblingsfreigelaſſenen des Atedius Melior und des alten kaiſerlichen Freigelaſſenen Claudius Etruscus beweint, beide das von letzterem erbaute koſtbare Bad und die kleine Lyſippiſche Bronzeſtatue des Nonius Vindex gerühmt, beide der Wittwe Lucans Gedichte zur Feier ſeines Geburtstages überreicht; und als der Eunuch und Mundſchenk Domitians Flavius Earinus ſein abgeſchnittenes Haar in einem mit Edelſteinen beſetzten Behältniß nebſt ſeinem Spiegel an den Tempel des Aesculap zu Pergamus ſandte, verfaßte Statius auf ſeinen Wunſch auf dies Ereigniß ein längeres, Martial dagegen fünf kleine Gedichte.[3] Wenn wir nun die beiden einzigen Dichter jener Zeit,

1) H. A. v. Gallieni c. 11. 2) Stat. S. I 2, 248 sqq. Bei Lucian. Lapithae 21 ſchickt ein Stoiker, der am Erſcheinen beim Hochzeitsmahl verhindert iſt, eine Schrift mit der Bitte ſie vorzuleſen. *Φιλ. Ἦπου, ὦ Λυκῖνε, τῆς νύμφης ἐγκώμιον ἢ ἐπιθαλάμιον, οἷα πολλὰ ποιοῦσιν; Λυκ. ἀμελεῖ καὶ ἡμεῖς τοιοῦτον ᾠήθημεν.* Nachher lieſt ein anweſender Grammatiker ein lächerliches elegiſches Hochzeitsgedicht vor.

3) Genethliacon Lucani Stat. S. II 7 = Mart. VII 21—23.
Capilli Flavii Earini III 4 IX 11—13. 16. 36.
Die übrigen parallelen Gedichte beider ſ. oben S. 345, 1 u. 346, 6.

deren Gelegenheitsgedichte wir kennen, ſo oft und gefliſſentlich dieſelben Gegenſtände behandeln ſehn, dürfen wir wol annehmen, daß außergewöhnliche Veranlaſſungen in der Regel auch eine Menge von Poeten begeiſterten, und daß es dann kleine und große Gedichte in allen Versmaßen regnete.

Mißverhältniß zwiſchen Martial und Statius.

Obwohl nun Statius und Martial ſo vielfach in denſelben Häuſern aus und ein gingen, und jeder oft genug Zeuge des Beifalls geweſen ſein muß, den der andere erntete, ſo erwähnt doch keiner jemals des andern, während beide ſonſt zahlreichen dichteriſchen Collegen das reichſte Lob ſpenden. Offenbar liebten ſie einander nicht, was bei dem tiefen, innerlichen Gegenſatz ihrer Naturen auch kaum ſein konnte: ſelbſt wenn der alternde ſpaniſche Dichter bei dem neuen Ruhm des jungen Neapolitaners, der den ſeinen zu verdunkeln drohte, ſich jeder mißmuthigen und eiferſüchtigen Regung hätte erwehren können. Er hat ſich aber wiederholt wegwerfend über große mythologiſche Epopöen geäußert, wenn er auch die Thebaide des Statius nie genannt hat. Sie würden freilich allgemein geprieſen und bewundert, aber ſeine Epigramme würden geleſen. Dort ſeien nur ungeheuerliche Ausgeburten der Phantaſie zu finden, er greife ins volle Menſchenleben, ihn müſſe leſen, wer ſich ſelbſt, wer ſeine Zeit verſtehn wolle. Wer Epigramme für Tändeleien halte, verkenne ihr Weſen: in Wahrheit tändle der Dichter, der Fabeln und Sagen behandle. Die Figuren der Epopöen ſeinen Rieſen, aber thönerne; er ſchaffe kleine Figuren, aber ſie ſeien lebendig. Von ſeinen kleinen Büchern ſei Schwulſt und Bombaſt fern, und ſeine Muſe ſtolzire nicht in einem verrückten aufgebauſchten Schleppkleide. Möchten denn immerhin jene ernſten überſtrengen Leute, die die Mitternacht noch bei der Lampe findet, die hochtragiſchen erhabenen Gegenſtände der griechiſchen Mythologie behandeln; er wolle ächt römiſche Gedichte mit Witz würzen, und ſei zufrieden, gleichſam eine beſcheidne Hirtenflöte zu ſpielen, wenn ihr Ton die Trompenſtöße ſo mancher übertreffe.[1]

1) Martial. IV 49 (wo aber, wie auch V 53 auch Tragödien gemeint ſein können). VIII 3. IX 50. X 4. Vgl. auch XIV 1. Die Epigramme fallen in die Zeit von 88 bis 97. Die Thebais, an der Statius 12 Jahre arbeitete, war erſt nach dem daciſchen Kriege (alſo wol 93) beendet, dann folgte die Achilleis. Clinton F. R. ad a. 95.

Gegenüber dieſen Aeußerungen aber, die in denſelben Jahren gethan wurden, in denen Statius vor großen Kreiſen die letzten Geſänge ſeiner Thebaide und die erſten der Achilleis unter rauſchendem Beifall vorlas, hat der letztere ſich zu keinem mißfälligen Urtheil über Epigramme herbeigelaſſen. Von ſeinen eigenen „in der Art von Epigrammen" verfaßten kleinen Gedichten ſpricht er als von unbedeutenden, gelegentlich hingeworfenen Bagatellen; man hatte getadelt, daß er dergleichen herausgegeben; aber er war der Meinung, daß auch der Scherz ſeine Berechtigung habe. Am Schluß ſeiner Thebaide klagt er über die Nebelwolken, die der Neid aufthürmt, um ihren Glanz zu verdunkeln.[1]

Neid und Eiferſucht der Dichter gegen einander.

In jener Zeit wurde Neid und Eiferſucht der Dichter gegen einander nicht bloß wie zu allen Zeiten durch ihre leicht gereizte Eitelkeit, ihre Selbſtüberſchätzung und Ruhmſucht hervorgerufen: auch ihre Clientenſtellung, ihre wetteifernden und ſich nothwendig oft kreuzenden Bemühungen um die Gunſt und den Beifall der Großen, von denen ihre Exiſtenz abhing, waren nur zu ſehr geeignet, die häßlichen Leidenſchaften unedler Naturen aufzuregen, und haben gewiß oft genug zu Hetzereien, Verfolgungen und Verläumdungen, zu Intriguen und Kabalen aller Art geführt. Martial hatte von Feinden, Neidern und mißgünſtigen Kritikern verſchiedener Art zu leiden. Die Kritik, die in litterariſchen Kreiſen Roms geübt wurde, war überhaupt nichts weniger als wohlwollend,[2] manche (Neider, wie Martial ſagt) tadelten noch die Unanſtändigkeit ſeiner Epigramme;[3] größer war vermuthlich, wie zu allen Zeiten, die Zahl derer, die lebende Dichter überhaupt nicht anerkannten und nur die ältern lobten.[4] Im Allgemeinen ſah Martial den Tadel der Dichter als einen Beweis mehr für die Allgemeinheit des Beifalls an, den er fand,[5] und wollte mit Recht lieber, daß ſeine Gedichte den Gäſten, als daß ſie den Köchen gefielen.[6] Unter denen, die „vor Neid berſten wollten," daß ihn ganz Rom las, daß man ſich ihn mit Fingern zeigte, daß er bei vielen ein gern geſehener Gaſt, daß er zu einiger

1) Stat. S. praef. II u. IV. Theb. XII 819. 2) Mart. I 3. 3) XI 20.
4) VIII 69 (an Regulus, der vermuthlich dieſelbe Klage führte) V 10.
5) XI 24. 6) IX 81.

Wohlhabenheit gelangt war,[1] befand ſich auch ein jüdiſcher Dichter, der überall ſeine Gedichte tadelte, und ſie nichts deſto weniger plünderte.[2] Aber daß dieſer und andere Plagiatoren ſeine Verſe für die ihrigen ausgaben und vorlaſen, machte Martial wenig Sorge, beſonders da der Abſtand des Seinigen von dem Fremden ſo groß war, daß man den Diebſtahl ſofort bemerken mußte.[3] Viel ſchlimmer, und nicht bloß für ſeinen Dichterruhm, ſondern für ſeine ganze Stellung war, worüber er wiederholt klagt, daß anonyme Dichter aus ſicherer Verborgenheit unter ſeinem Namen giftige Schmähungen und pöbelhafte Verunglimpfungen gegen edle Männer und Frauen verbreiteten.[4] Dieſe Perfidie konnte ihm um ſo eher in der Meinung ſeiner Gönner ſchaden, als er ohnedies fortwährend beſorgen mußte, daß Perſonen, an deren Gunſt ihm gelegen war, den Spott ſeiner Epigramme auf ſich bezogen, daher ſeine wiederholten Betheuerungen, daß er nie eine beſtimmte Perſon im Auge habe.[5]

Außer ſolchen und ähnlichen Einblicken, die uns Martials Gedichte in das Treiben der Kreiſe geſtatten, welche ſich in dem „Verſammlungsort der Dichter" (schola poetarum)[6] oder in der Säulenhalle des Quirinustempels[7] zuſammen fanden, geben ſie noch manche andere Belehrungen über die damaligen litterariſchen Intereſſen und Beſtrebungen. Durch ſie, durch die gleichzeitigen Gedichte des Statius (90—96) und die ſich an beide unmittelbar anſchließenden Briefe des j. Plinius (97—108/109) kennen wir namentlich das Verhältniß der gebildeten Geſellſchaft zur Poeſie in der Zeit Domitians, Nervas und zum Theil der frühern Trajans genauer als in irgend einer andern Periode. Doch die Erſcheinungen, die hierbei wie überhaupt auf litterariſchem Gebiet als charakteriſtiſch hervortreten, ſind nicht etwa dieſer Periode beſonders eigenthümlich, ſondern dürfen im weſentlichen für die ganze Zeit von Auguſt bis Hadrian vorausgeſetzt werden. Auch hier beſtätigt ſich die Wahrnehmung, daß der Poeſie eine höhere Wichtigkeit, ein größerer Einfluß auf die Geſammtbildung zugeſtanden wurde, als gegenwärtig.

---

1) IX 97. VIII 6. VI 61. 2) XI 94. 3) I 29. 38. 52. 53. 66. 72. Vgl. XII 63. 4) VII 12, 72. X 3. 5. 33. 5) Vgl. auch I praef. 6) III 20. IV 61. 7) XI 1.

Ueberproduktion in der poetiſchen Litteratur.

Zunächſt erhält man den Eindruck einer übermäßigen Emſigkeit und Produktivität auf dem ganzen Gebiet der poetiſchen Litteratur, deſſen ſämmtliche Felder von Dichtern und Dilettanten wetteifernd angebaut wurden; wie ja auch Juvenal in ſeinem Verzweiflungsausbruch über die unaufhörlichen Recitationen Gedichte der verſchiedenſten Art nennt, die man täglich anhören müſſe: der eine lieſt eine Theſeide, der andere römiſche Luſtſpiele, der dritte Elegien vor, eine Tragödie Telephus, ein endloſer Oreſt nehmen den ganzen Tag in Anſpruch, unaufhörlich hallen die Säulen und Platanen eines von den Vorleſern benutzten Periſtyls wieder von den Schilderungen der Centaurenkämpfe, des Todtengerichts, der Erbeutung des goldnen Vließes.[1] Manche verſuchten ſich in mehreren Gattungen zugleich. Ein Varro z. B. war nach Martial als Tragiker und Mimendichter, als Lyriker und Elegiker gleich ausgezeichnet,[2] nicht minder vielſeitig ſcheint der Gaditaner Canius Rufus geweſen zu ſein.[3] Manilius Vopiscus ſchrieb lyriſche und epiſche Gedichte, Satiren und Epiſteln,[4] Pollius Felix Hexameter, Epoden oder Diſtichen und Jamben.[5] Außer den gangbarſten Gattungen werden auch ſeltnere und ungewöhnlichere, wie die ariſtophaniſche Komödie, der Mimiambus erwähnt;[6] viele dichteten griechiſch.[7] Daß wir übrigens aus Martial, Statius und Plinius doch nur einen kleinen Theil der damaligen Dichter kennen lernen, iſt ſelbſtverſtändlich; nach Quintilians Aeußerungen ſcheint die Zahl der namhaften Satiriker und lyriſchen Dichter nicht klein geweſen zu ſein.[8] Von allen Gattungen aber dürfte die epiſche

---

1) Juv. I 1 sqq. 2) Martial. V 30. 3) III 20, 5:

An aemulatur improbi jocos Phaedri?
Lascivus elegis an severus herois?
An in cothurnis horridus Sophocleis?

Vgl. über ihn I 61. III 64. 4) Stat. S. I 3, 100 sqq. 5) Id. II 2, 114 sq.

6) Plin. epp. VI 21 (Vergilius Romanus). 7) So Brutianus Mart. IV 23 (Epigramme). Arrius Antoninus Plin. epp. IV 3 (desgleichen). Vestricius Spurina (Lyriſches) VIII 4 Caninius Rufus (Epos über den daciſchen Krieg).

8) Quintilian. X 1, 94: Sunt et clari hodie, et qui olim nominabuntur. 96: (Caesium Bassum) longe praecedunt ingenia viventium. 98 (Tragödiendichter): eorum, quos viderim, longe princeps (Pomponius Bassus). Lyriker außer den Genannten auch Septimius Severus Stat. S. IV 5, 60 und Passennus Paullus Plin. epp. IX 22, 2. Von Satirendichtern wird nur noch Turnus genannt.

Vorwiegen des (mythologischen) Epos.

diejenige gewesen sein, der sich die meisten zuwandten, besonders das mythologische Epos: wie auch aus jener Zeit hauptsächlich große Epopöen sich erhalten haben, die außer dem Punischen Kriege des Silius sämmtlich zur letztern Art gehören, die Argonautica des Valerius Flaccus, die Thebaide und Achilleide des Statius; auch nach Juvenals Aeußerungen über die Recitationen darf man ein Vorwiegen des Epos annehmen. Außer der Autorität Vergils, dessen maßgebende Form man hier am leichtesten wiedergeben zu können meinte, leitete auch die Schule nothwendig die dichterischen Bestrebungen auf das Gebiet der griechischen Sage hin. Auch schien die Fülle des in ihr enthaltenen poetischen Stoffes vermuthlich die Behandlung, für die man überdies auch (außer Vergil) die zahlreichsten, besonders Alexandrinische Muster hatte, zu erleichtern, und den Mangel an Erfindung und Gestaltungskraft zu ersetzen. Dann bot diese Gattung den weitesten Spielraum zur Entwicklung aller Vorzüge, die auch ein minder begabter Dilettant sich aneignen konnte, als Schönheit der Sprache und Tadellosigkeit des Versbaus, rhetorisches Pathos, vor allem lebhafte Schilderung. Schon Horaz spricht von Naturschilderungen, die als „Purpurlappen" angewendet würden, um manche Blöße in großen Gedichten zu verdecken: „ein Hain und Altar der Diana, der schlängelnde Lauf einer Quelle durch lachende Gefilde, der Rheinstrom, der Regenbogen;"[1] und Juvenal sagt, niemandem sei sein eigenes Haus so bekannt als ihm die Höhle des Vulcan und der Hain des Mars.[2] Der Dichter des Aetna erklärt, er wolle einen ungewohnten Weg betreten, denn die alten Sagen seien schon zu oft behandelt. Jedermann kenne das goldene Zeitalter besser als seine eigene Zeit. Wer habe nicht den Argonautenzug, den Trojanischen Krieg, die Schicksale der Niobe, des Atridenhauses, die Abenteuer des Kadmos, die verlassene Ariadne besungen?[3] In ähnlicher Weise kündigt Nemesianus zu Ende des dritten Jahrhunderts im Eingange seines Gedichts über die Jagd an, nicht „auf dem bekannten Pfade" wandeln zu wollen. Er zählt eine lange Reihe von mythologischen Gegenständen auf: „dies alles hat schon eine Menge großer Dichter vorausgenommen, und die alten Sagen der Vorzeit sind schon

1) Horat. A. P. 15. 2) Juv. I 7 sqq. 3) Lucil. Aetna 8 sqq.

allbekannt.[1] Uebrigens iſt zu glauben, daß nicht bloß Vergils Aeneide, ſondern auch ſeine Idyllen und ſein Landbau zahlreiche Nachahmungen hervorriefen. Martials Freund, Julius Cerealis hatte außer einer „Gigantenſchlacht" auch ländliche Gedichte verfaßt, „die dem ewigen Vergil nahe kamen."[2]

Poetiſche Tändeleien.

Doch die Mehrzahl der Gebildeten, die die Poeſie nicht zu ihrem Beruf machten, ſondern nur, wie Atticus den Reiz nicht entbehren wollten, den ſie dem Leben verleiht,[3] die ihre poetiſchen Beſchäftigungen zur Erholung, Zerſtreuung und Unterhaltung oder zur Uebung trieben, hatte natürlich zu langathmigen epiſchen Dichtungen in der Regel keine Zeit. Der jüngere Plinius empfiehlt einem Freunde, der ſich zum Redner ausbildete, zuweilen auch etwas Hiſtoriſches oder einen Brief zu ſchreiben. „Man darf ſich auch manchmal an einem Gedichte erholen, nicht an einem zuſammenhängenden, langen, fortlaufenden (denn dies kann nur bei ganz freier Zeit ausgeführt werden), ſondern an den geiſtreichen Kleinigkeiten, die für Beſchäftigung und Arbeit jeder Art eine paſſende Abwechſelung bieten. Man nennt ſie Tändeleien; aber dieſe Tändeleien erzielen zuweilen größeren Ruhm als der Ernſt. Daher haben die größten Redner, ja die größten Männer ſich in dieſer Weiſe theils geübt theils ergötzt, oder vielmehr beides zugleich. Denn es iſt erſtaunlich, wie bei dieſen Kleinigkeiten der Geiſt ſich zugleich ſpannt und doch auch erfriſcht, denn hier iſt Raum für den Ausdruck von Liebe, Haß, Zorn, Witz, Mitleid, kurz allem, was im Leben und auch auf dem Forum und vor Gericht vorkommt. Sie bieten auch denſelben Vortheil wie andere Gedichte, daß man ſich umſomehr an der Proſa erfreut, ſobald man von dem Zwange des Versmaßes entbunden iſt, und ſie lieber ſchreibt, nachdem der Vergleich gezeigt hat, daß ſie leichter iſt."[4]

Auch abgeſehn von dieſen poetiſchen Exercitien beſtand die Dilettantenpoeſie, und ſelbſt die der eigentlichen Dichter ohne Zweifel zum

1) Nemesian. cyneg. 12—47. Die Thaten des Hercules beſang oder wollte beſingen Nonius Vindex Stat. S. IV 6, 100 sqq.

2) Martial. XI 52, 7.

3) Cornel. Nepos Atticus 18, 5: attigit quoque poeticam: credimus ne expers esset ejus suavitatis.

4) Plin. epp. VII 9, 8—15.

großen, wo nicht zum größten Theil in Reproduction der klaſſiſchen römiſchen oder griechiſchen Muſter und war im letztern Fall wol ſehr oft nur mehr oder minder freie Ueberſetzung. Und dieſe Reproduction war keineswegs eine unbewußte. Während gegenwärtig auch die poetiſchen Dilettanten nach dem Schein der Originalität um ſo mehr ſtreben, je weniger ſie einer wirklichen fähig ſind, lag dies Streben den römiſchen Dichtern der ſpätern Zeit um ſo ferner, als es ja das Ziel ihrer größten Vorgänger von jeher geweſen war, die Blüthen der griechiſchen Poeſie auf den heimiſchen Boden zu verpflanzen. Und war in der ganzen antiken Kunſt auf allen Gebieten die Ehrfurcht vor der Tradition groß, ſo daß die einmal gefundenen und als muſtergültig anerkannten Formen gleichſam die Kraft von bindenden Geſetzen hatten, gegen die kein Künſtler ſich aufzulehnen wagte, die jede Willkür ausſchloſſen; galt Nachahmung, Copie und Reproduction als berechtigt und zuläſſig, und Fleiß und Studium bis zu einem gewiſſen Grade als ausreichender Erſatz für mangelnde Urſprünglichkeit: ſo gilt dies alles ganz beſonders von der römiſchen Poeſie der ganzen nachauguſteiſchen Zeit. Wie Ennius und Vergil Homer nachgeſtrebt hatten, ſo dichteten die ſpätern Epiker unter dem Banne des Zaubers, den Vergil auf ihre ganze Zeit ausübte. Silius Italicus verehrte ſein Bild vor denen aller anderen großen Männer, feierte ſeinen Geburtstag gewiſſenhafter als den eignen, betrat ſein Grabmal zu Neapel wie einen Tempel.[1] Statius, der am Schluß ſeiner Thebaide für ſie die Unſterblichkeit erfleht, fügt hinzu ſie möge ſich begnügen der göttlichen Aeneide von fern zu folgen und ihre Fußſpuren mit heiliger Scheu zu verehren.[2] Und auch auf andern Gebieten gereichte es den Dichtern zum höchſten Lobe, ein großes Vorbild mit Glück nachgeahmt zu haben. Paſſennus Paullus, ein Freund des jüngern Plinius, eiferte überhaupt den Alten nach, kopirte, reproducirte ſie, vor allen Properz, aus deſſen Familie er ſtammte und dem er gerade in dem am nächſten kam, worin Properz ſich beſonders auszeichnete; ſeine Elegien waren ein „ganz im Hauſe des Properz geſchriebenes Buch.“ Später wendete er ſich zur Lyrik, indem er den Horaz mit

Die Poeſie großentheils Reproduction.

Nachahmung des Vergil

1) Plin. epp. III 7.
2) Stat. Theb. XII 816 sqq.

derſelben Treue wiedergab.[1] Für die große Zahl derer, die ihre dichteriſche Luſt an Kleinigkeiten, Epigrammen, poetiſchen Tändeleien aller Art büßten,[2] war offenbar Catull das auch damals wie ja ſchon in der auguſteiſchen Zeit am allgemeinſten kopirte Vorbild; ſelbſt die Epigramme eines Dichters wie Martial, der doch zu den originellſten der ſpätern gehörte, ſind von Reminiscenzen an ihn voll: er ſende ſeine kleinen Gedichte an Silius, ſagt er, wie vielleicht auch der zärtliche Catull gewagt habe, dem großen Vergil die Klage über den todten Sperling zu ſenden.[3] Dies letztere Gedicht Catulls iſt für alle ähnlichen Gegenſtände das unvermeidliche Muſter geweſen und allem Anſchein nach unendlich oft nachgeahmt worden.[4] Stella, ſo ſchmeichelt Martial, habe in ſeiner „Taube" Catull um ſo viel übertroffen, wie die Taube größer ſei als der Sperling.[5] Der Spanier Unicus, ein Verwandter Martials, ſchrieb Liebesgedichte wie die Catulls an Lesbia oder Ovids an Corinna.[6] Der Freund des Plinius, Pompejus Saturninus, der als Redner und Geſchichtsſchreiber ausgezeichnet war, machte nebenbei auch Verſe „wie Catullus oder Calvus, voll Anmuth, Süßigkeit, Bitterkeit, Leidenſchaft; unter das Zärtliche und Spielende miſchte er etwas Strenges ein: auch dies wie Catullus oder Calvus."[7] Es würde alſo höchſt unbillig ſein, ihn weniger zu bewundern, weil er noch lebe. Einen andern Freund, Sentius Augurinus, hörte Plinius mit dem größten Vergnügen, ja mit Bewunderung drei Tage hintereinander ſeine kleinen Gedichte vorleſen; alles war darin fein, vieles erhaben, vieles anmuthig, vieles zart, vieles voll Süßigkeit, vieles voll Galle: in mehreren Jahren, meinte Plinius, ſei in dieſer Gattung nichts Vollendeteres

und Catull.

1) Plin. epp. IX 22; vgl. VI 15. 2) Plin. epp. IV 14, 9: proinde sive epigrammata sive idyllia sive eclogas sive ut multi poematia — vocare malueris etc. Von dem allſeitigen Dilettanten ſagt Martial. II 7, 3: componis belle mimos, epigrammata belle. Epigrammendichter: Cosconius (ohne Obſcönität) III 69. Cyrenius VIII 18. Arrius Antoninus Plin. epp. IV 3. 18. V 15 (griech. Epigramme u. Jamben). Poematia in der Art Catulls Sentius Augurinus Plin. IV 27. IX 8. Auch die Gedichte des Proculus (Plin. epp. III 15) und Faustinus (Mart. I 25) gehörten zu den kleinern Gattungen (libelli).

3) Martial. IV 14. 4) Mart. I 109. Hermes I 1, 68. 5) Mart. I 7.

6) Id. XII 44. 7) Plin. epp. I 16.

geſchrieben worden, falls ihn nicht das Lob parteiiſch mache, das der Dichter ihm ſelbſt geſpendet habe. Denn er hatte geſagt, er ſinge in kurzen Verſen, wie einſt Catull und Calvus und die Alten. Aber wozu dieſe nennen? Plinius, der ja auch Verschen machte, gelte ihm allein ſoviel als alle Frühern.[1]

Poetiſcher Dilettantismus des j. Plinius.

Das Beiſpiel des Plinius, der erſt als Conſular und im Alter von mehr als vierzig Jahren „die Pfade Catulls zu wandeln" begann und die Entſtehungsgeſchichte dieſes „verſpäteten Liederfrühlings" mit größter Ausführlichkeit erzählt,[2] zeigt aufs deutlichſte, wie damals jede lebhafte Theilnahme an der Litteratur auch die nüchternſten und poeſieloſeſten Naturen zur Poeſie mit Nothwendigkeit hinzog. In Verſen hatte er ſich ſchon früher mehrfach verſucht, wie dies in einer Zeit, deren Bildung ſo ſehr mit poetiſchen Elementen geſättigt war, bei ſeinem von jeher auf litterariſche Auszeichnung gerichteten Streben kaum anders ſein konnte. Du ſagſt, ſchreibt er an einen Freund, du habeſt meine Hendekaſyllaben geleſen, und fragſt, wie ich dazu gekommen ſei, dergleichen zu ſchreiben, da ich doch, wie du meinſt, ein ernſter und, wie ich ſelbſt zugebe, gerade kein thörichter Mann bin. Niemals (denn ich muß etwas weit ausholen) bin ich der Poeſie fremd geweſen. Ich habe ſogar im Alter von vierzehn Jahren ein griechiſches Trauerſpiel geſchrieben. Wie war es? fragſt du. Das weiß ich nicht, genug, es hieß Trauerſpiel. Dann auf der Rückkehr aus dem Kriegsdienſt, als ich auf der Inſel Ikaria durch widrige Winde zurückgehalten wurde, ſchrieb ich lateiniſche Elegien auf jene See und die Inſel ſelbſt. Ich habe mich auch einmal in Hexametern verſucht, in Hendekaſyllaben jetzt zum erſten Mal, deren Veranlaſſung und Urſprung folgender iſt. Auf meiner Villa bei Laurentum ließ ich mir einmal das Buch des Aſinius Gallus über die Vergleichung ſeines Vaters und des Cicero vorleſen: darin kam ein Epigramm des Cicero auf ſeinen Lieblingsfreigelaſſenen Tiro vor. Als ich mich darauf Mittags zur Sieſta zurückzog (denn es war im Sommer) und der Schlaf ſich nicht einſtellen wollte, fing ich an zu bedenken, daß die größten Redner dieſe litterariſche Thätigkeit zum Vergnügen geübt und ſich zum Ruhm angerechnet haben. Ich ſann nach, und

1) Plin. epp. IV 27. IX 8. 2) Mommſen Hermes III 105 f.

zu meiner Ueberraſchung gelang es mir, obwol ich ſo lange außer Uebung geweſen war, in äußerſt kurzer Zeit beides, was mich zum Schreiben aufgeregt hatte, in Verſen auszudrücken.“[1] Die Hexameter, in denen er auseinanderſetzt, wie er ſich durch Ciceros Beiſpiel veranlaßt fühle, ſich in Gedichten ausgelaſſen und ſchalkhaft zu zeigen, ſind durch und durch proſaiſch und unbeholfen, die Hendekaſyllaben werden vermuthlich in noch abſchreckenderer Weiſe gezeigt haben, was entſteht, wenn „einen Pedanten es juckt, locker und loſe zu ſein.“ Ich machte mich darauf, fährt er fort, an elegiſche Gedichte; auch dieſe brachte ich nicht minder ſchnell zu Stande; durch meine Fertigkeit ließ ich mich verführen noch andre hinzuzufügen, und als ich in die Stadt zurückkam, las ich ſie meinen Bekannten vor und fand Beifall. Später verſuchte ich verſchiedene Versmaße, wenn ich gerade Zeit hatte, beſonders auf der Reiſe. Zuletzt beſchloß ich nach dem Beiſpiel ſo vieler eine Sammlung von Hendekaſyllaben beſonders abzuſchließen, und es thut mir nicht leid. Sie wird geleſen, abgeſchrieben, auch geſungen, und ſogar von Griechen, die aus Liebe zu dieſem Büchlein Latein gelernt haben, bald zur Cither bald zur Lyra vorgetragen. Doch wozu dieſe Ruhmredigkeit. Freilich Dichtern iſt etwas Schwärmerei geſtattet, und doch rede ich ja nicht von meinem eignen Urtheil, ſondern von dem anderer, das, ſei es nun richtig oder unrichtig, mir angenehm iſt. Ich kann nur wünſchen, daß auch die Nachwelt ebenſo urtheilen oder ebenſo irren möchte.“[2] Späterhin hat Plinius noch eine Sammlung kleiner Gedichte in verſchiedenen Versmaßen, wenn nicht herausgegeben, ſo doch zur Herausgabe vorbereitet.[3] Die Vorleſung dauerte auf den Wunſch der Zuhörer zwei Tage, denn Plinius machte es nicht wie andre, die einen Theil überſchlugen, und dies den Hörern als eine Wohlthat anrechneten; er las alles, denn es war ſein Wunſch alles zu verbeſſern, und wie konnte er dies, wenn er nur Ausgewähltes der Kritik ſeiner Freunde unterwarf?[4] So ſchnell konnten damals Dilettanten, die der Wunſch einer geiſtreichen Unterhaltung in müßigen Stunden, Nachahmungstrieb, litterariſche Beleſenheit, Versgewandheit, das Beiſpiel anderer,

1) Plin. epp. VII 4. 2) Id. ib. 3) Plin. epp. VIII 21.
4) Mommſen a. a. O. 106, 3.

das Streben nach allſeitiger Vervollkommnung zu poetiſchen Verſuchen geführt hatte, ſich einbilden Dichter zu ſein, wenn ſie ſo eitel wie Plinius und wie er vornehm oder reich waren: doch an Gunſt und Nachſicht fehlte es überhaupt bei einer ſo allgemeinen Verbreitung des Dilettantismus nicht leicht.

Poetiſcher Dilettantismus in den höhern Ständen häufig, desgl. im höhern Lebensalter.

Es war aber damals offenbar keine Ausnahme, daß Männer von Stande, in hoher Stellung, in geſchäftsvollen Aemtern ſelbſt noch im höhern Alter ihre Mußeſtunden der Poeſie widmeten. Wenn Plinius den glänzenden Erfolg, den Calpurnius Piſo mit ſeinen elegiſchen Gedichten über die Sternbilder gehabt habe, mit der Bemerkung berichtet, er erzähle es um ſo lieber, je ſchöner es bei einem jungen Mann, je ſeltner bei einem von Adel ſei:[1] ſo iſt dies ſo zu verſtehn, daß freilich unter der Maſſe von Dichtern, die ſich Monate lang Tag für Tag hören ließen, verhältnißmäßig wenige aus vornehmern Familien geweſen ſein, und beſonders daß die Dilettanten der höhern Stände ſelten zu größern poetiſchen Unternehmungen Zeit und Trieb gehabt haben werden. Von den Conſularen jener Zeit kennen wir als poetiſche Dilettanten, außer Plinius und Silius Italicus, Stertinius Avitus, Arruntius Stella und den hochbejahrten Arrius Antoninus. Auch der etwa 90 als Stadtpräfect geſtorbene Rutilius Gallicus war Dichter.[2] Veſtricius Spurinna, der die höchſten Aemter verwaltet, Provinzen regiert hatte, und durch eine Ehrenſtatue in Triumphaltracht (wahrſcheinlich von Nerva) ausgezeichnet worden war, widmete im Alter von 77 Jahren (zwiſchen dem Spaziergange und dem Bade) täglich einige Zeit der Abfaſſung lyriſcher Gedichte in griechiſcher und lateiniſcher Sprache, die nach Plinius vortrefflich waren.[3] Der Ritter Titinius Capito, der unter Domitian, Nerva, Trajan das höchſt geſchäftsvolle Amt eines kaiſerlichen Sekretärs bekleidete, war nebenbei auch eine Hauptſtütze der Litteratur, Gönner und Beförderer aller Schriftſteller und Dichter, er gab ſein Haus zu Vorleſungen her, er beſuchte die Vorleſungen anderer, er las ſelbſt und ſchrieb auch ausgezeichnete Gedichte auf große Männer.[4] Der Freigelaſſene Parthenius, Oberkämmerer Domitians und noch

1) Plin. epp. V 17. 2) Stat. S. I 4, 29 sq. 3) Plin. epp. III 1. Mommſen S. 39 f. 4) Plin. epp. I 17 VIII 12. Vgl. Th. I³ 171.

unter Nerva einflußreich, war nach Martial ein Geliebter des Apoll und der Muſen; wer trank reichlicher aus ihrer Quelle als er? Leider hatte er zur Poeſie zu wenig Zeit.[1] Daß der poetiſche Dilettantismus auch in den höhern Ständen der Städte Italiens verbreitet war, laſſen die Beiſpiele des Puteolaners Pollius Felix, des Comenſers Caninius Rufus vorausſetzen.[2] Er gehörte damals nicht etwa zu den Symptomen eines geiſtigen Klärungsproceſſes der unreifen Jugend, zu den Entwicklungskrankheiten: die Poeſie begleitete einen ſehr großen Theil der Gebildeten durch das Leben. Sie wurde nicht bloß geübt, um das geiſtige Leben zu veredeln und zu ſchmücken, ſondern auch weil ſie als weſentliches Bildungsmittel geſchätzt war, und die Fähigkeit die poetiſche Form zu handhaben galt daher auch als Beweis einer höhern Bildung. Sogar Menſchen von der Klaſſe, die der Trimalchio das Petron repräſentirt, glaubten eigene Gedichte aufweiſen zu müſſen, um als gebildet erſcheinen zu können:[3] um ſo begreiflicher iſt es, daß kluge Dichter, die das Geld dem Ruhm vorzogen, für ihre Verſe zuweilen Käufer fanden.[4]

Während nun im Anfange des zweiten Jahrhunderts die Richtung auf die Poeſie in der Zeitbildung noch ſo mächtig wirkte, daß auch proſaiſche Naturen wie Plinius ſich ihrem Einfluß nicht entziehen konnten, trat ſchon in der Zeit Hadrians der große Umſchwung ein, durch den die Proſa wieder ſo ſehr das Uebergewicht gewann, daß nicht nur die Poeſie mehr und mehr aufhörte, das Hauptgebiet der litterariſchen Beſtrebungen für Dilettanten und Künſtler zu ſein, ſondern ſelbſt poetiſch beanlagte Geiſter wie Apulejus ſich der Proſaſchriftſtellerei vorzüglich zuwandten. Dieſer Umſchwung vollzog ſich, wie bereits bemerkt, hauptſächlich unter dem Einfluß der neuentſtandenen griechiſchen Sophiſtik.

Umſchwung in Hadrians Zeit durch die griechiſche Sophiſtik.

1) Mart. XII 11. Vgl. Th. I³ 102. 2) Oben S. 351. A. 7.

3) Petron. Sat. c. 34. 41. 55. 4) Martial. II 20:

Carmina Paulus emit: recitat sua carmina Paullus.
Nam quod emas, possis jure vocare tuum.

XII 46:

Vendunt carmina Gallus et Lupercus.
Sanos, Classice, nunc nega poetas.

Vgl. I 29. 66. XII 63. VII 77.

Die griechiſche Sophiſtik und ihre Wirkungen in der griechiſchen —

Die neue Kunſt des griechiſchen Vortrags, deren Virtuoſen mit dem alten Namen der Sophiſten bezeichnet wurden, bildete ſich ſeit dem Ende des erſten Jahrhunderts aus; und die Bedeutung, die ſie gewann, die große Zahl der Talente, die ſich ihr zuwandte, die allgemeine, leidenſchaftliche, ans Unglaubliche grenzende Bewunderung, die ſie in der griechiſchen Welt hervorrief[1] — alles dies beweiſt, daß ſie dort nicht bloß dem Zeitgeſchmack völlig entſprach, ſondern auch eine tief empfundene Leere im geiſtigen Leben in einer für die große Mehrzahl der Gebildeten befriedigenden Weiſe ausfüllte. Der unerſättliche Drang nach immer neuer, geiſtreicher Unterhaltung, die Empfänglichkeit für Kunſt lebte in der alternden Nation mit unverminderter Stärke fort; aber das reine und ſichere Gefühl für wahre Kunſt, das in den Jahrhunderten griechiſcher Geiſtesblüthe ſich auf allen Gebieten an einer ſo wunderbaren Fülle der herrlichſten Schöpfungen hatte bilden können, war verloren gegangen. Die Kunſt der Sophiſten, die dem entarteten Geſchmack der ſpätern Jahrhunderte ſo ſehr zuſagte, war eine Afterkunſt. Sie ſchuf ſchwer zu handhabende bis ins Kleinſte ausgebildete Formen, genaue und kleinliche Regeln für „jede Art des Stils, jede Art Gedankenform, Satzbildungen und Rhythmen," auch auf die Correktheit des Ausdrucks, die man durch Studium und (nicht ſelten verkehrte und pedantiſche) Nachahmung der alten beſonders attiſchen Muſter zu erreichen ſtrebte, wurde großer Werth gelegt.[2] Die Virtuoſität der Sophiſten beſtand zum großen Theil in der ſcheinbar müheloſen Ueberwindung der techniſchen Schwierigkeiten ihrer Kunſt: „wenn Polemo eine Periode drechſelte, brachte er das letzte Kolon derſelben mit Lächeln vor, um zu zeigen, wie leicht es ihm wurde."[3] Die in dem gebildeten Publikum je länger je mehr verbreitete Kenntniß der Technik der neuen Proſakunſt ſchärfte das Verſtändniß und erhöhte die Bewunderung der Zuhörer. Vor allem

1) Eine Schilderung des *ἐνθουσιασμός* der Zuhörer bei einer ſeiner Reden gibt z. B. Aristid. or. XXVII (*ἱερῶν λόγων E*) p. 354 Jebb. ed. Dindorf. I 542: *ἐκ πρώτου ῥήματος εἱστήκεσαν, ὤδινον, ἐγάνυντο, ἐξεπλήττοντο, συμπαρένευον τοῖς λεγομένοις, ἠφίεσαν φωνὰς οὔπω πρόσθεν γενομένας, πᾶς τις αὐτοῦ τὸ κέρδος ποιούμενος, εἴ τι νείμαι τῶν μεγίστων ἐμοί.*

2) Lehrs popul. Aufſ. S. 185 ff. Bernhardy Gr.L.G. I² 519 ff.

3) Philostrat. V. soph. I 25, 7.

aber bewunderte man die Kunſt der Improviſation, die freilich nicht alle Sophiſten erreichen konnten, und auf die einer der größten, Herodes Atticus, mehr Werth gelegt haben ſoll als auf ſeinen conſulariſchen Rang und ſeine Abſtammung aus einer conſulariſchen Familie.[1] Dazu kam eine ſtudirte Deklamation, die freilich oft wie Auftreten, Mienenſpiel und Geberden ins Theatraliſche fiel oder ſich dem muſikaliſchen Vortrag zu ſehr näherte. Alles dies aber verbunden mit der auch damals noch unerſättlichen Empfänglichkeit des griechiſchen Ohres für den Zauber kunſtvoller Rede erklärt vielleicht noch nicht hinreichend die erſtaunlichen Erfolge dieſer Prunkreden, deren anſpruchsvolle Formenkünſtelei durch den Mangel an wahrem Inhalt auf uns immer abſtoßend wirkt, und die es überdies oft genug mit ihrer ſüßlichen Affektation, ihrer geſpreizten Unnatur, ihrem Schwulſt und Bombaſt nur zu einer widerlichen Karrikatur jener alten großartigen Beredſamkeit bringt, die ſie in erneuerter Geſtalt reproduciren wollte. Der Enthuſiasmus für die Sophiſten und ihre Leiſtungen, der ſich auch in Ehrenbezeugungen aller Art kund gab, das Zuſtrömen der bildungsbefliſſenen Jugend zu den Städten, wo ſie ſich als Lehrer niederließen, die Bedeutung, die man ihnen zugeſtand, die ſie als Strafredner, Ermahner und Verſöhner aufzutreten berechtigte, und ihre eigene an Verrücktheit grenzende Einbildung von der Wichtigkeit und Wirkung ihrer Thätigkeit: alles dieſes wäre wenigſtens in dieſem Grade nicht möglich geweſen, wenn die Sophiſtik nicht auch der Nationaleitelkeit der Griechen eine neue, lang entbehrte Befriedigung geboten hätte. Die Griechen „hatten noch immer die Neigung ſich für die große Nation zu halten" und wurden in dem Stolz die Lehrer auch der Römer geweſen zu ſein von dieſen beſtärkt; nun hatte Griechenland eine neue glänzende Bildungsform hervorgebracht, aufs neue auf dem Gebiet der Litteratur den Ton angegeben. Aber was der Sophiſtik vor allem die leidenſchaftliche Theilnahme der griechiſchen Welt gewann, war daß ſie die Verherrlichung der großen Vorzeit Griechenlands zu ihrer Hauptaufgabe machte: die herabgekommene Nation kannte keine größere Freude als ſich in dieſen Erinnerungen zu ſpiegeln. Die Themas der Improviſation wurden

1) Philostrat. V. soph. I 25, 6.

von den Sophiſten wie von ihren Zuhörern am liebſten aus der griechiſchen Geſchichte gewählt. „Die Thaten der Vorfahren waren durch die Geſchichte überliefert, und dieſe konnte man feiern. Aber ihre Reden bei hundert Gelegenheiten waren nicht überliefert. Alſo konnte man reden, was ſie hätten reden können, und was man ihnen hätte erwidern können, und was ſie bei der oder jener Gelegenheit, wo ſie gar nicht geredet, hätten ſie geredet, würden geredet haben. Einige ſolche Themata waren z. B. Demoſthenes nach der Schlacht bei Chäronea. Wie vertheidigte ſich Demoſthenes gegen die Anklage des Demades vom Perſerkönig mit fünfzig Talenten beſtochen zu ſein? Rede an die Griechen nach Beendigung des peloponneſiſchen Krieges als eines Bürgerkrieges, daß man die Tropäen niederreißen müſſe. Berathung der Lacedämonier, ob man die aus Sphakteria ohne Waffen heimkehrenden Spartiaten in Sparta wieder aufnehmen dürfe. Ob man Sparta, das nach Lykurgs Geſetzen ohne Mauer ſein ſollte, beim Herannahen der Perſer mit einer Mauer ſchützen ſolle.“ „Die meiſten dieſer genannten Themen und ähnliche waren beliebt: man hörte ſie gern und die Sophiſten behandelten ſie wetteifernd. Aber keine trugen es davon über die ſogenannten mediſchen oder attiſchen Themata. In jenen ließ man den Darius und Xerxes ihre barbariſchen Prahlereien gegen die Griechen ſprechen, und wie jetzt (1841) den Erlkönig, forderte man damals den Perſerkönig. In den attiſchen war es Salamis und Marathon mit ihren einzelnen Acten und Helden, die gefeiert wurden. Das ſchildert Lucian, indem er einem Rhetor den ſpöttiſchen Rath gibt, worauf es ankomme. Vor allem erwähne Marathon und Cynägirus, ohne welche nichts geſchehen darf; immer laß den Athos beſchiffen und den Hellespont beſchreiten, die Sonne werde von den Pfeilen der Perſer verfinſtert, Xerxes fliehe, Leonidas werde bewundert, immer leſe man die Schrift des Othryades und nenne Salamis, Artemiſion und Platää.“[1]

— in der römiſchen Welt.

Obwohl nun alſo die Bedeutung der Sophiſtik für die griechiſche Welt eine weſentlich nationale war, ſo übte ſie doch auch auf die römiſche große Wirkungen, vermöge der althergebrachten Ehrfurcht der Römer vor der Autorität der Griechen auf dem ganzen geiſtigen

1) Lehrs a. a. O. S. 186 f.

und namentlich litterariſchen Gebiet, ihrer Abhängigkeit von griechiſchem Urtheil, ihrem Streben ſich griechiſche Bildung anzueignen, das damals vielleicht eifriger war als in irgend einer frühern Zeit. Wie ſie von jeher bei den Griechen in die Schule gegangen waren, ſeit ſie angefangen hatten ihre Beredſamkeit zur Kunſt auszubilden, ſo bemühten ſie ſich auch damals eifrig, von den neuſten Vervollkommnungen der griechiſchen Darſtellungskunſt Vortheil zu ziehn. Junge Männer reiſten aus Italien und den weſtlichen Ländern zahlreich nach Athen und andern griechiſchen Bildungsſtätten, um ſich durch Hören der gefeiertſten Lehrer den feinſten Schliff anzueignen;[1] aber dieſe traten auch ſelbſt auf ihren Kunſtreiſen regelmäßig in Rom und andern großen Städten des Weſtens auf oder ließen ſich dort für die Dauer nieder, und namentlich den Lehrſtuhl der griechiſchen Beredſamkeit in Rom inne zu haben, rechneten auch die berühmteſten ſich zur Ehre.[2] Zur Erhöhung ihres Anſehns bei den Römern trug auch das Intereſſe bei, das die Kaiſer für ſie kund gaben, die Auszeichnungen und Geſchenke, die ſie ihnen reichlich zu Theil werden ließen, der Werth, den ſie auf den von ihnen den Thronfolgern zu ertheilenden Unterricht legten,[3] die hohen Stellungen, zu denen ſie ſie beförderten (namentlich die griechiſche Abtheilung des kaiſerlichen Sekretariats), die Höflichkeit, Nachſicht und Geduld, mit der ſie ihre lächerliche Prätention und ſelbſt Inſolenz ertrugen: ſo wie andrerſeits ſchon allein dies ganze Verhalten der Kaiſer gegen die Sophiſten eine in der gebildeten römiſchen Geſellſchaft ſehr verbreitete hohe Achtung für ihre Leiſtungen vorausſetzen läßt, welche die Kaiſer nicht minder theilten als andre in der Zeitbildung herrſchende Richtungen und Intereſſen.

Intereſſe der Kaiſer —

1) Gell. XVII 20, 1: Taurus mihi: heus, inquit, tu rhetorisce — sic enim me in principio recens in diatriben acceptum appellitabat, existimans eloquentiae unius extundendae gratia Athenas venisse.

2) Inhaber dieſer Profeſſur: der Cilicier Philager Philostrat V. s. II 8. ed. K. p. 251 f. Der Phönicier Hadrianos II 10. p. 256. Der Kappadocier Pauſanias aus Cäſarea II 13 p. 258. Der Smyrnäer Euhodianos II 16 p. 200. Aspaſios aus Ravenna II 33 p. 274.

3) H. A. Vit. M. Antonini c. 2. Verus c. 2 (Herodes Atticus). Philostrat. V. s. II 24, 2 (Antipater).

Hadrian, zugleich der größte Verehrer der Griechen und der eifrigſte litterariſche Dilettant, war auch ein beſonderer Freund der Sophiſten, deren Lebensbeſchreiber Philoſtrat ihm das Lob ertheilt, daß er unter allen frühern Kaiſern am meiſten Sinn dafür hatte, ausgezeichnete Talente zu fördern.[1] Das von Trajan dem berühmten Polemo verliehene Recht der Abgabenfreiheit bei allen ſeinen Reiſen dehnte er auf deſſen Nachkommen aus, nahm ihn in die Akademie (das Muſeum) zu Alexandria auf, bezahlte für ihn unaufgefordert eine Schuld von 250000 Denar u. ſ. w. Ob dieſe Angabe zuverläſſig iſt, muß freilich dahingeſtellt bleiben, um ſo mehr als anderes, was Philoſtrat erzählt, offenbar abgeſchmackt erfunden oder doch lächerlich übertrieben iſt; daß es Glauben fand, zeigt die kindiſche Einbildung der Sophiſten von ihrer Wichtigkeit und ihrer Stellung zu den Kaiſern. Polemo ſoll einſt Hadrians Nachfolger, Antoninus Pius, als dieſer noch Proconſul von Aſien war, in der gröbſten Weiſe bei Nacht aus ſeinem Hauſe in Smyrna gewieſen haben: um nun Polemo gegen eine etwaige Rache von Seiten des Antoninus zu ſchützen, habe Hadrian in ſeinem Teſtament ausdrücklich geſagt, daß Polemo ihm zur Adoption des Antoninus gerathen, auch habe dieſer nach ſeiner Thronbeſteigung dem Polemo alle Ehre erwieſen![2] Von ſolchen und ähnlichen Geſchichten iſt das Buch des Philoſtrat voll. Der Sophiſt Ariſtides machte Marc Aurel bei einem Aufenthalte deſſelben in Smyrna ſeine Aufwartung nicht früher als bis der Kaiſer nach ihm verlangte, er habe, ſagte er, ſeine Studien nicht unterbrechen wollen; als Smyrna ſpäter durch ein Erdbeben zerſtört war, gab er durch ſeine (noch vorhandene, ganz aus Exklamationen beſtehende) „Klage über Smyrna" Veranlaſſung zu ihrer Wiederherſtellung. Bei der ſchönen Stelle: „die Abendwinde wehn über eine Oede" hatte Marc Aurel Thränen vergoſſen.[3] Obwohl es nun unmöglich iſt zu entſcheiden, wie viel in der angeführten Darſtellung Philoſtrats im Einzelnen Wahrheit und wie viel Lüge, oder doch Entſtellung, Uebertreibung und Einbildung iſt, ſo kann doch weder die auffallende Höflichkeit der Kaiſer im

1) V. Hadriani c. 16. Philostrat. V. s. I 8. I 22, 3. 2) Philostrat. V. s. I 24, 3. 3) Philostrat. V. s. II 9, 2.

zweiten und zum Theil im dritten Jahrhundert gegen die Sophiſten noch ihr Intereſſe für deren Kunſt bezweifelt werden: hiernach allein würde ſchon wie geſagt daſſelbe für die gebildete Welt Roms vorauszuſetzen ſein. Es fehlt aber auch ſonſt nicht an unverdächtigen Zeugniſſen über das große Intereſſe, das dieſe an den Sophiſten nahm. Einer der Begründer der neuen Kunſt, der Aſſyrer Iſäus, trat (wol kurz vor dem Jahre 100)[1] in Rom auf, welchen Eindruck er mit ſeinem gewaltigen Redefluß machte, zeigt die Schilderung des jungen Plinius: „dem Iſäus war ein großer Ruf vorangegangen, größer hat er ſich bewährt. Da iſt höchſte Fertigkeit, Reichthum, Fülle. Er ſpricht immer nur aus dem Stegreif und doch ebenſo als hätte er es lange geſchrieben. Sein Ausdruck iſt ächt griechiſch, ja attiſch. Die Vorreden ſind zierlich, einſchmeichelnd, bisweilen würdig und in höherm Ton. Dann läßt er ſich mehrere Controversthemata geben, überläßt aber den Zuhörern die Wahl, oft auch die Beſtimmung, ob er für oder gegen reden ſolle. Er erhebt ſich, macht den Mantelwurf, beginnt. Augenblicklich iſt ihm alles zur Hand: die entlegnen Gedanken ſtellen ſich ihm zu Gebote und die Worte: und was für Worte. Ausgeſuchte und gebildete. Viel Beleſenheit, viel ſchriftliche Uebung iſt in dieſen unvorbereiteten Ergüſſen erſichtlich. Seine Einleitung iſt dem Gegenſtande anpaſſend, ſeine Widerlegung ſcharf, ſeine Beweisführung energiſch, das Schmuckwerk erhaben. Kurz er lehrt, unterhält, ergreift. Häufig ſind bei ihm die ſogenannten Enthymemata, häufig die Syllogismen; und dieſe ſcharf umgrenzt und abſchließend. Was er aus dem Stegreif geſprochen, faßt er ſtreckenweit wiederholend zuſammen und irrt ſich mit keinem Wort. Zu ſolcher Fertigkeit hat er es durch frühe Uebung gebracht. Denn Tag und Nacht treibt, hört und ſpricht er nichts anderes. Er iſt über das ſechzigſte Jahr hinaus und immer noch bloß ein Mann der Schule.“[2] Nach dieſer Schilderung darf man den Angaben Philoſtrats buchſtäblichen Glauben beimeſſen, daß die Feindſchaft der beiden Sophiſten Favorinus und Polemo dadurch genährt wurde, daß Conſuln und Söhne von Conſuln theils für dieſen, theils für

und der Römer überhaupt für die Kunſt der Sophiſten.

1) Juv. III 74.

2) Plin. epp. II 3; bei Lehrs popul. Aufſ. 184 f.

jenen Partei nahmen; daß der Sophiſt Hadrianus ſolche Bewunderung erregte, daß Ritter und Senatoren ſich ins Athenäum drängten um ihn zu hören, und ſelbſt ſolche, die des Griechiſchen unkundig waren.[1]

Einfluß der griech. Sophiſtik auf die röm. Litteratur des 2. Jahrhunderts.

Daß die großen (durch den griechiſchen Lehrſtuhl in Rom energiſch unterſtützten) Wirkungen der ſophiſtiſchen Beredſamkeit in der gebildeten römiſchen Welt nicht ohne Einfluß auf die dortigen litterariſchen Beſtrebungen blieben, zeigt ſich ſelbſt in den geringen Ueberbleibſeln der römiſchen Litteratur in der nachhadrianiſchen Zeit des zweiten Jahrhunderts deutlich genug. Ja vielleicht ſind dieſe Ueberbleibſel auch darum ſo gering, weil manche Römer ſich durch den Glanz der neuen griechiſchen Proſa verführen ließen, griechiſch ſtatt lateiniſch zu ſchreiben. Bei Marc Aurel iſt die Wahl der erſten Sprache zwar ohne Zweifel durch das Studium der Originalwerke griechiſcher Philoſophen veranlaßt worden; doch daß der Arelatenſer Favorinus und der Römer (oder Präneſtiner) Claudius Aelianus nach dem Ruhm ſtrebten nicht in ihrer Mutterſprache ſondern in der griechiſchen als Stilkünſtler zu glänzen, wie ſie denn in der That zu den hervorragenden griechiſchen Sophiſten gezählt wurden: das gehört zu den unzweideutigſten Symptomen des Einfluſſes der griechiſchen Sophiſtik auf die litterariſchen Kreiſe der römiſchen Welt. Römiſche Proſaſchriftſteller beſitzen wir aus dieſer Zeit nur drei, von denen Gellius, der nichts als eine Sammlung von gelehrten Ergötzlichkeiten bieten wollte, kaum den Namen eines Schriftſtellers verdient: aber doch auch in der ſtudirten Eleganz, beſonders ſeines Erzählens, wol die Nachahmung gleichzeitiger griechiſcher Muſter verräth; ſein großer Freund Herodes, dieſer „durch anmuthigen Geiſt und griechiſche Beredſamkeit berühmte Mann" hatte ähnliche Sammlungen gelehrter Art herausgegeben.[2] Fronto, der Bewunderer des Polemo,[3] hat ſich in mehrern Formen verſucht, in denen die Sophiſten ihre Kunſt zur Schau ſtellten; außer der zierlichen Erzählung[4] gehörten dazu beſonders Briefe, die theils im eigenen Namen, theils im Namen und

1) Philostr. V. s. I 8. II 10, 5. 2) Gell. IX 2, 1. Keil Atticus St.R.E. I² 2100. 3) Fronto epp. ad M. Caes. II 10. (Polemonis tui quoniam meministi). Vgl. den Brief des Verus über ihn II 5 ed. N. 4) Fronto De fer. Als. p. 228 ed. N. u. p. 237 ed. N. (Arion).

Charakter der verſchiedenſten Perſonen, Stände, Klaſſen geſchrieben wurden, von Fronto haben wir auch griechiſch geſchriebene. Auch ſeine Lobreden auf den Staub, den Rauch und die Faulheit ſind Verſuche in der bei den Sophiſten beliebten Aufgabe ſchädliche, verächtliche und unnütze Dinge zu preiſen. Apulejus endlich, der in Athen, wie er ſelbſt ſagt, griechiſche Bildung im weiteſten Umfange ſich aneignete, hat es geradezu zu ſeiner Lebensaufgabe gemacht in der Kunſt der lateiniſchen Proſa daſſelbe zu leiſten wie die Sophiſten in der griechiſchen.[1] Die Verbindung der Philoſophie mit der Beredſamkeit, durch die er hauptſächlich ſein großes Anſehn bei der Mitwelt und Nachwelt gewann, war auch bei den griechiſchen Sophiſten nicht ungewöhnlich; wie ſie reiſte er von Ort zu Ort und ließ ſich mit wohl vorbereiteten Vorträgen hören (eine Sammlung ſorgfältig ausgearbeiteter Glanzſtellen und Einleitungen hat ſich erhalten); wie ſie verwerthete er auch ſeine Kunſt vor Gericht. Auch ſein Hauptwerk, der Roman des in einen Eſel verwandelten Lucius iſt ein ſophiſtiſches Schau- und Prachtſtück. Denn auch dieſe Form wurde von den Sophiſten benutzt um die Vorzüge der proſaiſchen Darſtellungskunſt auf verſchiedenen Gebieten zu entfalten: auch hier war die Darſtellung der Zweck, der Gegenſtand nur das Mittel. Wie die griechiſchen Romane beſteht auch der des Apulejus aus loſe an einander geknüpften Scenen und Abenteuern aller Art, die dem Darſteller Gelegenheit bieten, ſeine Kunſt bald in komiſchen und tragiſchen, ſchmutzigen und ſchaudervollen Geſchichten, bald in Schilderungen von Naturſcenen und Kunſtwerken, bald in Dialogen und Reden zu entfalten. Apulejus.

Wenn der Verſuch des Apulejus die griechiſche Sophiſtik in die römiſche Litteratur zu verpflanzen der ſchlagendſte Beweis der ungemeinen Wirkung iſt, den die neue griechiſche Kunſt auch auf die gebildete Welt des Weſtens übte, ſo zeigt zugleich ſeine ganze Schriftſtellerei, wie die Herrſchaft dieſer Form nothwendig die bisherige Bedeutung der Poeſie beeinträchtigte. Daß Apulejus eine poetiſch beanlagte Natur war, wird niemand beſtreiten; er war es wol in höherm Grade als der größte Theil der uns bekannten nachauguſteiſchen

1 Dies bemerkt richtig Kretschmann De latinitate Apuleji p. 7.

Dichter; ſchon die Wahl eines Volksmärchens (Amor und Pſyche) zum Gegenſtand der Darſtellung und deſſen liebevolle Behandlung zeigt ein in jener Zeit wol ſehr ſeltenes Verſtändniß auch für die wilden Blumen der Poeſie, die die poetiſchen Kunſtgärtner und deren Bewundrer vornehm ignorirten. Allerdings hat ſich nun Apulejus wie in allen Formen der Poeſie ſo auch in Gedichten aller Art verſucht, wie er ſagt, Epen, Lyriſches, Komödien, Tragödien, Satiren und Räthſel geſchrieben;[1] aber ſeinen Ruhm ſuchte und fand er doch in der Proſaſchriftſtellerei. Hundert oder funfzig Jahre früher würde er höchſt wahrſcheinlich als Dichter geglänzt haben, aber wie die herrſchende Richtung der frühern Zeit ſtark genug geweſen war ſelbſt nüchterne Pedanten wie Plinius auf poetiſche Pfade zu locken, ſo zog jetzt die Proſakunſt unwiderſtehlich das Talent an und vermochte es ſelbſt aus der ihm zuſagenden Sphäre zu reißen. Apulejus freilich hat ſich in Behandlung wie in Wahl des Stoffes der Poeſie doch möglichſt nahe gehalten.

Bedeutung der Poeſie für Geſammtbildung und Kultur ſeit der Renaiſſancezeit.

Mit der Wiedergeburt der antiken Kultur gewann die römiſche Poeſie der auguſteiſchen und nachauguſteiſchen Zeit aufs neue eine ſo hohe Geltung als ſie ſie nur je im Alterthum beſeſſen. Während Homer, Pindar, Aeſchylus, Sophokles, Theokrit Jahrhunderte hindurch wenig gekannt und noch weniger verſtanden wurden, waren Vergil, Horaz, Ovid, Juvenal allgemein als höchſte Muſter anerkannt. Mit der Herſtellung der Geltung der römiſchen Dichtung und ihres Einfluſſes auf die Geſammtbildung kehrten aber auch manche Erſcheinungen wieder, die in dem Verhältniß der gebildeten Welt des ſpätern Alterthums zur Poeſie ihren Grund hatten. Zunächſt ſtellte der Humanismus die innige Verbindung der Poeſie mit der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit her; auch ihm galt ihr Studium als wichtiges Bildungsmittel, die Virtuoſität in der Handhabung ihrer Formen und ihres Ausdrucks als feinſte Blüthe edler Bildung: „Poeten" hießen geradezu die deutſchen Humaniſten in befreundeten wie in feindlichen Kreiſen, und nicht mit Unrecht.[1] Zugleich erhielt die

1) Apulej. Florid. I 9, 37. 2) Strauß, Ulrich v. Hutten I 49 ff.

Poeſie die Aufgabe zurück, das Leben der Bevorzugten zu ſchmücken und jedem bedeutenden Moment eine höhere Weihe zu geben. Zum Theil haben dieſe Richtungen bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts und ſelbſt darüber hinaus fortgewirkt. Die Poeſie blieb ein regelmäßiger Unterrichtsgegenſtand an den Univerſitäten, und begleitete oft genug Männer, die eine höhere Bildung erworben hatten, durchs Leben, indem ſie ihnen in Mußeſtunden eine geziemende Ergötzung und Erholung bot: auch die officielle wie nicht officielle Gelegenheitspoeſie behielt eine gegenwärtig kaum noch verſtändliche Bedeutung und Breite. Erſt vor einem Jahrhundert etwa vollzog ſich jene große geiſtige Revolution, die der Poeſie wie der Kunſt überhaupt das hohe Ziel ſteckte, die Befreierin des menſchlichen Gemüths von den dunkeln Mächten der Leidenſchaft zu werden. Dieſe gewaltige Bewegung, die aus Künſtlichkeit, Convenienz und Formenweſen ſo mächtig zur Natur zurückſtrebte, die das Verſtändniß der Griechen, Shakeſpeares und der Volkspoeſie erſchloß: ſie hat, wie ſie das ganze Verhältniß der gebildeten Welt zur Poeſie völlig umgeſtaltete, auch die Schätzung der römiſchen Dichter ſehr herabgedrückt, doch freilich weit mehr bei den romaniſchen als bei den germaniſchen Völkern.

Anhang zum dritten Abſchnitt.

1. Benutzung der Controversiae des ältern Seneca in den Gesta Romanorum.*)

Es ſcheint bisher noch nicht bemerkt worden zu ſein, daß die Controversiae des Seneca in den Gesta Romanorum mehrfach, ja ſogar (ſo viel man aus Gräſſes Angaben der Quellen entnehmen kann) unter den antiken Quellen am meiſten benutzt ſind, obwohl Seneca als Gewährsmann ausdrücklich genannt iſt cap. 134 De innocenti morte Christi: Seneca narrat, quod lex aliquando erat, quod quilibet miles in armis suis sepeliri deberet, et qui tantum defunctum armis spoliaret, morte moreretur etc. Die Erzählung iſt aus Controv. IV 4 entlehnt. Gräſſe, der nur an den Philoſophen Seneca dachte, bemerkt (Das älteſte Märchen- und Legendenbuch des chriſtlichen Mittelalters oder die Gesta Romanorum, zweite Ausgabe 1847 S. 272), daß ſie ſich bei Seneca nicht finde, und bezeichnet die übrigen aus den Controversiae ſtammenden als ſelbſterfundene caſuiſtiſche Fälle. Ich habe folgende bemerkt: G. R. c. 2 (Controv. I 2) 3 (I 3) 4 (I 5) 6 (II 2) 7 (II 4) 14 (VII 4) 73 (III 1) 90 (VI 3) 100 (I 4) 134 (IV 4). Auch bei der Erfindung von c. 117 ſcheint eine Reminiscenz an die fingierten Geſetze der Controversiae zu Grunde zu liegen. Soviel ich übrigens verglichen habe, ſind nur die Themata ſelbſt, nicht was Seneca von deren Behandlung durch die Rhetoren mittheilt, benutzt. Einige Beiſpiele mögen die Art der Benutzung veranſchaulichen.

*) Vgl. Ind. lect. aestiv. acad. Alb. Regim. MDCCCLXXI.

Seneca Controv. I 1

Liberi parentes alant aut vinciantur. Duo fratres inter se dissidebant; alteri filius erat. patruus in egestatem incidit, patre vetante adulescens illum aluit. Ob hoc abdicatus tacuit. Adoptatus a patruo est. Patruus accepta hereditate locuples factus est. Egere coepit pater. Alit illum. Abdicatur.

Gesta Romanorum (ed. Keller) c. 2 De misericordia.

Titus regnavit, qui statuit pro lege sub poena mortis, quod filii parentes suos alerent. Accidit casus quod erant duo fratres ex uno patre: Unus filium habebat, et vidit avunculum suum egentem; statim secundum legem eum aluit contra voluntatem patris et ideo pater ejus a societate sua eum expulit. Verum tamen hoc non obstante non dimisit quin avunculum suum egentem aleret et necessaria ei in omnibus dedit. Post haec avunculus ejus dives factus est et pater ejus coepit egere. Filius vero hoc videns patrem aluit prohibente avunculo et ideo a societate avunculi expulsus est dicensque (sic) ei: Carissime, tibi constat, quod aliquando egenus eram et contra voluntatem patris tui mihi necessaria in omnibus ministrasti, et ideo jam te in filium meum et haeredem accepi. Ingratus filius haereditatem non sequitur sed filius adoptatus etc. (Alles Uebrige rührt von dem Autor der Gesta her).

Seneca Controv. I 3.

Incesta de saxo deiciatur. Incesta damnata, antequam deiceretur de saxo, invocavit Vestam. Vixit dejecta. Repetitur ad poenam.

G. R. c. 3. Justum judicium.

Quidam imperator regnavit, qui statuit pro lege, quod si mulier sub viro adulterata esset, sine misericordia de alto monte praecipitaretur. Accidit casus quod quaedam mulier sub viro suo erat adulterata, statim secundum legem de alto monte fuit praecipitata. Sed de monte tam suaviter descendit, quod in nullo laesa erat. Ducta est ad judicium. Judex videns, quod mortua non esset, sententiam dedit, iterum deberet praecipitari et mori. Ait mulier: Domine, si sic feceritis, contra legem agitis, quia lex vult quod nullus debet bis puniri pro uno delicto. Ego eram praecipitata quia semel adulterata, et deus me miraculose salvavit, ergo videtur quod iterato contra legem non debeo praecipitari. Ait judex: Satis prudenter respondisti. Vade in pace! Et sic salvata est mulier.

---

2. Chronologie der Epigramme Martials.

Die Chronologie der Bücher Martials habe ich (mit Ausnahme des lib. spect. und lib. XII.) zu beſtimmen geſucht in den beiden Programmen der Univerſität Königsberg 1862 I. De temporibus librorum Martialis Domitiano imperante editorum et silvarum Statii und 1865 II. De temporibus librorum Martialis X et XI. Die Zeiten der ſämmtlichen Bücher hat ſodann H. F. Stobbe in ſeiner Abhandlung: Martials Gedichte, eine chronologiſche Unterſuchung (Philologus Bd. 26 [1867] S. 44—80) ausführlich erörtert, wobei er vielfach zu andern Reſultaten als ich gekommen iſt. Mommſens Abhandlung Zur Chronologie Martials (Beilage C. zu der Abhandlung Zur Lebensgeſchichte des jüngeren Plinius. Hermes III [1868] 120—126) bezieht ſich nur auf die Bücher X—XII; nach dieſer hat Stobbe (Philologus Bd. 27 [1868] S. 630—641: Martials zehntes und zwölftes Buch) die controverſen Punkte dieſes Theils der Unterſuchung einer erneuten Prüfung unterzogen. Endlich hat auf Grund von Daten in den neuentdeckten Arvaltafeln O. Hirſchfeld in ſeiner Anzeige von G. Henzen Scavi nel bosco sacro dei fratelli Arvali (Göttinger gel. Anz. 1869 S. 1505—1510) Beiträge zur Zeitbeſtimmung der Bücher III—VI und IX geliefert. Eine mit Benutzung dieſer ſämmtlichen Arbeiten aufs neue angeſtellte Unterſuchung (bei welcher ich auch einige mir freundlich mitgetheilte Bemerkungen von Stobbe benutzen konnte) hat mich von der Nothwendigkeit überzeugt, einen großen Theil meiner frühern Anſetzungen zu ändern.

Den liber spectaculorum bezieht Borghesi Oeuvres III 382 auf die von Titus im J. 80 zur Einweihung des Amphitheaters veranſtalteten Schauſpiele. Joſeph Kehrein in Jahns Jahrbb. Supplementband IV 541 f. ſieht darin eine nicht von Martial ſelbſt veranſtaltete Sammlung von Epigrammen dieſes Dichters auf Spiele des Titus und Domitian. Ich halte die Annahme Borgheſis für wahrſcheinlich, doch glaube ich auch, daß in die (von Martial ſelbſt veranſtaltete) Sammlung auf die Schauſpiele des Titus nachträglich noch Gedichte auf die Domitians eingefügt ſind, was ſehr wohl von Martial ſelbſt geſchehen konnte, ſo daß wir das Buch in dieſem Fall in einer zweiten Ausgabe haben würden.

Unzweifelhaft ſtehn die einleitenden Gedichte, die den Bau des im weſentlichen ſchon 80 vollendeten Amphitheaters preiſen und die aus

allen Völkern zuſammengeſtrömte Zuſchauermenge ſchildern, 1—3, an ihrer urſprünglichen Stelle, und 32 iſt das Schlußgedicht, aus dem hervorgeht, daß der Dichter die Sammlung ſelbſt überreichte:

Da veniam subitis: non displicuisse meretur,
Festinat, Caesar, qui placuisse tibi.

Es fragt ſich nun, wer dieſer Cäſar iſt. Wenn die meiſten Gedichte eine Beziehung auf Titus ebenſo wohl als auf Domitian zulaſſen, ſo kann doch 28, wie ich jetzt glaube, nur auf Titus bezogen werden.

Augusti labor hic fuerat committere classes
Et freta navali sollicitare tuba.
3. Caesaris haec nostri pars est quota? — —
— —
9. Quidquid et in circo spectatur et amphitheatro,
Dives Caesarea praestitit unda tibi.
Fucinus et pigri taceantur stagna Neronis:
Hanc norint unam saecula naumachiam.

Denn die Naumachie des Titus fand in dem von Auguſtus in den Gärten Cäſars gegrabenen See Statt (V. 1), die Domitians in einem neugegrabenen unter dem Vatican, und ich muß daher meine Th. II² 273, 5 geäußerte Anſicht, daß das Gedicht ſich auf die letztere beziehe, zurücknehmen. Dies iſt aber, ſo viel ich ſehe, das einzige Epigramm in dieſem Buch, das die Beziehung auf Titus nothwendig fordert. Bei Sp. 4, 4ᵇ (über die Beſtrafung und Verbannung der Delatoren, deren Ausſtellung im Amphitheater mit zu deſſen Schauſpielen gerechnet wird) kann man freilich an Sueton. Tit. c. 9 denken: Hos assidue in foro flagellis ac fustibus caesos ac novissime traductos per amphitheatri arenam, partim subiri ac venire imperavit, partim in asperrimas insularum avehi. — Doch Martial ſpricht von einer Deportation nach Africa (Turba gravis paci - Tradita Gaetulis, nec cepit harena nocentes); und da auch Domitian fiscales calumnias magna calumniantium poena repressit (Sueton. Domit. c. 3), und die Bezeichnung jener turba,

Quae semper miseras sollicitabat opes,

auf Ankläger im Intereſſe des Fiscus beſonders gut paßt, ſo kann hier auch eine unter Domitian erfolgte Ausſtellung und vielleicht Geißelung in der Arena angenommen werden. Der Gladiator Myrinus Sp. 20 (Cum peteret pars haec Myrinum, pars illa Triumphum) braucht aller-

dings nicht nothwendig der in XII 29, 7 erwähnte (Nuper cum Myrino peteretur missio laeso) zu ſein, doch iſt auch der zwiſchen beiden Büchern liegende Zeitraum keineswegs groß genug, um die Identität unwahrſcheinlich zu machen. Ein gezähmter Tiger, gewiß eine große Seltenheit (Th. II² 401 f.), wird Sp. 18 und I 104 erwähnt: Picto quod juga delicata collo Pardus sustinet improbaeque tigres Indulgent patientiam flagello etc.). Aber das zweihörnige Rhinoceros (Sp. 22, 5: namque gravem cornu gemino sic extulit ursum) iſt auf einer Münze Domitians*) verewigt, doch wol als ein vorher nicht dageweſenes Thier (Th. II 400). Wenn man alſo dies Epigramm wol mit Sicherheit auf ein Schauſpiel Domitians beziehen kann, ſo iſt dies bei andern ebenfalls zuläſſig.

Nun ſcheint eine urſprüngliche Anordnung der Gedichte nach dem Inhalte ſtellenweiſe durch nachträglich eingefügte durchbrochen worden zu ſein, obwohl dieſe zum Theil auch zu den gleichartigen geſtellt ſind.

1—3. das vollendete Gebäude und die darin verſammelte Zuſchauermenge.

4. Beſtrafung der Delatoren (die vermuthlich früh am Morgen ſtattfand: Th. II² 266, 1).

5—19. 21—23. 27. 30. Verſchiedene Schauſpiele mit wilden und gezähmten Thieren im Amphitheater.

24—26. 28. Die (zuletzt gegebenen) Waſſerſchauſpiele nebſt der Naumachie.

20. 29. 31. (Fragment eines Gedichtes auf den Kampf zweier tapferen Gladiatoren, der mit dem Unterliegen des einen endet).

32. Schlußgedicht (33 gehört ſelbſtverſtändlich nicht zum lib. spect.).

Zu den unter Domitian verfaßten Gedichten würden außer 22 wol am erſten 25 und 25ᵇ zu rechnen ſein, weil auf dieſe eine Beziehung in XIV vorzukommen ſcheint. Das im l. sp. erwähnte Rhinoceros kommt hier vor XIV 53:

> Nuper in Ausonia domini spectatus harena
> Hic erit ille tibi, cui pila taurus erat.

Martial wiederholt ſich hier, wie ſo oft. L. sp. 9 fängt an Praestitit exhibitus tota tibi Caesar harena Quae non promisit proelia rhinoceros, und ſchließt: Quantus erat cornu, cui pila taurus erat. Unter den

*) Aus unbeſtimmbarer Zeit Eckhel D. N. VI 393.

Nippesſachen, die als Saturnaliengeſchenke dienten, war alſo auch die Figur des berühmten Rhinoceros, als Andenken an ein noch in friſcher Erinnerung ſtehendes Schauſpiel. Und ſo darf man wol auch den Leandros marmoreus XIV 181 als ein Andenken an das l. sp. 25, 25^{b} geſchilderte Schauſpiel anſehn. Hier heißt es:

Cum peteret dulces audax Leandros amores
Et fessus tumidis jam premeretur aquis,
Sic miser instantes affatus dicitur undas:
Parcite dum propero, mergite cum redeo.
XIV 181. Clamabat tumidis audax Leandros in undis
Mergite me fluctus, cum rediturus ero.

Vielleicht ſind auch die Anklänge von XIV 107 an sp. 18, XIV 165 an sp. 21 nicht zufällig. Jedenfalls iſt alſo XIV (alſo auch XIII) nicht lange nach der zweiten Redaction des l. sp. ediert.

Näher beſtimmt ſich die Zeit durch die Anſpielung auf den erſt ſeit kurzem hergeſtellten Frieden XIV 34. Falx:

Pax me certa ducis placidos curvavit in usus.
Agricolae nunc sum, militis ante fui.

Und zwar war es der Friede nach dem Chattenkriege, nach deſſen Beendigung Domitian im J. 84 den Namen Germanicus annahm XIII 4. Tus:

Serus ut aetheriae Germanicus imperet aulae,
Utque diu terris, da pia tura Jovi.

XIV 170 Signum Victoriae aureum:

Haec illi sine sorte datur, cui nomina Rhenus
Vera dedit. Deciens adde Falerna, puer.

Der Bau des Capitoliniſchen Jupitertempels war bereits beendet XIII 74. Anseres:

Haec servavit avis Tarpeïa templa Tonantis
Miraris? Nondum fecerat illa deus.

Desgleichen der des Veſpaſianstempels XIV 124. Toga:

Romanos rerum dominos gentemque togatam
Ille facit, magno qui dedit astra patri.

Das Fehlen jeder Anſpielung auf den daciſchen und ſarmatiſchen Krieg könnte freilich in dieſen Büchern ganz zufällig ſein, aber von dem

Beſtehen des Friedens konnte Martial doch ſeit dem Anfang des daciſchen Krieges (86—89) nicht mehr ſprechen. Nach dem daciſchen Kriege aber konnten Erinnerungen an die im l. sp. geſchilderten Schauſpiele bei Saturnaliengeſchenken kaum noch angebracht ſein, da hier gewiß nur Beziehungen auf die Gegenwart oder die jüngſte Vergangenheit am Orte waren. Die Bücher XIII und XIV (die ſehr wohl an den Saturnalien ein und deſſelben Jahres erſchienen ſein können) werden alſo im December 84 oder 85 ediert ſein. Die Feier des agon Capitolinus (86) wurde vielleicht im Anſchluß an die XIII 74 erwähnte Vollendung des Jupitertempels geſtiftet. Die Indicien, nach denen ich früher (De tempp. l. M. p. 13) vermuthet habe, daß XIII und XIV durch kein großes Zeitintervall von IV und VI getrennt waren, beweiſen nicht. [Wenn IV und XIII bei demſelben Verleger Trypho erſchienen IV 72, XIII 3, während I Atrectus Secundus (I 2 cf. 117) in Verlag hatte: ſo iſt die Rückkehr des Dichters zu einem frühern Verleger nach einer längern Zeit und den inzwiſchen gemachten Erfahrungen eben ſo denkbar, als das längere Zuſammenhalten mit ein und demſelben. — Wenn der Centurio A. Pudens XIII 63, VI 58 in Pannonien iſt, dagegen ſeine Hochzeit mit Claudia Peregrina nach IV 13 in Rom ſtattgefunden zu haben ſcheint, ſo kann er dieſe während eines Urlaubs dort gefeiert haben, IV alſo ſehr wohl nach XIII und vor VI ediert ſein.]

Etwa um dieſelbe Zeit oder etwas ſpäter als XIII und XIV gab Martial I heraus. Gedichtet hatte er ſchon ſehr jung, ſeine Jugendgedichte waren ja jetzt bei Q. Pollius Valerianus zu haben I 113, ſeit Jahren waren auch ſeine Epigramme mit größtem Beifall aufgenommen II 6 und von ihm und andern in kleinen Heften zuſammen geſtellt worden, die von Hand zu Hand gingen. Er war bereits notus in orbe Argutis epigrammaton libellis I 1, als er ſich auf Zureden von Freunden II 6, 17 und vielleicht auch, um der Plünderung ſeiner Gedichte durch Plagiatoren (52. 53. 79. 38. 66. 72 I.) ein Ziel zu ſetzen, entſchloß, eine größere Sammlung zu veranſtalten. Dieſe wurde dem Kaiſer überreicht I 4. —

Die Annahme Stobbes (Philol. XXVI 62 f.), daß I und II gleichzeitig erſchienen, halte auch ich für wahrſcheinlich. Wenn es praef. I heißt: Spero me secutum in libellis meis tale temperamentum etc., ſo könnte man den Plural zwar wie I 1, 3 auf die älteren Sammlungen beziehen; aber I 4, 1: Contigeris nostros Caesar si forte libellos

wird wenigſtens am natürlichſten von den beiden neuen Büchern verſtanden; auch beſteht gerade das zweite größtentheils aus Epigrammen, die keine Beziehung auf die Gegenwart haben, vielleicht meiſt der Zeit des Veſpaſian und Titus angehören. Hormus II 15 könnte der — etwa unter Titus in Ungnade gefallene — Freigelaſſene des erſteren [Th. I³ 76, 2] ſein; Patrobas dürfte als Name für einen mächtigen kaiſerlichen Freigelaſſenen II 32, 3 nicht lange nach Neros Tode gewählt ſein. Wenn der Sclave Demetrius, der ſechzehnjährig ſtarb, in dem auf ſeinen Tod gedichteten Epigramm I 101 als eine manus nota Caesaribus bezeichnet wird, ſo muß dies Gedicht wenigſtens bald nach Titus Tode verfaßt ſein, da man ſich einen Knaben, von dem Martial ſeine bei Hofe zu überreichenden Gedichte ſchreiben ließ, doch gar zu jung nicht vorſtellen darf. Martials Beziehung zu Titus ergibt ſich auch aus dem von dieſem erlangten jus trium liberorum, das von Domitian beſtätigt wurde (III 95, 5: Praemia laudato tribuit mihi Caesar uterque Natorumque dedit jura paterna trium; IX 97, 5: Rumpitur invidia, tribuit quod Caesar uterque Jus mihi natorum. Die Bitte darum an Domitian und den Dank dafür ſprechen II 91 59. aus). Zu Stobbes Annahme dagegen, daß „Martial das fertige Buch I kurz vor der Herausgabe zurückgehalten und inzwiſchen Buch II veröffentlicht habe" (ebenſo Borghesi Oeuvres III 382) ſehe ich wenigſtens in II 93 keinen Grund. Wenn Martial auf die Frage des Regulus: Primus ubi est, cum sit liber iste secundus? antwortet: Quid faciam, si plus ille pudoris habet? ſo kann ich dies nur ſo verſtehn, daß Martial dem Regulus nur das zweite (und zwar als zweites bezeichnetes) Buch ohne das erſte überreicht hatte, nach welchem dieſer nun fragt.

Die Erwähnung der Cenſur (I 4, 7 vgl. praef. I) beweiſt, daß I nicht vor 84, in welchem Domitian den Cenſortitel annahm (Eckhel VI 396) ediert iſt. In demſelben Jahre nahm er auch nach dem Triumph über die Chatten den Beinamen Germanicus an, auf den ſich II 2 bezieht. Wenn es dort heißt, er ſei dieſes Namens ſchon als Knabe würdig geweſen, ſo iſt die im J. 70 gegen die Gallier und Germanen unternommene Expedition gemeint: Eckhel VI p. 368; vgl. 398. Der Schlußvers lautet in den beſten Handſchriften: Quae datur e Chattis, laurea tota tua est, und nur einige ſchlechte haben Dacis. Doch eine Hindeutung auf den (86 begonnenen) Dacierkrieg findet ſich I 22, 5:

Praeda canum lepus est, vastos non implet hiatus:
Non timeat Dacus Caesaris arma puer.

Ich glaube aber, daß dieſer Vers ſchon geſchrieben werden konnte, als der Dakerkrieg erſt bevorſtand und in Rom Gegenſtand des Tagesgeſprächs war, daß er alſo keine Nöthigung enthält, die Ausgabe von I (und II) nach 86 zu ſetzen. Das ſpäter (z. B. VI 2) öfter geprieſene Verbot der Eunuchenfabrikation, das Euseb. 2098 (October 81—D. 82, nicht wie früher angenommen wurde O. 82—D. 83) anſetzt, kommt II 60 zuerſt vor.

Die Schauſpiele, auf welche zahlreiche Gedichte in I ſich beziehen, können die zur Feier des Chattiſchen Triumphs veranſtalteten ſein. Dagegen die Naumachie in dem, dem Kaiſer in den Mund gelegten Epigramm I 5 muß früher ſtattgefunden haben. Andere Indicien für die Zeit der Abfaſſung und Ausgabe von I und II habe ich nicht gefunden. Von Freunden Martials kommen ſeine Landsleute Licinianus aus Bilbilis (I 49 und 61, 11) und Decianus aus Emerita (I 8. 24. 39. 61 II praef. II 5) nur in den beiden erſten Büchern, Canius Rufus aus Gades dagegen auch in ſpätern vor (I 61, 9 III 20. 64 VII 69, 1. 87, 2). Q. Ovidius I 105 gehörte zu Martials älteſten römiſchen Freunden. — Auch mit Stella I 7, Melior II 69, den Brüdern Domitius Tullus und Lucanus I 36, Fauſtinus I 25 war er ſchon damals bekannt. Ob Fuscus I 54 der reiche und angeſehene Gerichtsredner VII 28 oder ein anderer iſt (VI 76 auf den Tod des im daciſchen Kriege gefallnen praef. praet. Cornelius Fuscus), iſt ungewiß. Den in I 55 angeſungenen: Clarum militiae, Fronto, togaeque decus hält Borghesi (Henzen Zwei Militärdiplome Jahrbb. d. Vereins v. Alterthfr. im Rheinl. XIII 34) für S. Octavius Fronto Conſul 86, Statthalter von Möſien 92 (oder für Q. Pactumejus Fronto Conſul 80—Oeuvres III 382).

Die Zeit des in Forum Cornelii an der Via Aemilia in Gallia Togata herausgegebenen dritten Buches beſtimmt ſich durch IV 11, das die Verſchwörung des Antonius Saturninus zum Gegenſtande hat. Dieſe begann nach der neugefundenen Arvaltafel d. J. 87 (Henzen Scavi p. 43 l. 62, vgl. Mommſen in den Addenda) ſchon im September 87 und war im Frühling 88 unterdrückt. (Hirſchfeld Gött. gel. Anz. 1869, 1508 f). Obwohl es gerade nicht unmöglich iſt, daß IV 11 bei der Ausgabe von III ſchon gedichtet war, aber aus irgend einem Grunde zurückblieb und erſt in IV Aufnahme fand, wie das allem Anſcheine nach noch in Gallia Togata gedichtete (Stobbe a. a. O. 52)

IV 25: ſo liegt es doch am nächſten, die Ausgabe von III vor die Abfaſſung von IV 11, alſo wol noch ins Jahr 87 zu ſetzen (Hirſchfeld a. a. O.). Neben mehreren Gedichten, die in Gallia Togata abgefaßt ſind (16 und 99, 39 auf Bononia*) [59 zugleich auf Mutina], 56, 57, 67, 91, 93, 8 auf Ravenna bezüglich), ſtehen auch ſolche, die in Rom gedichtet zu ſein ſcheinen, wie 19, 25, 36, 44—47, 50, 55, 58 u. a.; die erſten 1—5 in Forum Cornelii verfaßten ſind zuletzt geſchrieben; 6 (zum 17. Mai) kann dagegen ſehr wohl längere Zeit vor der Ausgabe verfaßt ſein. Das Buch iſt an Fauſtinus (2, vgl. 25, 47, 58) und einen Julius (?5) gerichtet. Auf Canius Rufus bezieht ſich 20. — Der 2, 12 als Kunſtrichter genannte Probus kann ſehr wohl Valerius Probus ſein (Jahn Proll. ad Pers. CXXXVI). Das Theateredikt Domitians wird erwähnt 95, 10.

Das vierte Buch enthält gleich im erſten zu Domitians Geburtstag (24. October) verfaßten Gedicht eine Anſpielung auf die 88 wahrſcheinlich im September (Stobbe 51 f.) gefeierten Säcularſpiele (IV 1, 7 sq.). Da aber V noch bei Lebzeiten der Julia (die Ende 89 ſtarb) ediert ſein muß (Hirſchfeld 1506—1508), kann IV nicht, wie Stobbe annimmt (S. 51—53) zum 24. October 89, ſondern muß zum 24. October 88, gedichtet ſein. Da man den IV 2 und 13 erwähnten Schneefall meines Erachtens unmöglich in den October ſetzen kann (mindeſtens hätte ihn dann Martial als ein prodigium bezeichnen müſſen), ſo bleibt es zweifelhaft, ob, wie Hirſchfeld glaubt (1508), dieſe Gedichte im November oder December 88 (in dieſem wol auch IV 88) oder in den erſten Monaten des Jahres 88 verfaßt ſind. Im letztern Fall müßte Martial, der hier offenbar etwas ſelbſt Geſehenes ſchildert, Anfang 88 ſchon wieder in Rom geweſen ſein. Das Gedicht IV 11 ſcheint noch vor der Unterdrückung des Antonius Saturninus, alſo auch Anfang 88, wo nicht Ende 87 verfaßt zu ſein. Der agon Capitolinus, in dem Collinus den Kranz davon trug (54), war alſo der d. J. 86, auf den auch 1, 6 angeſpielt wird. Martial hatte ſich in dieſem Sommer eine Zeit lang am Golf von Neapel aufgehalten: 30, 44, 57 (vgl. 63). Dort machte er vielleicht die Bekanntſchaft des Silius Italicus (14); als die Hitze zu ſtark wurde, begab er ſich nach Tibur auf ein Gut des Fauſtinus 57; hier verfaßte er wol 60, 62, 79. Dem Fauſti-

*) Dort wird er die Bekanntſchaft des Camonius Rufus gemacht haben VI 85.

nus wurde auch dies Buch überreicht (10), zugleich aber auch dem Kaiſer (1 vgl. 27) und zwar durch den Freigelaſſenen Euphemus (8); der Kämmerer Parthenius wird hier zuerſt von Martial angeſungen (45).

Das fünfte Buch, wo gleich im dritten Gedicht (einem der am ſpäteſten verfaßten) die Geſandtſchaft des D(i)egis an Domitian (in Pannonien Stobbe 55) erwähnt wird, die kurz vor dem Frieden mit den Dakern erfolgte, iſt etwa im Herbſt 89 ediert. Domitian war ſchon nach Italien zurückgekehrt und befand ſich auf einer ſeiner Villen im Gebirge oder am Meere (V 1). Da nun V vor dem daciſchen Triumph erſchien, das Jahr 2106, in das Eusebius dieſen ſetzt, aber nicht, wie man bisher annahm, das Jahr 1. Oct. 90—1. Oct. 91, ſondern 1. Oct. 89—1. Oct. 90 iſt, und alles dafür ſpricht, daß der Triumph ſchon Ende 89 gefeiert iſt (Hirſchfeld 1506 f.), ſo iſt die Ausgabe des Buchs eben in den Herbſt dieſes Jahres zu ſetzen. — VI 67 (die Rückkehr der Schwalben) iſt alſo wol im Frühling, V 71 (an Fauſtinus) im Hochſommer 89 verfaßt, das Decemberfeſt 49 und die Saturnalien 18, 59, 84 die des Jahres 88. Schauſpiele werden beſonders 31 und 65, das Theateredikt (edictum domini deique nostri 8, 1) ſehr oft erwähnt: 8, 14, 23, 25, 27, 35, 38, 41. An Domitian ſind 1—3, 15 und 19, an (ſeinen Studienrath?) Sextus 5, an Parthenius 6 gerichtet. Junius Mauricus war noch nicht exiliert 28, 5.

Daß VI nach dem daciſchen Triumph erſchienen iſt (De tempp. p. 8), wird allgemein zugeſtanden (Stobbe 56, Hirſchfeld 1506; vgl. VI 4, 2: tot triumphos. VI 10, 7: Talis supplicibus tribuit diademata Dacis Et Capitolinas itque reditque vias. VI 76, 5: Grande jugum domita Dacus cervice recepit). Ebenſo wenig wird beſtritten, daß VI 13 (auf eine Porträtſtatue der Julia) gedichtet iſt, als Julia noch am Leben war. Stat. Silv. I 1, 95—97 zeigt, daß ſie bei der Errichtung einer Reiterſtatue für Domitian auf dem Forum noch lebte; denn unter den bereits verſtorbenen Familienmitgliedern, die ſich bei Nacht vom Himmel zu dieſer Statue herablaſſen ſollen, wird ſie nicht genannt (Stobbe 57 f.). Die Errichtung der Statue erfolgte im Laufe des Jahres 89, in deſſen Januar ſchon die entſcheidenden Siege über die Daker erfochten wurden (Hirſchfeld 1507), und in welchem Domitian nach ſeiner Rückkehr aus dem Kriege den Tod der Julia verurſachte (ut etiam causa mortis exiterit coactae conceptum a se exigere. Sueton. Domit. c. 22; vgl. Plin.

epp. IV 11, 6). Daß VI 3 (Nascere Dardanio promissum nomen Iulo — auf bevorſtehende Geburt eines Sohnes des Kaiſers) ſich auch auf eine Schwangerſchaft der Domitia beziehen, alſo bereits nach Julias Tode gedichtet ſein kann (Stobbe 59 f.), gebe ich zu. Der Tod der Julia erfolgte Ende 89 (Hirſchfeld 1506—1508), auf einer Münze des Jahres 90 erſcheint ſie als Diva. Martial konnte aber ſehr wohl das zu ihrer Verherrlichung beſtimmte Gedicht VI 13 in das nach ihrem Tode herausgegebene Buch aufnehmen. Daß VI 21 (Perpetuam Stellae dum jungit Ianthida vati) zur Hochzeit des Stella, und nicht, wie Stobbe S. 59 für möglich hält, einige Monate nachher geſchrieben iſt, ſcheint mir unzweifelhaft: bei dem großen Werthe, den Martial auf ſein Verhältniß zu Stella legte, konnte er kaum umhin, durch ein in ſein Buch aufgenommenes Gedicht auf dieſes Ereigniß ſich auch vor dem Leſer als einen nahen Freund des vornehmen Dichters zu dokumentiren. Nun erfolgte aber dieſe Hochzeit, wie Stobbe S. 58 aus dem Hochzeitsgedicht Stat. Silv. I 2, 174—181 nachgewieſen hat, noch vor dem daciſchen Triumph; denn der parens Latius – – purpureos habitus juvenique curule indulgebit ebur Dacasque – exuvias laurosque dabit celebrare recentes. Die Schauſpiele, welcher Art auch immer, werden ſich an den Triumph angeſchloſſen haben. Auch VI 21 iſt alſo im J. 89 gedichtet. Zur Annahme eines Zuſammenhanges der zahlreichen Gedichte auf die ohne Zweifel ganz kürzlich gegebene lex de adulteriis (2. 4. 7. 22. 45. 91) mit dem erſt nach Julias Tode geführten (Plin. epp. IV 11) Proceß der Oberveſtalin Cornelia, deren Hinrichtung Euſebius bei dem Jahre 2106 hinter dem daciſchen Triumph notiert (Stobbe 60—62), kann ich keinen Grund und auch VI 4, 5 (Plus debet tibi Roma, quod pudica est) keine Anſpielung auf den Veſtalinproceß finden.

Aus einer bisher noch nicht benutzten Stelle möchte ich aber ſchließen, daß die Ausgabe von VI nicht ſchon zu Anfang (wie Hirſchfeld 1507 glaubt), ſondern erſt im Sommer oder Herbſt 90 erfolgte VI 77:

> Quum sis tam pauper, quam nec miserabilis Iros;
> Tam juvenis, quam nec Parthenopaeus erat;
> Tam fortis, quam nec, quum vinceret, Artemidorus etc.

Dieſer Artemidorus iſt ohne Zweifel derſelbe, der im erſten agon Capitolinus (86) im Pankration geſiegt hatte (II² 467). Der Ausdruck: „ſo ſtark als da er noch ſiegte," iſt völlig paſſend nur wenn er ſeitdem unterlegen war, alſo doch wohl im zweiten Agon (Sommer 90).

Wenn die Gedichte des ſechſten Buches (wenigſtens zum größten Theil) vom Herbſt 89 bis zum Sommer 90 verfaßt ſind, ſo fällt in dieſe Zeit auch die Zurückberufung des älteren Etruscus aus der Verbannung VI 83, die Erbauung des Bades des jüngeren Etruscus VI 42 = Stat. Silv. I 5, der Tod des Freigelaſſenen Glaucias des Atedius Melior VI 28 sq. = Stat. Silv. II 1. Die Päſtaniſchen Roſen, von denen Rom mitten im Winter voll war (VI 80), blühten im Winter von 89 auf 90. Der Sohn des Regulus war noch nicht drei Jahr alt VI 38. Plinius epp. IV 2 bezeichnet ihn bei ſeinem Tode (104, wo er alſo etwa im 17. Jahr ſtand) als puer. Das Theateredikt kommt noch vor VI 9.

Die im December gedichteten Epigramme VII 5—8 beziehen ſich auf die bevorſtehende Rückkehr Domitians aus dem Sarmatenkriege, die nach einer Abweſenheit von acht Monaten (IX 32) im Januar (VIII 8) erfolgte. Dieſer Krieg iſt nicht, wie ich nach Clinton früher angenommen habe, ins J. 93, ſondern, wie Stobbe S. 48—51 nachgewieſen hat, ins J. 92 zu ſetzen, in deſſen Mai alſo Domitian auf den Kriegsſchauplatz abging, im Herbſt den Titel imperator XXII annahm und dann an die Rückkehr dachte. Die Ausgabe des Buchs im December 92 iſt unzweifelhaft; mit Ausnahme von 1. 2 (auf einen dem Domitian von Rom aus nachgeſandten Panzer) 3 und 4 ſind die an den Anfang geſetzten Epigramme die zuletzt verfaßten. VII 5—8 ſchildern die Sehnſucht des Volkes nach der Rückkehr des Kaiſers, die im December angekündigt wurde (8, 3: Certa facis populi tu primus vota, December: Jam licet ingenti dicere voce „venit!“); ſelbſt die Rennen im Circus hatten das Volk nicht mehr zu feſſeln vermocht (7, 7—10). Auf die Beendigung des Krieges bezieht ſich auch VII 80. Eine Anzahl von Epigrammen iſt in der Saturnalienzeit, im December oder wenigſtens im Winter verfaßt: 8. 28. 31. (4, 5). 36. 37. 53. (55). 72. 91. 95; andere wol in früheren Monaten des J. 92, wie 49 (Ueberſendung von Obſt) 89 (von Roſen). Bei dem Gedicht auf den Abbruch der die Straßen verengenden Tabernen (61) denkt man wegen V. 6: nec praetor medio cogitur ire luto eher an den Spätherbſt oder Winter. Vermuthlich alſo hatte Domitian das betreffende Edikt aus dem Lager erlaſſen. — Der Bau von Domitians Palaſt durch Rabirius war wenigſtens theilweiſe vollendet 56; der ältere Etruscus im Laufe des Jahres geſtorben 40. Von neuen Bekanntſchaften Martials werden in dieſem

Buch (24. 91) Juvenal und (99) Crispinus genannt, der den Dichter dem Kaiſer empfehlen ſoll; Licinius Sura (47) iſt beiläufig ſchon VI 64, 13 erwähnt. —

Das achte Buch iſt im folgenden Jahr 93 erſchienen und mit einer proſaiſchen Widmung dem Kaiſer (Imp. Domitiano Caes. Aug. German. Dacico) überreicht, aber nicht ſchon, wie ich früher annahm, unmittelbar nach ſeiner Rückkehr im Januar, ſondern einige Monate ſpäter, wie Stobbe S. 47—49 hauptſächlich aus VIII 65 erwieſen hat:

Hic ubi Fortunae Reducis fulgentia late
Templa nitent, felix area nuper erat;
Hic stetit Arctoi formosus pulvere belli
Purpureum fundens Caesar ab ore jubar;
Hic lauru redimita comas et candida cultu
Roma salutavit voce manuque deum.
Grande loci meritum testantur et altera dona:
Stat sacer et domitis gentibus arcus ovat.
Hic gemini currus numerant elephanta frequentem
Sufficit immensis aureus ipse jugis.
Haec est digna tuis, Germanice, porta triumphis;
Hos aditus urbem Martis habere decet.

Hier, heißt es alſo, war vor einiger Zeit (nuper), als der (in Perfekten erzählte) Einzug ſtattfand, ein freier Platz, hier, wo der Tempel der Fortuna redux ſteht und jetzt auch ein zweiter Bau (altera dona — der S. 130 erwähnte Triumphbogen) an das glückliche Ereigniß erinnert. Offenbar war alſo zwiſchen dieſem (dem Einzuge) und der Abfaſſung des Epigramms eine nicht ganz kurze Zeit bereits verfloſſen. Gegen Stobbe möchte ich nur bemerken, daß es mir nicht nothwendig ſcheint anzunehmen, der Tempel der Fortuna redux habe im Januar 93 ſchon geſtanden: vielmehr kann ſeine Erbauung nach V. 1, 2 und 7 gleichzeitig mit der des Bogens (wol einem Umbau der Porta triumphalis) erfolgt ſein. Auch dieſe letztere dauerte doch wol einige Monate, und ſomit iſt kein Hinderniß, die Abfaſſung von VIII 67, wo von den Floraliciae ferae die Rede iſt, in die Zeit des Florafeſtes (28. April—3. Mai) des J. 93 zu ſetzen.

Hiernach ſind alſo die auf den Einzug bezüglichen Gedichte nicht die zuletzt verfaßten des Buchs. Von dieſen iſt VIII 21 vor dem Anbruch des Tages, an welchem der Einzug erfolgte, vermuthlich an Ort und Stelle improviſirt. Wenn VIII 4, wie es ſcheint, am Tage der vota

(3. Januar) gedichtet iſt, ſo dürfte der Einzug am 1. oder 2. ſtattgefunden haben. Sehr bald nach demſelben, noch im Januar, ſind 2, 8, 11 verfaßt, das letztere bei den Circusſpielen. Mehrere Epigramme beziehen ſich auf die ſonſtigen Feſtlichkeiten (das dritte congiarium Domitians 15, großes epulum 50, amphitheatraliſche Schauſpiele 26, 30, 55, 80). Auch Stella VIII 78, 3 (Hyperborei celebrator Stella triumphi) gab aus derſelben Veranlaſſung prächtige Schauſpiele, die meines Erachtens ſehr wohl noch im Januar ſtattgefunden haben können. Die Gedichte 44 und 71, in der Saturnalienzeit verfaßt, mögen bei der Ausgabe von VII zurückgelegt ſein, weil das Buch ſchon ſehr viel dergleichen enthielt, im Winter ſind auch 14 und 68 geſchrieben. Auch dies Buch enthält ein Gedicht an Parthenius 28, an Criſpinus 48 und an den (ſchon V 28, 4 geprieſenen) Nerva 70. Das Conſulat, das Domitian dem einem der beiden Söhne des Silius verlieh 66, fällt nach einer Bemerkung von Stobbe „wol in das letzte Nundinum d. J. 93. Während Domitians Regierungszeit iſt viermonatliche Dauer der Conſulate, die für d. J. 92 durch Henzen-Or. 6446 bezeugt iſt, als Regel anzunehmen, von welcher, ſoviel mir bekannt, nicht eine einzige Ausnahme nachzuweiſen iſt; denn Plotius Gryphus, welcher am 15. April 88 Conſul war (Henzen Scavi p. 45 l. 66), iſt der an Stelle des Kaiſers für den Reſt des erſten Nundinums neben L. Minicius Rufus eingetretene Conſul; es iſt demnach anzunehmen, daß die ordinarii Collega und Priscus bis zum 1. Mai im Amte blieben, dann aber traten M. Lollius Paullinus Valerius Aſiaticus Saturninus und C. Antius Aulus Julius Quadratus ein, welche am 13. Juli fungieren (Diplom bei Marini Arv. p. 458 nr. VIII); alſo bleibt für Silius nur das letzte Nundinum vom 1. September ab frei.“ Der Palaſt Domitians war wol im J. 93 ganz vollendet Martial. VIII 36, darin ein ungeheurer Speiſeſaal 39 (vgl. Stat. Silv. IV 2).

Im neunten Buch iſt 84 gedichtet, als die Abweſenheit des Appius Norbanus von Rom ſeit der Empörung des Antonius Saturninus, gegen den er geſchickt worden war, bereits ſechs Jahre gedauert hatte. Martial überſendet ihm nun die in dieſen 6 Jahren erſchienenen Bücher IV—VIII:

Cum tua sacrilegos contra, Norbane, furores
Staret pro domino Caesare sancta fides,
3. Haec ego Pieria ludebam tutus in umbra —

— —

9. Omne tibi nostrum quod bis trieteride juncta
Ante dabat lector, nunc dabit auctor opus.

Die Empörung des Saturninus brach im September 87 aus, das Gedicht iſt alſo nicht vor dem Herbſt 93 verfaßt. Da aber in dieſem Buch zwei Gedichte ſich auf den nahe bevorſtehenden agon Capitolinus beziehen (IX 40 und IX 35, 9 [Scis] Cujus Juleae capiti nascantur olivae Destinet aetherius cui sua serta pater), der im Sommer 94 ſtattfand, ſo kann man die Ausgabe nicht, wie Hirſchfeld thut, in den Anfang des J. 94, ſondern muß ſie früheſtens in deſſen Frühſommer ſetzen. — Wenn dieſe Gedichte zu den ſpäteſten des neunten Buchs gehören mögen, ſo gehört zu den früheſten 31. Paullus (Velius P.? ſo Mommsen Ind. Plin.) hatte Domitian in den ſarmatiſchen (nicht daciſchen) Krieg begleitet und dem Mars für die glückliche Rückkehr des Kaiſers eine Gans gelobt, das Gedicht bezieht ſich auf das nun (nach nicht vollen acht Monaten: 3 Luna quater binos non tota peregerat orbes, Debita poscebat jam sibi vota deus — vgl. oben S. 382) gebrachte Opfer der Gans, und der Schluß:

Quae litat argento pro te, non sanguine, Caesar,
Victima, jam ferro non opus esse docet.

zeigt, daß es unmittelbar nach dem Ende des Krieges, alſo im Januar 93 verfaßt iſt.

Die in den erſten Monaten des Jahres geſchriebenen Gedichte könnten alſo ebenſo gut ins J. 93 als 94 gehören, doch iſt das letztere wahrſcheinlicher: 54 und 55 zum 22. Februar (dem Feſt der cara cognatio), 52 und 53 zum 1. April, 90 etwa beim Beginn des Sommers, 60 in der Roſenzeit. Dagegen 39 zum 24. Oktober, 98 in der Zeit der Weinleſe müſſen 93 geſchrieben ſein. Von Ereigniſſen, die in dieſe Zeit fallen, ſind zu erwähnen (Stobbe 63) die Vollendung des Tempels der gens Flavia (IX 1, 8; 3, 12. 34 = Stat. Silv. IV 3, 18) und des Herculestempels am achten Meilenſtein der Appiſchen Straße, deſſen Statue die Züge Domitians trug (IV 65. 66. 101); ein Verbot der Proſtitution von Kindern 6 und 8; der Tod des Domitius Lucanus 51 und des zweiten Sohnes des Silius, Severus 86, der noch lebte, als der ältere das Conſulat erhielt VIII 66. Flavius Earinus (11—13) weihte ſeine Locken dem Aesculap zu Pergamus IX 16. 17; vgl. 36 = Stat. Silv. III 4; Martial beſang den Lyſippiſchen Hercules des

Nonius Binder 43. 44 = Stat. Silv. IV 6. Auf kaiſerliche Schauſpiele des Amphitheaters bezieht ſich 83; vgl. 71 und 83. — Das Gedicht auf ein Bild oder eine Statue des Latinus 28 iſt vielleicht bei deſſen Rücktritt von der Bühne verfaßt. — Das Buch iſt einem neuen Gönner, Stertinius Avitus (Conſul 92 ſeit 1. Mai Henzen-Or. 6446; am 16. Juni deſſelben Jahres auf einem Diplom Marini Arv. p. 462 no. VII genannt) gewidmet, von älteren erſcheinen Nerva 26 und Parthenius 49; Priscus 77 iſt vielleicht der Terentius Priscus, dem XII gewidmet iſt.

Das zehnte Buch folgte nach X 70: quod mihi vix unus toto liber exeat anno — etwa in Jahresfriſt auf das neunte, wohl in den Saturnalien des J. 95; doch Martial veranſtaltete davon ſpäter eine neue ſtark veränderte Ausgabe, die wir allein beſitzen, und zwar erſt nach dem Erſcheinen des elften. Dies letztere erfolgte, wie allgemein zugeſtanden wird, an den Saturnalien des J. 96. Auf das im Januar 97 anzutretende dritte Conſulat Nervas bezieht ſich 4, die Widmung iſt an den (Mitte 97 ermordeten) Parthenius. „Das Buch mit ſeiner ſelbſt bei Martial beiſpielloſen Frechheit ſtellt ſich ausdrücklich unter den Schutz der Licenz der Saturnalien (2. 6. 15)." Mommſen Hermes III 121. XI 33: Saepius ad palmam Prasinus post fata Neronis Pervenit . . habe ich (Progr. 1865 II p. 3) für ein nach Domitians Tode verfaßtes und auf ihn (den Juvenal. IV 38 calvus Nero nennt) bezügliches gehalten; Stobbe (S. 65) glaubt, es ſei bald nach Neros Tode verfaßt, und ſo lange zurückgelegt, nun erſt aufgenommen worden, da es durch den dem Leſer ſich unwillkührlich bietenden Vergleich zwiſchen Nero und Domitian wieder einen zeitgemäßen Inhalt und Intereſſe erhalten hatte. Mir ſcheint ein ſo langes Aufbewahren und unverändertes Reproduciren von zwei ſo unbedeutenden Diſtichen bei einem Dichter, wie Martial, der ſich ſo unerſchöpflich Variationen über daſſelbe Thema aus dem Aermel ſchüttelte, nicht ſehr wahrſcheinlich.

Stobbe hat zuerſt erkannt (Philol. 26, 71 ff.), daß Martial aus X[1] und XI eine zunächſt nur für den Kaiſer beſtimmte (nicht erhaltene) Auswahl veranſtaltet habe; das Gedicht, mit welchem dieſelbe überreicht wurde, iſt XII 5:

Longior undecimi nobis decimique libelli
Artatus labor est, et breve mansit*) opus.

*) So Haupt für rasit Hermes III 121, 1.

Plura legant vacui, quibus otia tuta dedisti;
Haec lege tu, Caesar; forsan et illa leges.

Wahrſcheinlich iſt XII 11 das Gedicht, in dem Parthenius erſucht wurde, dem Kaiſer dieſe kleine Auswahl (brevem libellum) zu überreichen (Mommſen Hermes III 121, 1. Stobbe Philol. 27, 639). Dann iſt alſo der Kaiſer, für den dieſe Anthologie beſtimmt war, Nerva, und die Ueberreichung erfolgte noch vor dem Tode des Parthenius im Laufe des J. 97. Für das Publikum veranſtaltete Martial eine ſtark umgearbeitete Ausgabe des zehnten, noch vor Domitians Tode edierten Buchs, in dem alſo ohne Zweifel vieles zu den nun völlig veränderten Verhältniſſen durchaus nicht paßte. X 2:

Festinata prior decimi mihi cura libelli
Elapsum manibus nunc revocavit opus.
Nota leges quaedam, sed lima rasa recenti:
Pars nova major erit: lector, utrique fave.

Daß X^2 nach Trajans Thronbeſteigung (Nerva † 25. Januar 98) erſchien, zeigen die Gedichte 6 sq. 34 (Verbot der Anklagen von Clienten und Freigelaſſenen gegen ihre Patrone; vgl. Plin. pan. 42); 72 kann meines Erachtens ſehr wol ein aus X^1 herübergenommenes, auf Nerva gehendes ſein, auf den es ungezwungener bezogen wird, als auf Trajan (Stobbe 27, 637), auf den es Mommſen (Hermes III 121, 2) bezieht. X 7 iſt im Frühjahr 98 geſchrieben, in welcher Zeit man in Rom die baldige Ankunft des am Rhein befindlichen neuen Kaiſers erwartete ſie erfolgte aber erſt im Frühjahr 99, nachdem Trajan den Winter 98/99 an der Donau zugebracht hatte (Stobbe 27, 636 f.).

Zu den am ſpäteſten verfaßten Gedichten von X^2 gehören jedenfalls die auf die endlich beſchloſſene, unmittelbar bevorſtehende Abreiſe Martials aus Rom bezüglichen beiden letzten Gedichte des Buchs 103. 104 (20. 37. 78. 96 können früher gedichtet ſein). Daß Martial die Reiſe, bei der ihn nichts zur Eile drängte, nicht vor Eintritt der guten Reiſezeit, d. h. nicht vor Anfang des Sommers antrat, iſt an ſich natürlich und X 103, 7 gewiß buchſtäblich zu verſtehn:

Quattuor accessit tricesima messibus aestas,
Ut sine me Cereri rustica liba datis.

Auch der Flavus, dem Martial das vollendete Buch zur Lectüre auf die Reiſe nach Spanien mitgab und der ihm dort Quartier beſtellen

ſollte (X 104), wird ſeine Reiſe zur See (longum per mare, sed faventis undae) doch wol erſt nach den Frühjahrsäquinoctien angetreten haben. Ebenſo unwahrſcheinlich als der Antritt der Reiſe in den erſten Monaten des Jahres 98 iſt er aber meines Erachtens in den letzten, und am natürlichſten bleibt es, die Abreiſe, folglich das Erſcheinen des Buchs in die Zeit zwiſchen April und Oktober zu ſetzen. Auch X 19 an Plinius, das ihm wol das von dieſem epp. III 21 erwähnte Reiſegeld eintrug, iſt kurz vor der Abreiſe verfaßt. Ueber Frontins zweites (Haupt a. a. O. 122, 1 emendiert X 48, 20: quae bis Frontino consule trima fuit für prima; ebenſo Scotland Philol. 1869 S. 187) Conſulat (wol im Herbſt 97) vgl. Mommſen a. a. O. S. 122.

Bei zwei Gedichten iſt unzweifelhaft, daß ſie erſt bei der zweiten Ausgabe hinzugekommen ſind: 50 und 53 auf den Tod des berühmten Wagenlenkers Scorpus (II² 186. 382), der XI 1, 16 und X 74, 5 (das alſo aus X¹ herrührt) noch als lebend erwähnt iſt, folglich zwiſchen December 96 und Sommer 98 geſtorben ſein muß. Im übrigen dürfte der von Stobbe (Philol. 26, 69—74) gemachte Verſuch, die Epigramme von X¹ und X² zu ſondern, ſich kaum mit einiger Sicherheit durchführen laſſen; denn Stobbes Annahme, daß die in X² neu hinzugekommenen Epigramme in chronologiſcher Folge eingereiht ſind, bleibt (auch wenn man einige von ihm ohne Zweifel unrichtig datierte abrechnet) doch nur eine Möglichkeit. — X 24 iſt am 1. März, 29 wol bald darauf, 30 wol im Frühling, 32 in der Roſen- und Veilchenzeit, 41 im Januar, 44 (Ovids Reiſe nach Britannien) mindeſtens nach Eröffnung der Schifffahrt im März, 48 und 49 einige Zeit nach der Weinleſe, 51 Ende April, 62 im Juli, 82 im Winter, 87 am 1. Oktober geſchrieben.

Das zwölfte Buch wurde, wie die proſaiſche Dedication an Terentius Priscus ſagt, nach einer dreijährigen Pauſe (contumacissima triennii desidia) in Bilbilis ediert, wobei natürlich niemand an einen Zeitraum von genau dreimal zwölf Monaten denken wird. Zur genaueren Zeitbeſtimmung kommen hauptſächlich zwei Momente in Betracht: das Conſulat des Stella (XII 3) und die Ankunft des Priscus in ſeiner Heimath Spanien, bei welcher ihn Martial mit einem paucissimis diebus (praefatio) zuſammengeſtellten brevis libellus (1) bewillkommnete.

Daß die Ankunft des Priscus im December erfolgt ſein muß, hat Stobbe in ſeiner zweiten Abhandlung (Philol. 27, 633 f.) nachgewieſen, und zwar aus XII 62, welches eine Einladung an Saturn enthält:

5. Laetus ad haec facilisque veni sollemnia Prisci
Gaudia: cum sacris te decet esse tuis.
Tu reducem patriae sexta, pater optime, bruma
Pacifici Latia reddis ab urbe Numae.

— —

13. Utque sit his pretium meritis et gratia major,
Et pater et frugi sic tua sacra colit.
At tu sancte, tuo sic semper amere Decembri,
Hos illi jubeas saepe redire dies.

„Das Gedicht muß zu einem in Ausſicht ſtehenden Saturnalienſchmauſe geſchrieben ſein, den Priscus Vater zur Feier der Rückkehr ſeines Sohnes gab, und dieſe Rückkehr ſcheint doch nach V 12 (reddis) eben auch erſt im December erfolgt zu ſein." Vgl. XII 1, 4: hora nec aestiva est.

Stella war nach der Inſchrift Orelli 784 (L. Arruntio Stella L. Julio Marino cos. XIV Kal. Nov.) Conſul im Oktober; daß es nur im J. 101 oder 102 geweſen ſein kann, haben Stobbe (Philol. 26, 77) und Mommſen (Hermes III 123—125) mit denſelben Gründen nachgewieſen. XII 7 iſt aber geſchrieben, nachdem er entweder das Amt ſchon angetreten hatte, oder doch ſeine (am 9. Januar erfolgte) Deſignation zu demſelben in Spanien bereits bekannt war.

Wenn nun die Ausgabe von X^2 und Martials Abreiſe von Rom etwa gegen oder um die Mitte des J. 98 erfolgte, ſo kann die Ankunft des Priscus in Spanien, bei welcher ſich Martial wegen ſeiner dreijährigen Trägheit entſchuldigte, im December 100 (nach etwa $2\frac{1}{2}$) oder im December 101 (nach etwa $3\frac{1}{2}$ Jahren) ſtattgefunden haben. Im erſten Falle wäre die Sendung des Buchs nach Rom in den erſten Monaten des J. 101 erfolgt, nachdem die Deſignation Stellas zu dem (dann in den Oktober 101 zu ſetzenden) Conſulat Stellas in Spanien bekannt war. Bei dieſer Annahme Mommſens (Hermes III 126) iſt aber die Annahme Stobbes unerläßlich, daß der zur Ankunft des Priscus paucissimis diebus zuſammengeſtellte brevis libellus (XII 1, 3), deſſen Sendung nach Rom Martial von dem Urtheil des Priscus abhängig machte (praefat.: ne Romam, si ita decreveris, non Hispaniensem mittamus, sed Hispanum), nicht das uns erhaltene lib. XII mit 103 Epigrammen iſt. Denn da das auf das Conſulat des Stella bezügliche dann früheſtens Ende Januar 101 verfaßte Epigramm XII 3 ſich unter den dem Priscus December 100 überreichten nicht befunden

haben kann, kann auch die für Rom bestimmte Ausgabe von XII ihre jetzige Gestalt eben nur durch eine nachträgliche Redaction und Erweiterung erhalten haben. Daß diese keineswegs unwahrscheinlich ist hat Stobbe auch mit anderen Gründen (Philol. 26, 75 f.; 27, 632 ff.) für mich überzeugend nachgewiesen. — Fiel die Ankunft und Bewillkommnung des Priscus in den December 101, die Designation des Stella zum Consulat in den Januar, die Amtsführung in den Oktober 102, so erfolgte die Sendung nach Rom Anfang 102: auch für diese Ansetzungen ist die Annahme einer zweimaligen Redaction unerläßlich. Entbehrlich wird sie nur, wenn Stellas Consulat in die letzten Monate des J. 101 fiel und er im December dieses Jahres noch Consul war. Dann könnte allerdings in dem zur Begrüßung des Priscus und gleichzeitig im Voraus zur Sendung nach Rom redigierten Buche das Epigramm 3 enthalten gewesen sein. Aber schwerlich konnte Martial ein Buch von 103 Epigrammen brevis libellus nennen. Ich halte diese letzte Annahme also für die unwahrscheinlichste, die erste und zweite (der Sendung von XII nach Rom Anfang 101 oder Anfang 102) etwa für gleich wahrscheinlich. Ob also Martials Tod und der auf ihn bezügliche Brief des Plin. III 21 ins Jahr 101 (Mommsen Hermes III 126) oder 102 (Stobbe Philol. 27, 640 f.) zu setzen ist, bleibt für mich zweifelhaft.

Zu den zuletzt verfaßten Epigrammen des B. XII gehören außer denen an Terentius Priscus (1. 4. 14. 63; 92 ist nicht an ihn) und den Einleitungsgedichten 2. 3 „wenn es Martial mit seiner contumacissima triennii desidia Ernst gewesen ist" sämmtliche in Spanien verfaßte 9. 18. 21. 34. 59? 98 (Stobbe 27, 635). Martial hat aber auch Gedichte aufgenommen, die unzweifelhaft bereits in Rom verfaßt waren, von andern ist dies wenigstens sehr wahrscheinlich: 26. 29. 32. 36. 38. 42. 57. 82. 83; wie er ja auch ein Gedicht an den längst todten Parthenius (11), eines oder zwei auf Nerva (6. 15) aufnahm; auch das Gedicht auf Trajan 8 dürfte zu den ältern gehören.

---

3. Chronologie der Silven des Statius.

Da einige Gedichte der Silven bei denselben Veranlassungen wie einige Epigramme Martials, also gleichzeitig gedichtet sind, ergibt sich

die ungefähre Zeitbeſtimmung der erſteren ſchon aus der der letzteren, ſo wie die in den Silven enthaltenen daher auch als Probe für die Richtigkeit der Datirungen von Martials Gedichten benutzt werden können. Auf dieſelben Gegenſtände, Perſonen oder Ereigniſſe beziehen ſich:

Martial. VI 21	Stat. Silv. I 2: auf die Hochzeit des Stella und der Violantilla
VI 42	I 5: auf das Bad des Etruscus*)
VI 28 sq.	II 1: auf d. Tod des Glaucias, Freigelaſſenen des Atedius Melior
VII 21—23	II 7: auf den Geburtstag des Lucanus
VII 40	III 3: auf den Tod des ältern Claudius Etruscus
IX 11—13. 16. 36	III 4: auf die von Flavius Earinus dem Aesculap zu Pergamus geweihten Haare
IX 43 sq.	IV 6: auf den Lyſippiſchen Hercules des Nonius Vindex.

Da Stat. Silv. IV 1 ſich auf Domitians ſiebzehntes Conſulat (95) bezieht, müſſen hiernach ebenſo wie die drei erſten Bücher der Silven auch die mit ihnen gleichzeitig edierten Bücher Martials VI—VIII vor dieſem Jahr erſchienen ſein: wie ſich denn in der That ergeben hat, daß Mart. VIII im J. 93 ediert iſt. Dieſe Uebereinſtimmung in der Reihenfolge der Gedichte des Martial und Statius iſt nun freilich keine durchaus nothwendige, da wie ſich unten zeigen wird, Statius ſeine Gedichte öfter längere Zeit liegen ließ, ehe er ſie herausgab, die Zeit der Abfaſſung und Veröffentlichung alſo zum Theil viel ſtärker differiert als bei Martial.

Martials ſechſtes, wie oben nachgewieſen, nicht vor dem Sommer 90 herausgegebenes Buch enthält Gedichte, die vom Herbſt 89 bis zu dieſer Zeit verfaßt ſind; in dieſelbe Zeit fällt alſo auch die Abfaſſung

*) Das Gedicht des Statius iſt nach dem des Martial verfaßt oder überarbeitet. Martial nennt unter den angewandten Marmorarten ausdrücklich onyx und ophites VI 42, 11: Siccos pinguis onyx anhelat aestus Et flamma tenui calent ophitae. Ebenſo ausdrücklich ſagt Statius das Gegentheil S. I 5, 36: Moeret onyx longe, queriturque exclusus ophites — offenbar doch eine abſichtliche Berichtigung des Irrthums ſeines Nebenbuhlers. Vgl. S. 66, 1.

der oben angeführten Gedichte aus Stat. Silv. I. Wie Stobbe (Philol. 26, 57 f.) gezeigt hat, enthält kein Gedicht in dieſem Buch eine Spur der Abfaſſung nach dem daciſchen Triumph (Ende 89), deren Annahme auch nicht einmal für eines derſelben Wahrſcheinlichkeit hat, ausgenommen I 5 = Mart. VI 42, das möglicherweiſe erſt im J. 90 verfaßt ſein kann. Silv. I 1 auf die Errichtung der koloſſalen Reiterſtatue Domitians (Martial. VIII 44, 7: colosson Augusti, VIII 60 Palatini—Colossi) wird etwa zur Zeit des Triumphs und kann allenfalls ſogar noch vorher geſchrieben ſein, jedenfalls aber (wie oben S. 380 bemerkt) vor dem (Ende 89 erfolgten) Tode der Julia. Denn unter den Geiſtern der verſtorbenen Verwandten, die dieſe Statue bei Nacht umſchweben ſollen, iſt der ihrige nicht. V 95 sqq.: Ibit in amplexus natus, fraterque paterque et soror — wäre Julia bereits todt geweſen, ſo hätte ſie hier unmöglich unerwähnt bleiben können. Die Schweſter iſt die ältere, ſchon vor Veſpaſians Regierungsantritt geſtorbene Domitilla Eckhel VI 349; der Sohn, der von Domitia in Domitians 2. Conſulat (73) geboren (Sueton. Domit. c. 3) war, wird ſchon von Martial. IV 3 (Oktober 88) als verſtorben erwähnt: Quis siccis lascivit aquis et ab aethere ludit? Suspicor has pueri Caesaris esse nives; auch Silius Ital. nennt ihn in den damals (Martial. IV 14) wo nicht ganz, doch bereits theilweiſe vollendeten Punica III 627 sqq. sidereum—natum. Eckhel hat auf dieſen Knaben irrthümlich Martial. VI 3 bezogen. Sicher vor dem Triumph iſt das Gedicht auf die Hochzeit des Stella und der Violantilla geſchrieben, in welchem Venus (174—181) unter andern dem Bräutigam bevorſtehenden Auszeichnungen auch verheißt, daß der Kaiſer Purpureos habitus juvenique curule Indulgebit ebur Dacasque (en gloria major!) Exuvias laurosque dabit celebrare recentes. Die Feier dieſer Spiele wird nirgends erwähnt (die von Stella zur Feier des Sarmatiſchen Triumphs gegebenen Martial. VIII 78 oben S. 384). Auf die kürzlich erfolgte Feier der Säculariſpiele (September? 88) ſpielt Stat. Silv. I 4, 17 an: Nec tantum induerint fatis nova saecula crimen Aut instaurati peccaverit ara Terenti. Das von Domitian gegebene ausgelaſſene Nachtfeſt des 1. December (I 6) iſt alſo wol ebenfalls ins J. 88 zu ſetzen, und dies beſtätigt die Anſpielung bei Martial V 49, 8: Hic error tibi profuit Decembri. Tum cum prandia misit imperator Cum panariolis tribus redisti. Vgl. oben S. 380.

Wenn nun die ſämmtlichen Gedichte von Silv. I (außer vielleicht 5) auch vor Ende 89 verfaßt ſind, ſo ſcheint doch (nach einer Bemerkung

von Stobbe) die Ausgabe erheblich ſpäter, wol nicht vor Ende 91 erfolgt zu ſein. Da nämlich S. III wahrſcheinlich erſt 94 erſchienen iſt (vgl. unten) u. IV u. V in Zwiſchenräumen von etwa je einem Jahr darauf folgten, ſo ſind ſehr viel längere Intervalle für die Ausgabe der beiden erſten Bücher um ſo weniger wahrſcheinlich, als Statius wie bemerkt nachweislich Gedichte erſt längere Zeit nach der Abfaſſung publiciert hat.

Die Gedichte des zweiten Buchs, das alſo wol 92 oder 93 erſchienen iſt, können zum Theil nicht vor dem Spätſommer oder Herbſt des J. 90 verfaßt ſein, namentlich das zweite. Eine Einladung hatte den Dichter nach Sorrent geführt (Silv. II 2, 6):

> Huc me post patrii laetum quinquennia lustri,
> Quum stadio jam pigra quies, canusque sederet
> Pulvis, ad Ambracias conversa gymnade frondes,
> Trans gentile fretum placidi facundia Polli
> Detulit.

Nach v. 6 hatte alſo Statius bei den (im Auguſt gefeierten Th. II² 343, 4) Auguſtalien in Neapel den Preis erhalten, ohne Zweifel im J. 90, in welches die 23. Feier dieſes Agon (Italis) fällt. Franz C. I. G. III 733. Das Trauergedicht auf den Tod des Freigelaſſenen des Atedius Melior, welches das dem letzteren gewidmete Buch eröffnet (vgl. Martial. VI 28 sq.), iſt nach der Verſicherung des Statius in der Vorrede, im erſten Schmerz festinanter geſchrieben. Daß dies buchſtäblich wahr iſt, darf man vielleicht um ſo mehr bezweifeln, als Statius hier bereits das erſt ins fünfte Buch aufgenommene, alſo ſicherlich behufs der Ausgabe noch ſehr überarbeitete Trauergedicht auf den Tod ſeines Vaters erwähnt: 32: piis cecini solatia natis Et mihi; quum proprios gemerem defectus ad ignes Quem natura! patrem.

Das dritte Buch enthält das Trauergedicht auf den Tod des Claudius Etruscus Silv. III 3 = Martial. VII 40, der alſo vor der Ausgabe von Martial. VII (December 92) und nach Martial. VI (Herbſt 90) erfolgt ſein muß. Da nun (wie Stobbe bemerkt) zwiſchen ſeiner Begnadigung vor dem Herbſt 90 (M. VI 83) und ſeinem Tode (M. VII 40) wegen Stat. III 3, 183: modo — Superum placavimus iras kein zu großer Zwiſchenraum angenommen werden darf, ſo dürfte eher 91 als 92 das Todesjahr ſein. Dagegen das Gedicht auf die Haare des Flavius Earinus III 4 = Martial. IX 16. 36 iſt doch wol nach dem Erſcheinen von Martial. VIII (im Laufe des J. 93) verfaßt. Die Abfaſſungszeit der Gedichte

dieſes Buchs erſtreckt ſich alſo mindeſtens über die drei Jahre 91—93. Stobbe Philol. 26, 55 bemerkt, daß in dem Gedicht auf den Tod des Etruscus Statius von dem Sarmatenkriege (aus dem Domitian Januar 93 zurückkehrte) noch nicht als von einem beendeten ſprechen konnte (wie ich nach Clinton F. R. a. 95 angenommen habe), und bezieht daher die Verſe 169—171: quae (clementia) modo Marcomanos post horrida bella vagosque Sauromatas Latio non est dignata triumpho auf die verunglückte Expedition des J. 89 gegen die Marcomannen (Dio LXVII 7), denen die Sarmaten Hülfsſchaaren geſendet und damit den Vorwand zu dem Kriege gegen ſie im J. 92 gegeben haben mögen. Dies würde unbeſtreitbar ſein, wenn es feſtſtände, daß wir das Gedicht ſo haben, wie es niedergeſchrieben wurde: aber eine nachträgliche Ueberarbeitung behufs der Ausgabe läßt ſich hier ebenſo gut denken, wie bei V 3, und bei dieſer können auch die angeführten Verſe (Anfangs 93) hinzugefügt ſein, alſo bleibt die Beziehung auf den Sarmatenkrieg möglich. Erſchienen kann das Buch nicht vor 93, vielleicht aber auch erſt 94 ſein. So wäre es nicht unmöglich, den agon Capitolinus, in dem Statius durchfiel, für den dieſes Jahres zu halten. Silv. III 5 (ad Claudiam uxorem) 31: tu quum Capitolia nostrae Insitiata lyrae, saevum ingratumque dolebas mecum victa Jovem, beſonders da dies Ereigniß nach den im agon Albanus erlangten Krönungen zuletzt erwähnt wird, und zu dem in dieſem Gedicht beſprochenen Entſchluß des Statius, Rom zu verlaſſen, die Veranlaſſung gegeben haben kann. Dann würde dies Gedicht das letzte des Buchs und Silv. III früheſtens im Sommer 94 erſchienen ſein.

Das vierte, an Victorius Marcellus gerichtete Buch gab Statius nach ſeiner Ueberſiedelung in Neapel heraus (praef.); mehrere Gedichte deſſelben hatte er ſchon vor der Herausgabe dem Kaiſer überreicht (multa ex illis jam Domino Caesari dederam ib.). Zu dieſen gehören ohne Zweifel die drei erſten: IV 1 (XVII consulatus Imp. Aug. Germanici Domitiani — zum 1. Januar 95) IV 2 (Eucharisticon ad Imp. August. Germanicum Domitianum; der hier geſchilderte Speiſeſaal wird der von Martial. VIII 39 beſungene ſein) IV 3 (Via Domitiana). Der Bau dieſer Straße (von Sinueſſa nach Puteoli) erfolgte nach Dio LXVII 13 in demſelben Jahre, in dem Flavius Clemens hingerichtet wurde, d. h. 95. In der Dedikation an Victorius Marcellus heißt es von ihr: cujus beneficio tu quoque maturius epistolam eam accipies, quam tibi in hoc libro a Neapoli scribo (IV 4, im Sommer geſchrieben). Das Gedicht auf den Hercules

des Nonius Vindex IV 6 braucht nicht nothwendig mit dem Epigramm Martials auf denſelben (Mart. IX 43) gleichzeitig zu ſein, gehört aber doch wol zu den älteren Gedichten dieſes Buchs; ſo wie IV 9 (Risus Saturnalicius ad Plotium Grypum vgl. Hirſchfeld a. a. O. 1512; praef.: Hendecasyllabos, quos Saturnalibus una [alſo doch wol in Rom wahrſcheinlich December 94] risimus, huic volumini inserui). Das Buch erſchien alſo im Laufe (früheſtens im Sommer) des Jahres 95.

Das fünfte Buch iſt (ſchon nach der Widmung an Abascantus) vor dem Tode Domitians (18. September 96) erſchienen.

Synchroniſtiſche Ueberſicht der Epigramme des Martial und der Silven des Statius.

Martial.	Statius.
XIII, XIV ediert December 84 oder 85	
I, II ediert im Jahr 86	
III ediert im Jahr 87	
IV ediert 24. Oktober 88	
V ediert Herſt 89	Silv. I verfaßt vor Ende 89, ediert Ende 91
VI = Sommer oder Herbſt 90	II = zwiſchen Ende 89 und Herbſt 90, ediert 92 oder 93
VII ediert December 92	III = in den J. 91—93, ediert Sommer 94?
VIII ediert Mitte 93	
IX = Sommer 94	IV = 94 u. 95, ediert im Laufe d. J. 95
X[1] ediert December 95	V = 95 u. 96, = vor d. 18. Sptbr. 96.
XI ediert December 96	
X u. XI ediert 97 (Anthologie)	

Martial.

X² ediert Mitte 98
(u. Abreiſe Martials aus Rom)
XII ediert Ende 101
oder Anf. 102.

---

4. Die Gönner und Freunde des Martial und Statius.*)

Die Gönner und Freunde des Martial vom ſenatoriſchen Stande ſind größtentheils oben S. 340 f. genannt. Von ſeinen Gedichten auf Silius Italicus (IV 14 VI 64, 10 VII 63 VIII 66 XI 48 sq.) verdient eines eine Beſprechung VIII 66 (wo bei Schneidewin die Interpunktion irrthümlich am Ende von Vs. 5 ſteht):

Augusto pia tura victimasque
Pro vestro date Silio Camenae.
Bis senos jubet en redire fasces
Nato consule, nobilique virga
Vatis Castaliam domum sonare
Rerum prima Salus et una Caesar.
Gaudenti superest adhuc quod optet,
Felix purpura tertiusque consul.
Pompejo dederit licet senatus
Et Caesar genero sacros honores,
Quorum pacificus ter ampliavit
Janus nomina: Silius frequentes
Mavolt sic numerare consulatus.

Ueber die Zeit des dem einen Sohn des Silius verliehenen Conſulats (wahrſcheinlich vom 1. September 93 ab) vgl. oben S. 384. Clinton ad. 69 ſetzte es, ſo wie die Ausgabe des 8. Buchs ins J. 94. Silius hoffte das Conſulat nun auch für ſeinen zweiten Sohn, dann würde ſein Haus drei Conſulate aufzuweiſen gehabt haben, und Silius wollte ſie lieber ſo (Vs. 12 d. h. mit ſeinen Söhnen zuſammen und

---

*) Vgl. die Programme Acad. Alb. 1870. IV De personis nonnullis a Martiale commemoratis u. 1870 V De personis nonnullis a Statio commemoratis. Auch hier konnte ich berichtigende und ergänzende Bemerkungen von H. F. Stob'e benutzen.

durch die Gnade des Kaiſers) erhalten, als wie Pompejus, der ſie dem Senat, und Agrippa, der ſie ſeinem Schwiegervater Auguſtus verdankte. Doch der zweite Sohn des Silius, (Silius) Severus ſtarb nach Martial. IX 86 ſehr bald darauf, ſpäteſtens im J. 94; auch er war nach dieſem Epigramm Dichter.

Die Männer, die Martial. V 28 als Muſter verſchiedener Tugenden preiſt, ſind ohne Zweifel ſämmtlich als Mitlebende zu betrachten:

> Ut bene loquatur sentiatque Mamercus,
> Efficere nullis, Aule, moribus possis:
> Pietate fratres Curios licet vincas,
> Quiete Nervas, comitate Rusones,
> Probitate Macros, aequitate Mauricos,
> Oratione Regulos, jocis Paullos.

Ruso iſt ein cognomen der Cremutii (Plin. epp. VI 23; vgl. IX 19) und Calvisii (in den Acta fr. Arval. a. p. C. 87 kommt unter den pueri patrimi matrimi die beim Opfer miniſtrieren und Söhne von Senatoren ſind Henzen Scavi p. 62, 27, vor: Rusonis P. Calvisius, ibid. p. 43, 51 vgl. p. 47). Ebenſo wenig als der von Martial gemeinte Ruso, iſt der Paullus im letzten Verſe mit Sicherheit zu ermitteln. Die Epigramme, in denen ein Paullus angeredet wird, ſind nicht alle an dieſelbe Perſon gerichtet, und nirgend iſt ein Gentilname hinzugefügt; vgl. Mommsen Ind. Plinian. s. Velius Paullus. An dieſen, der unter Domitian Proconſul von Bithynien war (Plin. ad Tr. 58. 60) und am ſarmatiſchen Kriege Theil nahm Martial. IX 31, kann man hier und M. V 22 (wo die Wohnung des Paullus auf den Esquilien erwähnt wird) denken: eine ſichere Beſtimmung iſt unmöglich; ein L. Vettius Paullus cos. suff. 1. Mai 81: Henzen Scavi p. 37 f.

Der Name der Curii, den die codd. haben, iſt verdorben; Douza änderte Curtiorum („ne claudicet scazon"), wobei er an die Curtii Montani dachte. Mir war immer unzweifelhaft, daß hier die von Martial wiederholt (I 36 IX 51) als Muſter der Bruderliebe gerühmten Brüder Domitius Tullus und Lucanus gemeint ſind, und die Inſchrift Orelli 773, die Mommſen a. a. O. anführt, beſtätigt es; der volle Name des letztern lautet dort: Cn. Domitius Afer Titius Marcellus Curvius Lucanus. Statt Curios iſt alſo in Vs. 3 Curvios herzuſtellen.

Nerva und Regulus bedürfen keines Commentars; Junius Mauricus kann im Herbſt 89, wo das Buch V erſchien, noch nicht verbannt

geweſen ſein. Der Macer, deſſen Rechtſchaffenheit gerühmt wird, ſcheint derſelbe zu ſein, dem Martial das zehnte Buch ſchickte; er war damals curator viae Appiae (X 17):

Mensorum longis sed nunc vacat ille libellis:
Appia quid facies, si legit ista Macer?

Hierauf wurde er leg. Aug. pr. pr. in Dalmatien, und in dem bei ſeiner Abreiſe in die Provinz verfaßten Gedicht (X 78, über deſſen Anklänge an Horaz vgl. Lehrs Horaz p. LXVII Anm.) rühmt Martial abermals ſeine Rechtſchaffenheit:

Ibis litoreas, Macer, Salonas.
Ibit rara fides amorque recti,
Et secum comitem trahit pudorem.

* * *

Semper pauperior redit potestas.
Felix auriferae colone terrae,
Rectorem vacuo sinu remittes
Optabisque moras et exeuntem
Udo Dalmata gaudio sequeris.

Vor Vs. 4 habe ich eine Lücke angenommen, weil er offenbar keinen Sinn gibt; gerade das Gegentheil wird hier erwartet, etwa: raro pauperior redit potestas, doch zeigt ſich weder die Spur einer Korruptel noch genügt die Aenderung von semper, da der Ausdruck dann an undeutlicher Kürze leiden würde.

Als Statthalter von Bätica wird ein Macer genannt XII 98, 7, wo der Bätis angeredet wird:

Ominibus laetis vestras Instantius oras
Intret et hic populis ut prior annus eat.
Non ignorat onus quod sit succedere Macro.
Qui sua metitur pondera, ferre potest.

Stobbe bemerkt, daß die Verwaltung der prätoriſchen Provinz Bätica nach der conſulariſchen cura und legatio bedenklich erſcheint, daß daher wol zwei Macer anzunehmen ſind: 1) der curator viae Appiae, leg. Aug. pr. pr. Delmatiae, welcher dieſen Aemtern zufolge ſchon 95 (X¹) Conſular war; 2) der proconsul provinciae Baeticae 100/101. Dieſer letztere kann der Baebius Macer cos. 103 oder 104 ſein (Plin. epp. IV 9, 16; vgl.

Mommſen Hermes III 45 u. Plin. IV 12, 4), an den Plinius den Brief über die Schriftſtellerei ſeines Oheims III 5 richtete. Er war in der letzten Zeit Trajans praef. urbi. Vit. Hadr. c. 5.

Sein Nachfolger in Bätica iſt derſelbe Instantius Rufus, deſſen (unbekanntem) Schwiegervater Martial VII 68 ſeine Gedichte empfohlen zu ſehn wünſchte; von dem er eine Trinkſchale erhielt VIII 51, den er um eine ſchöne Sklavin bittet VIII 73 und auffordert die obſcönen Bücher des Muſäos zu leſen XII 95 (der Gaditaner Canius Rufus oben S. 351, 3; der Bologneſer Camonius Rufus S. 379 A. Außerdem kannte Martial einen Safronius Rufus IV 71 und einen Julius Rufus X 99).

Celer, von dem Martial VII 52, 3 ſagt:

Ille meas gentes et Celtas rexit Hiberos,

der alſo im J. 92 legat. Aug. pr. pr. des dieſſeitigen Spaniens war, kann nicht der Maecius (in den Edd. falſch Metius) Celer ſein, an den Statius (ſpäteſtens im J. 93 oder 94) das Gedicht S. III 2 richtete, nach welchem er noch juvenis war (Vs. 122):

puer sudavit in armis,
Notus adhuc tantum majoris munere clavi,
Jam tamen et turmas facili praevertere gyro
Fortis et Eoas juculo damnare sagittas.

Stobbe bemerkt über denſelben Folgendes: „Dem Maecius Celer, der nach Vs. 124 ſeine Dienſtpflicht als trib. mil. laticlavius in einer ſyriſchen Legion geleiſtet hatte, war zur Zeit, als das Gedicht geſchrieben wurde, das Commando über eine ſyriſche Legion übertragen (praef. 1: missus a sacratissimo imperatore ad legionem Syriacam). Da es aber V 105 heißt: Eoa signa Palaestinasque cohortes und Vs. 94: armatis jura dares, ſo iſt er wol nicht bloß leg. Aug. legionis, ſondern leg. Aug. propr. d. h. Statthalter und zwar in Judäa geweſen. In Syrien konnte er es nicht ſein, da es ſonſt in der praef. heißen würde: ad legiones Syriacas. Die Bezeichnung einer in Judäa ſtationierten Legion als Syriaca darf nicht befremden, da Judaea erſt ſeit kurzer Zeit ſeinen eignen Legaten hatte und im gewöhnlichen Leben die Beſatzung noch oft als integrirender Theil des ſyriſchen Heeres bezeichnet werden mochte, was ſie ja früher ſtets geweſen war. In Judäa ſtand aber höchſt wahrſcheinlich ſeit Beendigung des Krieges im J. 73 nur eine Legion,

die X Fretensis, deren Legat, wie in anderen nur von einer Legion beſetzten Provinzen, wenn er auch mit dem Oberbefehl über die ſonſtigen Auxiliartruppen betraut wurde, als leg. Aug. propr. das Statthalteramt verwalten konnte. Dafür halte ich unſern Maecius Celer, deſſen vollſtändiger Titel alſo wäre: leg. Aug. propr. leg. X Fret. et exercitus qui est in Judaea. — Die Verſe 128 (ab emerito discedere bello) und 135—139 (Euphrates, Zeugma, Babylon) deuten auf Krieg oder Kriegsgefahr von den Parthern; bei einem Zuge gegen dieſelben, der freilich von Syrien aus unternommen werden mußte, konnte ſehr wol die Mitwirkung der judäiſchen Truppen erforderlich werden. Vs. 127: majora daturus ſpielt offenbar auf das Conſulat an; auch das wieder deutet auf eine Stellung, die mehr als das gewöhnliche Legionscommando war. — Die Identität mit L. Rosc. Ael. Maec. Celer cos. suff. 100 ſcheint mir unmöglich, weil dieſer trib. mil. leg. IX in Britannien und Germanien war und ſpäter keine Legion commandiert hat (Henz.-Or. 3569 = 4952). Dagegen empfiehlt ſich die Gleichung mit M. Maecius Celer cos. suff. im April 101 (Bullet. 1869 p. 117 Z. 73)."

Venulejus, an den Martial. IV 82 ſeine Gedichte durch einen Rufus ſchickte, mit der Bitte, daß er ihm nur eine kurze Mußeſtunde widme,

Immemor et paullum curarum operumque suorum

iſt vermuthlich L. Venulejus Montanus Apronianus, Arvale 80. 86—92 Conſul 92 Henzen 6446. Marini Atti p. 193 f. XIX. XXIII—XV Henzen Scavi p. 42. 53 Bullet. 1869 p. 104. 108.

C. Julius Proculus (XI 36), in deſſen elegantes Haus (nitidos lares) Martial ſchon ſein erſtes Buch geſchickt hatte I 70, 12:

Atriaque excelsae sunt adeunda domus.
Hanc pete nec metuas fastum limenque superbum
Nulla magis toto janua poste patet;
Nec propior quam Phoebus amet doctaeque sorores —

war alſo ein vornehmer Mann. Er iſt zu unterſcheiden von dem ganz gleichnamigen C. Julius M. f. Volt. Proculus Orelli 2273 (Henzens Correktur Q. ſtatt C. iſt irrig, da auch Marini Iscr. Albane p. 54 n. XLIV C. IVL 10 ſteht) quaestor Augustorum a. 98 (nicht 97 Huebner de Senat. pop.que actis p. 32) und ſpäter consul (vgl. Huebner zu CIL II 2349). „Hiernach ergeben ſich (wie Stobbe bemerkt) drei Julii Proculi: 1) Der C. Julius Proculus Martials, der jedenfalls älter geweſen ſein

muß als 2) der gleichnamige quaestor Augg. Orelli 2273 und 3) deſſen Vater M. Julius Proculus. Der Julius Proculus CIL II 2349 könnte der erſte oder der dritte ſein, vielleicht:

C. Julius Proculus — deſſen Bruder M. Julius Proculus Or. 2273
(Martial. CIL II 2349
unter Domitian in
Spanien)

C. Julius M. f. Volt. Proculus Or. 2273
qu. Augg. 98 . . . . cos.

Terentius Priscus, der Landsmann Martials, dem der Dichter bei einem Aufenthalt in der Heimath ſein zwölftes Buch überreichte (oben S. 388 ff.), den er ſeinen Mäcen nennt (XII 4), und bei deſſen Rückkehr aus Sicilien er bereits VIII 45 gedichtet hatte, war doch wol derſelbe, dem Plutarch die Schrift de defectu oraculorum dedizierte.*) Apollinaris, Beſitzer eines Guts bei Formiä X 30, auf deſſen feines Urtheil Martial großen Werth legte IV 86 VII 26. 89 XI 15, könnte Domitius Apollinaris cos. des. 97 (Plin. epp. IX 13, 13 Mommſen Hermes III 37, 4) ſein, Sparsus Mart. XII 57 derſelbe, dem Plinius ſeine Schriften mitzutheilen pflegte epp. IV 5 VIII 3. Martial ſagt von ihm XII 57, 18:

Tu, Sparse, nescis ista, nec potes scire
Petilianis delicatus in regnis,
Cui plana summos despicit domus montes,
Et rus in urbe est vinitorque Romanus.

Vielleicht hatte dieſer Palaſt früher dem Q. Petilius Cerealis gehört (vgl. Haackh St. R. E. V 1392). Atticus, an den auch IX 99 gerichtet iſt, wird VII 32 ſo angeredet:

Attice, facundae renovas qui nomina gentis,
Nec sinis ingentem conticuisse domum.

Er war vielleicht ein Pomponius Atticus, welche Familie damals ſchon lange dem Senatorenſtande angehört haben kann. (Julius Atticus Plin. epp. I 12, 10).

Der junge Flaccus (puer Mart. IX 90, 4), den Martial auffordert, der Mäcen ſeiner Zeit zu werden VIII 56, muß wo nicht vornehm, jedenfalls reich geweſen ſein. An ihn ſind gerichtet IV 42 VII 87

*) CIL II 5023 (ex agro Olisiponensi): M. Terent. | P. f. Gal. | Prisci.

VIII 45 IX 55 u. 90 X 48 XI 80, vielleicht auch XII 74, andre mit dem Namen Flaccus ſind ungewiß. Der Dichter Flaccus aus Patavium (I 61, 4 u. 76) ſcheint arm geweſen zu ſein; daß er nicht der Dichter der Argonautica war, hat Thilo proll. ad Val. Fl. p. VI nachgewieſen.

Ueber Fronto I 55 ſ. oben S. 378. Frontinus, deſſen Gaſt Martial auf einer Beſitzung am Golf von Neapel geweſen war X 58, war doch wol der bekannte Conſular, deſſen zweites Conſulat X 48, 20 erwähnt wird: oben S. 388. Der Dichter Varro V 31 könnte P. Tullius Varro Henzen 6497 (Conſul in der Zeit des Trajan) ſein. Licinianus (I 49 u. ſ. w. oben) hält Teuffel RLG. 308, 15 für Valerius Licinianus, vir praetorius Plin. epp. IV 11, 1 (?).

Ueber den Stand und die Verhältniſſe der folgenden ergibt ſich aus den ſie betreffenden Gedichten nichts Genaueres. Der Dichter Voconius Victor Beſitzer des ſchönen Knaben Theſtylus VII 29, auf ſeine bevorſtehende Hochzeit iſt XI 78 verfaßt. Der gute alte Munatius Gallus bewohnte das vornehme Haus des Schwiegervaters ſeiner Tochter (X 33, 4: Sic tibi consoceri claros retinere penates Perpetua natae det face casta Venus). Vibius Maximus war beſchäftigt und mochte ſich nicht anſtrengen XI 106. Als wohlhabend erſcheinen: der Dichter Faustinus (oben S. 355, 1, 378) Beſitzer einer Villa bei Bajä III 58, bei Tibur IV 57 (die dortige Schäferei VII 80, 12), Trebula V 71 und wie es ſcheint Terracina X 51; Fuscus Beſitzer von Wald und Oelpflanzungen bei Tibur VII 28, und Atedius Melior (oben S. 341 A. 11). Der letztere war der Freund und Erbe eines Bläſus. Bekannt ſind mit dieſem Namen aus jener Zeit: P. Sallustius Blaesus Arvale [75—81 Anfang (Mommſen Ep. Anal. p. 21. Marini XXII sq. Henzen Scavi p. 37), dann wieder wie es ſcheint nach mehrjähriger Abweſenheit von Rom von 86—92. Bull. 1869. p. 104. 108. Scavi p. 42. 53. Marini XXIV sq. H. F. St.]; Pedius Blaesus von Nero aus dem Senat geſtoßen, von Otho reſtituiert Tac. A. XIV 88 H. I 77; Junius Blaesus im J. 70 Lugdunensis Galliae rector, largus animo et par opibus Tac. H. II 59; sanctus inturbidus, nullius repentini honoris adeo non principatus appetens parum effugerat ne dignus crederetur; ein treuer Anhänger des Vitellius, doch von ihm im J. 70 vergiftet Tac. H. III 38 sq.; vgl. A. III 74; H. I 59. Dieſer letztere iſt vielleicht der Freund des Atedius Melior. Bei Stat. Silv. II 1, 191 sqq. ſieht der junggeſtorbene Freigelaſſene des Melior in der Unterwelt den Bläſus, den er aus der Büſte oder Statue

erkennt, welche er ſeinen Herrn oft bekränzen geſehn hatte (generosi ardua Blaesi Ora) Ausonios inter proceres seriemque Quirini. Zur jährlichen Feier ſeines Geburtstags ſchenkte Melior den scribae, die zu Bläſus in Beziehung geſtanden hatten (scribarum memori piaeque turbae), ein Kapital in Bläſus Namen (Blaesianum): Martial. VIII 38.

Zum Ritterſtande gehörten unter Martials Freunden Terentianus qui nunc Niliacam regit Syenen I 86, 7 d. h. Präfekt der dort (Strabo XVII 797) ſtationierten drei Cohorten; Vestinus, der im J. 88 noch nicht alt ſtarb (IV 73, 8: seque mori post hoc credidit ille senem) könnte allenfalls wie Haackh (St. R. E. Vestini) vermuthet L. Vestinus equestris ordinis vir, sed auctoritate famaque inter proceres Tac. H. IV 53 ſein, dem Veſpaſian 71 den Neubau des Capitols übertrug; doch vgl. unten Stat. S. IV 6, 94.

Ueber den Centurio Aulus Pudens vgl. oben S. 341, 13 u. Th. I³ 239, 3. Ein Freund und Landsmann (municeps) deſſelben, der Umbrier Caesius Sabinus (Montanae decus Umbriae Sabinus) liebte Martials und Turnus Gedichte VII 97, und Martial hoffte, daß das ihm überſandte ſiebente Buch durch ihn große Verbreitung finden würde. Vermuthlich iſt der Sabinus, dem Martial einen Roſenkranz ſchickte IX 60, und an den er XI 8 u. 17 richtete, derſelbe. Auf das gemeinſame Grabmal der primipili Fabricius und Aquinus dichtete Martial I 93; auf den Tod des in Aegypten geſtorbenen Centurio Varus X 26:

Vare, Paraetonias Latia modo vite per urbes
Nobilis et centum dux memorande viris etc.

Nicht angegeben wird der militäriſche Grad des jungen Marcellinus, mit deſſen Vater Martial befreundet war III 6 VI 25. Er hatte im Sarmatenkriege gedient, nach deſſen Beendigung ihm Martial durch den Dichter Fauſtinus (unmöglich iſt es nicht, daß dieſer ſein Vater war) ſeine Gedichte ſandte VII 80. Später ſtand er in der Nähe des Kaukaſus IX 45.

Ein Client ſcheint der Juriſt und zugleich wol Sachwalter Pompejus Auctus VII 51 sq. geweſen zu ſein (jure madens varioque togae limatus in usu), der ſeine Station am Tempel des Mars Ultor hatte. Er wußte Martials Gedichte auswendig, obwohl er ſehr beſchäftigt war (vor der zehnten Stunde hatte er nicht Zeit), und Martial verwies daher einen Urbicus, der ſie kennen lernen wollte, an ihn,

der ſie ihm bei einer cenula parva vortragen würde; er las ſie auch dem Celer (oben S. 399) vor. In einem Clientelverhältniß ſtand auch nach V 20 Martials Freund Julius Martialis, womit keineswegs in Widerſpruch ſteht, daß er ein reizendes kleines Gut (jugera pauca) auf dem Janiculus IV 64 und darauf eine Bibliothek beſaß VII 17. Als Kunſtrichter rühmt ihn Martial VI 1, als Freund X 47. Vielleicht iſt er der Julius, dem Martial das dritte Buch zuſandte III 5, und der I 15 als bald ſechzigjährig und als alter Freund (als Freund ſeit 34 Jahren XII 34) bezeichnete; auch IX 97 dürfte an ihn gerichtet ſein. Ein Julius Ruſus, der dem Sokrates ähnlich ſah, kommt nur X 99; von den Freunden Martials Julius Cerealis XI 52 Lupus und Nepos (X 48, 5), der erſtere noch V 56 (als Vater eines Sohnes; als Schenker eines lächerlichen kleinen Landguts — wenn es derſelbe iſt — XI 18); Nepos als Martials Nachbar, Vater einer Tochter und Beſitzer guten Weines VI 27 u. XIII 124 vor.

Ueber die Freunde Martials, die nur in ihrer Eigenſchaft als Dichter erwähnt werden, vgl. oben S. 351—355.

Von den Gönnern des Statius iſt Rutilius Gallicus derjenige, über den wir aus Silv. IV 1 am genaueſten unterrichtet ſind. Ueber ihn kann ich ſtatt der kurzen und zum Theil irrigen Notizen in dem Programm Acad. Alb. Regim. 1870 V eine mir freundlich mitgetheilte ausführliche Unterſuchung von H. F. Stobbe geben, zu der ich nur einige unbedeutende (in Hakenparentheſen eingeſchloſſene) Zuſätze gemacht habe.

„Stat. Silv. I 4: Soteria Rutilii Gallici iſt abgefaßt nach dem Säculariest (17 sq.) alſo nach September(?) 88. Gallicus iſt praef. urbi (5. 9. 16) und noch im Amte, als Domitian im Dakerkriege abweſend war (depositam: 91—93), alſo im Sommer 89, vor dem Triumph, ja vielleicht vor dem entſcheidenden Siege (Dacis pereuntibus 91), ſpäteſtens demnach im Herbſtanfange 89; ſeine Krankheit und Geneſung fixiert ſich alſo auf den Sommer 89. Er war damals „etwas über 60 Jahr alt" (53) folglich ſpäteſtens in der erſten Hälfte des J. 29 geboren. [Es kann alſo der bei Plutarch. De aere alieno c. 7 p. 830 B. erwähnte Rutilius ſein: *ὁ Ῥουτίλιος ἐκεῖνος ἐν Ῥώμῃ τῷ Μουσωνίῳ προσελθών, Μουσώνιε, εἶπεν, ὁ Ζεὺς ὁ σωτήρ, ὃν σὺ μιμῇ καὶ ζηλοῖς, οὐ δανείζεται. Καὶ ὁ Μουσώνιος μειδιάσας εἶπεν, Οὐδὲ δανείζει. Ὁ γὰρ Ῥουτίλιος δανείζων αὐτός, ὠνείδιζεν ἐκείνῳ δανειζομένῳ*].

Die Worte „genus ipse suis“ (68) deuten an, daß er ein homo novus war, wahrſcheinlich Ritter; alſo irrt Corsini (Ser. praef. p. 50) in Betreff ſeines Großvaters (ſ. unten). [Als junger Mann war er eine Zeitlang Sachwalter: 42]. Von ſeinen langjährigen Kriegsdienſten und Thaten im Felde erzählen V. 72—79 u. 83—89. Wenn Statius die Provinzen, in denen er diente, in chronologiſcher Reihe aufzählt, ſo war die erſte Galatia, dann diente er 9 Jahre in Pamphylien, Pannonien und Armenien (V. 77—79) [in Pannonien nach Borgheſis wahrſcheinlicher Vermuthung auf Grund der Inſchrift Mus. Veron. 239, 5: Oeuvres V 303 — gegen Ende von Claudius Regierung], und da V. 79 ſpeciell der Uebergang der Römer über den Araxes erwähnt iſt, ſo dürfte unbedenklich an Corbulos Feldzug und die Eroberung von Artaxata im April 59 zu denken ſein.

War Gallicus Anfang 29 geboren, ſo war er damals dreißig Jahre alt; das ſtimmt vortrefflich mit ſeinen etwa zehn- bis zwölfjährigen Kriegsdienſten einerſeits und dem prätoriſchen Alter andrerſeits, welches er erreicht haben mußte, wenn er nach Beendigung des Feldzugs oder des Kriegs die gemini fasces d. h. die Prätur erhielt. Ich denke mir, daß er alle dieſe Feldzüge, als dem ordo equester angehörig, als Präfect und Tribun von Auxiliartruppen, vielleicht auch einer Legion, mitgemacht und im J. 60 nach Rom zurückgekehrt mit dem latus clavus und (ſeines Alters wegen) der adlectio inter tribunicios ausgezeichnet wurde, worauf dann ſofort ſeine Ernennung zum Prätor für 61 erfolgte. Möglich wäre aber auch, obwol mir nicht ſo wahrſcheinlich, daß er erſt mit Corbulo ſelbſt gegen Ende 60 aus Armenien reſp. Cappadocien abzog, im Laufe des J. 61 oder Anfang 62 gleich inter praetorios adlectus wurde und in dieſem Range als legatus propraetore des Proconſuls nach Aſien ging, wo er zwei Jahre (iterata jura v. 80), Sommer 62 bis 64 fungierte. — Der Wunſch möglichſt bald das Conſulat zu erlangen trieb ihn nach Rom zurück — ſo verſtehe ich V. 82. 83 — der Kaiſer mußte es ihm mehr als einmal zugeſichert haben; daß er es aber damals ſofort erhalten, dürfte nicht anzunehmen ſein.

Bei der Deutung der folgenden Verſe (83—88) habe ich zu einem mir wenigſtens genügenden Abſchluß nicht zu gelangen vermocht; ich laſſe dahin geſtellt, ob dort von dem Commando der leg. III Aug. in Numidien oder dem Proconſulat von Africa die Rede iſt. Ich würde mich für die numidiſche Statthalterſchaft entſcheiden, wenn nicht das freilich

ſehr frühe Beiſpiel des Galba vorläge, der als procos. Africae in den J. 45. 46 ornamenta triumphalia erwarb. In Betreff der Chronologie entſteht in beiden Fällen keine beſondere Schwierigkeit: die legatio leg. III Aug. würde dem Conſulat natürlich vorausgehn müſſen und entweder in die J. 64—66 oder 74—76 (vielleicht auch 71—73) gehören können. Im erſten Falle wäre Gallicus Vorgänger des Clodius Macer (66—68) geweſen und konnte im J. 66 Conſul werden, wo neben M. Arruntius im zweiten Halbjahre noch ein Platz leer iſt. Daß Henzens Vermuthung (Scavi p. 22), hier ſei M. Aponius Saturninus hineinzuſetzen, nicht ohne Bedenken iſt, glaube ich (Philologus 31, 283) nachgewieſen zu haben; auch wäre es möglich, daß damals die Nundinen ſchon viermonatlich waren. Im anderen Falle war er entweder unmittelbarer oder erſt zweiter Nachfolger des C. Valerius Feſtus (cos. 71 Mai), wenn nämlich L. Domitius Tullus (Philol. 28 S. 658) einzuſchieben iſt, alſo 71 bis 73 oder 74—76; dann bekleidete er in einem der J. 73 oder 76 das Conſulat und erhielt darauf das Commando in Niedergermanien (ſ. unten). — Deuten dagegen die Verſe 83—88 auf das Proconſulat von Africa, ſo könnte dies, wie ſich im folgenden zeigen wird, nicht nach 76/77 verwaltet ſein und würde ſich wegen des zehnjährigen Intervalles zwiſchen Conſulat und Proconſulat auch kaum weiter zurückſchieben laſſen, da Gallicus ſchwerlich vor 66 (im 38. Lebensjahre für einen aus dem Ritterſtande erhobenen homo novus, welcher erſt ſeit höchſtens fünf Jahren Prätorier war, noch immer früh) zum Conſulat gelangt ſein konnte. Die Namen der procoss. Africae in den letzten Jahren Veſpaſians ſind ſonſt nicht bekannt.

Von Gallicus weiterer Amtslaufbahn wird vor der Stadtpräfectur nur noch V. 89 f. eine Statthalterſchaft am Rhein erwähnt, während welcher er die Veleda gefangen nimmt. Nach Tac. Germ. 8 kam Veleda noch unter Veſpaſian als Gefangene nach Rom; und da gewiß eine der letzten Imperatorenbegrüßungen Veſpaſians mit dem betreffenden Feldzuge des Gallicus zuſammenhängt (Borgh. opp. VI, 45: im J. 75 imp. XIV bis XVII, im J. 77 imp. XVIII. XIX, nicht vor Juli 78 imp. XX), ſo iſt der ſpäteſte Termin für denſelben der Spätſommer oder Herbſt 78 — das Frühjahr 79 dürfte für einen Feldzug gegen die Bructerer weniger wahrſcheinlich ſein —, andrerſeits aber war Veleda im Bataverkriege 70 noch thätig (Tac. Hist. IV 61 u. öfter). Sie gehörte zum Stamme der Bructerer, der Kampf richtete ſich alſo

wol auch oder hauptſächlich gegen dieſe Völkerſchaft; das weiſt darauf, daß Gallicus leg. Aug. pr. pr. Germaniae inferioris war. War er in Africa leg. Aug. leg. III Aug. (64—66) geweſen, ſo konnte er Petillius Cerealis unmittelbarer Nachfolger in Germ. inf. geworden ſein, als dieſer im J. 71 (O. Claſon in Fleckeiſens Jahrb. Bd. 101/102. 1870 S. 486) nach Britannien abberufen wurde; war er aber procos. prov. Africae, ſo kann er, da ſich das Proconſulat nicht wol vor 76/77 zurückverlegen läßt, nicht vor Ende 77 nach Germania inf. gekommen ſein und die Gefangennehmung der Veleda würde ſich auf das letzte Regierungsjahr des Veſpaſian (trib. pot. X: 1. Juli 78 bis 24. Juni 79) fixieren.

Unter Domitian war Gallicus, wie oben gezeigt, ſicher im J. 89 praefectus Urbi und in dieſes Jahr fällt auch ſeine Geneſung, welche eben Stat. silv. I 4 feiert.

Nun ſagt aber die Vorrede ausdrücklich, daß Gallicus zur Zeit der Herausgabe des Buchs ſchon todt war. Hiernach iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß das Buch nicht ſchon im J. 89 herausgegeben wurde; denn ſoviel Takt darf man Statius wol zutrauen, daß er nicht unmittelbar nach dem Tode eines Mannes ein Gedicht voll Ueberſchwenglichkeiten auf ſeine glückliche Geneſung mit vielfachen Anſpielungen auf fernere lange Lebensdauer veröffentlicht haben wird. Ein andrer Umſtand empfiehlt den Tod des Gallicus etwas ſpäter als 89 anzuſetzen. Die Inſchrift Grut. 300, 1 = Mercklin coopt. S. 218 verzeichnet in der 27. Decurie des betreffenden Prieſtercollegiums als im J. 68 an des Kaiſer Nero Stelle cooptiert . . Rutilius G . . . icus, deſſen Nachfolger im J. 92 (imp. Caes. /////// Aug. Germ. XVI. Q. Volusius Saturninus [ſo!] cos.) Tettienus Sevanus wird. Die Ergänzung des verſtümmelten Namens zu Rutilius Gallicus dürfte wol ganz unbedenklich ſein und die auffallende Congruenz der Zeit- und Altersverhältniſſe legen es ſehr nahe in dem Prieſter vom J. 68 bis ſpäteſtens 92 und unſerem Gallicus, welcher im J. 29 geboren, um 66 Conſul, alſo jedenfalls ein angeſehener Mann war, ſo daß er wol im J. 68, 39 J. alt, an des verſtorbenen Kaiſers Stelle in das Collegium — der Pontifices, glaube ich mit Haackh St. R. E. V 577 Anm. — gewählt werden konnte, und der bis wenigſtens gegen Ende 89 gelebt haben muß, dieſelbe Perſon zu erkennen, obwol ich in dem Gedicht keine Anſpielung auf das Prieſteramt finde.

Nun iſt es zwar nicht unmöglich, aber wenig wahrſcheinlich, daß

die durch Gallicus Tod erledigte Prieſterſtelle über zwei Jahre, vom Herbſt 89 bis in das J. 92 hinein, unbeſetzt geblieben ſein ſollte; es fragt ſich, ob Gallicus Tod nicht bis in das J. 90 oder beſſer noch 91 (und damit ſelbſtverſtändlich auch die Ausgabe von Silv. I) hinabzurücken iſt.

Muratori hat eine Inſchrift (1054, 2 Turin: Caiſſottus): Miniciae L. f. Paetinae ‖ uxori ‖ Rutili Gallici ‖ Leptitani ‖ publice. Hier dürfte wol an unſeren Gallicus und ſeine Frau zu denken ſein; daß den Frauen der Statthalter ſolche Denkmale geſetzt wurden, lehren mehrere Inſchriften bei Renier. Leptis mußte ſich dem Statthalter in irgend einer Weiſe verpflichtet fühlen. Man denkt an den Feldzug des Rutilius Gallicus in Africa (Stat. silv. I 3, 83 ff.), an die kriegeriſchen Vorfälle unter Valerius Feſtus im J. 70, bei denen die Leptitaner auch genannt werden (Tac. Hist. IV 50). Freilich vermißt man auf dem Steine der Pätina eine Rangbezeichnung ihres Mannes, und leider läßt ſich darüber rechten, welches Leptis bei Tacitus gemeint ſei, ob Leptis minor in der Provinz Africa (ſo Dräger in ſeiner Ausg.) oder Leptis major im Bezirk des leg. leg. III Aug.; für die Deutung von Statius Verſen würde alſo allerdings auch dieſe Combination keinen weitern Aufſchluß geben.

Maffei M. Ver. 239, 5 = Murat. 226, 8 (im Wiener Muſeum) nennt in einer Inſchrift, welche ſich wegen imper. XXVII nur auf Claudius ergänzen läßt, am Schluſſe . . Cla. Vipstano Gallo ‖ . . . C. Rutilio Ga . . . o. Man hat hierin die Namen zweier cos. suff. aus den J. 52 bis 54 erkennen zu dürfen geglaubt und Borgheſi (opp. III 350) in dem erſten einen Sohn des im J. 17 geſtorbenen Prätors Vipſtanus Gallus, Corſini (ser. praef. p. 50) in dem zweiten, zu Ga[llic]o ergänzt, den Großvater unſeres Stadtpräfecten vermuthet. Das letzte iſt jedenfalls ein Irrthum, weil Statius ausdrücklich ſagt, es ſei der praef. Urb. genus ipse suis, praemissaque retro nobilitas, was ich, wie oben geſagt, auf ſeine Novität, nicht auf das möglicherweiſe ihm ertheilte Patriziat beziehen zu müſſen glaube. Uebrigens könnte bei Statius auch von ſeinem mütterlichen Großvater die Rede ſein. An ein Verwandtſchaftsverhältniß, wie Corſini es annimmt, dürfte alſo nicht zu denken ſein, ſelbſt wenn jene beiden Namen wirklich Conſuln nennen; aber dies ſowol, wie obenein die Ergänzung des zweiten Namens zu Gallico iſt durchaus unſicher; es ließe ſich beiſpielsweiſe ebenſo leicht Ga[llo c]o[s] leſen.

Vergleiche noch die ſchon oben erwähnte neuere Deutung der Namen in dieſer Inſchrift bei Bgh. V 303. Endlich Muratori 203, 7 u. 8 = 2025, 3 könnte der Patron C. Rut. C. f. Pal. Gallicus unſer Gallicus oder ſein Vater ſein, und Rutilia C. f. Paulina des Patrons Schweſter.

Woher Corſini (a. a. O.) den ferneren Namen Valens für den praef. Urbi entnimmt, habe ich nicht herausfinden können." [War der custos Gallicus urbis Juv. XIII 157 der Sohn dieſes Gallicus, ſo bekleidete er im J. 127 (Borghesi Oeuvres V 72—76) daſſelbe Amt wie ſein Vater; Corsini Praef. Urb. p. 49 und Borghesi identificieren beide irrthümlich]. H. F. Stobbe.

Zum Senatorenſtande gehörte auch Plotius Grypus (nicht Gryphus): majoris gradus juvenis Silv. praef. IV; IV 9, 17 ff.: priusquam te Germanicus arbitrum sequenti Annonae dedit omnibusque late Praefecit stationibus viarum. Daß der in der Arvaltafel Henzen Scavi p. 43 als Arvale verzeichnete Conſul 88 Pl. Gr. nicht, wie Mommſen und Henzen annahmen, der von Statius beſungene ſein kann, ſondern vielleicht deſſen Vater oder Bruder, bemerkt ſchon Hirſchfeld Gött. gel. Anz. 1869, 1512. Derſelbe (Philol. XXIX 29, 40) verſteht unter den von Statius bezeichneten Aemtern „die Aufſicht über den Proviant (annona) und die Quartiere (stationes) für einen beſtimmten Feldzug, wahrſcheinlich den letzten daciſchen (vielmehr wol ſarmatiſchen) unter Domitian."

Vettius Crispinus, Sohn des Vettius Bolanus (Haackh St.R.E. VI 2534) erhielt im Alter von 16 Jahren (S. V 2, 12) von Domitian, wie es ſcheint, das Legionstribunat 173: en ingens reserat tibi limen honorum Caesar et Ausonii committit munia ferri; 177: cuique sacer primum tradit Germanicus ensem; vgl. 8 sqq. 125 sqq. Er war bereits als Vertheidiger in einem Ehebruchsproceß aufgetreten 99 sqq., und war Salier 130 sqq. (Marquardt Hdb. IV Anm. 2507). „Vielleicht identiſch mit dem Conſul 113 C. Clodius Crispinus" (?) Teuffel R.L.G. 306, 10.

Manilius (nicht Manlius, wie die Ausgaben des Stat. haben) Vopiscus, vir eruditissimus et qui praecipue vindicabat a situ litteras fugientes (S. praef. 1), Beſitzer der prächtigen villa Tiburtina S. I 3, jedenfalls ein Verwandter des Manilius Vopiscus cos. 114 Or. 3787,

wo nicht derſelbe. Ueber die häufige Verwechſelung der Namen Manlius und Manilius vgl. St.R.E. IV 1481. [Der cos. 114 vielleicht ein Enkel des cos. suff. 60 zur Zeit des Neroniſchen Kometen (vgl. Tac. A. XIV 22); bei Seneca qu. nat. VII 28: Paterculo et Vopisco H. F. St.]

Flavius Ursus, wie Teuffel R.L.G. 308, 10 vermuthet, vielleicht der Sohn des Urſus, der Domitian zur Scheidung von der Domitia rieth und auf Julias Fürſprache 84 Conſul wurde: Dio LXVII 3 u. 4; dieſe intimen Beziehungen zum kaiſerlichen Hauſe paſſen gut zu der Annahme, daß er ein Flavier war. Der bei Statius vorkommende war noch jung (II praef.: juvenem candidissimum et sine jactura desidiae doctissimum) und hatte wol noch kein Amt bekleidet, da es Statius ſonſt ſchwerlich unerwähnt laſſen würde. Dagegen war er bereits als Redner aufgetreten II 6, 95, war reich und Beſitzer von Gütern am Veſuv, bei Pollentia, in Lucanien, am rechten Tiberufer, in Creta, Cypern und an andern Orten (lb. 60—68).

Victorius Marcellus, bekannt als Freund Quintilians, vgl. Teuffel R.L.G. 308, 8. Ich habe ihn früher (Acad. Alb. 1870 V p. IV) für einen Ritter gehalten, aber wie Stobbe bemerkt, erklärt ſich die Stelle S. IV 4, 59 ff. viel beſſer, wenn er von ſenatoriſchem Stande war. Wenn ihm der Kaiſer auch ferner gnädig ſein werde, der es bisher geweſen,

Quique tuos alio subtexit munere fasces
Et spatia antiquae mandat renovare Latinae,
Forsitan Ausonias ibis frenare cohortes etc.

Nach Stobbes ſehr wahrſcheinlicher Erklärung iſt unter den fasces die Prätur zu verſtehn, da die cura viae Latinae in der Regel in den Händen von Prätoriern iſt (Borghesi IV p. 133); dieſe ſcheint er unmittelbar nach Niederlegung der Prätur erhalten zu haben, und das in Vs. 61 in Ausſicht geſtellte Commando iſt dann das einer Legion.

Während nun aber bis V. 71 Victorius Marcellus angeredet wird, ſind die folgenden Verſe 72—78 an ſeinen Sohn Gallus 20—26, der noch ein Knabe war, gerichtet; ohne Zweifel iſt alſo zwiſchen 71 und 72 eine (bisher nicht bemerkte) Lücke.

propriis tu pulcher in armis
Ipse canenda geres, patriaeque exempla parabis.

* * *

Magna pater, dignosque etiamnum belliger actus
Poscit avus, praestatque domi novisse triumphos.
Surge agedum, juvenemque puer deprende parentem,
Stemmate materno felix, virtute paterna:
Jam te blanda sinu Tyrio sibi curia felix
Educat, et cunctas gaudet spondere curules.

Der Schwiegervater des Victorius Marcellus hatte nach V. 73 die insignia triumphalia erhalten, und war gewiß von ſenatoriſchem Stande; den sinus Tyrius in V. 76 wird man natürlicher auf die tunica laticlavia des Senatorenſohns als auf die toga praetexta beziehen.

Zum Ritterſtande gehörte Junius Maximus, der ſich, als S. IV 7 verfaßt wurde, in Dalmatien befand (V. 13) und im Orient praefectus alae geweſen war (V. 45); ſein Vater hatte im ſarmatiſchen Kriege befehligt (49—53 ut — refugis amaram Sarmatis legem dederit sub uno Vivere caelo).

Ritter war auch Septimius Severus IV 5, 41: inter pignora curiae Contentus arcto lumine purpurae (praef.: inter ornatissimos secundi ordinis), Redner und Dichter (Teuffel R.L.G. 308, 9), Beſitzer von drei Gütern bei Veji, Cures und im Hernikerlande (54—57), ſchwerlich Beamter, da es nicht erwähnt wird.

Von Nonius Vindex rühmt Statius außer Sittenreinheit nur Treue gegen einen damals (94/95) ſchon, wie es ſcheint in den beſten Jahren, geſtorbenen Veſtinus, der von hoher Abkunft war (IV 6, 94: scit adhuc florente sub aevo Par magnis Vestinus avis). War dies alſo der von Martial. IV 73 beſungene, ſo könnte es nicht der Ritter V. Tac. H. IV 53 ſein.

Pollius Felix, ein reicher Puteolaner, lebte zurückgezogen auf ſeiner Villa bei Sorrent (S. II 2 III praef. III 1); ſeine Gemahlin Polla, ſein Schwiegerſohn der Neapolitaner Julius Menecrates.

5. Ueber Juvenals ſiebente Satire.

In Juvenals ſiebenter Satire fehlt zwiſchen der Einleitung und dem eigentlichen Inhalt des Gedichts jeder Zuſammenhang. In jener

heißt es, daß durch den Kaiſer für edle geiſtige Beſtrebungen eine Hoffnung geboten werde, allerdings die einzige; aber anſtatt daß nun fortgefahren werden ſollte: bisher fehlte eine ſolche, wird die Lage aller, die litterariſche oder gelehrte Berufsarten wählen, namentlich der Dichter, Geſchichtsſchreiber, Rhetoren und Grammatiker als eine noch immer troſt- und hoffnungsloſe geſchildert. Selbſt bei einem Dichter, deſſen Unfähigkeit zur Compoſition ſo groß iſt wie die Juvenals, erwartet man mindeſtens am Schluß einen Hinweis auf die nun angebrochene beſſere Zukunft. Dieſer findet ſich aber nirgends, nur die Vergangenheit, die Zeit der Mäcenas, Fabius, Cotta wird geprieſen und zwar wie eine, deren Wiederkehr nicht zu erwarten ſei. Damals, heißt es, ſei der Geiſt nach Verdienſt belohnt worden 94—97: als wenn der Dichter ganz vergeſſen hätte, daß er daſſelbe nun auch für die Gegenwart in Ausſicht geſtellt hat.

Doch wollte man auch einen ſo hohen Grad von Nachläſſigkeit glaublich finden, ſo läßt ſich ein andrer Anſtoß auch durch dieſe Vorausſetzung nicht beſeitigen. Die Satire handelt von der traurigen Lage aller Schriftſteller und Gelehrten, die Einleitung ſpricht aber ausſchließlich von den Hoffnungen, die ſich den Dichtern durch den Antheil des Kaiſers an ihren Beſtrebungen eröffnete. Zwar iſt zweimal der allgemeine Ausdruck studia gebraucht (der auffallender Weiſe ſonſt nirgend bei Juvenal vorkommt), aber beidemal iſt es unzweifelhaft von dichteriſchen Beſtrebungen zu verſtehn.

1. Et spes et ratio studiorum in Caesare tantum.
solus enim tristes hac tempestate Camenas
respexit, cum jam celebres notique poetae
balneolum Gabiis, Romae conducere fornos
temptarent etc.

— —

17. nemo tamen studiis indignum ferre laborem
cogetur posthac, nectit quicunque canoris
eloquium vocale modis laurumque momordit.
hoc agite, o juvenes! circumspicit et stimulat vos
materiamque sibi ducis indulgentia quaerit.*)

Nur die Dichter ſind es alſo, die nach dieſer Einleitung auf die

*) Wol eine Reminiscenz an Stat. Silv. V 2, 125: Ergo age, nam magni ducis indulgentia pulsat.

Gnade des Kaiſers zu rechnen haben, und nur zur Poeſie werden die Jünglinge hier ermuthigt, nicht zu litterariſchen oder wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen überhaupt. Nachdem dann 22—35 die Ausſichtsloſigkeit der Poeſie ohne den Schutz und die Förderung des Kaiſers auseinandergeſetzt iſt, wird mit dem wunderlichen accipe nunc artes 36 der Uebergang zu einer nochmaligen ſehr breiten Darſtellung der traurigen Lage der Dichter 36—97 gemacht, der ſich dann die Betrachtuug der übrigen gelehrten Berufsarten anſchließt.

Mir ſcheint es hiernach undenkbar, daß die Einleitung (mindeſtens 1—21) von Anfang an zu dieſer Satire (in der Geſtalt, in der ſie uns jetzt vorliegt) gehört hat; ſondern ſie iſt nachträglich bei einer Umarbeitung oder neuen Ausgabe vorgeſetzt und auf das ungeſchickteſte mit dem Gedicht, zu dem ſie ſo ſchlecht paßt, verbunden worden. Ich vermuthe, daß der größte Theil (von 22 oder 36 ab, welche Verſe dann natürlich als nachträglich verändert angeſehn werden müſſen) unter Trajan geſchrieben war, und daß Juvenal bei der Thronbeſteigung Hadrians, deſſen Intereſſe für Poeſie bekannt war, die Einleitung vorſetzte.

Die Anſicht von K. F. Hermann (De Juv. sat. VII temporibus), O. Ribbeck (Juv. p. X), Teuffel (R.L.G. 312, 2) und andern, daß unter dem Caesar in Vs. 1 Trajan zu verſtehn ſei, kann ich durch die Stelle in Plin. paneg. 47 nicht begründet finden; denn die studia, von denen es dort heißt, daß ſie unter Trajan spiritum et sanguinem et patriam receperunt, ſind die unter Domitian verfolgten und unterdrückten der Philoſophie und Beredſamkeit, wie Plinius ausdrücklich ſagt: quem honorem dicendi magistris, quam dignationem sapientiae doctoribus habes! Auch die von Teuffel 312, 3 angeführten Aeußerungen des Plinius in ſeinen Briefen über das Wiederaufleben der studia Epp. III 18, 5. u. ſ. w. beziehen ſich auf dieſelben Wiſſenſchaften und auf die Geſchichtsſchreibung. Zur Poeſie hatte man ja in Zeiten der Tyrannei immer wie in ein ſicheres Aſyl ſich flüchten dürfen, ſie hatte unter Domitian eine auch ſpäter anerkannte Glanzzeit gehabt und verdankte dem Thronwechſel am wenigſten.

6. Chronologiſches zu Gellius.*)

Die einzige mir bekannte Abhandlung, in der genauere Zeitbeſtimmungen für Leben und Schriftſtellerei des Gellius verſucht ſind, iſt der Artikel „Gellius" von Bähr in Erſch und Grubers Encyklopädie; doch bedürfen auch dieſe der Berichtigung und Vervollſtändigung.

Als Gellius in die Schule ging (in scholis fui XVI 1, ad grammaticos itavi VII 6), war Terentius Scaurus (divi Hadriani temporibus grammaticus vel nobilissimus XI 15, wol Hadrians Lehrer vit. L. Veri c. 2) allem Anſchein nach ſchon todt; denn wegen einer Stelle in einem ſeiner Bücher, die er nicht verſtand, befragte Gellius den Sulpicius Apollinaris, von dem er ſagt, daß er ihn als adulescens (adulescentulus XX 6) sectabatur discendi gratia, hominem nostrae memoriae doctissimum XIII 18. Schon hierdurch werden wir erinnert, daß die Jugend des Gellius nicht in die Zeit des (überall von ihm Divus genannten) Hadrian, ſondern in die des Antoninus Pius fiel.

An Sulpicius Apollinaris ſcheint er ſich im 17. oder 18. Lebensjahr angeſchloſſen zu haben: cum jam adulescentulus praetextam et puerilem togam mutasset magistrosque tunc sibi ipse exploratiores quaereret XVIII 4; die Anlegung der Männertoga erfolgte zwiſchen dem 15. und 17. Jahr (Marquardt Hdb. V 1, 135). Adulescens Romae, cum etiamtum ad grammaticos itarem, audivi Apollinarem Sulpicium, quem in primis sectabar — Erucio Claro, praefecto urbi, dicere etc. VII 6. Erucius Clarus (vgl. Plin. epp. II 9 Fronto ed. Naber p. 6) war zum zweiten Mal Conſul 146, ſein erſtes Conſulat iſt unbekannt, ebenſo ob er die Stadtpräfectur (Gell. XIII 18: qui praefectus urbi et bis consul fuit) vor oder nach demſelben bekleidete; wahrſcheinlich war es, wie ſich unten ergeben wird, nach 146.

In denſelben Jahren hatte er Unterricht bei den Rhetoren Antonius Julianus und T. Caſtricius, der letztere (noster bei Fronto ad am. II 2 ed. N. p. 190) nach Gell. XIII 22 vir a D. Hadriano in mores atque litteras spectatus, Romae locum principem habuit declamandi ac docendi und war docendis publice juvenibus magister XIX 9. Gellius bezeichnet ſich in der Zeit, wo er mit dieſem Lehrer und ſeinen Mitſchülern die Sommerferien zu Puteoli verbrachte, als adulescentulus XVIII 9. Auch

*) Vgl. mein Programm De Auli Gellii vitae temporibus: Acad. Alb. Regim. 1869. IV.

mit Fronto hatte er damals ſchon Umgang XIX 8: Adulescentulus Romae priusquam Athenas concederem, quando erat a magistris auditionibusque obeundis otium, ad Frontonem Cornelium visendi gratia pergebam. Auch ſein Umgang mit dem Dichter Annianus (XI 7 IX 10, der auf ſeinen Landgut im Faliskergebiet die Weinleſe zu feiern pflegte XX 8) ſcheint in dieſe Zeit zu gehören; denn Annianus hatte noch den Valerius Probus gehört, deſſen Blüthezeit bekanntlich unter Nero war, der aber wahrſcheinlich noch unter Domitian (Martial. III 2, 12 — etwa 87) gelebt hat (Jahn Proll. ad Pers. p. CXXXVII). Ob er damals ſchon mit Julius Paullus (homo in memoria nostra doctissimus I 22 V 4 XVI 10) in Verkehr ſtand, iſt ungewiß. Dieſer vir bonus et rerum litterarumque impense doctus lud G. auf ſein Gütchen im Vaticaniſchen Gebiet zuſammen mit dem Numidier Julius Celſinus ein XIX 7, der ebenfalls Frontos Freund war XIX 10.

Wenn Gellius etwa im 18. Jahr den Unterricht bei Sulpicius Apollinaris begann, ſo dürfte er ihn bei dieſem und ſeinen andern Lehrern etwa 7 Jahre fortgeſetzt haben. Denn unmittelbar nach der Beendigung ſeiner grammatiſchen und rhetoriſchen Studien wurde er zum Richter ernannt, und dadurch zum juriſtiſchen Studium veranlaßt. Zu dieſer Ernennung war ein Alter von 25 Jahren erforderlich (D. XLII 1, 57; L 4, 8); und bei Gellius ſcheint ſie in der That unmittelbar, nachdem er daſſelbe erreicht hatte, erfolgt zu ſein. XIIII 2, 1: Quo primum tempore a praetore lectus in judices sum — libros utriusque linguae, de officio judicis scriptos, conquisivi, ut homo adulescens, a poetarum fabulis et a rhetorum epilogis ad judicandas lites vocatus. XIII 13: cum ex angulis secretisque librorum et magistrorum in medium jam hominum et in lucem fori prodissem, quaesitum esse memini in plerisque Romae stationibus jus publice docentium aut respondentium etc. Um Aufklärung über juriſtiſche Fragen wandte ſich Gellius auch an Grammatiker, deren einer ihn adulescens anredet XX 10, und an den Favorinus, quem in eo tempore Romae plurimum sectabar XIV 2, 11. In die nächſtfolgenden Jahre fällt dann alles, was Gellius von ſeinem Umgang mit Favorinus (vgl. Hertz Ind. lect. aest. Vratisl. 1869) erzählt: ein Beſuch bei Fronto II 26, Zuſammentreffen mit dem Grammatiker Domitius Inſanus XVIII 7, Spaziergang bei den Bädern des Titus III 1, auf dem Trajansforum XIII 25, Ausflug nach Oſtia XVIII 1, Beſuch in Antium XVII 10.

Da nun zwei Geſpräche, an denen Favorinus theilnimmt, und die offenbar in dieſelbe Zeit fallen, ſtattfinden vor dem kaiſerlichen Palaſt, in einem Kreiſe, der auf den Beginn der salutatio Caesaris wartet (IV 1, 1 u. XX 1, 1, wo der Juriſt S. Cäcilius das Wort führt): ſo muß dieſer Verkehr des Gellius mit Favorinus vor 161 ſtattgefunden haben, in welchem Jahr Antoninus Pius ſtarb, und zwei Kaiſer den Thron beſteigen, ſo daß fortan von einer salutatio Caesaris nicht mehr wol ohne nähere Bezeichnung geſprochen werden konnte.

Sulpicius Apollinaris lebte noch, als Gellius bereits das Richteramt bekleidete; denn cum Romae a consulibus judex extra ordinem datus — essem XII 13, 1 wandte er ſich an ihn wegen der Bedeutung der Worte intra Kalendas. Derſelben Zeit wird das Geſpräch XIX 13 angehören: Stabant forte una in vestibulo Palatii fabulantes Fronto Cornelius et Festus Postumius (Redner aus Numidien: vgl. Fronto ad amic. II 10 ed. Naber p. 200) et Apollinaris Sulpicius etc. Bald darauf aber muß Apollinaris geſtorben ſein, jedenfalls mehrere Jahre vor 163. Denn der ſpätere Kaiſer Pertinax (geb. 126) war erſt ſein Schüler, und dann ſein Nachfolger: post quem idem Pertinax grammaticen professus est vit. Pert. c. 1; wo post quem doch wol nichts andres bedeuten kann, als nach ſeinem Tode. Da Pertinax bei der Schule ſeine Rechnung nicht fand, bewarb er ſich um das Centurionat, das er auch erhielt, diente dann als Cohortenpräfect in Syrien, und zeichnete ſich hierauf im Partherkriege aus; da dieſer 163 begann, muß ſeine Uebernahme des Lehramts ſeines Vorgängers beträchtlich früher erfolgt ſein. Auch die dialektiſchen Studien des Gellius (XVI 8, wo er von einem in der Bibliothek des Friedenstempels gefundenen Buch ſpricht) mögen in dieſe Zeit fallen.

Die Reiſe des Gellius nach Griechenland und ſein dortiger Aufenthalt erfolgte ſicher nach der zuletzt erwähnten richterlichen Thätigkeit und den damit verbundnen Studien. Gellius muß aber in Athen vor 165 oder ſpäteſtens in dieſem Jahr geweſen ſein, denn Peregrinus Proteus, den er zu Athen ſah XII 11 und hörte VIII 3, ſtarb eben 165. Nun bezeichnet ſich Gellius bei dieſem Aufenthalt ebenſo konſtant als juvenis, wie in der bisher beſprochnen Zeit als adulescens; ſeine Studiengenoſſen in Athen heißen juvenes II 21 VII 10 XII 5. Eine ſolche Verſchiedenheit des Ausdrucks wird man gerade bei dieſem Schriftſteller nicht für zufällig halten, ſondern eine beſtimmte Altersbezeichnung darin erkennen

müſſen. Da nun Varro nach Censorin. d. D. N. c. 14 das 30. Jahr als die Grenze der adulescentia und juventus anſah, iſt es wol höchſt wahrſcheinlich, daß Gellius bei ſeinem Aufenthalt in Athen dieſe Grenze bereits überſchritten hatte. Da es ſich ferner nirgend zeigt, daß der Regierungsantritt der duo Augusti (161) ſchon vor Gellius Abreiſe aus Rom erfolgt war, dieſe alſo etwa zwiſchen 160 und 164 ſtattfand, ſo muß die Geburtszeit des Gellius, wenn er damals gerade das Alter von 30 Jahren hatte, etwa zwiſchen 130 und 134 fallen. Dazu ſtimmt auch ſehr gut, daß wie bemerkt die Zeit ſeines Schulbeſuchs nach 137 angeſetzt werden muß; die Anſetzung ſeines Geburtsjahrs im J. 140 (Bähr a. a. O. 48[b]) iſt alſo zu ſpät, im J. 115 (Teuffel R.L.G. 300) zu früh.

Die übrigen Angaben, die Gellius in Bezug auf ſeine griechiſche Reiſe macht, ergeben nichts für die Zeitrechnung. Herodes Atticus (geb. 101 Conſul 143), an den Gellius, wie Bähr vermuthet, vielleicht von Favorinus empfohlen war, wird als Conſular I 2 erwähnt. Zu ſeinen Lehrern in Athen gehörte ganz beſonders der Platoniker Calviſius Taurus aus Berytos memoria nostra in disciplina Platonica celebratus VII 10, der auch der Lehrer des Herodes geweſen war Philostrat. vitt. Soph. II 1, 34, und deſſen Blüthezeit Hieronymus ums J. 146 anſetzt (Taurus clarus habetur), damals alſo ſchon ein Greis.

Zu der Annahme Teuffels R.L.G. 340, 2, daß Gellius Aufenthalt in Athen mindeſtens zweijährig war, ſehe ich nirgend eine Veranlaſſung, da wie Bähr a. a. O. S. 45 bemerkt, alle erwähnten Zeiten und Ereigniſſe ſehr wol innerhalb eines Jahres Raum finden. Gellius erwähnt Ausflüge nach Eleuſis VIII 3, Aegina II 21, Delphi XII 5, Paträ XVIII 9; den Sommer II 21 und deſſen größte Hitze XVIII 10, den ſehr heißen Herbſt I 2, die Feier der Pythiſchen Spiele (im September: Bähr 44[b]) XII 5, den Winter XVII 8 und ſeine langen Nächte Praef. 4, die Saturnalien XVIII 2 u. 13. Von der Rückreiſe ſpricht er dreimal: XIX 1 (Ueberfahrt von Caſſiope nach Brundiſium bei ſtürmiſchem Meer), IX 4, XVI 6 (Landung in Brundiſium).

Von ſeinem ſpätern Leben ſpricht Gellius faſt gar nicht. Aus der Vorrede ergibt ſich, daß er heirathete und Kinder hatte (Praef. 1). Zu der Annahme Teuffels R.L.G. 340, 3, daß er im ſpätern Lebensalter wieder nach Athen übergeſiedelt ſei, vielleicht der Erziehung ſeiner Kinder wegen, und ſeine Attiſchen Nächte dort ausgearbeitet habe, kann ich in

der angeführten Stelle Praef. 4 keinen Grund finden: Sed quoniam longinquis per hiemem noctibus in agro sicut dixi terrae Atticae commentationes hasce ludere ac facere exorsi sumus; glaube vielmehr, daß Gellius hier von den erſten während ſeiner Studienzeit gemachten Entwürfen und Aufzeichnungen (illis annotationibus pristinis) ſpricht, die er eben im ſpätern Alter ordnete und ausführte. Daß dieſe Aufzeichnungen zum Theil in ihrer urſprünglichen Form in das ſpätere Werk übergingen, zeigt XVIII 2, 7; wo es heißt, bei der Feier der Saturnalien in Athen ſeien nuper verſchiedene Fragen aufgeworfen worden, während es doch nach einer frühern Stelle unzweifelhaft iſt, daß dieſe Feier eben in die Studienzeit des Gellius fiel 2: conveniebamus autem ad eandem cenam complusculi, qui Romani in Graeciam veneramus, quique easdem auditiones eosdemque doctores colebamus. Dieſer Gebrauch von nuper macht es freilich unmöglich, die Ereigniſſe, welche als nuper geſchehn bezeichnet werden, mit Sicherheit der Zeit der definitiven Abfaſſung des Werks zuzuweiſen, da die betreffenden Abſchnitte ebenfalls ſchon mehrere Jahre früher niedergeſchrieben und ſpäter unverändert aufgenommen ſein können. XIII 31: laudabat venditabatque se nuper quispiam in libraria sedens homo ineptus. XV 4: in sermonibus nuper fuit seniorum hominum et eruditorum etc. II 24: legi adeo nuper in Capitonis Ateji conjectaneis. III 3, 7: nos quoque ipsi nuperrime, cum legeremus Fretum etc. Ebenſo möglich iſt aber freilich, daß dieſe Stellen ſämmtlich oder theilweiſe während der eigentlichen Redaction des Buchs geſchrieben ſind, die darin erzählten Ereigniſſe ſich alſo kurz vor derſelben zugetragen hatten. Denn daß Gellius ſein Buch in der That nicht in Attica, ſondern in oder bei Rom ſchrieb, ſcheint mir aus dem Gebrauch des Präſens in folgender Stelle hervorzugehn XI 3: Quando ab arbitriis negotiisque otium est et motandi corporis gratia aut spatiamur aut vectamur, quaerere nonnumquam aput memet ipsum soleo res ejusmodi, parvas quidem minutasque — velut est, quod forte nuper in Praenestino recessu vespertina ambulatione solus ambulabans considerabam etc. Bei dieſem Landaufenthalt dürfte auch der opicus die Frage über den Titel der Plutarchiſchen Schrift *περὶ πολυπραγμοσύνης* gethan haben, was ebenfalls als nuper geſchehn berichtet wird XI 16, 2; da in Rom ſelbſt Gellius wol nicht leicht mit opicis in Berührung kam. Und ſo werden denn wol die meiſten mit nuper eingeführten Erzählungen von kleinen Ereigniſſen in Rom der Abfaſſungszeit der Attiſchen Nächte an-

gehören. Auch XVI 10, 1: otium erat quodam die Romae in foro a negotiis etc. wird ſich auf dieſe Zeit beziehen. Es iſt auffallend, daß Gellius in dieſem im höhern Alter geſchriebenen Buche ſo äußerſt wenig aus ſeiner ſpätern Lebenszeit erwähnt. Wir erfahren nicht, von welcher Art (außer den arbitria und der Verwaltung ſeines Vermögens) die Geſchäfte waren, denen er zu ſeiner Arbeit die Zeit abſtehlen mußte (praef. 12: per omnia semper negotiorum intervalla, in quibus furari otium potui), ſeine freie Zeit verlebte er dann zum Theil auf ſeiner Beſitzung zu Präneſte.

Er ſagt Praef. 22: volumina commentariorum ad hunc diem viginti jam facta sunt. Quantum autem vitae mihi deinceps deum voluntate erit quantumque a tuenda re familiari procurandoque cultu liberorum meorum dabitur otium, ea omnia subsiciva et subsecundaria tempora ad colligendas hujuscemodi memoriarum delectatiunculas conferam. Progredietur ergo numerus librorum, diis bene juvantibus cum ipsius vitae, quantuliquique fuerint, progressibus, neque longiora mihi dari spatia vivendi volo quam dum ero ad hanc quoque facultatem scribendi commentandique idoneus. Da nun Gellius nicht dazu gekommen iſt, eine Fortſetzung ſeines Werks herauszugeben, ſcheint er deſſen Abſchluß nicht lange überlebt zu haben. Klar iſt aber, daß er ſo wie er hier ſpricht nur ſprechen konnte, nachdem er die Höhe des Lebens ſchon überſchritten hatte. Fällt alſo ſeine Geburtszeit etwa zwiſchen 130—134, ſo muß die Abfaſſung des Buchs, die wol mehrere Jahre erforderte (Bähr a. a. O. S. 50), nicht zwiſchen 150 u. 160 fallen (Teuffel a. a. O.), ſondern in die letzte Zeit des Marc Aurel oder ſchon unter Commodus, ja Gellius kann ſehr wol noch unter Pertinax, der ja wie er ein Schüler des Sulpicius Apollinaris war, geſchrieben und dieſen überlebt haben.

Es ergeben ſich alſo hieraus folgende Anſetzungen als wahrſcheinlich:

Gellius geboren	etwa zwiſchen	130 u. 134
= legt die toga virilis an	= =	145 = 150
= beginnt den Unterricht bei Sulpicius Apollinaris	= =	146 = 151
= verkehrt mit Fronto, = Erucius Clarus Stadtpräfekt	in derſelben Zeit	
= wird zum Richter ernannt	zwiſchen	155 = 159

Gellius ſchließt ſich an Favorinus an in derſelben Zeit.

In dieſer Zeit ungefähr ſtirbt Sulpicius Apollinaris und Pertinax (geb. 126) übernimmt ſeine Schule.

= reiſt nach Griechenland etwa zwiſchen 160 u. 164

= vollendet die Attiſchen Nächte und ſchreibt die Vorrede = = 175 = ?

IV.

Die religiösen Zustände.

1. Der Götterglaube.

Für die Erkenntniß der religiösen Zustände der antiken Welt in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten fließen uns zwei Quellen von sehr verschiedener vielfach sogar entgegengesetzter Beschaffenheit: die eine in der Litteratur, die andere in den Denkmälern, namentlich Inschriftsteinen. Die Litteratur ist vorwiegend aus Kreisen hervorgegangen, die theils von Unglauben und Indifferenz ergriffen waren, theils durch Reflexion und Deutung den Volksglauben zu vergeistigen, zu läutern und umzugestalten strebten. Die Denkmäler dagegen stammen wenigstens zum großen Theil aus denjenigen Schichten der Gesellschaft, die von der Litteratur und den dort herrschenden Richtungen wenig berührt wurden, und theils nicht das Bedürfniß, theils nicht einmal die Fähigkeit hatten, ihren Ueberzeugungen dort Ausdruck zu geben: und sie sind ganz vorwiegend Zeugnisse eines positiven, weder zweifelnden noch grübelnden, naiven und reflexionslosen Götterglaubens. Wenn die moderne Welt einst in ähnlicher Weise unterginge wie die antike untergegangen ist, und eine späte Nachwelt dann bemüht wäre aus ebenso trümmerhaften Ueberresten der heutigen Kultur, als sie uns vom Alterthum geblieben sind, eine Anschauung von den religiösen Zuständen unserer Zeit zu gewinnen: so würde auch sie aus sehr fragmentarischen Ueberresten der heutigen Litteratur ganz andere, zum Theil entgegengesetzte Eindrücke erhalten, als aus Grabsteinen, Votivtafeln und andern kirchlichen Denkmälern jeder Art. Wie dann nur eine Verwerthung beider

Verschiedenartigkeit der litterarischen und monumentalen Quellen.

einander ergänzenden Klassen von Zeugnissen eine annähernd richtige Vorstellung geben könnte, so gilt dasselbe auch für die hier in Betracht gezogene Zeit des Alterthums. Während die heidnische Litteratur dieser Zeit uns einen Einblick in die Thätigkeit der Kräfte gewährt, die innerhalb des Heidenthums an seiner Auflösung und Zersetzung arbeiteten, weht uns aus den Denkmälern ein Geist des Glaubens an, der allen zerstörenden Einflüssen Jahrhunderte lang Widerstand zu leisten vermochte. Weil nun, namentlich von theologischen Schriftstellern, die heidnische und christliche Litteratur jener Zeit immer fast ausschließlich, jedenfalls weit mehr als ihre Denkmäler zur Darstellung religiöser Zustände verwerthet wurde, ist man der zuletzt berührten Seite derselben nie völlig gerecht geworden.

Die Litteratur bisher fast ausschließlich berücksichtigt.

Aber auch die Litteratur hat man mit Vorurtheil behandelt, vorzugsweise ihre irreligiöse Seite berücksichtigt und nicht hinreichend erwogen, in wie hohem Grade nicht bloß der Glaube, sondern auch der Aberglaube ein Bedürfniß der Massen ist.[1] Selbst die litterarischen Quellen bestätigen doch nur sehr theilweise die herrschende Ansicht, daß das Heidenthum sich schon im tiefsten Verfall, in voller Auflösung befunden habe, als das Christenthum entstand.

Irreligiöse Richtungen in der letzten vorchristlichen und ersten nachchristlichen Zeit.

Allerdings wird schon im letzten vorchristlichen Jahrhundert von römischen und griechischen Schriftstellern viel über Abnahme der Gottesfurcht, über Unglauben und religiöse Indifferenz geklagt[2] und die Schuld an dem Verfall der Religion ausdrücklich den Lehren „wahnwitziger Weisheit“[3] zugeschrieben, die sich aus den Schulen griechischer Philosophie verbreitet hatte. In der That herrschen in der damaligen römischen Litteratur, so wie in der des ersten nachchristlichen Jahrhunderts Richtungen, die von dem alten Glauben theils abgewendet, theils ihm geradezu feindlich sind. Die Nothwendigkeit des Volksglaubens und der Staatsreligion wurde zwar von den Gebildeten aus Gründen der Zweckmäßigkeit bereitwillig zugestanden, namentlich wegen der sittlichen Rohheit und geringen Bildung der Massen. Die Masse der Weiber und das ganze gemeine Volk, sagt Strabo, kann man nicht durch philosophische Belehrung

1) Gibbon, History Ch. XV ed. Basel 1782 II 294. 2) Marquardt Hdb. IV A. 480. 3) Horat. C. I 34, 2.

zur Frömmigkeit, Heiligkeit und zum Glauben hinleiten, ſondern es bedarf für dieſe auch der Götterfurcht, und dazu gehören Legenden und Wundergeſchichten,[1] und die Staatsmänner der Monarchie betonten noch beſonders, daß die Verächter der Götter auch ſonſt Niemanden in Ehren halten.[2]

Haß des Glaubens (bei Lucrez) vereinzelt.

In jenem Geſtändniß war aber freilich ausgeſprochen, daß ein großer Theil der Gebildeten ſelbſt des Volksglaubens in der überlieferten Form nicht zu bedürfen glaubte, über den ſie ſich in der That vielfach mit Gleichgültigkeit, Frivolität der Verachtung äußerten. Ja wir begegnen auch — bei Lucrez — einem leidenſchaftlichen Ausdruck des Haſſes gegen den Glauben. Ihm erſchien er als ein von der Erde zum Himmel ragendes Rieſengeſpenſt, deſſen ſchwerer Tritt das Menſchenleben ſchmählich zu Boden drückte, während ſein Antlitz grauenvoll aus der Höhe herabdrohte: bis der kühne Geiſt eines griechiſchen Mannes — des Epikur — dem Schrecken Trotz bot. Er erſchloß die Pforten der Natur, drang weit über die flammenden Mauern des Weltalls ins Grenzenloſe vor, und brachte, als Ueberwinder, der Menſchheit die Erkenntniß der Gründe alles Seins. So hat er den Glauben geſtürzt, uns aber durch ſeinen Sieg zum Himmel erhoben. Man möge nicht meinen mit der Annahme dieſer Lehre den Weg des Frevels und der Gottloſigkeit zu betreten: im Gegentheil, gerade der Glaube habe öfter zu gottloſen und verbrecheriſchen Thaten geführt. Der Dichter erinnert, wie Agamemnon die eigene Tochter dem Zorn der Göttin Diana geopfert habe, und ſchließt ſeine rührende Schilderung des Opfertodes der unſchuldigen Jungfrau mit dem Ausruf: Zu ſo viel Unheil konnte der Glaube den Antrieb geben![3]

Doch ſo feindſelig wie Lucrez ſtand der Volksreligion keineswegs die ganze Schule der Epikureer gegenüber, geſchweige denn die philoſophiſch Gebildeten überhaupt. Den Atheismus lehrte kein Syſtem, und ſeine Anhänger ſind ſchwerlich zu irgend einer Zeit zahlreich geweſen. Der Skepticismus beſtritt nur, daß das Daſein der Gottheit ſich beweiſen laſſe, der Epikureismus lehrte die Exiſtenz unzähliger

1) Strabo I 2 p. 19 C. 2) Mäcen bei C. Dio LII 36. 3) Lucret. I 62—101.

ewiger seliger Götter, und leugnete nur ihre Fürsorge für die Welt und die Menschheit: aber die Epikureer schlossen sich eben so wenig als die Skeptiker grundsätzlich vom Kultus aus. Die Gottheit bedürfe der Verehrung zwar nicht, sagt der Epikureer Philodemus, aber für uns sei es naturgemäß, sie ihr zu erweisen, hauptsächlich durch erhabne Vorstellungen, dann aber auch nach der in jedem Falle überlieferten väterlichen Sitte.[1] Der Gewohnheit folgend, sagt der Skeptiker Sextus, sagen wir, daß es Götter gibt, daß sie eine Vorsehung üben, und verehren sie.[2] Die überwiegende Mehrzahl der Gebildeten, die ohne einer bestimmten Schule anzugehören, doch von philosophischen Einflüssen mittelbar oder unmittelbar berührt waren, stand dem Volksglauben mehr oder minder tolerant gegenüber, mochten sie auch selbst monotheistische oder pantheistische oder fatalistische Anschauungen hegen, oder einem geläuterten Polytheismus huldigen, oder endlich den überlieferten Glauben verloren haben, ohne einen neuen gewinnen zu können.

Standpunkt der nicht philosophisch gebildeten Römer.

Die in der gebildeten römischen Welt des ersten Jahrhunderts n. Chr. außerhalb der eigentlich philosophischen Kreise verbreiteten religiösen Anschauungen bewegten sich zwischen dem Glauben an die Existenz der Volksgötter und eine durch sie geübte Vorsehung (wenn auch mit Verwerfung der ganzen legendarischen Ueberlieferung) einerseits, und der absoluten Negation dieser Götter andrerseits. Auf dem

Glaube (Tacitus) —

erstern Standpunkt scheint z. B. Tacitus gestanden zu haben.[3] Bei Besprechung der jüdischen Religion äußert er den entschiedensten Widerwillen gegen die Vernachlässigung des ererbten Gottesdienstes und die Verachtung der Götter. Er glaubte, daß sie nicht bloß die unabänderliche Weltordnung vollziehn, sondern auch unmittelbar in ihren Gang eingreifen,[4] und die Zukunft durch Vorzeichen verkündigen.

Schwanken zwischen

Quintilian gehörte zu der gewiß sehr zahlreichen Klasse derer, bei welchen die gewohnten und anerzognen polytheistischen Anschauungen

1) Zeller, Philosophie d. Griechen III 1, 398, 2. 2) Zeller III 2, 47, 2.

3) Eine stillschweigende Billigung der jüdischen und germanischen Gottesverehrung kann ich in Hist. V 5; Germ. c. 9 nicht mit Nipperdey erkennen, dessen Erörterung (Tac. Ann.[3] p. XIV—XVI) ich im übrigen folge.

4) H. IV 78: nec sine ope divina mutatis repente animis terga victores vertere.

sich mit monotheistischen vermischten, ohne daß sie das Bedürfniß oder die Energie hatten, ihre Ueberzeugungen zu völliger Klarheit und Bestimmtheit durchzubilden.[1] Bei ihm drängte schon die Vorstellung von der beseelten Natur, von „jenem Gott, der der Vater und Schöpfer der Welt ist," den Glauben an die „unsterblichen Götter" in den Hintergrund; der Glaube an eine Vorsehung stand ihm fest, und auch an der Verkündung der Zukunft durch Orakel und Zeichen scheint er nicht gezweifelt zu haben. Am entschiedensten ist in der Negation des Volksglaubens der ältere Plinius. Er meinte in seiner Darstellung des Kosmos die „unaufhörlich erörterte Frage nach dem Wesen der Gottheit" nicht übergehen zu dürfen, und hat deshalb die damals am meisten verbreiteten Formen ihrer Beantwortung angegeben. Für ihn selbst war Gott und Natur nicht zu trennen: die Natur war ihm „die Mutter aller Dinge," die sich dem Menschen so oft im Zufall offenbarte; diesen mochte man also als den Gott bezeichnen, dem man die meisten Entdeckungen und Kulturfortschritte verdankte.[2] Aber mit Grund durfte man das „heilige unermeßliche ewige" Weltall, „zugleich die Schöpfung der Natur, und die Natur selbst" für eine Gottheit halten; als die Seele der Welt aber und ihr leitendes Princip die Sonne ansehn. Nur menschliche Schwäche konnte also nach dem Bilde und der Gestalt der Gottheit fragen. Welcher Art sie auch ist (wenn es noch eine außerhalb der Natur gibt), und wo auch immer, sie muß ganz Kraft, ganz Geist sein. Noch thörichter ist es, an unzählige Götter zu glauben und auch menschliche Eigenschaften wie Eintracht, Keuschheit, Hoffnung, Ehre, Milde als Gottheiten zu betrachten: die gebrechliche und mühselige Menschheit hat, ihrer Schwäche sich bewußt, die Eine Gottheit zertheilt, damit jeder die von ihren Seiten verehren könne, deren er am meisten bedarf. Daher finden wir bei andern Völkern andere Namen, und unzählige Götter bei denselben, selbst Krankheiten und Uebel aus Furcht verehrt, wie das Fieber und die Verwaisung. Da nun noch der Glaube an Schutzgötter und -göttinnen aller einzelnen Männer und Frauen dazu kommt, ergibt sich eine größere Zahl der

Polytheismus und Monotheismus (Quintilian) —

Unbedingte Leugnung der Götter (Plinius).

1) Babucke De Quintiliani doctrina (Regim. 1866) p. 11—16.

2) Plin. H. N. XXVII 8 (mit Silligs Anm.) XXXVII 205. II 12—27.

Götter als der Menschen. Die ganze Mythologie ist kindische Faselei, den Göttern Ehebrüche, Streit und Haß beilegen, an Gottheiten des Betruges und der Verbrechen glauben, der äußerste Grad der Schamlosigkeit. Offenbarung der Gottheit ist das Wirken der Menschen für die Menschheit, und dies zugleich der Weg zum ewigen Ruhm; auf diesem sind die Helden des alten Rom gewandelt, auf ihm schreitet jetzt mit übermenschlichem Schritt Vespasian mit seinen Söhnen, der erschöpften Welt Hilfe bringend. Uralt ist die Sitte Wohlthätern der Menschheit durch Versetzung unter die Götter Dank abzustatten. Ueberhaupt sind die Namen der Götter wie der Gestirne von Menschen entlehnt: wie sollte es ein himmlisches Namensverzeichniß geben! Ob die höchste Macht, welche es auch sei, für die menschlichen Dinge Sorge trägt, ob es denkbar ist, daß sie durch einen so traurigen und so vielfachen Dienst nicht herabgewürdigt werden würde? Kaum wäre zu entscheiden, ob es für das Menschengeschlecht nützlicher sei, diesen Glauben zu hegen oder nicht, wenn man sieht wie ein Theil keine Rücksicht auf die Götter kennt, der andere im schimpflichen Aberglauben und Götterfurcht befangen ist. Um die Vorstellung von der Gottheit noch ungewisser zu machen, hat die Menschheit sich eine Macht erfunden, deren Wesen zwischen beiden entgegengesetzten Vorstellungen die Mitte hält: Fortuna, die bewegliche, von den meisten für blind gehaltene, umherschweifende, unbeständige, ungewisse, wechselnde, die Gönnerin der Unwürdigen, also der Zufall selbst[1] wird als Gottheit verehrt. Ein anderer Theil verwirft auch diese, weist alle Ereignisse ihren Gestirnen zu, und glaubt an eine einmalige unabänderliche, für alle Zukunft verhängte Bestimmung der Gottheit. Diese Ansicht hat angefangen Boden zu gewinnen, und die Menge der Gebildeten wie der Ungebildeten fällt ihr gleich bereitwillig bei. Sodann umfängt der Glaube an unzählige Vorbedeutungen die des Blicks in die Zukunft beraubte Menschheit, und unter all diesem ist allein gewiß, daß es nichts Gewisses gibt, und kein zugleich jammervolleres und hochmüthigeres Wesen als der Mensch. Die übrigen Geschöpfe kennen kein Bedürfniß als die, welche die Güte der Natur von selbst befriedigt, und überdies nicht den Gedanken des Todes. Aber für

1) Ich glaube (mit Sillig) daß in § 22 Fors für sors zu lesen ist.

die Gesellschaft ist der Glaube an die Lenkung der menschlichen Dinge durch die Götter ohne Zweifel von Nutzen, und daß für Uebelthaten Strafen unfehlbar eintreten, wenn auch spät, da die Gottheit nach so vielen Seiten hin in Anspruch genommen ist; so wie daß der Mensch nicht darum als das Gott nächste Wesen geschaffen sein könne, um an Niedrigkeit den Thieren gleich zu sein. Für die Unvollkommenheit der menschlichen Natur aber liegt darin ein ganz besonderer Trost, daß auch Gott nicht alles kann. Er kann sich nicht selbst den Tod geben, wenn er es wollte, was die Natur dem Menschen als das Beste bei so viel Qualen des Lebens geschenkt hat; noch sterbliche mit Unsterblichkeit beschenken, oder abgeschiedene zurückrufen, nicht bewirken, daß wer gelebt hat, nicht gelebt, wer Aemter bekleidet hat, sie nicht bekleidet habe; er hat überhaupt keine Macht über die Vergangenheit als die des Vergessens; und (um auch scherzhafte Beweisgründe anzuführen) er kann nicht machen, daß zweimal zehn nicht zwanzig ist, und vieles der Art: woraus sich unzweifelhaft die Macht der Natur ergibt, und daß *sie* das ist, was wir Gott nennen. — Soweit Plinius.

Versöhnung von Vernunft und Glauben in der Theologie des Stoicismus.

War nun allerdings die Negation des Volksglaubens wol in den meisten Fällen eine mittelbare oder unmittelbare Wirkung philosophischer Einflüsse, so gab es doch auch philosophische Richtungen, mit denen er nicht bloß vollkommen vereinbar war, sondern die ihm sogar zur Stütze dienten. Der Stoicismus, dessen Wirkungen in jener Zeit sich vielleicht weiter erstreckten als die irgend eines andern Systems, suchte in seiner Theologie[1] Glauben und Philosophie zu versöhnen, die Berechtigung der Volksreligion wissenschaftlich darzuthun, indem er von dem höchsten Gott, dem Schöpfer und Weltbeherrscher Untergötter, von der durch das All verbreiteten göttlichen Kraft als Einheit, ihre zahllosen Aeußerungen und Wirkungen unterschied, und überdies Dämonen als Mittelwesen zwischen Gottheit und Menschheit annahm. Alles, sagt Epiktet, ist voll von Göttern und Dämonen.[2] Die Anstößigkeiten der legendarischen Tradition wurden durch künstliche allegorische Auslegung beseitigt. Da außerdem die stoische Theologie fortwährende Offenbarungen der göttlichen Mächte

1) Zeller III 1, 288—323. 2) Ebdas. 667.

durch Sendung von Orakeln, Vorzeichen u. dgl. anerkannte: so darf man annehmen, daß ein großer Theil der Anhänger der Stoa an dem überkommenen Glauben mehr oder weniger streng festhielt, und daß diejenigen Gebildeten, die wie Marc Aurel in einer Welt ohne Götter nicht leben wollten,[1] ihr vor andern Schulen auch darum den Vorzug gaben, weil sie eine Lösung des Conflikts zwischen Vernunft und Glauben bot.

Auch im ersten Jahrhundert also standen nicht einmal die philosophisch Gebildeten der Volksreligion durchaus feindlich gegenüber. Und wenn auch in der Litteratur dieser Zeit, wie in der des achtzehnten Jahrhunderts glaubensfeindliche Stimmungen und Richtungen vorherrschen, so behaupteten sie keinesfalls diese Herrschaft über das Jahrhundert hinaus. Wie die Fluth der antichristlichen Richtungen des vorigen Jahrhunderts, nachdem sie ihre größte Höhe erreicht hatte, schnell sank, und dann eine mächtige Rückströmung eintrat, die auch einen großen Theil der gebildeten Kreise unwiderstehlich mit fortriß: ebenso sehen wir in der römisch-griechischen Welt, nach den in der Litteratur des ersten Jahrhunderts vorwiegenden Richtungen, eine Tendenz zum positiven Glauben die Oberhand gewinnen, auch hier die gebildeten Kreise ergreifen, und auch hier den Glauben vielfach zu krassem Aberglauben, Wundersucht, Frömmelei und Schwärmerei ausarten.

Restauration des Glaubens im 2. Jahrhundert.

Den Beweis für ein von den Gebildeten tiefer und allgemeiner als bisher empfundenes Bedürfniß, den Volksglauben mit einer reinern Gotteserkenntniß in Einklang zu bringen, gibt vor allem die Ausbildung, welche die (wie bemerkt auch von den Stoikern angenommene) Dämonenlehre seit dem Ende des ersten Jahrhunderts durch die Platoniker erhielt, und die für die religiöse Richtung dieser Zeit in hohem Grade charakteristisch ist. Die Vorstellung von diesem „Zwischenreich" der Dämonen, die auf alter orphisch-pythagoreischer Ueberlieferung beruhte, entwickelte sich in der Art, daß die Dämonen den gläubigen Philosophen „überall an die Stelle der Volksgötter treten konnten, wo von den letztern solches ausgesagt wurde, was man mit dem reinen Gottesbegriff unverträglich fand, ohne es doch

Ausbildung und dogmatische Geltung der Dämonenlehre.

1) Zeller III 1, 679.

darum geradezu läugnen zu wollen."[1] Obwol hier der Phantaſie der weiteſte Spielraum gegeben war, ſtimmen die Platoniker des zweiten Jahrhunderts in allen weſentlichen Punkten der (von ihnen mit Vorliebe behandelten) Dämonenlehre völlig überein; offenbar hatte dieſe bereits in den gläubigen Kreiſen der gebildeten Welt eine Art von dogmatiſcher Geltung gewonnen. Plutarch[2] ſagt: diejenigen, die entdeckt haben, daß ein Geſchlecht von Dämonen zwiſchen Menſchen und Göttern in der Mitte ſteht, und beide mit einander verbindet und im Zuſammenhange erhält (mag nun dieſe Lehre aus der Schule Zoroaſters, von Orpheus, aus Aegypten oder Phrygien ſtammen), haben mehr und größere Schwierigkeiten gelöſt als Plato durch ſeine Theorie von der Materie.[3] Nach ſeiner Anſicht konnten die drei untern Gattungen der Vernunftweſen durch Vervollkommnung jede zu der nächſt höhern und zuletzt zu der höchſten aufſteigen: die beſſern Menſchenſeelen konnten Heroen, dieſe Dämonen und einzelne dieſer (wie Iſis und Oſiris) Götter werden.[4] Denn von den in dreifacher Ordnung die Vorſehung übenden Gewalten nehmen die Dämonen den unterſten Rang ein. Die höchſte Gewalt iſt der Geiſt und Wille der Urgottheit, Schöpfer und Ordner des Weltganzen von Anbeginn, nächſt ihm lenken die himmliſchen Götter die menſchlichen Dinge im Großen und Ganzen, zuletzt die Dämonen „als Wächter und Aufſeher" im Einzelnen.[5] Abweichend von andern Platonikern hält Plutarch die Dämonen nicht für nothwendig unſterblich; ohne den geringſten Zweifel und als Erlebniß eines glaubwürdigen Mannes erzählt er, wie die Kunde von dem Tode des großen Pan von ſeinen Mitdämonen mit lautem Wehklagen aufgenommen worden ſei; die Hofphiloſophen des Tiberius hatten ſich dahin geäußert, dies ſei Pan der Sohn des Hermes und der Penelope geweſen.[6] Die Dämonen ſind für Luſt und Unluſt empfänglich und auch dem Böſen zugänglich: auf ſie beziehen ſich die Ueberlieferungen von Entführungen, Umherirren, Verſtecktſein, Verbannungen und Sklavendienſten von Göttern; alles dies und Aehnliches, wie die Leiden der Iſis und des

1) Zeller III 2, 122. 2) Zeller III 1, 157 f. 3) Plutarch. def. oracc. 10.
4) Id. Romul. c. 29, 18. def. oracc. ib. Is. et Osir. c. 30.
5) Plutarch. De fato c. 9. 6) Id. def. oracc. c. 17.

Osiris, sind nicht Schicksale von Göttern, sondern von Dämonen.[1] Diese sind mit den Namen der Götter, denen sie beigesellt sind und von denen sie Macht und Ehre haben, benannt und so mit ihnen verwechselt worden, einige haben jedoch ihre wahren Namen behalten.[2] Die bösen und furchbaren Dämonen erfreuen sich an düstern trauervollen Kulten, und wenn ihnen diese zu Theil werden, wenden sie sich zu nichts Schlimmerem; die guten und freundlichen tragen (wie schon Plato lehrte) als Boten und Dollmetscher die Gebete und Wünsche der Menschen zu den Göttern aufwärts, und die Orakel und Gaben des Guten herab.[3] Oft also steigen die Dämonen aus der Region des Mondes nieder, um die Orakel zu verwalten, an den höchsten Mysterien mitfeiernd Theil zu nehmen, Frevel zu bestrafen, in Krieg und Seegefahr Rettung zu bringen: lassen sie sich hierbei durch Zorn, ungerechte Gunst oder Neid bestimmen, so büßen sie dafür, indem sie wieder zur Erde herabgestürzt, und in Menschenleiber geschleudert werden.[4]

Ganz in demselben Sinne stellen Apulejus und Maximus von Tyrus die Dämonen als Vermittler zwischen der Götter- und Menschenwelt dar. Nach dem ersten[5] sind ihre Leiber weder von irdischer noch rein ätherischer Natur, sondern halten zwischen beiden die Mitte. Deshalb werden sie dem Menschen nur ausnahmsweise und nach eigenem Willen sichtbar, wie die homerische Minerva dem Achill. Diese Dämonen lassen die Dichter, keineswegs der Wahrheit zuwider, Menschen lieben und hassen, begünstigen und schädigen, daher auch Mitleid, Unwillen, Angst und Freude fühlen, überhaupt durchaus menschlich empfinden, was alles mit der ewig unveränderlichen Ruhe der Himmelsgötter unvereinbar ist. Auf der verschiedenartigen Empfänglichkeit der Dämonen für sinnliche Eindrücke beruht auch nach Apulejus die Verschiedenheit der Kulte und Opfer. Je nach ihrer Natur erfreuen sie sich an täglichen oder nächtlichen, öffentlichen oder geheimen, heitern oder düstern Opfern und Gebräuchen: so die ägyptischen an Klagegesängen, die griechischen an

1) Plut. def. oracc. c. 15. Is. et Osir. c. 25. 2) Id. def. oracc. c. 25. 3) Id. Is. et Osir. c. 26 (Plato Conviv. c. 23). 4) Id. de fac. in orbe lunae c. 30. 5) Apulej. de deo Socratis c. 6—13.

Tänzen, die barbarischen an rauschender Musik. Daher also die große Mannigfaltigkeit in den Formen der Götterdienste in verschiedenen Ländern: die Processionen, Mysterien, Handlungen der Priester, Gebete der Opfernden, Götterbilder und -attribute, Lage und Gebräuche der Tempel, Blut und Farbe der Opferthiere — alles dies hat seine Gültigkeit je nach dem Gebrauch eines jeden Orts, und oft erfahren wir durch Träume, Prophezeiungen und Orakel, daß die Gottheiten (d. h. Dämonen) zürnen, wenn in ihrem Dienst aus Nachlässigkeit oder Hochmuth etwas versäumt wird.

Mit Ausnahme sehr weniger Gottesleugner, sagt Maximus von Tyrus,[1] stimmt die ganze Menschheit in dem Glauben an Einen Gott, den König und Vater aller, und an viele Götter, seine Kinder und Mitherrscher überein: diese letzten sind nicht dreißigtausend, wie Hesiod sagt, sondern zahllose, theils im Himmel die Naturen der Gestirne, theils im Aether die Existenzen der Dämonen. Theils sichtbar, theils unsichtbar nehmen diese göttlichen Wesen an der Herrschaft des höchsten Gottes Theil; die ihm verwandtesten schaaren sich gleichsam als seine Tisch- und Hausgenossen um seine Pforten, und dienen ihm als Boten, andere sind Diener dieser, wieder andere noch geringer. So bildet eine ununterbrochen abgestufte Folge von übermenschlichen Wesen die Verbindung zwischen Menschheit und Gottheit, und die Untergötter (die Dämonen) vermitteln gleichsam als Dollmetscher zwischen der menschlichen Schwäche und göttlichen Herrlichkeit.[2] „Dies sind die, welche den Menschen erscheinen, und zu ihnen reden, und mitten unter ihnen verkehren, und ihnen die Hilfe leisten, deren die menschliche Natur von den Göttern bedarf." „Sie heilen Krankheiten, geben ihren Rath in der Noth, verkünden das Verborgene, sind Helfer bei der Arbeit, Geleiter auf dem Wege; die einen walten in den Städten, die andern auf den Fluren, diese zu Lande, jene auf dem Meer; andere als Schutzgeister einzelner Menschen, die einen schrecklich, die andern menschenfreundlich, dem bürgerlichen Leben oder dem Kriege zugewandt: so viele Naturen der Menschen, so viele gibt es auch der Dämonen. Zu ihnen[3] gehören namentlich die vom Leibe

1) Zeller III 1, 187 f. Max. Tyr. Diss. XVII 5 u. 11. 2) Id. Diss. XIV 8.
3) Id. D. XV 6, 7.

geschiedenen Menschenseelen, die ihre irdischen Neigungen und Beschäftigungen auch in jenem höhern Dasein nicht aufgeben wollen: so übt Asklepios noch immer die Heilkunde, verrichtet Herakles Thaten der Kraft, Dionysos schwärmt, Amphilochos prophezeit, die Dioskuren fahren zur See, Minos richtet, Achilles waffnet sich. Maximus versichert, daß er die Dioskuren selbst gesehen habe, wie sie als leuchtende Sterne ein vom Sturm bedrängtes Schiff lenkten, und Asklepios nicht im Traume, sondern im Wachen. — Daß Gegner des Christenthums, wie der Platoniker Celsus, zwischen den Dämonen und den Engeln des christlichen und jüdischen Glaubens keinen Unterschied finden wollten, wird man hiernach völlig begreiflich finden.[1]

So gewährte also die Dämonenlehre den Frommen die Möglichkeit, den Volksglauben im weitesten Umfange festzuhalten, ohne mit den Forderungen der Vernunft in Widerspruch zu gerathen, und zwar im buchstäblichen Sinne festzuhalten, ohne jene (für Starkgläubige gewiß bedenklichen) gewaltsamen und künstlichen allegorischen Deutungen, deren sich der Stoicismus bediente: und auf diesem Umwege kehrte ein großer Theil der gebildeten Welt wieder zu jenen scheinbar durch die Kritik für immer beseitigten „Legenden und Wundergeschichten" zurück, deren nach Strabos Meinung nur die Massen und das weibliche Geschlecht bedurfte. Daß eine solche Vermittlung der Volksreligion mit einer vernunftgemäßern Gotteslehre gesucht und gefunden wurde, setzt wie gesagt eine gerade unter den philosophisch Gebildeten weit verbreitete, unzerstörbare Anhänglichkeit an die alten Götter voraus, eine tiefe Sehnsucht in dem positiven Glauben der Vorzeit eine Befriedigung zu finden, den keine noch so erhabene Abstraction gewähren konnte.

Gesammteindruck der röm. u. griech. Litteratur des 2. Jahrhunderts.

Der Gesammteindruck der griechischen und römischen Litteratur des zweiten Jahrhunderts, in der sich auch die religiösen Zustände der damaligen gebildeten Welt spiegeln, bestätigt dies durchaus. Unter den römischen Schriftstellern dürften Juvenal und der j. Plinius, wie überhaupt so namentlich in ihren religiösen Anschauungen, der stoischen Lehre am nächsten gestanden haben, wofür bei Plinius auch ein sehr starker Glaube an Träume und Vorbedeutungen spricht.

1) Orig. c. Cels. V 4 sq. p. 233.

Von beiden wiſſen wir überdies, daß ſie ſich am Kultus betheiligten; Juvenal hat der in ſeiner Vaterſtadt Aquinum verehrten Ceres Helvina zur Löſung eines Gelübdes eine Widmung dargebracht,[1] Plinius zwei Tempel bauen laſſen.[2] Tacitus hat mit ſchweren Zweifeln gerungen, ohne doch (wie bemerkt) durch ſie dem poſitiven Glauben völlig entfremdet zu werden. Suetons kindiſcher Vorbedeutungs- und Wunderglaube läßt über die Feſtigkeit ſeines Götterglaubens kaum einen Zweifel. Bei Gellius iſt nach ſeiner ganzen Geiſtesrichtung und nach der ſeiner Lehrer in Griechenland ein ſtreng conſervatives Feſthalten an der Tradition auch im Glauben mindeſtens als wahrſcheinlich vorauszuſetzen; bei Fronto, der während einer Krankheit der Fauſtina an jedem Morgen zu den Göttern betete,[3] und von ihnen Eingebungen in Träumen zur Heilung von der Gicht erbat und erhielt, ſogar gewiß. Die Betrachtungen Marc Aurels athmen den Geiſt ächter Frömmigkeit, die Schriften des Apulejus durchweht eine myſtiſche Glaubensſeligkeit, Aelian ſuchte für ſeine mit leidenſchaftlichem Haß gegen den Unglauben gepaarte wunderſüchtige Strenggläubigkeit auch durch eigene Werke Propaganda zu machen.

Aber weit mehr als die römiſche trägt die griechiſche Litteratur des zweiten Jahrhunderts den Stempel einer Periode, deren geiſtige Zuſtände durch ein neu erwachtes religiöſes Leben ganz eigentlich ihre Signatur erhielten. Mit Ausnahme Lucians ſteht von den griechiſchen Schriftſtellern dieſer Zeit nur Galen mit ſeinem an ſtoiſche Vorſtellungen ſich anlehnenden Pantheismus dem Volksglauben ganz fern;[4] viel näher ſchon Dio von Pruſa mit ſeinem zweifelloſen Glauben an die Gottheit (wie es ſcheint auch an Einzelgötter) und eine durch ſie geübte Vorſehung; er war ſogar überzeugt, daß die, welche über die göttlichen Dinge verwerfliche Meinungen hegen, nothwendig ruchlos ſein müſſen.[5] Alle übrigen ſtehn auf dem Boden eines ganz poſitiven Götterglaubens, wie verſchieden er ſich auch in der Auffaſſung jedes einzelnen geſtaltete. Plutarchs tiefe und andachtsvolle, ganz der Erkenntniß einer höhern Welt zugewandte

1) Mommsen IRN. 4312. 2) Th. I³ 209, 7. 3) Fronto ad. M. Caes. V 25 (40) ed. Naber p. 83. 4) Zeller, G. d. gr. Ph. III 1, 738. 5) Derſ. III 1, 732 Or. 39 p. 485 M. f.

Religiosität, die wenn auch mit Bewußtsein erstrebte und künstlich festgehaltene, doch sicher aufrichtige Schlicht- und Altgläubigkeit des Pausanias, der unerschütterliche Wunderglaube des Artemidor, der krasse Supranaturalismus des Maximus von Tyrus, die bis zur Grenze des religiösen Wahnsinns gesteigerte Schwärmerei des Aristides — alle diese religiösen Richtungen kommen überein in dem Glauben an eine durch zahlreiche Einzelgötter wunderbar geübte Vorsehung. Und nur eine weite Verbreitung eines blinden Glaubens und kindischer Superstition konnte die religionsfeindliche Schriftstellerei eines Lucian ins Leben rufen, deren unermüdliche immer wiederholte Angriffe doch gewiß nicht für ein Fechten mit Schatten gehalten werden können. Noch weniger darf man daraus, daß Lucian keine Verfolgung erlitt, auf allgemeine Gleichgiltigkeit gegen die von ihm verspottete Religion schließen. Wenn sein Spott auch ohne Zweifel das religiöse Gefühl der Gläubigen aufs tiefste verletzte, so konnte er doch selbst ihnen nicht so verdammenswerth erscheinen, wie die Verspottung einer auf Offenbarung beruhenden Religion deren Gläubigen erscheinen muß: und im Heidenthum gab es nicht bloß keine Dogmen, sondern auch keine Kirche, die zum Schutz des gefährdeten Glaubens hätte gegen dessen Angreifer einschreiten können. Parnys Götterkrieg, der in cynischer Verhöhung des Heiligsten Lucians Göttergespräche ebenso weit übertrifft wie an Witz, ist allerdings vor der Restauration des Katholicismus in Frankreich erschienen (1799): aber auch später ist kein Versuch zu seiner Unterdrückung gemacht, sein Verfasser ist (1803) Mitglied der französischen Akademie geworden, und (1814) gestorben, ohne eine Verfolgung erlitten zu haben.

Lucian.

Die Kaiser des 2. Jahrhunderts.

Auch die Kaiser des zweiten Jahrhunderts haben sichtbar unter dem Einfluß der herrschenden geistigen Strömung gestanden, und sie denn auch ihrerseits durch ihr Beispiel so wie durch ihre eifrige Fürsorge für den Kultus gefördert. Hadrian bewies einen, auch nach den hochgespannten Ansprüchen des Pausanias sehr großen Eifer in der Verehrung der Götter.[1] Marc Aurel strebte in allem sich als Schüler des Antoninus Pius zu bewähren, namentlich aber sollte dieser in seiner Frömmigkeit ohne Aberglauben sein Vorbild sein, damit

1) Pausan. I 5, 5.

er in seine letzte Stunde mit ebenso ruhigem Gewissen eintreten könne.[1] Er selbst, der in einer Welt ohne Götter nicht leben wollte, scheint die Götter aller Nationen als gleich mächtig und gleich sehr der Verehrung würdig anerkannt zu haben.

Charakteristische Erscheinungen des neu erwachten religiösen Lebens. Die Orthodoxie und Intoleranz des Aelianus.

Die Natur des im zweiten Jahrhundert neu erwachten religiösen Lebens muß hier durch einige für dasselbe besonders charakteristische Erscheinungen veranschaulicht werden, welche zugleich wol die höchsten Grade erkennen lassen, die die Steigerung der Glaubensstärke zu erreichen vermochte. Der Präneſtiner Claudius Aelianus verfaßte in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts[2] (in griechischer Sprache) zwei Werke, von der Vorsehung und von göttlichen Erscheinungen, deren Tendenz wir aus zahlreichen Fragmenten kennen. Er führte den Beweis, „daß die unverständiger sind als Kinder, welche sagen, daß hienieden die Gottheit nicht die Vorsehung übe,"[3] durch Erzählungen zahlreicher Wunder, Orakel und anderer unmittelbarer Offenbarungen der göttlichen Macht, hauptsächlich wunderbarer Belohnungen von Frommen und Gläubigen und wunderbarer und schrecklicher Bestrafungen von Gottesleugnern und Ungläubigen. Bei diesen Erzählungen fehlt es nicht an Apostrophen an die Religionsverächter, als: „Was sagt ihr zu diesem, ihr, die ihr meint, daß die Vorsehung blind umhertappe oder nur eine Fabel sei?"[4] so wie an Aeußerungen des Mitleides und Verwünschungen gegen die glaubensfeindlichen Philosophen: „O ihr Xenophanes und Diagoras und Hippo und Epikuros und ihres Gleichen und die ganze übrige Zahl der unglückseligen und gottverhaßten Männer, seid verflucht!"[5] Die süßliche und salbungsvolle Sprache affectirt die fromme Einfalt einer guten alten Zeit, einige Proben werden eine hinreichende Vorstellung geben. „Ein Mann Euphronios war ein unglückseliger Mann und hatte Freude an dem Geschwätz des Epikuros, und aus selbigem zog er sich zwei Uebel zu, gottlos und ruchlos zu sein." Dieser Mann verfiel in eine Krankheit, und von derselben (Lungensucht nennen sie die Söhne der Asklepiaden) arg gequält, verlangte er anfangs nach

1) Marc. Anton. Comment. VI 30. H. A. vit. M. A. c. 13. 2) Den Tod des Verus erwähnt er fr. 206 ed. Hercher II 259. 3) Aelian. fr. 29. 4) Id. fr. 31. 5) Id. fr. 33.

der ärztlichen Kunst der Menschen, und suchte bei dieser Hilfe. Aber das Siechthum war gewaltiger als die Kunst der Aerzte. Als er nun bereits das Aeußerste befürchtete, bringen ihn seine Angehörigen in den Tempel des Asklepios. Und da er eingeschlafen war, dünkte ihm, daß einer der Priester zu ihm sage, für den Mann gebe es nur einen Weg des Heils und ein Mittel für die ihn bedrängenden Uebel, wenn er die Bücher des Epikuros verbrenne, und die Asche dieser gottlosen, frevelnden und weibischen Bücher mit feuchtem Wachse knete, damit seinen Bauch und seine Brust bestreiche und alles mit Binden umwickle. Er aber bekannte alles, was er vernommen, seinen Nächsten und jene waren sogleich großer Freude voll, daß er nicht als ein Verschmähter und Verachteter von dem Gotte sei verstoßen worden. So wurde der Gottesleugner bekehrt, und fortan ein Muster der Frömmigkeit für Andere.[1] Wunderbare Heilungen so wol von Frommen als von Gottlosen, die sich dann besserten, waren in diesem Buch in großer Anzahl erzählt, und erbauliche Betrachtungen daran geknüpft wie folgende: „Aristarchos von Tegea der Tragödiendichter verfiel in eine Krankheit und Asklepios heilte ihn und befahl ihm ein Dankopfer für seine Genesung zu bringen, und der Dichter brachte dem Gotte das nach ihm benannte Schauspiel dar. Wie könnte es aber geschehen, daß die Götter für die Gesundheit einen Lohn verlangten und annähmen? da sie uns ja doch das Größte mit menschenliebendem und gütigem Sinne umsonst gewähren, die Sonne zu schauen, und an dem allgenügenden Glanz eines so großen Gottes ohne Entgelt Theil zu haben, und den Gebrauch des Wassers und die unzähligen Hervorbringungen und mannigfaltigen Hilfen des uns bei der Arbeit fördernden Feuers, und aus der Luft Nahrung für unser Leben in uns zu ziehen? Sie wollen also nur, daß wir auch in jenen geringern Dingen nicht undankbar und uneingedenk sein, und machen uns auch dadurch besser."[2] Bis zu welchem Grade kindischer Albernheit sich die Wundersucht dieser Glaubensrichtung verirren konnte, mag folgende Geschichte von einem tanagräischen Kampfhahn zeigen, der an einem Fuß verletzt war. „Der Hahn, wie mich dünkt auf einen von Asklepios erhaltenen Antrieb, hüpfte

1) Aelian. fr. 89. 2) Id. fr. 101.

auf einem Beine vor den Herren, und da in der Frühe dem Gotte ein Lobgeſang geſungen wurde, ſtellte er ſich in die Reihe der Sänger, als wäre ihm von dem Leiter des Chores ſeine Stelle angewieſen, und verſuchte ſo gut er vermochte ſein Vogellied mitzuſingen, harmoniſch in den Geſang der Andern einſtimmend. Auf einem Beine aber ſtehend ſtreckte er das beſchädigte und verſtümmelte vor, als wollte er bezeugen und angeben, was er erduldet hatte. So ſang er ſeinem Heiland, wie er es mit der Kraft ſeiner Stimme vermochte, und flehte ihm den Gebrauch ſeines Fußes wieder zu geben." Nach einer Offenbarung des Gottes wurde er dann geheilt, „und mit den Flügeln ſchlagend und weit ausſchreitend und den Hals aufrichtend und den Kamm ſchüttelnd wie ein ſtolzer Krieger, bekundete er das Walten der Vorſehung über den unvernünftigen Kreaturen."[1] Den Erzählungen von dem Heil, das der Glaube brachte, ſtanden Beiſpiele von den ſchrecklichen Folgen des Unglaubens und Frevels gegen die Götter gegenüber: wie ein Mann, der „mit lüſternem Auge" die Myſterien anſehn wollte, ohne eingeweiht zu ſein, auf einen Stein ſtieg, von dieſem herab, und ſich zu Tode fiel;[2] wie ein Unglücklicher, deſſen Seele von Epikuros Lehre entnervt war, in den heiligen Raum des Tempels zu Eleuſis eindrang, den nur der Hierophant betreten durfte, und zur Strafe von einer furchtbaren Krankheit befallen wurde, und gräßliche Qualen litt, ſo daß er darnach ſchmachtete, ſeine verfluchte Seele vom Leibe losreißen zu können, was ihm aber erſt ſpät zu Theil wurde;[3] wie Sulla von Würmern („andere aber ſagen nicht von dieſen, ſondern von Läuſen"), die aus ſeinem Leibe herausquollen, langſam aufgefreſſen wurde, weil er den Tempel der Athene zu Alalkomenä zerſtört hatte;[4] wie ein Bildhauer „auf den Gewinn ſchauend und blind gegen die Frömmigkeit ein Götterbild ſchlechter ausführte, als er nach der erhaltenen Bezahlung geſollt hatte, unanſehnlich klein und aus ſchlechtem Marmor, dann aber dafür an ſeinem Leibe geſtraft wurde, „und dies allen ein Beiſpiel und eine Lehre war ſolches nicht zu wagen noch dergleichen Vortheil zu ſuchen,"[5] u. ſ. w.

1) Aelian. fr. 98. 2) Id. fr. 43. 3) Id. fr. 10. 4) Id. fr. 53.
5) Id. fr. 62.

Schwärmerei des Aristides.

Wenn die Schriften Aelians uns mit der extremsten und starrsten, in der That zelotischen heidnischen Orthodoxie bekannt machen, so besitzen wir in den Bekenntnissen eines Mannes, der von Mitwelt und Nachwelt zu den ersten geistigen Größen seiner Zeit gezählt wurde, des Rhetors P. Aelius Aristides auch ein merkwürdiges Zeugniß, bis zu welchem Grade sich damals unter besondern Einflüssen die religiöse Ueberspannung steigern konnte. Aristides,[1] zu Hadriani in Bithynien ums Jahr 117 geboren, aus einer vornehmen und begüterten Familie, Sohn eines Priesters des Zeus, von Jugend auf kränklich (nach einer Nachricht epileptisch), ergab sich von früh auf mit leidenschaftlichem Eifer den Studien. Die nervöse Reizbarkeit seiner zarten Natur war durch ein Uebermaß der Anstrengung, wie durch die von dem Beruf eines Sophisten unzertrennlichen Aufregungen im höchsten Grade genährt und gesteigert, einen Beruf, der zugleich wie kein anderer geeignet war die ihm angebornen Eigenschaften des Ehrgeizes und der Eitelkeit aufs stärkste auszubilden. Im Herbst 144 ergriff ihn eine Krankheit, mit der er sich 17 Jahre schleppte, und über die er in den, lange nach seiner Genesung (175) verfaßten, „heiligen Reden" aufs ausführlichste berichtet hat. In dieser Krankheit entwickelte sich auch seine schwärmerische Frömmigkeit, die sich je länger je mehr in einer immer ausschließlichern Verehrung des Heilgottes Asklepios befriedigte, hinter dessen Bilde ihm die übrigen Götter mehr und mehr zurücktraten. Da er um Heilung zu finden Jahre lang in den Tempeln dieses Gottes und mit dessen Priestern verkehrte, richteten sich allmählich seine Gedanken in Wachen und Träumen auf diesen Mittelpunkt; denn nach dem allgemeinen Glauben ertheilte der Gott den Hilfesuchenden, die in seinem Tempel schliefen, Rath durch Eingebungen in Träumen, und die ganze Existenz des Aristides drehte sich nun um seine Träume, die ihm der Gott sämmtlich aufzuschreiben befohlen hatte. Die Erfüllung dieses Befehls war für ihn eine heilige Pflicht, und er diktirte wenn er zum Schreiben zu schwach war.[2] Selbstverständlich befolgte er alle Vorschriften, die er in Träumen empfangen zu haben glaubte, auch die unsinnigsten, wodurch er wahrscheinlich

1) St.R.E. I² 340. Welcker Kl. Schr. III 89—156. (Incubation. Aristides der Rhetor). Die Daten nach Waddington Chronologie de la vie du rhéteur Ael. Aristide: Mémoires de l'Institut XXVI (1867) p. 203 ff. 2) Welcker a. a. O. S. 139 ff.

seinen Zustand vielfach verschlimmerte; er sagt selbst, daß seine Schwächlichkeit mit dem Fortgange der Zeit immer zugenommen habe.[1] Zuweilen glaubte er sich in einem Mittelzustande zwischen Schlaf und Wachen zu befinden, in dem er ein körperliches Gefühl von der Nähe des Gottes hatte, seine Haare sich sträubten, seine Augen sich mit Thränen der Wonne füllten, und er ein stolzes Schwellen des Bewußtseins empfand, ein Zustand, den niemand zu beschreiben vermöchte, die eingeweihten verstehn und kennen es.[2] Der Gott prophezeite ihm auch die 17jährige Dauer seiner Krankheit und seine göttliche Errettung und befahl ihm zugleich mitten im Winter bei Nordwind und Frost im Flusse zu baden. Doch nach dem Bade befand er sich wunderbar leicht und wohl „in einer gleichmäßigen, nicht wie künstlich bewirkten, den ganzen Körper kräftigenden Wärme: — es war eine unaussprechliche Wohlgemuthheit, worin er alles dem gegenwärtigen Augenblick nachsetzte, und auch sehend nichts anderes sah: so ganz war er bei dem Gott.“[3]

Wenn auch die Schwärmerei des Aristides im innigsten Zusammenhange mit der Ueberspannung seines Hochmuths steht, und diese, nicht die Versenkung in das göttliche ihre Grundstimmung ist, so erinnern seine Berichte doch in mehr als einer Beziehung an Bekenntnisse christlicher Pietisten, sowol durch die unaufhörliche Selbstbeobachtung, Selbststeigerung und Selbsttäuschung, wie durch das Bewußtsein einer besondern Begnadigung gewürdigt, ein auserwählter der Gottheit zu sein, und die nothwendig damit verbundene geistliche Ueberhebung. In einem Traume sah er das Bild des Gottes mit drei Köpfen und von feuriger Lohe umgeben, außer den Köpfen. Allen andern Betern winkte der Gott hinauszugehn, ihn hieß er bleiben. Aristides rief entzückt: Einziger! den Gott meinend. Dieser erwiderte: Du bist's! „Dies Wort, o Herr Asklepios, ist besser als das ganze menschliche Leben, geringer als dies ist die ganze Krankheit, geringer als dies aller Dank, dies hat gemacht, daß ich eben so wohl kann als will.“[4] „Auch ich, sagt er an einer andern Stelle, war

1) Welcker a. a. O. S. 153. 2) Aristid. orat. XXIV p. 298 Jebb.
3) Ib. p. 269. W. S. 145. 4) Aristid. or. XXVI p. 333. Auf Welckers Irrthum in der Uebersetzung (εἰ statt εἰς) S. 129 hat mich Herr H. Baumgart aufmerksam gemacht.

unter denen, welchen durch die Gnade des Gottes, nicht zweimal, nein vielmal in mannichfacher Geſtalt ein neues Leben geſchenkt worden war und die die Krankheit deshalb für heilſam erachten." Für das, was ihm der Gott gewährt hatte, mochte er nicht die ganze, unter Menſchen ſo genannte Glückſeligkeit eintauſchen.[1]

Mit der Ueberzeugung ein auserwählter zu ſein ſtand bei Ariſtides in Wechſelwirkung der Hang, die Hand der Gottheit überall zu erkennen, die Sucht auch in alltäglichen Ereigniſſen beſondere Fügungen und Wunder zu ſehn. Auf Schritt und Tritt glaubte er von dem Gotte geleitet zu werden, fortwährend wird er von ihm gerufen, geſchickt, zurückgehalten, und erhält ſeine Befehle, Aufträge und Verbote.[2] Bei dem Erdbeben, das Smyrna zerſtörte, war es der Gott, wie er an die beiden Kaiſer ſchrieb, der ihn aus der Stadt forttrieb und an einen Ort brachte, wo er verſchont blieb.[3] Er rettete ſeine alte Amme Philumene, die Ariſtides über alles liebte, unzählige Male wider Erwarten und auch aus einer Krankheit.[4] Als eine andre Philumene, die Tochter ſeiner Milchſchweſter Kallityche ſtarb, offenbarte ihm ein Traum, daß ſie ihre Seele und ihren Leib für ſein Leben hingegeben habe.[5] Auch deren Bruder Hermias war „ſo zu ſagen beinah für ihn geſtorben;" dieſer, der liebſte ſeiner Pfleglinge, ſtarb nämlich, wie Ariſtides ſpäter erfuhr, an demſelben Tage, wo er (nach dem Ende der 17jährigen Krankheit, 162) von einem Anfall der großen, ſpäter durch das Heer des Verus in den Weſten eingeſchleppten,[6] Epidemie genas.[7] „So hatte ich die Zeit bis dahin als Geſchenk von den Göttern und erhielt hierauf unter göttlicher Hilfe ein neues Leben, und dies war gleichſam die Gegengabe dafür." Damals hatte ihn „der Heiland (Asklepios) und die Herrin Athene ſichtbarlich gerettet;"[8] die letztere war ihm in der Geſtalt der Statue des Phidias erſchienen, ein ſüßer Duft ſtrömte von ihrer Aegis aus, er allein ſah ſie, und rief es zwei anweſenden Freunden und ſeiner Amme zu, welche glaubten er deliriere, bis ſie die von der Göttin ausgehende Kraft erkannten und die Reden vernahmen, die er von ihr vernommen hatte.[9] — Mönche,

1) Aristid. or. XLII p. 520. 2) Welcker a. a. O. S. 133. 3) Derſ. S. 129. 4) Aristid. or. XXIII p. 290. 5) Id. or. XXVII p. 351 (wo l. 5 *συντρόφου* ſt. *τροφοῦ* zu leſen iſt) u. 352. 6) Th. I³ 36. 7) Waddington p. 249 f. 8) Aristid. or. XXVI p. 323. 9) Id. or. XXIV p. 300.

die im Mittelalter die Reden des Aristides lasen, haben hier und da in Randbemerkungen ihren Unwillen über die Thorheit, ja Verrücktheit dieses Menschen Ausdruck gegeben, „der noch dazu den Ruf eines Weisen hatte," und dennoch sich so kindischen Einbildungen hingeben konnte.[1]

Unveränderte Stärke und Fortdauer des Volksglaubens.

Die Thatsache einer solchen religiösen Reaction gegen die Einflüsse der Kritik und Philosophie, einer so völligen Wiederherstellung des positiven Götterglaubens auch im Bewußtsein der Gebildeten, wie sie die bisher geschilderten (und andere noch zu erwähnende) Erscheinungen beweisen: diese Thatsache zeigt, daß jene Klagen über den vermeintlichen Verfall des Glaubens nur durch oberflächliche, auf gewisse Gebiete beschränkte Zeitströmungen veranlaßt waren, die dann von einer mächtigen Gegenströmung rückwärts gestaut wurden. Daß aber die religionsfeindlichen Stimmungen und Richtungen, selbst in der Zeit ihrer größten Stärke jemals außerhalb der eng begrenzten Kreise der Gebildeten sich verbreitet haben, dafür spricht nichts. Vielmehr sind sie in die Massen allem Anschein nach ebenso wenig jemals tiefer eingedrungen, als die antichristliche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts auf den christlichen Glauben der europäischen Bevölkerungen im Großen und Ganzen einen nachweisbaren Einfluß geübt hat. Von jenen monotheistischen, pantheistischen und atheistischen Weltanschauungen, deren Anhänger in der Litteratur des ersten Jahrhunderts so laut das Wort führen, blieb der Glaube des Volks an die alten Götter, der mit unzähligen Wurzeln in dem geistigen Leben von Millionen festgewachsen war, unberührt oder doch unerschüttert. Trotz aller Veränderungen und Entwickelungen, trotz aller Verluste, Trübungen und Erweiterungen bestand er fort und stellte sich in seinen beiden Hauptformen immer von neuem her; von denen die eine in den östlichen Ländern herrschende sich innerhalb der griechischen Welt entwickelt hatte, die andere im Westen und Norden (so weit der Einfluß der römischen Kultur reichte) verbreitete aus einem Jahrhunderte dauernden Mischungs- und Verschmelzungsprozeß griechischer

1) Welcker S. 116, 35.

und italischer Elemente hervorgegangen war. In beiden Formen behauptete sich der Götterglaube dem ihn (zuletzt mit erdrückender Macht) bekämpfenden Christenthum gegenüber fast ein halbes Jahrtausend. Ein so langer Widerstand beweist schon allein die noch ungeschwächte Lebenskraft des alten Glaubens. Nicht minder bewährte er diese in der Aufnahme und Assimilation zahlreicher heterogener ja entgegengesetzter religiöser Elemente, die dennoch nicht vermochten sein Wesen zu verändern, seine Auflösung und Zersetzung herbeizuführen. Endlich erwies er sich auch durch eine noch immer schöpferische Productivität als eine lebendige Macht.

Drei Beweise dafür.

1. Seine Assimilationskraft. Aufnahme von Elementen aus orientalischen Religionen.

Zwar ist die massenhafte Aufnahme heterogener religiöser Elemente bisher allgemein zugleich als Symptom und als Ursache des Verfalls der römisch-griechischen Religion angesehn worden: aber diese Ansicht würde nur dann berechtigt sein, wenn sich nachweisen ließe, daß der Glaube an die alten Götter durch die Verehrung der fremden aufgehoben, erschüttert oder in seinem innersten Wesen umgestaltet worden sei. Nichts von alle dem ist erkennbar. Daß eine Vermehrung der Gottheiten eines polytheistischen Systems schon an und für sich eine Abnahme des Glaubens oder eine Schwächung seiner Intensität voraussetze, wird ebenso wenig jemand behaupten, als daß die neuen Kanonisationen der katholischen Kirche durch ein Schwinden des Glaubens an die alten Heiligen veranlaßt werden oder daß sie diesen Glauben beeinträchtigen können. Nun ist aber allerdings zwischen den orientalischen und den griechisch-römischen Kulten ein so tiefer Gegensatz, daß eine Verbindung beider schwer begreiflich erscheint. Für unser Gefühl stehn jene fremdartig und seltsam, zum Theil ungeheuerlich neben diesen, und noch tiefer erscheint uns der Gegensatz der Religionsanschauungen, auf denen hier und dort die Kulte und Gebräuche beruhen. Die düstern trauer- und geheimnißvollen Ceremonien, die schwärmerische Extase, die Selbstentäußerung und schrankenlose Hingebung an die Gottheit, die Entsagung und Buße als Bedingung der Läuterung und Weihe: alle diese Elemente sind ja dem römischen und griechischen Glauben ursprünglich ebenso fremd als im tiefsten Wesen der morgenländischen Religionen begründet. Im schroffsten Gegensatz dazu tritt uns, als dem griechischen und römischen Glauben und Kultus eigenthümlich, feste Umgrenzung des Gottesbegriffs, klare

Anschauung der Götterwelt, ein maßvolles und vertrauendes, selbst genau geregeltes Verhältniß der Gläubigen zur Gottheit, allgemeine Zugänglichkeit so wie anspruchslose Einfachheit und festliche Heiterkeit des Gottesdienstes entgegen. Dennoch sind von den Gläubigen des römischen und griechischen Alterthums diese so tiefen innern Gegensätze zu keiner Zeit als ein absolutes Hinderniß der Verschmelzung empfunden worden. Orientalische Elemente sind bekanntlich in die griechische Religion sehr früh, in die römische mindestens seit dem zweiten punischen Kriege eingedrungen. Wenn dies aber schon bei oberflächlichen Berührungen der Nationen geschehn konnte, so mußte ihre innige Verschmelzung und Vereinigung im römischen Universalreich auch ohne irgend welche Aenderung in der Natur und Stärke des Glaubens sogar nothwendig die Göttermischung im weitesten Umfange zur Folge haben. Die Götterwelt war und blieb von der ersten bis zur letzten Zeit des Heidenthums den Gläubigen ein nur sehr unvollkommen bekanntes, weil durch keine Offenbarung erschlossenes Gebiet, und der Glaube, daß es die verschiedenartigsten Gestalten und Erscheinungen in sich fassen könne, war um so natürlicher, da das Vermögen jede Gestalt anzunehmen ja recht eigentlich zum Wesen der Gottheit gehörte. Zu dieser grenzenlosen Expansivität des antiken Polytheismus kam aber noch die Tendenz, in den fremden Gottheiten die eignen wiederzufinden, deren Stärke ja schon bei Herodot so erstaunlich groß ist; eine Tendenz, welche die Frommgläubigen so völlig beherrschte, daß sie sie nur das wirklich oder scheinbar gleichartige in den verschiedenen Religionen gewahr werden ließ, und sie auch gegen die schärfsten und grellsten Gegensätze völlig blind machte.

Die Theokrasie eine nothwendige Wirkung der Völkermischung.

Wenn es nun im Wesen des antiken Polytheismus von jeher gelegen hat, eine Ergänzung der eignen noch unvollkommenen Gotteserkenntniß auch in den Kulten fremder Nationen zu suchen; wenn in Griechenland wie in Rom völlig heterogene Götterdienste schon in Zeiten Aufnahme gefunden haben, für welche die ungeschwächte Kraft des Glaubens gar nicht in Frage kommen kann: so ist der Grund, daß dieses im frühern Alterthum sparsamer geschah, offenbar nicht in der damals größern Stärke des vaterländischen Glaubens zu suchen, sondern in dem geringern Verkehr der Völker. Je mehr dieser wuchs, desto mehr steigerte und vervielfachte sich auch der Austausch der Kulte.

Mit der Bildung des römischen Universalreichs trat die antike Welt und ihr Polytheismus in seine letzte Phase. Ein Jahrhunderte lang fortwährendes Wandern, Ziehen, Herüber- und Hinüberströmen der Bewohner dieses ungeheuren Ländergebiets führte eine beispiellose Mischung und Durcheinanderwirrung der Raçen und Nationen und damit auch der Religionen und Kulte herbei. Von der Themse bis zum Atlas, vom atlantischen Meer bis zum Euphrat wohnten nun in allen Provinzen auch Anbeter der Isis und des Osiris, des Baal, der Astarte, des Mithras, die für ihre Götter geflissentlich oder durch ihr Beispiel Propaganda machten: und so gewannen diese und andere asiatische Naturgottheiten unter verschiedenen Namen und Kultusformen zahllose neue Gläubige. Wenn nun auch unzweifelhaft in unzähligen einzelnen Fällen die neuen Kulte die alten in den Hintergrund drängten, so konnten solche locale oder individuelle Bevorzugungen einzelner Gottheiten doch ebenso wenig auf die Dauer den Bestand des Glaubens im Großen und Ganzen alteriren als es von jeher der Fall gewesen war. Und auch die einzelnen, die doch in der Regel nicht die ganze Götterwelt mit ihrer Verehrung zu umfassen strebten, sondern diese mehr oder weniger ausschließlich auf einzelne Gottheiten richteten, konnten die vaterländischen Kulte sehr wohl mit den ausländischen verbinden, ohne daß diese jenen Eintrag thaten. Domitian war ein Verehrer der Isis und des Serapis,[1] denen er zu Rom Tempel baute, selbst an seiner Tafel fielen (nach Plinius) „Verrichtungen ausländischer Superstition" seinen Gästen auf.[2] Nichtsdestoweniger hielt er sogar mit grausamer Strenge darauf, daß die Heiligkeit des überlieferten Gottesdienstes nicht ungestraft verletzt würde,[3] und Martial rühmt, daß unter seiner Herrschaft „den alten Tempeln" ihre Ehre gewahrt sei;[4] er selbst verehrte vor den andern, namentlich auch den capitolinischen Gottheiten Minerva „in superstitiöser Weise."[5]

Der Begriff der Superstition ein relativer und wechselnder.

Mit den fortwährenden Umbildungen der religiösen Zustände hat auch fortwährend der Begriff der „Superstition" gewechselt: worunter ein hauptsächlich auf übertriebener Gottesfurcht beruhender Irrglaube, namentlich aber Abgötterei und Verehrung fremder vom

1) Marquardt, Hdb. IV 87. 2) Plin. paneg. c. 49. 3) Sueton. Domitian. c. 8. 4) Martial. IX 80, 5. 5) Sueton. Dom. c. 15. Dio LXVII 1.

Staat nicht anerkannter, weil seiner Anerkennung unwürdiger Gottheiten verstanden wurde. Zu allen Zeiten muß hiernach der Begriff der Superstition nicht bloß überhaupt ein relativer, sondern auch nach individueller Auffassung unendlich wechselnder gewesen sein. Die Dienste der ägyptischen Gottheiten, von denen sich schon im zweiten punischen Kriege in Rom eine Spur findet,[1] verbot im Jahr 58 v. Chr. der Senat als „schändliche Superstition" und ließ ihre Altäre umstürzen, aber dies Verbot fruchtete ebenso wenig als das in den Jahren 53 und 48 wiederholte Einschreiten gegen dieselben Kulte, die in jener Zeit schon bis auf das Kapitol vordrangen,[2] ihre Verweisung aus Rom durch Agrippa 21 v. Chr. und die Verfolgung ihrer Anhänger unter Tiber im Jahr 19 n. Chr.[3] Allmählich verlor sich auch die Erinnerung, daß sie jemals als den römischen Gottheiten nicht ebenbürtig gegolten hatten. Minucius Felix nennt ihren Kult so wie den des Serapis einen einst ägyptischen, jetzt römischen.[4]

Ganz ebenso wie die ägyptischen Götterdienste haben auch eine Anzahl anderer orientalischer Kulte anfangs als Superstitionen in allgemeiner Verachtung gestanden, und sind dann allmählich in immer weitern Kreisen als gleichberechtigt mit den einheimischen, und seit unvordenklicher Zeit überlieferten anerkannt worden. Die Dauer des Zeitraums, innerhalb dessen ein solcher Prozeß sich vollzog, hing im einzelnen Falle ohne Zweifel von den verschiedensten, zum Theil allerdings unberechenbaren Einflüssen ab: aber in erster Linie doch ganz sicherlich davon, ob die Berührungen mit den Anhängern der fremden Religion innige, fortwährende und massenhafte waren, oder nicht. Der Mithraskult, den die Römer erst im Seeräuberkriege (also vielleicht anderthalb Jahrhunderte später als die ägyptischen) kennen lernten,[5] und der schon unter Hadrian und den Antoninen in Rom in Schwung gekommen zu sein scheint,[6] hat wol ungefähr dieselbe Zeit wie die ägyptischen Kulte gebraucht um seine größte Verbreitung zu finden. Wenn aber Origenes die Mithrasmysterien als einen, im Vergleich zu den angesehenen ägyptischen, obscuren Kult wirklich mit Recht be-

1) Isiaci conjectores: Ennius (Cic. Div. I 58). 2) CIL. 1034 (sac. Isid. Capitolin.). 3) Marquardt IV 85 ff. 4) Minuc. Felix Octav. 21. 5) Plutarch. Pompej. c. 24. 6) Preller R. Myth. 758.

zeichnen konnte[1] (was wol sehr fraglich ist): so dürfte sich dies auch daraus erklären, daß die Beziehungen des Westens zu den Heimathsländern des Mithrasdienstes damals noch immer nicht so lebhaft waren als zwei Jahrhunderte früher zu Aegypten. Immerhin mögen manche Kulte deshalb länger für superstitiös gegolten haben, weil ihre Gebräuche besonders fremdartig und seltsam, abstoßend oder lächerlich erschienen. Plutarch, der alle Seltsamkeiten des ägyptischen Gottesdienstes ehrwürdig fand, verachtete eine Menge asiatischer Kultgebräuche als superstitiös, namentlich das Beschmieren mit Koth, Sabbathfeiern, Niederwerfen aufs Angesicht, und anderes „lächerliche Thun und Leiden, Reden und Geberden der Götterfurcht, ihre Gaukeleien, und Zaubereien, das Herumlaufen, Paukenschlagen, unreine Reinigungen, schmutzige Kasteiungen, barbarische und gesetzwidrige Strafen und Beschimpfungen bei den Tempeln."[2] Zu dieser verschiedenen Auffassung wirkte doch wol wesentlich mit, daß eine Jahrhunderte alte Gewöhnung den ägyptischen Kulten das fremdartige genommen hatte, das jenen andern noch anhaftete: und allem Anschein nach hat sich überhaupt die Auffassung eines fremden Kults als verächtlicher Superstition oder ehrwürdiger Religion wesentlich dadurch mit bestimmt, ob er seit langer oder seit kurzer Zeit bekannt war. August verehrte von den fremden Kulten die alten und anerkannten (wie die eleusinischen Mysterien) aufs frömmste, die übrigen behandelte er mit Verachtung (wie den des Stiers Apis und den jüdischen).[3] Im letzten Fall (wie gewiß auch in andern) influirte auf die Beurtheilung des Gottesdienstes das geringe Ansehn des Volks, dem er angehörte. Vollends den Kultus eines fernen unbekannten Barbarenvolks konnten aufgeklärte Römer unbedenklich verhöhnen. Ein Veteran, der August zu Bononia bewirthete, antwortete auf dessen Frage, ob es wahr sei, daß der erste Plünderer des Tempels der (in Armenien, Kappadocien, Medien, verehrten) Göttin Anaitis erblindet und gelähmt gestorben sei: er sei es selbst, sein ganzes Vermögen rühre von dem Raube her, und August speise so eben von einem Beine der Göttin.[4] Mit der zunehmenden Mischung der Nationalitäten im römischen Reiche erweiterten

1) Orig. c. Cels. VI 23 (*αἱρέσεως ἀσημοτάτης*). 2) Plutarch. de superstit. 3 u. 12. 3) Sueton. August. c. 93. 4) Plin. H. N. XXXIII 83.

sich fortwährend die Kultgebiete der fremden Gottesdienste, und wurde in gläubigen Kreisen die Zahl derer, die als Superstitionen galten, immer kleiner. Obwol die Göttermischung erst im dritten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, war sie doch bereits um die Mitte des zweiten sehr weit vorgeschritten. Noch Hadrian, der für die römischen und griechischen Kulte aufs eifrigste sorgte, „verachtete die fremden:“[1] welche wird freilich nicht gesagt, keinesfalls sind wol die ägyptischen dazu zu rechnen. Doch in der Zeit Marc Aurels, der bei dem allgemeinen Schrecken des marcomannischen Krieges Priester aus allen Ländern kommen, fremde Kultgebräuche vollziehen und die Stadt Rom mit allen Arten religiöser Ceremonien sühnen ließ,[2] war die Grenze zwischen fremder Superstition und einheimischer Religion in Italien wie in Griechenland schon größtentheils verwischt.

Die Theokrasie, nur von Ungläubigen verspottet —

Den Spott der Ungläubigen forderte freilich der immer wachsende, immer bunter gemischte „Haufe der Götter“[3] je länger je mehr heraus. Lucian hat die gemischte Gesellschaft dieser Götterwelt wiederholt zum Gegenstande seines Witzes gemacht. In einer Götterversammlung soll Hermes auf Zeus Befehl die Götter nach dem Kunstwerth und der Kostbarkeit ihrer Bildsäulen ordnen, darum wird den goldenen vor den marmornen der Vorzug eingeräumt, und so kommt es, daß Bendis, Anubis, Atys, Mithras und ein asiatischer Mondgott die obersten Plätze erhalten;[4] bei einer Göttermahlzeit dagegen werden Atys und Sabazios, „die zweifelhaften und aus der Fremde angezogenen Götter,“ unten an neben Pan und die Korybanten gesetzt.[5] Ein ander Mal gehn die Götter zu Rath über die Menge neuer Eindringlinge von zweifelhafter Berechtigung. Momos meldet sich zum Worte, und äußert sich über die orientalischen Gottheiten. Mithras in medischem Kaftan und Tiara gehöre nicht in den Olymp, er könne nicht einmal griechisch, und verstehe nicht, wenn man ihm zutrinke. Noch weniger seien die Aegypter zu dulden; der hundsköpfige, bellende, in feine Leinwand gekleidete Anubis, der Orakel ertheilende Stier Apis, und vollends die Ibisse, Affen und Böcke. Momos stellt daher den Antrag: in Erwägung, daß sich viele unberechtigte kauderwelschende

1) Vit. Hadriani c. 22. 2) Vit. M. Antonini c. 13. 3) Juv. Sat. XIII 46. 4) Lucian. Jup. tragoed. 7. 5) Id. Icaromenipp. 27.

Leute unter die Götter eingedrängt haben, Ambrosia und Nektar auszugehn anfängt, und das Maß bei der starken Nachfrage bereits auf eine Mine gestiegen ist, ferner die Fremden sich unverschämt vordrängen und die alten Götter ihrer Plätze berauben: eine Kommission von sieben vollberechtigten Göttern einzusetzen, welche die Legitimation jedes einzelnen prüfen soll. Zeus bringt diesen Antrag nicht zur Abstimmung, da er voraussieht, daß die Majorität dagegen sein würde, erhebt ihn aber ohne weiteres zum Beschluß, und weist die sämmtlichen Götter an, sich zu der bevorstehenden Prüfung die nöthigen Nachweise zu verschaffen, als Namen der Eltern, Angabe woher und auf welche Weise sie Götter geworden seien u. s. w.[1]

— den Gläubigen unanständig.

Man glaubt häufig, daß die Empfindung, aus der dieser Spott hervorging, die Empfindung des Widerspruchs, ja des Unsinns in der Vermischung ganz heterogener Kulte, wenigstens unter den Gebildeten der damaligen Welt nothwendig verbreitet gewesen sein müsse: aber es gibt weder dafür ein Zeugniß, noch berechtigt die Natur der religiösen Zustände des Universalreichs, wie sie bisher geschildert sind, zu dieser Annahme. Der Eindruck, den ihre Betrachtung auf uns macht, fällt nur darum völlig mit dem Eindruck zusammen, den Lucian und seines Gleichen empfingen, weil sie diesen Erscheinungen ebenso völlig unbetheiligt gegenüber standen, als wir; weil auch für sie griechische und barbarische Götter gleich wenig Realität hatten, und die Freiheit ihrer Kritik diesen Ausgeburten der mythenbildenden Substanz gegenüber eine völlige und unbedingte war. Aber eben nur die Ungläubigen empfanden und urtheilten so, und diese waren allem Anschein nach selbst unter den Gebildeten nur eine Minorität.

Plutarchs Verehrung ägyptischer Götter neben den griechischen.

Wie wenig aber unter den Gläubigen selbst die Gebildetsten durch die Theokrasie in ihrem nationalen Glauben beirrt wurden, zeigt vor allem die religiöse Anschauung Plutarchs. Auch er, der Priester des pythischen Apollo,[2] war ein nicht minder inniger Verehrer der ägyptischen Götter als der griechischen. In der an eine hochgebildete Isispriesterin zu Delphi gerichteten Schrift über Isis und Osiris erklärt er, daß die Götter überall dieselben seien, dienende

1) Id. deor. concil. 2) Plutarch. Qu. conv. VII 2, 2, 1. Hertzberg, Gesch. Grlds. u. d. R. II 166.

Kräfte einer höchsten weltregierenden Macht, die nur jedes Volk mit andern Namen benenne und auf andere Weise verehre.[1] So sei auch Isis und ihre Mitgottheiten von jeher allen Menschen bekannt gewesen, wenn gleich ein Theil derselben sie erst vor kurzem bei ihrem ägyptischen Namen nennen gelernt habe:[2] übrigens hielt Plutarch auch diese Namen für ursprünglich griechische, durch griechische Einwanderer nach Aegypten übertragene; und wenn Hesiod außer dem Chaos Eros, Erde und Tartarus als die ersten Dinge setze, scheine er Osiris, Isis und Typhon gemeint zu haben.[3] Der Ursprung der Lehre, daß die Welt weder von blindem Ungefähr noch von einer höchsten Vernunft allein beherrscht werde, sondern von vielen aus Gut und Böse gemischten Mächten, sei unbekannt und verliere sich im Dunkel; aber sowol ihr Uralter, als ihre übereinstimmende Ueberlieferung bei Philosophen, Dichtern, Theologen und Gesetzgebern, in Mysterien und Kultgebräuchen, bei Barbaren und Hellenen, sei ein schwerwiegender Beweis für ihre Wahrheit.[4] Osiris und Isis sind gute, Typhon eine böse Macht, darüber herrschte allgemeine Ueberzeugung, aber über ihr eigentlichstes Wesen waren die theologischen Speculationen zu den verschiedensten Resultaten gelangt. Osiris erklärten die einen als den Nil, andere als das Princip der Feuchtigkeit überhaupt, andere als Bacchus, wieder andere als die Welt des Mondes, des freundlichen befruchtenden feuchten Lichts: keine von diesen Deutungen treffe das Richtige, meint Plutarch, aber wol alle zusammen.[5] Ihn schreckten die Räthsel der ägyptischen Theologie, die, wie er glaubte, durch die Reihen der Sphingen vor den Tempeln angedeutet waren,[6] nicht ab, sie reizten ihn nur um so mehr zur Erforschung ihres wahren Inhalts, diese mahnt er mit zugleich frommem und philosophischem Sinne vorzunehmen, nichts sei der Gottheit gefälliger als wenn man zu richtiger Erkenntniß ihres Wesens gelange. So war er im Stande sich mit den widerlichsten ägyptischen Legenden[7] und den seltsamsten dortigen Gebräuchen, namentlich der Thierverehrung[8] zu befreunden, auch für die Trauerfeste weiß er Analogien im griechischen Kultus[9] und in der Form und den Verzierungen des

1) De Is. 67. 2) Id. ib. 66. 3) Ib. 57. 4) Ib. 31—45. 5) Ib. 9. 6) Ib. 11. 7) Ib. 55. 8) Ib. 71—75. 9) Ib. 69.

bei den religiösen Ceremonien vielgebrauchten Klapperblechs (Sistrum) eine tiefe Symbolik zu entdecken.[1] Aber diese Versenkung in die Monstrositäten des ägyptischen Glaubens und Kultus hat auf Plutarchs Verhältniß zu den nationalen Gottheiten auch nicht den geringsten Einfluß geübt, deren Persönlichkeiten ihm nicht nur völlig lebendig, sondern auch völlig die alten blieben. Sein Glaube an sie war zwar ein anderer als der des Herodot, aber schwerlich ein minder starker oder inniger.

Wenn nun im Bewußtsein der Gebildeten die fremden Götter neben den einheimischen Raum finden konnten, ohne den Glauben an diese zu beeinträchtigen oder umzugestalten, so muß es um so mehr in dem Bewußtsein der Massen der Fall gewesen sein, die in der gleichzeitigen Verehrung der heterogensten Gottheiten einen Widersinn gar nicht empfanden. So unzerstörbar war die Lebenskraft der alten griechisch-römischen Götter, daß ihre Gestalten aus allen Vermischungen und Trübungen sich doch immer von neuem herstellten, daß sie von ihrer Persönlichkeit nichts einbüßten. Schon deshalb haftete der Glaube an sie so tief in den Seelen der Menschen, weil er mit so vielen Wurzeln im Staatskultus, der Kunst und Poesie, der Schule, der ganzen Kultur festgewachsen war, und aus ihnen allen immer neue Nahrung zog: die Menge, sagt z. B. Pausanias, glaubt was sie von Kindheit auf in Chören und Tragödien gehört hat.[2] Aber noch mehr, sie waren auch unter allen Göttern der Welt die menschlichsten, und das menschliche Herz fühlte sich zu ihnen am unwiderstehlichsten hingezogen. Nicht sie verwandelten sich in der Phantasie der Gläubigen in die barbarischen Götter, sondern diese nahmen vielmehr mehr oder weniger von der Persönlichkeit der griechisch-römischen an, großentheils auch deren Namen. Der Mithras und Elagabal von Emesa wurden den Römern zum Sol, die Astarte von Karthago bald zur „himmlischen Jungfrau," bald zur „himmlischen Juno," die Götter von Heliopolis und Doliche zum Jupiter: und die römischen Bewohner der ehemals phönizischen Gebiete von Numidien und Mauretanien beteten zu dem gräßlichen, wie es scheint bis ins zweite Jahrhundert öffentlich, und wie Tertullian

Hellenisirung der orientalischen

1) Ib. 63. 2) Paus. I 3, 2.

behauptet im Geheimen noch immer[1] mit Kinderopfern verehrten Moloch, als zu „dem erhabenen Geber der Früchte Saturnus," oder dem „unbesiegten Gotte Saturnus."[2] Und wenn der römisch-griechische Polytheismus noch die Kraft besaß die hochehrwürdigen Götter der alten Kulturländer des Orients zu assimilieren, so mußte sich derselbe Proceß bei den rohen und obscuren Göttern der halb oder ganz uncivilisirten Länder vollends ohne Schwierigkeit vollziehn. Zahlreiche Denkmäler in Britannien, Germanien, Pannonien, Gallien, Spanien, Afrika zeigen, daß die dortigen römischen Ansiedler, Beamte, Kaufleute, Soldaten sich an den Kulten der Lokalgottheiten eifrig betheiligten, die selten über das Gebiet ihrer Provinz oder Landschaft hinaus Verbreitung gewannen, wenn sie gleich ohne Zweifel von vielen einzelnen auch außerhalb desselben beibehalten oder angenommen wurden: wie z. B. Caracalla neben Aesculap und Serapis auch zum Apollo Grannus um Gesundheit betete.[3] Zum Theil begnügten sich allerdings die Römer in den Provinzen diese barbarischen Götter zu verehren, ohne nach ihrem Namen oder Wesen zu forschen: wie „den großen Gott der Numider" und die „maurischen Götter," oder sie mit ihren landesüblichen Namen anzurufen, wie die aus Denkmälern Algeriens bekannten Götter Auzius, Bacaces, Aulisua,[4] oder die auf Inschriftsteinen Pannoniens vorkommenden Laburus und Latobius u. a. Aber sehr häufig glaubte man doch auch in diesen Barbarengöttern die einheimischen wieder zu erkennen, und deren Namen traten dann neben die fremdklingenden oder für römische Zungen unaussprechlichen

und barbarischen Götter.

1) Porphyr. De abstinentia II 27 p. 149 sq. ed. Rhoer. Tertullian. Apol. c. 9: Infantes penes Africam immolabantur palam usque ad proconsulatum Tiberii, qui ipsos sacerdotes in eisdem arboribus templi sui obumbratricibus scelerum votivis crucibus exposuit, teste militia patriae nostrae, quae id ipsum munus illi proconsuli functa est. Sed et nunc in occulto perseverat hoc sacrum facinus. Allem Anschein nach war Tiberius (?) vor kurzem Proconsul gewesen, und die Soldaten, die bei der Kreuzigung der Priester thätig gewesen waren, hatten in Tertullians Zeit noch gelebt.

2) Henzen Iscr. dell' Algeria A. d. J. 1860 p. 83 sq.

3) Dio LXXVII 15.

4) Henzen a. a. O. p. 82. Tertullian. Apol. c. 24: Unicuique etiam provinciae et civitati suus deus est, ut Syriae Atergatis, ut Arabiae Dusares, ut Noricis Belenus, ut Africae Caelestis, ut Mauretaniae Reguli sui.

eigentlichen, und wurden auch geradezu statt dieser gebraucht. Der Grannus des Elsaß und der Rheinlande galt den Römern als Apollo, der Belutucader und Cocid in Cumberland, der Leherennus und Albiorix des südlichen Frankreich (wie viele andere Lokalgötter) als Mars, die Atäcina oder Adägina von Turobriga in Südspanien als Proserpina,[1] die bei den Bädern von Bath verehrte Sulis als Minerva, die Abnoba des Schwarzwalds als Diana u. s. w. Unmöglich hätten auch diese celtischen Götter in den griechisch-römischen aufgehen können, wenn die letztern für die Gläubigen nicht mehr reale und lebensvolle Persönlichkeiten gewesen wären.

2. Productivität des Götterglaubens. Neue Gottheiten.

Doch der Glaube vermochte nicht bloß fremdartige Gottheiten zu assimiliren, er vermochte auch neue zu schaffen, und diese Productivität ist der untrüglichste Beweis seiner unverminderten Energie und Lebenskraft.. Noch immer wurden ihm, der das täglich und stündlich auf Schritt und Tritt so tief empfundene göttliche Walten nicht als ein Einiges und Ganzes auffaßte, sondern die unendliche Gottheit in unzählige Einzelwesen aufzulösen das Bedürfniß empfand — noch immer wurden ihm bedeutende, tief ins Menschenleben eingreifende Erscheinungen und Wirkungen zu göttlichen Persönlichkeiten.

Annona.

Der Glaube an eine Getreidegöttin (Annona) und ihre Verehrung scheint erst der frühern Kaiserzeit anzugehören:[2] als die Existenz und Sicherheit der ewigen Stadt auf der Regelmäßigkeit und hinlänglichen Reichlichkeit der überseeischen Kornzufuhren beruhte. Es mußte eine Gottheit sein, die diese unermeßlichen Vorräthe in Afrika und Aegypten zusammenströmen ließ, sicher über das Meer schaffte, in den Magazinen Roms bergehoch aufschüttete, und jahraus jahrein hunderttausenden das tägliche Brod gab. Die „heilige Annona" ist gewiß oft genug in heißen Gebeten angerufen worden, am meisten von denen, welche in Rom die so höchst umfassende Getreideverwaltung und die mit ihr zusammenhängenden Gewerbe, in den Provinzen der Kornhandel beschäftigte und ernährte. Eine Widmung an die heilige Annona in Rom rührt von einem „lebenslänglich angestellten Messer der sehr ehrwürdigen Körperschaft der Feinbrodbäcker" her;[3] nach einer Inschrift von Rusicade (Philippeville), einem Exporthafen des

1) Huebner. CIL II 462. 2) Preller R. M. 621 f. 3) Orelli 1810.

kornreichen Numidiens, ließ dort ein reicher Mann zwei Statuen, eine „des Genius unserer Vaterstadt," eine andere „der Annona der heiligen Stadt (Rom)" aufstellen.[1] Vor allem bedingte der altrömische Genienglaube eine unaufhörliche grenzenlose Vermehrung der göttlichen Wesen: und daß diese noch immer ihren Fortgang hatte, beweist schon allein die lebendige Fortdauer dieses Glaubens, und somit des Glaubens überhaupt. Die ihm zu Grunde liegende Anschauung erfüllte noch immer Natur nnd Dasein mit zahllosen waltenden und erhaltenden, zeugenden und belebenden, helfenden und schützenden göttlichen Mächten, den Genien. Jeder einzelne, jedes Haus und jede Familie hatte ihren Genius, jedes Land, jede Stadt und Provinz, Legionen, Cohorten, Centurien, Körperschaften, Zünfte und Vereine. Aber auch jeden Raum bevölkerte der fromme Sinn, dem „alles eines Gottes Spur" wies: Brunnen, Berge, Einöden,[2] Märkte, Paläste, Magazine, Bäder, Archive und Theater, und jeder, der dort ein und aus ging, brachte dem Genius oder der „Schutzmacht" (Tutela) „ob Gott ob Göttin" seine Huldigung dar.[3]

Der Genienglaube.

Eine nothwendige Folge der Umwandlung der Republik in die Monarchie war, daß der Genius des regierenden Kaisers neben dem seit alter Zeit verehrten Genius des römischen Volks seine Stelle erhielt: es war so natürlich und nothwendig, daß August keinen Anstand nahm, diesen Kultus in Rom selbst anzuordnen. Indem nun im Glauben des Volkes die Vorstellung des kaiserlichen, als Schutzgott des Reichs verehrten Genius mit der Person des Kaisers selbst zusammenfloß, wurde auch hier der Kaiser selbst zum schützenden und waltenden Gotte. Aus der Anschauung des gesammten Alterthums, der Gottheit und Menschheit nicht durch eine unausfüllbare Kluft getrennt, sondern durch Uebergänge vermittelt erschien; die so sehr dazu neigte in jeder scheinbar oder wirklich die Menschheit überragenden Persönlichkeit ein höheres Wesen zu erblicken, ist der Kult der lebenden wie der nach ihrem Tode vergötterten Kaiser hervorgegangen. Und so ist selbst in diesen Kulten, wie allgemein sie auch von der

Die Vergötterung von Menschen. Der Kaiserkult.

1) Henzen 5320 = I. d. A. 2174. Preller R. M. 622, 3. O. Hirschfeld Philol. XXIX 75, 113.

2) Genio devii (Moguntiac.) Henzen 6823.

3) Preller R. M. 566 ff.

bewußten Heuchelei des Servilismus gemißbraucht wurden, die Manifestation einer lebendigen und schöpferischen Kraft des Glaubens nicht zu verkennen. Auch außerhalb des Kaiserkults sind in jener Zeit noch Vergötterungen von Menschen vorgekommen, von denen man nicht zweifeln kann, daß sie in aufrichtigem Glauben erfolgt sind. Die Karpokratianer, eine gnostische Sekte in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts, die Jesus neben den griechischen Philosophen als Muster höchster menschlicher Läuterung verehrten, haben dem siebzehnjährigen Sohne ihres Stifters, Epiphanes nach seinem Tode auf Cephalonia einen Tempel errichtet.[1] Wenn dem Kaiser Marc Aurel nicht bloß nach seinem Tode jedes Alter und Geschlecht, alle Stände und Klassen göttliche Ehren erwiesen und jeder für gottlos galt, der sein Bild nicht im Hause hatte, sondern auch noch in Diocletians Zeit in vielen Häusern seine Statue zwischen den Penaten stand, und viele durch den Erfolg bestätigte Prophezeiungen berichtet wurden, die man seinen Offenbarungen in Traumgesichten zu verdanken glaubte:[2] so kann kein Zweifel sein, daß der gute milde allgeliebte Monarch dem Volke wirklich zum Gotte geworden war. Auch Alexander Severus verehrte in seiner Hauskapelle, wo er an jedem Morgen Gottesdienst zu halten pflegte, außer den „heiligen Seelen" — zu denen Apollonius von Tyana, Orpheus, Abraham, Christus gehört haben sollen — die besten der vergötterten Kaiser.[3] Begreiflicherweise widerstrebte jedoch dieser Glaube einer wirklichen Gottwerdung von Menschen auch einem großen Theil derer, die sonst in religiösen Dingen starkgläubig waren. Pausanias sagt, zu seiner Zeit seien Menschen nicht mehr zu Göttern geworden wie einst Herakles, die Dioskuren, Amphiaraos, außer den Worten nach, und aus Schmeichelei gegen die Macht.[4]

Apotheose des Antinous.

Pausanias hat wahrscheinlich bei dieser Aeußerung zunächst an die Apotheose des Antinous gedacht: aber der Glaube an die Gottwerdung des schönen Jünglings, der für seinen kaiserlichen Herrn den Opfertod gestorben war, muß wenigstens in Aegypten wirklich bestanden haben. Wäre sein von Hadrian angeordneter Kultus

1) Gieseler, Lehrb. d. Kirchengeschichte[4] I 1, 190. 2) Vit. M. Antonini c. 18. 3) Vit. Alex. Severi c. 29. 4) Pausan. VIII 2. 2.

allein durch „Schmeichelei gegen die Macht“ erhalten worden, ſo würde er nach Hadrians Tode aufgehört haben: er hat aber noch hundert Jahre ſpäter beſtanden. Celſus hatte die Verehrung Chriſti mit der des Antinous verglichen, und Origenes, der dieſe Vergleichung als eine völlig unzuläſſige zurückweiſt, zweifelte nicht, daß in der That ein Dämon unter dem Namen des Antinous in deſſen Tempel ſein Weſen trieb.[1] Wenn man die Sache mit Wahrheitsliebe und unparteiiſch prüfe, ſo werde man wol finden, daß von dem, was Antinous in Antinoopolis auch nach ſeinem Tode angeblich vollbringe, ägyptiſche Zaubereien und Myſterien die Urſache ſeien. Auch an andern Tempeln, ſo werde erzählt, hätten Aegypter und andere Zauberer Dämonen feſtgebannt, welche prophezeiten, Kranke heilten, und die Uebertreter von Speiſeverboten oder andern religiöſen Vorſchriften marterten. „Ein ſolcher iſt auch der, welcher in Antinoopolis in Aegypten als Gott geachtet wird, deſſen Macht manche, die in den Tag hineinleben, leugnen, andere aber theils von dem dort gebannten Dämon bethört, theils von ihrem Schuldbewußtſein angeklagt, glauben eine von der Gottheit des Antinous verhängte Strafe zu erleiden. Von dieſer Art ſind ihre Myſterien und die angeblichen Prophezeiungen, von denen die Weiſſagungen Jeſu weit entfernt ſind.“

Im allgemeinen war übrigens der Kaiſerkultus doch nichts anderes als derjenige Ausdruck unbedingteſter Ergebenheit, welchen der damalige Despotismus von den Unterthanen wenigſtens in ſofern fordern konnte, als die Anerkennung einer göttlichen Natur in einer menſchlichen Perſönlichkeit dem religiöſen Gefühl nicht an und für ſich widerſtrebte. Wenn ſich niemals ein chriſtliches Zeitalter zur Anbetung eines Herrſchers als Gott verirrt hat, ſo liegt dies nicht daran, daß der Abſtand zwiſchen Herrſcher und Beherrſchten geringer, das Gefühl der Menſchenwürde höher, oder der Knechtſinn minder erfinderiſch in unwürdigen Huldigungen war (im byzantiniſchen Reich fand eher von all dieſem das Gegentheil ſtatt): ſondern daran, daß das religiöſe Dogma des Chriſtenthums dieſe Verirrung, welche der heidniſche Glaube begünſtigte, ausſchloß und in dem Herrſcher nur den Stellvertreter Gottes auf Erden zu ſehen erlaubte. Der römiſche

1) Orig. c. Cels. III 36 p. 132.

Kaiserkultus war eine Form, über deren wesentlich politische Bedeutung kein Denkender im Unklaren sein konnte, deren äußerliche Erfüllung das eigentliche religiöse Leben unberührt ließ, am wenigsten aber den Glauben zu erschüttern vermochte. Denn für den Gläubigen hört das Heilige niemals deshalb auf heilig zu sein, weil er es im einzelnen Falle gemißbraucht oder entweiht sehn muß; er gibt vielmehr (wie auch Pausanias that) den Mißbrauch bereitwillig dem Spott und der Verachtung Preis, um an dem ihm ehrwürdigen und theuren Inhalt seines Glaubens um so fester zu halten.

3. Widerstandskraft des Götterglaubens. Sein Einfluß auf die Christen.

Der beste Beweis für die Stärke und Lebendigkeit des Götterglaubens aber ist, daß er sich Jahrhunderte hindurch dem Christenthum gegenüber behaupten und nicht bloß dies, sondern auch in gewissem Sinne den Christen eine Anerkennung seiner Wahrheit abzwingen konnte. Denn die reale Existenz der heidnischen Götter zu leugnen, kam den Christen im allgemeinen nicht in den Sinn, auch ihr übermenschliches Wesen, die von ihnen vollbrachten Wunder bestritten sie nicht: nur waren sie ihnen natürlich Mächte der Finsterniß, Dämonen, abgefallene oder verführte Engel und Seelen, denen Gott die Fähigkeit zu schaden und Menschen zu verführen gelassen hatte.[1] Auch sie also, die den Vernichtungskampf gegen den Götterglauben führten, standen noch so sehr in seinem Banne, daß sie zur Erkenntniß seiner Wesenlosigkeit durchzudringen nicht vermochten. Wol mußte die Herrschaft dieses Glaubens eine allgemeine und aufs tiefste im Bewußtsein der Menschen begründete sein, wenn sich selbst seine unversöhnlichsten Gegner ihr nicht völlig entziehen konnten.

Direkte Zeugnisse für die unveränderte Stärke des Volksglaubens. Der Wunderglaube.

Doch all dieser indirekten Beweise sollte es gar nicht bedürfen, wo so zahlreiche und unbestreitbare direkte Zeugnisse für die Allgemeinheit und Stärke des Götterglaubens vorhanden sind. Je fester ein Glaube ist, je tiefer er das ganze Bewußtsein durchdringt, desto eifriger sucht und desto gewisser findet er in Natur und Leben überall Bethätigungen des Daseins und Wirkens der geglaubten Mächte; wo der Unglaube nur Zufall oder natürliche Folge natürlicher Ursachen sieht, erkennt er die Hand der Gottheit. Am leiden-

1) Orig. c. Cels. III 38. IV 92. V 2. VII 69. VIII 31. 62. Justin. Martyr Apol. I 14. Gibbon History Ch. XV 38.

schaftlichsten verlangt er nach Thatsachen und Erscheinungen, welche ihr übermächtiges Eingreifen in die Gesetze der Natur unzweifelhaft darthun, und dies Verlangen befriedigt sich nothwendig immer selbst: das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Wenn nun der Wunderglaube ein untrüglicher Gradmesser für die Intensität des Glaubens an die höhere Macht ist, die als die Urheberin des Wunders gilt, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß in den ersten Jahrhunderten ein durchaus positiver, von keiner Skepsis angekränkelter Glaube an die Götter der Tradition und des Kultus durch alle Schichten der Gesellschaft verbreitet war, wenn auch in wechselnder Stärke, und selbstverständlich immer am stärksten in den von Bildung am wenigsten berührten Kreisen.

Leibhaftes Erscheinen der Götter.

Der Anthropomorphismus des antiken Glaubens machte es dem Gläubigen möglich, in dem Vollbringer eines Wunders, das sich vor seinen Augen vollzog, den leibhaft erschienenen Gott selbst zu erkennen: und daß auch dies noch in jener Zeit geschehen konnte, wird durch das bekannte Erlebniß der beiden Apostel zu Lystra über jeden Zweifel erhoben. Wie gewiß mußte diesen Menschen das Dasein ihrer Götter sein, und wie nah mußten sie sich ihnen fühlen, wenn sie in dem Urheber der wunderbaren Heilung des Lahmen und seinem Gefährten nicht Gottgesandte sondern Götter sahn, sogleich von der Ueberzeugung erfüllt waren, die Götter seien den Menschen gleich geworden, und zu ihnen hernieder gekommen. „Und nannten Barnabam „Jupiter" und Paulum „Merkurius", dieweil er das Wort führte. Der Priester aber Jupiters, der vor ihrer Stadt war, brachte Ochsen und Kränze vor das Thor, und wollte opfern sammt dem Volk." Und die Apostel „stilleten kaum das Volk, daß sie ihnen nicht opferten."[1] Hier war also damals noch ein Glaube lebendig, kaum minder kindlich und felsenfest, als jener der alten Athener, über dessen unerhörte Einfalt sich Herodot nicht genug verwundern konnte, da sie in der schönen gerüsteten Frau, in deren Begleitung Pisistratus zurückkehrte, die Göttin Athene leibhaft zu sehn wähnten und anbeteten.[2]

Allerdings ist nun im Innern Vorderasiens, wie es Lucian ja von Paphlagonien ausdrücklich bezeugt,[3] der Glaube vielleicht am

1) Acta apostol. 14, 11—18. 2) Herodot. I 60. 3) Lucian. Alexander 9.

blindesten, zur Selbstbethörung am meisten geneigt gewesen, wie denn überhaupt in den östlichen Ländern sicherlich die Befangenheit in Glauben und Aberglauben stets größer war, als im Westen. Aber wenn der Glaube auch nur selten stark genug sein mochte, um sich zum Schauen der leibhaften Gottheit selbst zu erheben, so sah er doch überall die von ihr gewirkten Wunder, und entzündete sich an diesen immer von neuem, und auch Zweifelnde wurden durch die Gewißheit und Allgemeinheit des Wunderglaubens mit fortgerissen. Die Wunder, welche sich im J. 71 zu Alexandria ereigneten und „die Gunst des Himmels und eine gewisse Zuneigung der Götter für Vespasian andeuteten," berichtet wie die andern Geschichtsschreiber auch Tacitus mit vollem Glauben.[1] Ein Blinder und ein Lahmer wandten sich nach Eingebungen, die sie von Serapis in Träumen erhalten hatten, flehend an ihn, um den Gebrauch ihrer Glieder durch seine Berührung wieder zu erlangen. Vespasian entschloß sich endlich öffentlich vor den Augen des Volks das Verlangte zu thun. „Sogleich wandelte sich die Hand zur Brauchbarkeit und dem Blinden leuchtete wieder der Tag. Beides erzählen noch jetzt Augenzeugen, wo die Lüge keinen Gewinn mehr bringt." Nun begab sich Vespasian um seine Zukunft zu erfahren allein in den Tempel des Serapis und erblickte dort einen Mann Namens Basilides, von dem später festgestellt wurde, daß er in jenem Augenblick viele Meilen entfernt gewesen war: in seinem Namen erkannte Vespasian eine Andeutung der ihm beschiedenen Herrschaft. Kaum konnte, wer diese Wunder gläubte, an der Größe und Macht des Gottes zweifeln, dem sie die Stimme des Volks zuschrieb.

Andere von den Göttern bewirkte Wunder.

Dies Wunder gehört einer Zeit an, wo auf heidnischer Seite gewiß die Absicht noch nicht vorausgesetzt werden kann, den christlichen Wundern gleich überzeugende entgegen zu stellen. Als nun aber das Ringen beider Religionen um die Herrschaft über die Menschheit begonnen hatte, da mußte auch je länger der Kampf währte, und je heißer er wurde, auf beiden Seiten die Wundersucht immer leidenschaftlicher werden. Das im zweiten und dritten Jahrhundert innerhalb des Heidenthums in zunehmender Stärke wirksame Streben, mit dem

Steigerung des Wunderglaubens durch den Kampf der Religionen.

1) Sueton. Vespas. c. 7. Dio LXVI 8. Tac. H. IV 81 sq.

Chriſtenthum auch in Wundern zu wetteifern, iſt namentlich auf den Tendenzroman des Philoſtrat von Apollonius von Tyana (der dem Stifter der chriſtlichen Religion eine gleich edle und ehrwürdige heidniſche Idealgeſtalt gegenüber ſtellen ſollte)[1] von entſchiedenem Einfluß geweſen.

Daſſelbe Wunder von beiden Seiten in Anſpruch genommen.

Aber Heidenthum und Chriſtenthum ſetzten nicht bloß Wunder gegen Wunder, ſondern auch der Fall, daß daſſelbe Wunder von beiden Seiten in Anſpruch genommen wurde, kann kein ſeltener geweſen ſein, wenngleich er nur einmal berichtet wird. Im Quadenkriege Marc Aurels ſah ſich im Jahr 174 das römiſche Heer einmal in glühender Sonnenhitze ſchmachtend von einer überlegenen Menge der Feinde eingeſchloſſen, mit der augenſcheinlichſten Gefahr gänzlicher Vernichtung bedroht. Da zogen ſich plötzlich dichte Wolken zuſammen, und ergoſſen ſich in einen reichlichen Regenſtrom, die Römer waren gerettet, der Sieg wandte ſich auf ihre Seite.[2] Die Wirkung dieſes Ereigniſſes war eine überwältigende, es wurde nach damaliger Sitte in bildlichen Darſtellungen verewigt, allgemein galt es als ein Wunder, deſſen man noch bis in das ſpäteſte Alterthum gedachte, und auf das ſich noch nach Jahrhunderten ſowol Chriſten als Heiden als einen Beweis für die Wahrheit ihres Glaubens beriefen. Noch heute ſehn wir in der Darſtellung der Schlacht, auf der Säule Marc Aurels, wie der Regen ſendende Jupiter, den Blitz in der Hand, mit ausgebreiteten Fittigen, langherabwallendem Bart und Haupthaar das Waſſer in dichten Strömen vom Himmel fließen läßt, das die römiſchen Soldaten in ihren Schilden begierig auffangen. Auf einem Gemälde, das Themiſtius geſehen hatte, war auch der Kaiſer ſelbſt mit erhobenen Händen zu Jupiter flehend dargeſtellt.[3] Seinem Gebet zu Jupiter wurde wie es ſcheint von den meiſten die wunderbare Errettung zugeſchrieben;[4] doch behaupteten andere, daß ſie der Kunſt eines in

1) Baur, Apollonius v. Tyana u. Chriſtus 124. 132. 141.

2) C. Dio LXXI 9.

3) Sämmtliche Stellen bei Clinton Fasti Romani Vol. II Appendix p. 23 ff. Themist. Or. XV p. 191 B.: *εἶδον ἐγὼ ἐν γραφῇ εἰκόνα τοῦ ἔργου, τὸν μὲν αὐτοκράτορα προσευχόμενον ἐν τῇ φάλαγγι, τοὺς στρατώτας δὲ τὰ κράνη τᾷ ὄμβρῳ ὑποτιθέντας κτλ.*

4) Themist. or. XXXIV c. 21. Claudian. IV Cons. Honor. 342. Vita M. Antonini c. 24.

seinem Gefolge befindlichen ägyptischen Zauberers Arnuphis zu verdanken sei, der durch seine Beschwörungen der Götter, namentlich des Hermes den Regenguß herabgezogen habe.[1] Aber die christlichen Schriftsteller berichteten, „als Freunde der Wahrheit" wie Eusebius von Cäsarea sagt, das Wunder sei eine Wirkung christlicher Gebete zu dem wahren Gotte gewesen. Schon ein Zeitgenosse, der Bischof Apollinarius von Hierapolis erzählte es so, mit dem (längst als falsch erwiesenen) Zusatze, die Legion, deren christliche Soldaten durch ihr Gebet Gewitter und Regen herbeigeführt, habe davon den Beinamen „die Blitzberührte" (Fulminata) erhalten.[2] Auch wurden (selbstverständlich gefälschte) Briefe des Kaisers Marc Aurel verbreitet, in denen er die christliche Auffassung des Ereignisses bestätigte. Schon Tertullian beruft sich auf sie.[3]

Der Glaube an Vorausverkündigung der Zukunft.

Der Platoniker Celsus[4] hebt in seiner Schrift gegen das Christenthum unter den Wundern, die er zum Beweise für das Dasein der Götter anführt, ganz besonders die Orakel so wie die Vorzeichen und Vorbedeutungen aller Art hervor, durch die sie das Künftige warnend oder mahnend vorausverkündeten, und die den Gläubigen nicht bloß die Existenz der Götter, sondern auch ihre Fürsorge für die Menschheit bewiesen. „Wozu, sagt er, soll man aufzählen, was alles aus Orakelstätten theils Propheten und Prophetinnen, theils andere begeisterte Männer und Frauen mit gotterfüllter Stimme vorher gesagt haben? Was für wunderbare Voraussagungen aus dem Innern der heiligen Räume ertönten? Was alles aus Opferthieren und andern Opfern den Befragenden offenbart wurde, was aus andern wunderbaren Zeichen? Manchen sind auch deutliche Erscheinungen zu Theil geworden. Von all diesem ist das ganze Leben erfüllt. Wie viele Städte sind durch Orakel empor gekommen, und von Seuchen und Hunger befreit worden, wie viele andere, die sie vernachlässigten oder vergaßen, elend zu Grunde gegangen? Wie viele Kolonien sind ausgesandt worden, und wenn sie dem Gebot nachkamen, gediehen? Wie viele Fürsten, wie viele Privatpersonen sind

1) Dio l. l. 2) Euseb. H. E. V 5. 3) Tertullian. Apol. c. 5. Cf. ad Scapulam c. 4.

4) Orig. c. Cels. VIII 45. Vgl. Minuc. Felix Octav. c. 7.

auf solche Weise schlimmer oder besser gefahren? Wie viele, die mit Kinderlosigkeit heimgesucht waren, haben erlangt worum sie baten, wie viele sind dem Zorn von Göttern entgangen, oder von Leibesgebrechen geheilt worden? Wie viele, die bei Heiligthümern gefrevelt, sind sogleich von der Strafe ereilt worden, indem sie theils von Raserei ergriffen wurden, theils selbst aussagten, was sie gethan hatten, oder Hand an sich selbst legten, oder in unheilbares Siechthum verfielen? Auch hat solche schon eine aus dem Innern des Heiligthums erschallende Donnerstimme der Vernichtung geweiht!"

die verbreitetste Form des Wunderglaubens unter den Gebildeten.

Der Glaube an wunderbare Zeichen und Verkündigungen der Zukunft, von denen auch damals noch immer „das ganze Leben erfüllt war," ist allem Anschein nach wenigstens im spätern Alterthum die verbreitetste Form des Wunderglaubens gewesen. Auch ein großer Theil der Philosophen und philosophisch Gebildeten bekannte sich zu ihm: zwar Epikureer, Cyniker und Aristoteliker verwarfen und Akademiker bestritten ihn: um so mehr hielten Platoniker, Pythagoreer und Stoiker daran fest, und namentlich in der Theologie der letztern bildete er einen integrirenden Bestandtheil. „Der Glaube an eine so außerordentliche Fürsorge der Gottheit für die Menschen erschien ihnen viel zu tröstlich, als daß sie darauf hätten verzichten mögen; sie priesen nicht allein die Weissagung als den augenscheinlichsten Beweis für das Dasein der Götter und das Walten der Vorsehung, sondern sie schlossen ebenso auch umgekehrt: wenn es Götter gebe, müsse es auch eine Weissagung geben, da den Göttern ihre Güte nicht erlauben würde, den Menschen eine so unschätzbare Gabe zu versagen."[1] Dieser Glaube nun, der in der That den Götter- und Vorsehungsglauben nothwendig voraussetzte und mit ihm stand und fiel, war auch unter den Gebildeten der damaligen Welt höchst verbreitet.

Berichte über Vorzeichen bei den Geschichtsschreibern.

Livius sagt zwar,[2] daß in Folge derselben Indifferenz, welche die Ursache des jetzigen allgemeinen Unglaubens an wunderbare, von den Göttern gesandte Vorzeichen sei, Prodigien weder öffentlich bekannt gemacht noch in die Geschichtsbücher eingetragen würden. Aber diese Indifferenz kann nicht lange gewährt haben, denn alle Geschichtsschreiber der Kaiserzeit ohne Ausnahme verzeichnen dergleichen Wunder;

1) Zeller, G. d. Ph. III 1, 315. 2) Liv. XLIII 13.

mit der Zeit sind die Prodigien sogar für die Gläubigen der Gegenstand eines ganz besondern Interesses geworden, welchem die Sammlung aller in Italien geschehenen Wunder und Zeichen aus Livius (von einem Julius Obsequens, dessen Zeit wir nicht kennen) ihren Ursprung verdankt. Auch Tacitus, der sich dem Glauben an Wunder und Zeichen gegenüber kritisch verhielt, und sich ausdrücklich gegen den gemeinen Aberglauben verwahrt, der in jedem auffälligen Ereigniß eine Vorbedeutung sah, hat zwar deshalb ohne Zweifel einen großen Theil der angeblichen Prodigien als solche nicht anerkannt, aber an ihrem Vorkommen im Allgemeinen hat er nicht gezweifelt, und in den spätern Büchern seiner großen Zeitgeschichte sie auch (vom Jahr 51 ab) verzeichnet.[1] Es scheint also fast als habe der Glaube an diese Dinge mit den Jahren bei ihm zugenommen, gehegt hat er ihn wol von jeher. Schon in einem seiner ersten Bücher[2] berichtet er, daß am Tage der Schlacht bei Bedriacum sich bei Regium Lepidum ein Vogel von niegesehener Gestalt niedergelassen und weder von den Menschen noch von den ihn umschwärmenden Vögeln sich habe verscheuchen lassen, bis Otho sich selbst getödtet; dann sei er verschwunden; als man die Zeit nachgerechnet, sei Anfang und Ende der Wundererscheinung mit Othos Tode genau zusammengetroffen. So sehr er es unter seiner Würde halte, fügt Tacitus ausdrücklich hinzu, sein ernstes Werk mit Fabeln zu schmücken, so wage er in diesem Falle doch nicht dem, was allgemein berichtet werde, den Glauben zu versagen.

Tacitus.

Die regelmäßigen Erwähnungen der Vorzeichen, namentlich solcher, die einem Privatmanne die künftige Kaiserwürde und den Tod des Kaisers verkündeten, bei Sueton, Cassius Dio, Herodian, den spätern Kaiserbiographen läßt an der Fortdauer dieses Glaubens, den die Schriftsteller doch gewiß auch bei der großen Mehrzahl ihrer Leser voraussetzen mußten, keinen Zweifel: und oft genug zeigt die Erzählung, bis zu welchem Grade die hervorragendsten Männer jener Zeit in diesem Glauben befangen waren. August, sagt Sueton, achtete auf gewisse Wahrzeichen, deren Bedeutung ihm für völlig sicher galt. Wenn er morgens einen Schuh auf den falschen Fuß zog, war es

Sueton über August.

1) Nipperdey, Tacit. I³ Einleitung XV. 2) Hist. II 50.

ein übles, wenn beim Antritt einer längern Reise Thau fiel, ein gutes Vorzeichen; auch wunderbare Ereignisse machten immer großen Eindruck auf ihn, wie daß vor seinem Hause aus den Fugen der Steine eine Palme hervorsproßte, und bei seiner Ankunft in Capri die zu Boden gesenkten schon kraftlosen Aeste einer alten Steineiche neue Kraft gewannen. Und hätte Livius bei Sueton das mit wahrem Bienenfleiß aus Büchern und Ueberlieferungen zusammengetragene Verzeichniß aller der Vorzeichen gelesen, die Augusts künftige Größe, seine Siege und seinen Tod verkündeten, so würde er vielleicht seine Klage über die Gleichgültigkeit gegen solche Dinge zurückgenommen haben. Dieser Starkgläubigkeit wurde jedes Ereigniß bedeutungsvoll, und kein Wunder war ihr zu groß oder zu lächerlich: Sueton berichtet ernsthaft, daß August als Kind, da er eben zu sprechen anfing, einmal auf einem Familiengut den quakenden Fröschen zu schweigen befahl, und man versichere, daß die Frösche seit jener Zeit dort nicht mehr quakten.[1]

Fortdauer des Glaubens an die herkömmlichen Weissagungsmethoden. Die Haruspicin.

Daß auch bei den Gläubigen verschiedene Arten von Vorbedeutungen verschiedenen Glauben fanden, daß das Ansehn der mannigfaltigen Methoden der Prophezeiung nicht zu allen Zeiten dasselbe war, sondern bald jene bald diese den meisten Glauben fand, ist selbstverständlich. Aber niemals ist doch eine der anerkannten Arten der Weissagung aus Mangel an Glauben ganz außer Gebrauch gekommen. Der vernichtende Spott Ciceros über die Haruspicin und Eingeweideschau überhaupt könnte zu der Ansicht verleiten, als sei diese Weissagung in eine zu tiefe Mißachtung versunken gewesen, um (wenigstens bei den Gebildeten) jemals wieder zu Ansehn gelangen zu können: aber nichts würde irriger sein. Cicero führt jene Aeußerung des Cato an, er wundere sich, daß ein Haruspex, der einen andern sehe, sich des Lachens enthalten könne; die Frage des Hannibal an König Prusias, der die Lieferung einer Schlacht von einer Eingeweideschau abhängig machen wollte: ob er einem Stückchen Kalbfleisch mehr glaube als einem alten Feldherrn? er erinnert daran, wie namentlich auch im letzten Bürgerkriege fast immer das Gegentheil von dem Prophezeiten eingetroffen sei.[2] Aber der Spott der

1) Sueton. August. c. 92—97. 2) Cic. Div. II 24; cf. I 26.

Ungläubigen machte die Gläubigen ebenſo wenig irre, als die Thatſachen, die ihren Glauben Lügen ſtraften. Wie immer in ähnlichen Fällen hatten ſie nur für die wirklich oder angeblich eingetroffenen Prophezeiungen Gedächtniß: und zahlreiche Zeugniſſe aus den folgenden Jahrhunderten beſtätigen die Fortdauer des Glaubens an die Eingeweideſchau, ſo wie ihre Verbreitung auch in den gebildeten Klaſſen. Schon das Verbot des Tiberius, die Haruſpices im Geheimen und ohne Zeugen zu befragen,[1] ſetzt eine ſehr allgemeine Benutzung dieſer Weiſſagungsform voraus. Die Beſorgniß des Claudius (im Jahr 47), daß dieſe älteſte Wiſſenſchaft Italiens durch Vernachläſſigung erlöſchen könnte, dürfte ſich nur auf den Verfall der etruskiſchen Disciplin der Eingeweideſchau, nicht auf die Abnahme ihrer Anwendung überhaupt bezogen haben.[2] Auch ſagt der ältere Plinius ausdrücklich, ein großer Theil der Menſchen ſtecke in dem Glauben, daß die Thiere durch ihre Muskelfaſern und Eingeweide uns vor Gefahren warnen.[3] Epiktet, der den Lehren ſeiner Schule gemäß auch hier Offenbarungen erkannte und an der Kunſt, die ſie deutete, keinen Zweifel hegte, mahnt nur, man ſolle ſich in ſeinen Handlungen nicht allein durch die Weiſſagung, ſondern vor allem durch das Pflichtbewußtſein leiten laſſen; wozu er keine Veranlaſſung gehabt hätte, wenn das erſtere nicht ſehr allgemein geſchehn wäre. Nur die Angſt vor der Zukunft ſei es, welche die Menſchen ſo oft zu den Wahrſagern treibe. Man nähere ſich ihnen, zitternd vor Aufregung, mit Bitten und Schmeicheleien, als könnten ſie unſere Wünſche erfüllen: „Herr, werde ich meinen Vater beerben? Herr, habe Erbarmen mit mir, mache daß ich ausgehn darf! aber der Eingeweide- oder Vogelſchauer kann doch nichts vorausſehn, als die bevorſtehenden Ereigniſſe ſelbſt, wie Tod, Gefahr, Krankheit oder dergl. Ob ſie dem Betreffenden in Wahrheit heilſam oder ſchädlich ſeien, weiß er nicht.“[4] Herodian ſagt, der tapfere Widerſtand der Stadt Aquileja gegen Maximinus ſei hauptſächlich in Folge der Prophezeiungen der dort anweſenden Haruſpices geleiſtet worden, „denn auf dieſe Art der Weiſſagung vertrauen die Bewohner von Italien am meiſten.“[5] Daß ſie aber auch

1) Sueton. Tiber. c. 63. 2) Tac. A. XI 15. 3) Plin. H. N. VIII 102.
4) Epictet. Diss. II 7; vgl. I 1, 17. III 1, 37. IV 4, 5. 5) Herodian. VIII 3, 7.

außerhalb Italiens Anſehn genug hatte, beweiſt außer den Aeußerungen Epiktets die Anerkennung, welche ihr der Traumdeuter Artemidor zollt, der neben ſeiner eigenen Kunſt nur ſehr wenige Methoden der Weiſſagung gelten ließ: Sterndeutung, Opfer-, Vogel- und Leber- (d. h. Eingeweide)ſchau.[1] Und daß es der Haruſpicin auch unter den Gebildeten an Gläubigen niemals fehlte, darf man nach einzelnen zufälligen Angaben aus verſchiedenen Zeiten ſchließen. Regulus, der in der Zeit von Nero bis Domitian als Redner und Ankläger in Majeſtätsproceſſen eine unheilvolle Berühmtheit beſaß, befragte jedes Mal, wenn er auftrat, die Haruſpices über den Ausgang des Proceſſes.[2] Der Kaiſer Gordian (der erſte) war in dieſer Wiſſenſchaft über die Maßen erfahren.[3] Ammianus Marcellinus zählt unter die Mittel, welche die Güte der Vorſehung den Menſchen zur Erforſchung der Zukunft verliehen habe, auch die Haruſpicin, und ſagt, daß Julian ſchon in der Zeit, wo er noch das Bekenntniß des Chriſtenthums heuchelte, der Haruſpicin und den Augurien ergeben war, „ſo wie allem übrigen, was die Verehrer der Götter von jeher gethan haben.“[4] Nach dieſen Angaben über die Fortdauer und Verbreitung des Glaubens an die Haruſpicin, die ſich noch vermehren ließen,[5] läßt ſich daſſelbe für alle übrigen herkömmlichen Prophezeiungsmethoden vorausſetzen.

Die Aſtrologie.

Unter den Arten die Zukunft zu erforſchen ſetzt nun allerdings die Lieblingswiſſenſchaft jener Zeit, die Aſtrologie, die namentlich unter den höhern Ständen das meiſte Anſehn genoß, den Glauben an die Götter und eine durch ſie geübte Vorſehung nicht nothwendig voraus, obgleich ſie ihn ebenſo wenig ausſchließt: in der vorſehungsgläubigen ſtoiſchen Schule war unter den ältern Panätius der einzige, der ſie verwarf: und dieſer beſtritt die Vorbedeutungen und die Weiſſagungen überhaupt.[6] Doch liegt es in der Natur der Sache, daß der in der damaligen Welt ſo ungemein verbreitete Glaube an ein unabwendbares Verhängniß, welcher der Aſtrologie gerade am meiſten Vorſchub leiſtete,[7] leicht zur Entfremdung vom Götterglauben

1) Artemidor. Onirocr. II 69. 2) Plin. epp. VI 2, 2; vgl. II 20, 4.
3) Victor Caesares 26. 4) Ammian. XXI 1; 62, 4. vgl. XXIII 5, 10—13. XXV 6, 1. 5) H. A. vit. Floriani c. 2. Cod. Theodos. XVI 1, 2. 4. 6. Marquardt Hdb. IV 368 f. 6) Zeller III 1, 317, 2. 7) Tac. A. VI 22; vgl. IV 20 H. I 18.

führen konnte. Der Glaube, der „alle Ereignisse durch die Gesetze der Geburt ihren Gestirnen zuwieß," und dem, wie Plinius in einer bereits angeführten Stelle sagt, die Menge der Gebildeten wie der Ungebildeten gleich bereitwillig beifiel — dieser Glaube, nach welchem das einmal Beschlossene für alle Zukunft unabwendbar fest stand, setzte die Gottheit für immer in Ruhe.[1] Tiberius, sagt Sueton, verhielt sich in Bezug auf die Götter und den Gottesdienst ziemlich gleichgültig, da er der Astrologie ganz ergeben und von der Ueberzeugung durchdrungen war, alles geschehe nach Verhängniß.[2]

Die Orakel.

Aber auch die Weissagung der Orakel, in welcher die Götter gleichsam persönlich den Menschen die Zukunft offenbarten, die also, wie sie die unmittelbarste Eingebung der Gottheit voraussetzte, so auch am meisten den Glauben an sie befestigen und nähren mußte: auch sie hat in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten kaum weniger allgemeines Ansehn genossen als zu irgend einer frühern Zeit: und daß diese Weissagung nicht bloß fortbestand, sondern auch nach einem zeitweiligen Verfall eine vollständige Restauration erleben konnte, ist ein um so unzweifelhafterer Beweis für die Kraft des Götterglaubens. Strabo, der den Verfall und die Vernachlässigung der griechischen Orakel in der Zeit Augusts ausdrücklich bezeugt, ist zwar zu seinen Aeußerungen wol mit von dem Gedanken an die Zeiten des Glanzes von Delphi bestimmt worden, der doch schon seit Jahrhunderten erloschen war; aber auch für das damals eingetretene Sinken des Ansehns der griechischen Orakel überhaupt gibt er allem Anschein nach die richtige Ursache an: daß nämlich die Römer sich mit den Weissagungen der sibyllinischen Bücher und der etruscischen Prophezeiung (durch Beobachtung der Eingeweide, des Vogelflugs und der himmlischen Zeichen) begnügten.[3] Es war eine natürliche Folge der Weltherrschaft, daß das Römische auf allen Gebieten zunächst das Unrömische in seiner Bedeutung herabdrückte: und der überwältigende Eindruck römischer Macht und Größe hatte gerade damals auch in der griechischen Welt seine Kulmination erreicht. Doch wenn dieser Eindruck gleich vermochte dem

Ihr zeitweiliger Verfall durch das überwiegende Ansehn der Italischen Prophezeiung.

1) Plin. H. N. II 23; vgl. oben S. 428. 2) Sueton. Tiber. c. 69.

3) Strabo XVII 1, 43 p. 843 E. Gustav Wolff De novissima oraculorum aetate p. 1.

Glaubensbedürfniß der Menſchen neue Richtungen zu geben, ſo war er keinesfalls ſtark genug ſie auf die Dauer ganz zu beherrſchen. Der alte Glaube ſtellte ſich völlig wieder her, und die altberühmten Orakeltempel füllten ſich aufs neue mit Wallfahrern. Dort ſagten „von Gott erfüllte und mit ihm eins gewordene Propheten die künftigen Dinge voraus, gewährten Verhütung von Gefahren, Heilung von Krankheiten, Hoffnung für Betrübte, Hilfe für Unglückliche, Troſt in Leiden, Erleichterung in Mühſalen.“[1] Auch die chriſtlichen Schriftſteller, welche behaupteten, mit dem Kommen des Erlöſers in die Welt ſei die Macht der falſchen Götter gebrochen geweſen, der Zauber, durch den ſie ſo lange Bildern von Holz und Stein Sprache verliehen, habe ſeine Kraft verloren, und ihre Orakel ſeien verſtummt:[2] auch ſie mußten bekennen, daß die Dämonen in den Orakeltempeln aufs neue wahre Prophezeiungen und heilſame Warnungen ertheilten, und Heilungen bewirkten; aber freilich nur, um durch dieſe ſcheinbaren Wohlthaten denen um ſo größern Schaden zuzufügen, welche ſie von dem Forſchen nach der wahren Gottheit durch Einſchwärzung der falſchen ablenkten.[3]

Ihre Reſtauration

Die Größe des römiſchen Reichs und der durch die Vortrefflichkeit ſeiner Communicationsmittel höchſt entwickelte unaufhörliche Wechſelverkehr aller ſeiner Theile miteinander hatte eine ungeheure Erweiterung des Gebiets zur Folge, auf das ſich der Einfluß der angeſehenern Orakel erſtreckte. Aus fernen Barbarenländern pilgerten nun Hilfe und Rath Suchende zu den griechiſchen Tempeln, und die Sprüche der griechiſchen Götter wurden mit Ehrfurcht in Gegenden vernommen, in die vor der Zeit der römiſchen Weltherrſchaft ihre Namen nie gedrungen waren. Wenn (wie es ſcheint in Hadrians Zeit) eine Cohorte von Tungrern in ihrem Standquartier zu Borcovicus (Housesteads) in Britannien „den Göttern und Göttinnen“ eine Widmung darbrachte „gemäß der Auslegung des Orakels des clariſchen Apollo“ (bei Kolophon), und eine ähnliche Weihinſchrift zu Obrovazzo im nördlichen Dalmatien ſich auf den Spruch deſſelben Orakels

und Verbreitung ihres Anſehns außerhalb der griechiſchen Länder.

1) Minuc. Felix Octav. c. 7.

2) Arnob. adv. gentes I 1. Euseb. Praep. evang. V 1. Prudent. Apotheos. 435 sqq. 3) Tertullian. de anima c. 46.

beruft:[1] so kann man nicht zweifeln, daß die berühmten Orakel in der römischen Kaiserzeit aus allen Provinzen des Reichs befragt wurden, und die zahlreichen gelegentlichen Erwähnungen der Schriftsteller bestätigen es. So befragte (um nur einiges anzuführen) Germanicus außer dem eben erwähnten Orakel des clarischen Apollo auch das des Stieres Apis zu Memphis, Tiberius das Loosorakel des Geryones bei Patavium, Caligula das der Fortunen zu Antium, Nero das zu Delphi, Vespasian das auf dem Berge Carmel, Titus das der Venus zu Paphos auf Cypern, Caracalla das des Serapis zu Alexandria und überhaupt alle berühmten Orakel.[2] In den Kreisen der Gläubigen erzählte man Beweise von der Allwissenheit der Orakel, die das noch überboten, was Herodot von den Antworten des delphischen auf die Fragen des Krösus berichtet. Bei Plutarch erzählt dessen Freund, der gelehrte Demetrius aus Tarsus, als ein selbsterlebtes Ereigniß, wie ein ungläubiger Statthalter von Cilicien durch einen Orakelspruch zum Glauben bekehrt wurde. Er sandte auf Veranlassung einiger epicureischer Religionsspötter in seiner Umgebung einen Freigelassenen mit einem versiegelten Täfelchen, das die Frage enthielt, zu dem Traumorakel des Halbgottes Mopsos. Der Bote, der nach der dortigen Sitte im Tempel eine Nacht zubrachte, träumte, daß ein schöner Mann zu ihm trete, und spreche: einen schwarzen — sodann sich entferne. Als er dies dem Statthalter meldete, erschrak derselbe, fiel auf die Kniee, öffnete das Täfelchen und zeigte den Anwesenden seine Frage: werde ich einen weißen oder schwarzen Stier opfern? auch die Epicureer waren bestürzt, der Statthalter aber brachte das Opfer, und verehrte fortan den Mopsos.[3]

Das Orakel des Alexander von Abonoteichos.

Doch nichts zeigt so sehr, welcher Selbstbethörung der Wunderglaube fähig war, und macht zugleich so anschaulich, wie leicht und schnell Orakel in Gegenden Eingang und Geltung finden konnten, in denen sie früher unbekannt waren, als Lucians Bericht über das von Alexander zu Abonoteichos in Paphlagonien eingerichtete angeb-

1) E. Hübner Bericht über eine epigraph. Reise nach England. Monatsber. d. Berl. Akad. 1866 S. 791 f.

2) G. Wolff l. l.

3) Plutarch. de def. oracc. c. 45.

liche Orakel des Apoll und Aesculap.[1] Sobald der Pseudoprophet sich und seinem Gotte in Kleinasien das nöthige Ansehn verschafft hatte, ließ er durch Emissäre in allen Provinzen Propaganda für das Orakel machen, und fand bald auch in Rom und Italien zahlreiche Gläubige, und zwar ganz besonders, wie Lucian versichert, unter den Hochgestellten und am Hofe selbst. Als er erst in Italien festen Fuß gefaßt hatte, sandte er im ganzen Reiche umher, ließ überall Seuchen, Erdbeben und Feuersbrünste prophezeien, die aber durch seinen Beistand abgewendet werden könnten. Eine furchtbare Epidemie wüthete damals (seit 167) in einem bedeutenden Theile des Reichs, und der Schrecken des großen Marcomannenkrieges vereinigte sich mit ihr, um überall mit der Seelenangst auch das religiöse Bedürfniß und die Glaubensseligkeit aufs Höchste zu steigern. Ueberall las man auf den Hausthüren einen von Alexander umhergesandten Orakelspruch, der ein sicheres Schutzmittel gegen die Seuche sein sollte, und Lucians Nachricht, daß er durch den Blindgläubigsten seiner Anhänger, Rutilianus, den Kaiser Marc Aurel bewogen habe, als ein Opfer, das den Römern den Sieg sichern werde, zwei Löwen in die Donau werfen zu lassen, ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Daß diesem Opfer eine große Niederlage folgte,[2] that dem Glauben an das Aesculaporakel keinen Eintrag, und der Zudrang von Fremden steigerte sich in Abonoteichos dermaßen, daß Mangel an Lebensmitteln eintrat. Nicht selten erhielt das Orakel auch Anfragen in fremden Sprachen wie syrisch und celtisch, und es war für Alexander nicht immer leicht Leute zu finden, welche sie verstanden.[3] Lucian mag in seinem Bericht manches übertrieben haben, aber wenn ein so plumper Betrug überhaupt einen großen Erfolg haben konnte, so ergibt sich der Rückschluß auf den Glauben an die anerkannten Orakel und die Verbreitung ihres Einflusses von selbst.

Der Glaube an vorbedeutende Träume.

Mehrere der angesehensten Orakel waren wie das des Mopsus Traumorakel. Daß aber nicht bloß dort, sondern überall Träume

1) Vgl. Clinton F. Rom. ad a. 182.

2) Wol die des Furius Victorinus vit. M. Antonini c. 14.

3) Lucian. Alexander 24. 30. 36. 48 sq. 51.

die Zukunft verkündeten, war unter allen Formen des Glaubens an Vorbedeutungen die allgemeinste, und die einzige, die selbst ein Theil derer nicht bestritt, welche den Weissagungsglauben im übrigen durchaus verwarfen. Aristoteles[1] und Demokrit[2] gaben das Vorkommen weissagender Träume zu, die aber nicht von den Göttern gesandt, sondern natürliche Wirkungen natürlicher Ursachen seien; und so neigte auch der ältere Plinius, der alle übernatürliche Offenbarung der Zukunft leugnete, zu dem Glauben an bedeutende Träume. In einem seiner frühern Bücher läßt er die Frage unentschieden,[3] aber in einem spätern[4] berichtet er, als unzweifelhafte Thatsache, daß ein Soldat der Kaisergarde in Rom, der durch den Biß eines tollen Hundes wasserscheu geworden war, durch ein Mittel gerettet worden sei, das seiner in Spanien lebenden Mutter ein Traum geoffenbart hatte. Ohne seinen Unfall zu ahnen, hatte sie ihm diesen in einem Briefe mitgetheilt, der gerade zur rechten Zeit ankam, um den Kranken wider alle Hoffnung zu retten. Wenn Plinius sagt, dies vorher unbekannte Mittel, das sich seitdem stets bewährte, habe „Gott" offenbart, so dachte er wol an jenes geheimnißvolle Walten der Natur, das sich auch in den Sympathien und Antipathien ihrer Kräfte kund zu geben schien, keinesfalls an die Vorsehung einer persönlichen Gottheit. Setzt aber der Glaube an weissagende Träume auch den Götter- und Vorsehungsglauben nicht nothwendig voraus, so haben sicherlich immer nur die wenigsten den einen ohne den andern gehegt, bei der großen Mehrzahl hat sich der Glaube wie der Unglaube auf beide Gebiete zugleich erstreckt. Demokrits Theorie hat allem Anschein nach selbst bei den Epicureern wenig Eingang gefunden, und sie haben im Allgemeinen mit der Vorsehung auch die Weissagung der Träume, wie alle sonstige geleugnet. Dagegen allen, die eine Vorsehung annahmen, sagt Origenes,[5] war es gewiß, daß es Erscheinungen im Traume gab, die theils ganz eigentlich göttlicher Natur waren, theils die Zukunft offenbarten, sei es deutlich, sei es in Räthseln. Im Schlaf, sagt der Vertreter des Heidenthums in dem Dialog des Minucius Felix,[6] sehen, hören, erkennen wir

Sein Zusammenhang mit dem Vorsehungsglauben.

1) Zeller II 2, 424 u. 625. 2) Zeller I 644. 3) Plin. H. N. X 211.
4) Id. ib. XXV 17. 5) Orig. c. Cels. I 48. 6) Minuc. Fel. Octav. c. 7.

die Gottheit, die wir am Tage gottlos leugnen, verſchmähen, durch Meineid beleidigen. Namentlich die Stoiker legten den größten Werth auf dieſe von der Vorſehung den Menſchen geſchenkte „eigenthümliche Tröſtung eines natürlichen Orakels;“ und auch die Chriſten glaubten, daß nicht bloß von Gott, ſondern auch von Dämonen wahre Träume geſendet würden, freilich in der ſchon erwähnten böſen Abſicht, und viel öfter trügeriſche und unreine.[1] Man wird alſo nicht ſehr irren, wenn man auf die Allgemeinheit und Feſtigkeit des Götter- und Vorſehungsglaubens aus der Allgemeinheit und Feſtigkeit auch des Glaubens an Träume ſchließt.

Seine allgemeine Verbreitung.

Ueber dieſe letztere kann nun aber Niemand in Zweifel ſein, der die Litteratur der erſten Jahrhunderte, namentlich die hiſtoriſche auch nur oberflächlich kennt. Selten wird ein großes Ereigniß erzählt, ohne daß zugleich mindeſtens ein Traum mitgetheilt wird, der es ankündete. Die hervorragendſten Männer räumten Träumen den größten Einfluß auf ihre Handlungen ein, man ließ ſich durch ſie zu Unternehmungen jeder Art beſtimmen: ſo ſchrieb Galen über Mathematik,[2] der ältere Plinius ſeine Geſchichte der römiſchen Kriege in Deutſchland in Folge eines Traums.[3] Träume entſchieden über die Wahl des Lebensberufs: Galen war zum Studium der Medicin durch einen Traum ſeines Vaters beſtimmt worden.[4] Er ließ ſich auch in der Behandlung ſeiner Kranken vielfach von Träumen leiten, und zwar mit beſtem Erfolge. So hatte er einmal auf die Eingebung zweier deutlicher Träume die Ader zwiſchen dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand geſchlagen, und das Blut ſo lange fließen laſſen, bis es von ſelbſt aufhörte.[5] Ebenſo feſt war übrigens ſein Glaube an die Wiſſenſchaft des Vogelfluges.[6] Sueton wandte ſich an den jüngern Plinius mit der Bitte den Aufſchub eines Termins zu erwirken, an welchem er eine Vertheidigung vor Gericht führen ſollte, da ein Traum ihm einen unglücklichen Ausgang verkündet habe. Plinius räth die Sache nochmals zu erwägen, da es darauf ankomme,

1) Tertullian. de anima c. 46 sqq. 2) Galen. ed. K. II 812. 3) Plin. epp. III 5. 4) Sprengel Geſch. d. Medicin II 136; vgl. 145 a. Galen. VI 833. Daremberg La médecine, histoire et doctrine p. 94 f. 5) Galen. ed. K. XVI 222. 6) Id. ib. XV 443 sq.

ob Suetons Träume die bevorstehenden Ereignisse oder das Gegentheil bedeuten, er selbst befinde sich im letztern Falle.[1] August, der nicht bloß seine eigenen Träume, sondern auch die auf ihn bezüglichen anderer sorgfältig beachtete, ließ sich durch einen Traum bewegen, alljährlich an einem bestimmten Tage und an einem bestimmten Orte den Vorübergehenden wie ein Bettler die hohle Hand hinzuhalten, und die Kupfermünze in Empfang zu nehmen, die sie ihm reichten.[2] Marc Aurel dankte den Göttern, daß sie ihm in Träumen Verordnungen gegen Schwindel und Blutspeien gegeben hatten.[3] Ueber die Träume und Vorzeichen, welche die Herrschaft Severs voraus verkündeten, schrieb Cassius Dio ein Buch, und Sever, der auf seine Träume so großen Werth legte, daß er z. B. einen derselben in Bronze ausführen ließ,[4] nahm dasselbe sehr günstig auf.[5] Einst hatte er sich auf eine hohe Warte geführt gesehn, von wo er alles Land und Meer überschaute: er griff hinein wie in die Seiten einer Laute, und Harmonien tönten ihm entgegen.[6] Auch seine große römische Geschichte begann Dio „auf die Weisung der Gottheit im Traume," und fand den Muth und die Kraft sie fortzusetzen und zu vollenden durch neue Träume, in welchen Tyche (welcher als der Beschützerin seines Lebens er sich ganz geweiht hatte) ihm die Unsterblichkeit verhieß.[7]

Die Traumdeutung als Wissenschaft. Das Traumbuch des Artemidor.

Das einzige, aus einer sehr umfangreichen, vorzugsweise griechischen Litteratur[8] auf uns gekommene Traumbuch ist namentlich auch als Beweis dafür interessant, wie sehr die Traumdeutung als eine Wissenschaft anerkannt war, deren Vertreter sich bemühten, auf Grund eines möglichst umfassenden und zuverlässigen Materials die Methode der Auslegung zum höchsten Grade der Strenge und Schärfe auszubilden. Der Verfasser, Artemidor von Daldia (so mochte er sich lieber nennen als nach seiner Geburtsstadt Ephesus, da er dem obscuren Geburtsort seiner Mutter auch den Ruhm gönnen wollte, einen namhaften Mann hervorgebracht zu haben)[9] lebte gegen Ende

1) Plin. epp. I 18. 2) Sueton. August. c. 91. (Dio bezweifelt es).
3) Marc. Antonin. Commentat. I 17. 4) Herodian. II 9. 5) Dio LXXII 23. 6) Dio LXXIV 3; vgl. vit. Severi c. 3. 7) Dio LXXII 23.
8) Tertullian. de anima c. 46. Artemidor. Onirocr. ed. Reiff. I p. 441—446.
9) Artemidor. III 66 f.

des zweiten Jahrhunderts und schrieb auf das wiederholte Geheiß des Apollo, der ihm sichtbarlich erschienen war, und auf den Antrieb des Cassius Maximus, eines Mannes von senatorischem Stande, afrikanischer Abkunft,[1] der auch mit Aristides befreundet war. Auch für Artemidor waren die Träume, welche die Götter „der von Natur prophetischen Menschenseele senden," eine Bethätigung der göttlichen Vorsehung, und seine Gegner setzte er hauptsächlich unter denen voraus, welche weder an diese, noch an Weissagung überhaupt glaubten. Seine tiefe Ehrfurcht vor dem Walten der Gottheit beweist unter andern die Warnung, wenn man Träume von den Göttern erbitte, nicht nach Unnützem zu forschen, und ja nicht so zu beten, als wolle man ihnen Vorschriften machen, nach dem Traume aber ein Opfer und Dankgebet zu bringen.[2] Er betrachtete den ihm gewordenen Beruf, die Kundgebungen der Gottheit auszulegen, wie ein Priesterthum, seine „Wissenschaft" war ihm heilig. Sein ganzes Leben hatte er an ihre Erforschung gesetzt, Tag und Nacht studirt, alle irgend aufzutreibenden Traumbücher gekauft, und auf seinen Reisen in Kleinasien, Griechenland, Italien und auf den Inseln so viel Fachgenossen als möglich kennen zu lernen und seine Kenntnisse durch Erfahrung zu bereichern gestrebt. Der hohe Begriff von der Wahrheit und Würde seiner Wissenschaft ließ ihn jede Charlatanerie und Künstelei verschmähn. Streben nach Effect bei dem großen Publikum und dem Beifall gewerbsmäßiger Schönredner, sagt er, habe ihm fern gelegen: sonst wäre es ihm leicht gewesen ebenso gut als andere blendende und frappirende Dinge zu sagen.[3] Stets dringt er auf einfache und leicht verständliche Erklärungen der Träume, und verwirft die spitzfindigen und künstlichen, mit welchen den Laien imponirt werde: ja er fand sie gotteslästerlich, weil man damit den traumsendenden Göttern gewissermaßen die Absicht zu täuschen beilege.[4] Stolz war er nur auf die Genauigkeit und Schärfe seiner Auslegung. Von seiner Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit enthält sein Buch zahlreiche Beweise;

1) Aristid. ad Capitonem p. 315 Jebb. ed. Dindorf II 415. Artemidor. II 70 f. Vgl. das Programm Acad. Alb. 1868 V p. 4.

2) Artemidor. IV 2. ed. Reiff p. 318 sq. u. I Prooem. init.

3) Artemidor. I prooem. II 60 u. 70.

4) Id. IV 63 u. 23.

auch hatte er die Genugthuung, daß, wenn übelwollende und kleinliche Beurtheiler in Bezug auf dessen Vollständigkeit und Ausführlichkeit einige Ausstellungen gemacht hatten, so doch von Niemandem behauptet worden war, daß es an Wahrheit auch nur im Geringsten fehle.[1] Je weniger nun dies Buch (dessen Entstehung und Verbreitung ohne einen gebildeten Leserkreis von gleicher Gesinnung undenkbar ist) — je weniger es auch nur eine Spur von eigentlicher Mystik und Phantasterei zeigt, je consequenter, verständiger und methodischer es ist, desto schlagender beweist es, wie wenig in jener Zeit auch Nüchternheit und selbst ein gewisser Rationalismus den Glauben an eine fort und fort in Wundern sich offenbarende Vorsehung der Götter ausschloß.

Heilung von Krankheiten durch Träume.

Von diesen Wundern waren nun die Heilungen von Krankheiten durch Eingebungen von Träumen die greifbarsten und überzeugendsten, folglich auch diejenigen, die der Glaube am liebsten und häufigsten schuf, und die ihm immer neue Nahrung gaben. Diese Wunder vollzogen sich natürlich ganz vorzugsweise auf dem heiligen Boden der Tempel der Heilgötter Aesculap, Isis, Serapis, die dort auch andere Wunder thaten. So versichert Aristides von dem unversiegelichen „heiligen Brunnen" im Tempel des Aesculap zu Pergamus, daß durch das Baden in seinem Wasser viele ihre Augen wieder erlangten, von Brustkrankheiten, Athembeschwerden, Fußverkrümmungen geheilt wurden, daß ein Stummer, der daraus trank, die Sprache erhielt, manchem schon das Schöpfen aus dem Brunnen Heilung brachte.[2] Auch leibhaft erschien der Gott den Gläubigen keineswegs selten. Origenes beschwert sich, daß Celsus, der die Christen wegen ihres Glaubens an die Wunder Jesu einfältig nennt, ihnen zumuthe zu glauben, „daß eine große Menge von Hellenen und Barbaren (wie sie versichern) den Aesculap nicht als eine Vision, sondern persönlich Heilungen und Wohlthaten vollbringen und die Zukunft vorhersagen gesehn haben, und noch sehn." Diesen Aussagen gegenüber beruft sich Origenes auf eine unzählbare Menge derer, welche die Wunder Christi bezeugen, und fügt hinzu, daß er selbst durch die bloße Anrufung des Namens Gottes und Jesu Menschen von schweren

1) Artemidor. II prooem. 2) Aristid. or. XVIII ed. Dind. I p. 413.

Krankheiten, von Beſeſſenheit und Wahnſinn und vielen andern Leiden habe befreien ſehn, „die weder Menſchen noch Dämonen heilen konnten.“[1] Auch die beiden halbgöttlichen Söhne des Asklepios waren vielen zu Epidaurus und an andern Orten erſchienen.[2]

Selbſtverſtändlich aber war in der heidniſchen Welt das größere Wunder, daß die Heilgötter in Perſon zu den Hilfeſuchenden herabſtiegen, auch das ſeltnere, und gewöhnlich erfolgten wie geſagt die Heilungen durch Träume, und zwar ohne Zweifel nicht bloß bei ſolchen, die in Tempeln ſchliefen. Artemidor hat in einem eignen Abſchnitt „Von den Verordnungen“ auch dies Wunder auf ſeinen wahren Gehalt zurückzuführen geſucht, indem er es der ſchmückenden Zuthaten entkleidete, durch welche die geſchäftige Phantaſie der Gläubigen es zu vergrößern meinte, die aber nach ſeiner Auffaſſung der Erhabenheit der Götter unwürdig waren. „In Bezug auf die Verordnungen, ſagt er,[3] daß nämlich die Götter den Menſchen (im Traume) Behandlungen von Krankheiten verordnen, iſt es unnütz Fragen aufzuwerfen. Denn viele ſind in Pergamus, Alexandria und an andern Orten durch Verordnungen geheilt worden, und manche glauben, daß die Wiſſenſchaft der Heilkunde aus ihnen hervorgegangen ſei.“ Nun aber werden lächerliche und widerſinnige Verordnungen berichtet, die niemals geträumt, ſondern erdichtet ſind. So ſollen z. B. einem Kranken im Traume „beißende Mohren“ verordnet und damit Pfefferkörner gemeint ſein, weil ſie ſchwarz ſind und beißen, einem andern „Jungfrauenmilch“ und „Sternenblut“, worunter Thau zu verſtehn geweſen ſei und dgl. Diejenigen, die dergleichen erſinnen, zeigen, daß ſie kein Verſtändniß für die Liebe der Götter zu den Menſchen haben. Die wirklich von den Göttern in Träumen gegebenen Vorſchriften ſind einfach und ohne Räthſel: ſie verordnen Salben und Einreibungen, Tränke und Speiſen mit denſelben Namen, mit denen wir ſie nennen; kleiden ſie einmal eine Vorſchrift in Räthſel, ſo ſind dieſe ſtets leicht verſtändlich. Eine Frau z. B., die eine Entzündung an der Bruſt hatte, träumte, ſie laſſe ein Schaaf daran ſaugen, ſie legte ein Kraut darauf, das Schaafszunge heißt, und genas. Und

1) Orig. c. Cels. III 24. 2) Aristid. or. VII ed. Dind. I p. 78.
3) Artemidor. IV 22.

ſo wird man immer finden, daß die vorgeſchriebenen Curen durchaus nichts der rationellen Medicin Widerſprechendes enthalten, daß alſo die göttlichen Offenbarungen mit den ſichern Reſultaten der Wiſſenſchaft durchaus übereinſtimmen. So träumte z. B. der ſehr an der Gicht leidende Fronto (der bekannte Conſular und Schriftſteller), der um Angabe einer Cur gebetet hatte, er wandle vor der Stadt umher: und in der That wurde er durch fortgeſetztes Umhergehen erheblich gebeſſert. Galen erwähnt, daß Aesculap vielen, die in Folge heftiger Gemüthsaufregungen leidend waren, verordnet habe Oden, Lieder und Poſſen zu ſchreiben; andern zu reiten, zu jagen und Waffenübungen zu veranſtalten, und zwar mit genauer Angabe, in welcher Art die verordnete Uebung vorzunehmen ſei.[1]

Die Votivſteine der Minerva Memor.

Auf göttliche Verordnungen in Träumen beziehen ſich offenbar auch manche Dankſagungen auf römiſchen Inſchriftſteinen für Wiedererlangung der Geſundheit. In der Nähe von Velleja und Placentia war ein Heiligthum der Minerva, die man „die gedenkende" oder „die Aerztin Minerva" (von Cabardiacus) nannte, weil ſie ſich in Krankheiten hilfreich erwies. Sie wurde natürlich beſonders von Kranken der nächſten Umgegend angerufen, von deren Votivinſchriften und Widmungen mehrere ſich noch erhalten haben: eine darunter iſt von einem Cohortenpräfekten aus Britannien geſandt, der wahrſcheinlich aus jener Gegend gebürtig war. Eine Frau dankt der Göttin, daß ſie ſie „durch gnädige Gewährung von Arzneien von einem ſchweren Gebrechen befreit" hatte, eine andre bezahlt ihr Gelübde wegen Wiederherſtellung ihrer Haare; ein Mann bringt ihr „ſilberne Ohren" (für Herſtellung von einem Gehörleiden) dar.[2] Aber nicht bloß die Heilgötter, ſondern alle Götter konnten wie in jeder Noth ſo auch in Krankheiten Hilfe gewähren, durch Traumſendungen oder auf andere Weiſe. So bringt ein Sclav der Pontifices zu Rom in ſchlechtem Latein der „guten Göttin" das Dankopfer einer weißen Kuh für Herſtellung des Augenlichts, „nachdem er von den Aerzten verlaſſen und nach zehn Monaten durch die Gnade der Herrin mit Arzneien

1) Galen. ed. K. VI 41; ib. 869: *ἀλλὰ τοῦτον μὲν ὁ Ἀσκληπιὸς ἰάσατο.*

2) P. Bortolotti Iscriz. votive a Minerva Cabardiacense. Bull. d. J. 1867. p. 219 ff. (3. 4). 237 ff. (6. 8).

geheilt war.“[1] Denn wenn die Tradition und der Glaube auch jedem Gott eine seinem Charakter und Wesen angemessene Sphäre der Wirksamkeit und der Gaben vorzugsweise zuschrieb, so galt doch die Macht der Götter als eine unbegrenzte, die auch außerhalb ihres eigentlichen Gebiets eingreifen konnte, wo immer es dem Gotte gefiel, und namentlich galt jeder Gott „stets als aller Hilfe mächtig und wurde um alle Hilfe angegangen, wo er nahe, wo er wohlwollend, wo er verehrt war.“[2] Ueberall, wo der Gläubige eine höhere Einwirkung erkannte, bezog er sie am natürlichsten und unwillkürlich auf den Gott, zu dem er von Jugend auf gebetet hatte, dessen Heiligkeit, Ansehn und Ruhm in Stadt und Land am größten war, dessen Macht er schon selbst erfahren zu haben glaubte. So hatte Aristides manche sagen gehört, der Gott Asklepios habe ihnen im Sturm auf der See rettend die Hand gereicht.[3] Und wie Asklepios nicht bloß für alle, die in seinem Tempel Heilung gefunden hatten, sondern auch für die Bewohner der nähern und fernern Umgegend von Pergamos und seinen übrigen berühmten Cultorten, so war für Ephesus die große Diana, für Alexandria Serapis, und überhaupt für jede Gegend der hauptsächlich verehrte Gott der natürlichste Helfer in aller Noth, mochte er nun groß oder gering sein. Pausanias spricht von einem Tempel des Pan unweit Megalopolis in Arkadien und fügt hinzu: gleich den mächtigsten Göttern vermag auch dieser Pan die Gebete der Menschen zur Vollendung zu führen und den Bösen zu vergelten wie es ihnen gebührt.[4] Und außer den Göttern wurden in den griechischen Ländern überall Heroen verehrt, jede Gegend hatte vermuthlich ihren besondern Beschützer und Nothhelfer, dessen Wirksamkeit in dem kleinen Gebiet, auf das sie sich beschränkte, um so erprobter und anerkannter war. So stand in Alexandria Troas der Heros Neryllinos (ein zum Gott erhobener römischer Proconsul) in hohem Ansehn, der nach dortigem Glauben Orakel ertheilte und Kranke heilte; in Parion der (im spätern Alterthum vielfach als

Glaube an die Wirksamkeit der Lokalgötter außerhalb ihrer eigentlichen Machtsphäre.

1) Or. 1518. 2) Lehrs populäre Aufs. 138 f.
3) Aristid. Orat. VI in Aesculap. ed. Dindorf. I p. 68.
4) Pausan. VIII 37, 8.

wunderthätig verehrte) Alexander der Große, und der Meergott Proteus.[1]

Der Glaube an die Götter als Geber des Guten.

Der Glaube, der ſo gar nicht durch Zweifel an fortwährenden übernatürlichen Offenbarungen der göttlichen Macht und Güte beirrt wurde, mußte um ſo bereiter ſein, auch in allen dem nüchternen Sinne natürlich oder zufällig erſcheinenden Erlebniſſen und Ereigniſſen die waltende Hand der Vorſehung zu erkennen: denn das eigentliche Wunder war ja auch nur eine von ihren unabläſſig in Leben und Natur eingreifenden Machtäußerungen, freilich die augenfälligſte und überzeugendſte, gleichſam ihre durch hundertfältige unmerkliche Uebergänge vermittelte Culmination, und ſein Begriff kein feſter, ſeine Anerkennung ſubjectiv, durch das Gefühl der Gläubigen bedingt, alſo unendlich verſchieden. Von den Göttern, die allein das Wunder wirken konnten, von ihnen allein konnte auch alles Gute kommen, vom kleinſten bis zum größten. Epiktet ſchilt die Akademiker, die wie alles übrige ſo auch das Daſein der Götter in Frage ſtellten: „wahrlich das ſind dankbare und ehrfürchtige Menſchen, die, wenn nichts anderes, täglich ihr Brod eſſen und doch auszuſprechen wagen: wir wiſſen nicht, ob es eine Demeter, Kore und Pluto (die Götter der Saat) gibt! Um nicht zu ſagen, daß ſie an Tag und Nacht, am Wechſel der Jahreszeiten, den Geſtirnen, dem Meer, der Erde und dem Beiſtande der menſchlichen Geſellſchaft ihren Antheil haben, ohne daß dies alles auf ſie nur den geringſten Eindruck macht, ohne daß ſie ſich darum kümmern, welche ſchwere Folgen ihre Zweifel für die Sittlichkeit anderer Menſchen haben können.“[2]

Das Gebet.

Allerdings leugneten auch unter den Stoikern manche, wie Seneca, den Nutzen des Gebets, da die Gottheit ihrer Natur nach uns nichts anderes als Gutes erweiſen könne. Andere, wie Marc Aurel mahnen, daß man ihr ſeine Gebete anheimgeben und nur um das wahrhaft Gute bitten ſolle;[3] ebenſo Juvenal: die Götter lieben den Menſchen mehr als er ſich ſelbſt, ſie wiſſen, wenn wir in unſerer Blindheit

1) Athenag. c. 26. Lobeck Aglaopham. p. 1171. *Νερύλλινος* könnte z. B. Suillius Nerullinus cos. 50 (Orelli 3389. 6445) ſein. Ueber die Vergötterung der Proconſuln vgl. Preller R. M. 791, 3 u. 770.

2) Epictet. II 20, 32.

3) Zeller III 1, 290 f.

um eine Gattin, die Geburt eines Sohnes bitten, welche Folgen die Gewährung unserer Bitten für uns haben werde; wolle man zu ihnen beten, so sei es um eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe.[1] Doch diese Ermahnungen bestätigen nur die Allgemeinheit des Gebets, und wer möchte zweifeln, daß die große Mehrzahl der Gläubigen nicht bloß bei jedem Unternehmen und Anliegen sich an die Götter wandte, sondern auch in regelmäßigen Gebeten ihnen Verehrung und Dankbarkeit bezeigte, und sich und andre ihrem Schutz empfahl?[2] Plutarch glaubte ausdrücklich erinnern zu müssen, man möge nicht glauben mit dem Gebet alles gethan zu haben, sondern seine Erhörung und die Hilfe der Götter nur dann erwarten, wenn man sich selbst helfe. Wenn die in Jerusalem belagerten Juden am Sabbath unbeweglich blieben, auch als die Römer schon die Leitern zum Sturme ansetzten, so waren sie in die Bande des Aberglaubens geschlagen. Gott ist die Hoffnung des Muthes und der Kraft, nicht eine Entschuldigung für die Feigheit. Der Steuermann auf stürmischem Meer fleht freilich um Entrinnen, und ruft die rettenden Götter an, aber zugleich stellt er das Steuer, läßt die Raaen herab, und zieht die Segel ein.[3]

Votivinschriften und andre religiöse Denkmäler.

Könnte irgend ein Zweifel darüber entstehn, daß, wie die Gewährung jedes Guts so auch die Abwendung jedes Uebels, jeder Noth und Gefahr, auch in jenen Jahrhunderten fort und fort von den Göttern erbeten und ihnen verdankt wurde, so würde dies schon allein die unübersehbare Menge von Denkmälern und Inschriftsteinen religiösen Inhalts beweisen, die über den ganzen weiten Boden des römischen Reichs zerstreut sind. Sie bezeugen tausendfältig, daß der Glaube an die allgegenwärtige, Welt und Menschenschicksal lenkende Vorsehung der seit dem graueſten Alterthum verehrten, so wie der erst in neuern und neuesten Zeiten bekannt gewordenen Götter in den Gemüthern der Bevölkerungen fortlebte, Hohen wie Niedern, Hochgebildeten wie Einfältigen Trost und Hoffnung gab. Immerhin mag ein beträchtlicher Theil dieser Gebete, Gelübde, Danksagungen,

1) Juv. X 346 sqq. 2) Fronto Ad M. Caes. et inv. V 25 Naber 83: Pro Faustina mane cotidie deos appello: scio enim me pro tua salute optare et praecari. 3) Plutarch. De superstit. c. 8.

Verehrungen und Anbetungen äußerlicher Anbequemung an die Formen des herrschenden Kultus, gedankenloser Gewohnheit, bewußter Heuchelei seinen Ursprung verdanken: in überwiegender Mehrzahl sind diese Steine ebenso viele unverdächtige Zeugnisse eines aufrichtigen, naiven und innigen Glaubens. Wenige Beispiele aus der unermeßlichen Fülle derselben werden genügen, um die Natur dieses Glaubens anschaulich zu machen.

Es liegt im Wesen des Polytheismus, daß sich Verehrung, Bitte und Dank in der Regel nicht an die Gesammtheit der göttlichen Mächte wandte, sondern wie im Heiligenkult an einzelne, und die Wahl der einzelnen Götter war wie gesagt theils durch deren Machtsphäre und die ihnen vorzugsweise zugeschriebene Wirksamkeit und Gaben, theils durch lokale und individuelle Gründe bedingt. Die letztern sind selbstverständlich oft nicht nachweisbar. So z. B. wenn ein Unternehmer von kaiserlichen und Staatsbauten gerade der „heiligen himmlischen guten Göttin" dankt, daß er mit ihrer Hilfe die unterirdische Führung eines Arms der Claudischen Wasserleitung vollendet habe (und seinen Dank durch Herstellung einer alten zerfallenen Kapelle bezeugt).[1]

Anrufung von Landes- und Lokalgottheiten.

Daß Dank und Bitte in unzähligen Fällen eher an Landes- und Lokalgottheiten gerichtet wurde als an diejenigen, in deren Machtsphäre die erbetene Wirkung lag, ist selbstverständlich. So wird einmal zu Smyrna der Dank für Herstellung von einer Epidemie nicht an die Heilgötter, sondern an den Flußgott Meles gerichtet.[2] Aber nicht bloß die Einheimischen, auch die Fremden verehrten natürlich die Gottheit, in deren Bereich sie verweilten, und empfahlen sich ihrem Schutze. Ein kaiserlicher Hausbeamter T. Pomponius Victor, der als Procurator des kaiserlichen Vermögens zu Axima in den grajischen Alpen (an der Straße von Lemens nach Aosta) stationirt, und wahrscheinlich zu häufigen Dienstreisen verpflichtet war, richtet ein zierliches poetisches Dankgebet an den Waldgott Silvanus, dessen Bild in der Höhlung einer heiligen Esche als einer natürlichen Waldkapelle eingeschlossen war,

Weil auf der Reise über Thäler und Alpenhöh'n,
Und während deines duftenden Haines Gast ich bin,

1) Orelli 1523 (88 p. C.). 2) CIG 3165.

Und während das Recht ich pflege in des Kaisers Dienst,
Du mich mit deiner glückverheißenden Gunst beschützt,
So bringe mich und die meinen auch nach Rom zurück,
Und laß in deinem Schutz Italiens Flur uns baun.
Dann will ich gern dir tausend große Bäume weihn.[1]

Von der Verehrung der nicht römischen Landesgottheiten in den westlichen und nördlichen Provinzen durch die dort ansässigen oder verkehrenden Römer ist bereits die Rede gewesen. Unter den celtischen Göttern war der (von ihnen mit Apollo identificirte) Belenus einer der größten, seine Verehrung war in allen Wohnsitzen der Kelten und darüber hinaus auch unter den Römern verbreitet, wie die bei Autun, Vienne, Venedig, Aquileja gefundenen Votivinschriften bezeugen.[2] Als im Jahr 238 der Kaiser Maximinus mit aller Macht die Stadt Aquileja belagerte, wurde der Muth der Vertheidiger durch die Zuversicht auf die Hilfe des einheimischen Gottes Belenus aufrecht erhalten, und auch die Belagerer sahen oft seine Gestalt über der Stadt in der Luft schweben. Herodian läßt es unentschieden, ob sie ihnen wirklich erschienen war, oder ob sie nur durch die Erdichtung seines wunderbaren Beistandes die Schande der Niederlage von sich abwälzen wollten. Doch fügt er hinzu, „der unerwartete Ausgang lasse alles glauben,“[3] und auch eine bewußte Erdichtung beweist die Verbreitung des Glaubens an die sichtbare Hilfe der Götter, ohne den sie sinnlos gewesen wäre.

Auch Reisende und Wanderer beteten im fremden Lande zu den Lokalgöttern und brachten an jeder ihnen geheiligten Stelle ihre Verehrung dar. Fromme Wanderer, sagt Apulejus, verweilten, wo sie auf ihrem Wege einen heiligen Hain antrafen oder einen blumenbekränzten Altar, eine laubumschattete Höhle, eine mit Hörnern (von Opferthieren) behängte Eiche, eine mit deren Fellen geschmückte Buche, einen eingehegten Hügel, einen mit der Axt zum Bilde behauenen Baumstumpf, einen von Opferspenden dampfenden Rasen, einen mit Wohlgerüchen beträufelten Stein.[4] Wenn der Fremde schon an diesen Stätten eines einfach ländlichen Kults seine Andacht darbrachte, so forderte um so unwiderstehlicher die in großen Naturerscheinungen

1) Orelli 1613. 2) Mone, Gesch. d. Heidenthums im nördl. Europa 416 ff.
3) Herodian. VII 3, 3. Vit. Maximini c. 22. 4) Apulej. Florida I 1.

waltende göttliche Macht zur Anbetung auf.[1] „Dem höchsten besten Jupiter, dem Genius des Orts und dem Rhein" löste zu Remagen ein römischer Gefreiter sein Gelübde, laut einem im Jahr 190 gesetzten Stein, der nicht der einzige dieser Art ist.[2] Aber überall war man wol in der Fremde, den Gefahren und Wechselfällen der Reise ausgesetzt, doppelt „der Götter eingedenk,"[3] freilich auch der heimischen. Ein Stein von Urbisaglia hat die Erinnerung eines Geschenks aufbewahrt, das ein kaiserlicher Freigelassener, T. Flavius Maximus „den Göttern und Göttinnen von Urbssalvia" aus dem Orient sandte.[4] Doch unmittelbar fühlte man sich zur Verehrung der Götter aufgefordert, denen man nahe war, und daher sind die Inschriften von Reisenden zahlreich, die sich dem Schutz und der Huld der Landesgottheiten empfehlen. Am überwältigendsten scheinen die uralten kolossalen Heiligthümer Aegyptens auf den religiösen Sinn der fremden Besucher des Landes gewirkt zu haben, wie die an den meisten Orten zu beiden Seiten des Nils auf Tempeln, Obelisken, Pylonen u. s. w. eingehauenen Inschriften von Reisenden bezeugen.[5] Zu Talmis (Kalabsche) in Nubien bringt im J. 84 eine Anzahl von dorthin kommandierten römischen Centurionen und Soldaten dem in dieser Gegend verehrten Sonnengott Mandulis in einer im Vorhofe seines Tempels angebrachten Inschrift ihre Huldigung dar.[6]

Anrufung der Götter einer bestimmten Wirksamkeit an bestimmten Orten.

Aber auch als Götter einer bestimmten Wirksamkeit wurden die Götter natürlich häufig angerufen, weil und in sofern sie diese an einem gewissen Ort ausübten. So z. B. löst in Alba Julia (Karlsburg am Marosch) ein römischer Veteran sein Gelübde „nach einem Traumgesicht" zugleich im Namen seiner Frau und Tochter für die Wiederherstellung des Augenlichts „dem Aesculap und der Hygiea und den übrigen Heilgöttern und -göttinnen dieses Orts."[7] In vielen Fällen war die Wirksamkeit des Gottes eben an ein bestimmtes Lokal gebunden. So richtet sich selbstverständlich der Dank der in einem Bade genesenen Kranken an die Nymphen dieser Quelle, bei vielen Bädern sind Votivtafeln römischer Besucher gefunden worden, zahl-

1) Th. II² 119 ff. 2) Orelli 1650; vgl. 1651. 469. 3) CIL 623. 4) Orelli 1870. 5) Th. II² 98. Franz Elem. epigr. p. 336 sqq. CIG 4832 sqq. 6) CIG III 5042 sq.; vgl. 5039. 7) Orelli 1580.

reich unter andern auf Ischia für Apollo und die „Nymphen der Nitrumquellen.“[1] Eine bei dem heißen Bade zu Vif gefundene Votivtafel ist den „Geistern des ewigen Feuers“ geweiht.[2] Bei den noch heute so genannten Herculesbädern in Siebenbürgen richtet sich der Dank an den „heilbringenden Hercules“ als den Gott, der auf seinen Weltwanderungen der Entdecker aller warmen Quellen wurde.[3] Ein Jäger, den die Bäder der Solfatara bei Tivoli von einer Gelenkgeschwulst (der Folge einer Verwundung durch den Zahn eines Etruriſchen Ebers) befreit hatten, ließ zum Dank dafür, daß er wieder zu Pferde ſteigen konnte, der Gottheit der Quelle (Limfa) ſeine marmorne Reiterſtatue aufſtellen.[4] Den Nymphen dankte man auch für die Auffindung neuer Quellen (oder deren Gottheiten wurden als die „neuen“ oder „neu entdeckten Nymphen“ verehrt), oder für die Wiederkunft einer verſiegten Waſſerader.[5] Ein Magiſtrat von Lambäſe in Numidien weihte einen Altar beſonders aus Freude darüber, daß im Jahr ſeiner Amtsführung die Nymphe „unſere Stadt Lambäſe mit reichlichem Strome getränkt hat.“[6] Bei den alten Marmorbrüchen von Martignac in der Nähe der Pyrenäen ſpricht eine Votivtafel den Dank zweier römiſchen Unternehmer, „welche zuerſt von dort Säulen von zwanzig Fuß Länge brachen und ausführten,“ „dem Silvanus und den Geiſtern der Nimidiſchen Berge“ aus.[7] Auch ein in Britannien dienender Reiterofficier, der ſein Gelübde dem Silvanus löſte, weil er ihn einen gewaltigen Eber fangen ließ, den viele ſeiner Vorgänger nicht erbeuten konnten,[8] dachte ſich den Waldgott doch ſicherlich in dieſem Walde hauſend. Der Göttin von Turobriga danken Inſchriften an verſchiedenen Orten in Spanien für Wiedererlangung der Geſundheit, an dieſelbe wendet ſich aber auch jemand in Emerita in Luſitanien mit der Bitte den Dieb von 6 Tuniken, 2 leinenen Ueberziehmänteln, 1 Hemde u. ſ. w. zu beſtrafen.[9]

Wenn die Zahl der Götter, die an beſtimmten Orten entweder

1) Mommsen IRN 3513 sqq. Preller R. M. 523, 4. 2) Henzen 5689. 3) Orelli 1560 sq. 4) IRN 7146. 5) Orelli 1632. 1634. 1637. 6) Henzen 5758a. 7) Herzog Gall. Narb. app. 283 (Henzen Bull. 1862 p. 142 f.) 8) Orelli 1603. 9) CIL II 462.

in allen Fällen oder wenigstens vorzugsweise angerufen wurden, ungemein groß war, weil sie mindestens der Zahl der angesehenern Kultusorte und -stätten gleich kam, wurde doch auch anderseits überall jeder Gott um die Hilfe oder Gabe angefleht, die er nach dem Glauben vor allen andern zu gewähren vermochte. Dies gilt nicht bloß von den großen, sondern auch von den geringen und geringsten Göttern. Selbst der Kultus jener zahllosen Schutz- und Hilfsmächte der altrömischen Religion dauerte vielfach fort, deren Walten sich nur auf einzelne Momente oder auf engbegrenzte Gebiete erstreckte, und deren Dienste sich der christliche Glaube durch Engel verrichtet dachte.[1] Zahlreiche Zeugnisse für die Verehrung dieser so untergeordneten und momentan wirkenden Schutzgeister kann man natürlich nicht erwarten. Doch da Tertullian bezeugt, daß immer noch der Tag, an dem das Kind zum ersten Mal auf dem Boden feststand, der Göttin Statina heilig war,[2] so darf man annehmen, daß auch andere von jenen Gottheiten, die die wichtigsten Momente des Menschenlebens behüteten, im Volksglauben noch fortlebten. Noch immer schwuren Fuhrleute und Maulthiertreiber bei der Pferdegöttin Epona, die ihre kleine Kapelle in einer Nische des Hauptbalkens zu haben pflegte, welcher die Decke des Stalles trug, dort wurde ihr Bild an Feiertagen mit Rosen und andern Blumen bekränzt, auch Bildwerke, die sie darstellen, für Ställe ausgeführt, sind noch vorhanden.[3] An Orten, wo böse oder erstickende Dünste aus dem Boden aufstiegen, wie bei Benevent, Cremona und anderwärts, verehrte man die Göttin Mefitis.[4]

Allgemeine Anrufung der Götter einer bestimmten Wirksamkeit, der untern —

der obern,

Wie gern aber auch das Volk an den zahllosen dienenden Gottheiten festhalten mochte, weil sie mit ihrer geringen, doch genau bestimmten und darum sehr deutlichen Wirksamkeit einem Theil der Gläubigen näher standen, und ihrem Bedürfniß mit der übersinnlichen Welt zu verkehren mehr entsprachen als die obern Götter, deren Allmacht und Majestät das menschliche Herz eher in scheuer Entfernung hielt: so blieben doch immer diese als gewaltigste, die Welt regierende, die Vorsehung ganz eigentlich ausübende Mächte

1) Tertullian. de anima c. 37: nos officia divina angelos (l. angelis) credimus. 2) Id. ib. c. 39. 3) Preller R. M. 594 f. 4) Ebd. 522 f.

die überall am höchsten verehrten, am allgemeinsten angerufenen. Ueberall betete der Soldat zum Vater Mars,[1] der Seefahrer zum Neptun,[2] der Kaufmann und Gewerbtreibende, auch der sorgsame Haushalter zum Merkur, „dem Lenker der Gewinne und Erhalter,“[3] der Landmann zur Ceres,[4] kreisende Frauen zur Diana und Lucina,[5] getrennte Liebende (wenigstens in Griechenland) zum Liebesgott; in einem Dialog Plutarchs erzählt einer der Sprecher, wie seine Eltern bald nach ihrer, durch einen Familienzwist lange verzögerten Hochzeit, nach Thespiä wallfahrteten, um ihrem beiderseitigen Gelübde gemäß, dem Eros zu opfern.[6] Die Götter wurden um so öfter angerufen, je umfassender ihre Machtsphäre und je allgemeiner ihre Verehrung war. Herakles, den unbesiegten Ueberwinder aller Schreckniſſe und Gefahren rief man im Osten in jeder Bedrängniß zu Wasser und zu Lande, in Seegefahr und Krankheiten an.[7] Doch die meisten Gebete richteten sich besonders des Jupiter. ohne Zweifel an den höchsten Gott.[8] Zu ihm betete man als dem Donnerer, dem Blitzschleuderer, dem Herrn der himmlischen Wetter, des heitern Himmels: in langer Dürre zogen Processionen von Frauen mit bloßen Füßen und aufgelösten Haaren auf eine Höhe, und flehten ihn um Wasser an.[9] Auf Bergeshöhen fühlte man sich ihm vor allem nahe, dort huldigte man ihm als dem Jupiter des Vesuv, des Apenninus u. s. w. Auf der Paßhöhe des großen Bernhard, dessen Umwohner in Hannibals Zeit den Gott Pöninus verehrten,[10] stand zwischen dem Hospiz und dem See ein Jupitertempel. Dort sind mehr als dreißig bronzene Votivtafeln von Soldaten und andern römischen Reisenden gefunden worden, die dem höchsten gütigsten Jupiter Pöninus ihr Gelübde für glückliche Hin- und Rückreise lösten.[11] Aber nicht die Natur allein lenkte sein allmächtiger Wille; er war zugleich der „Lenker der göttlichen und menschlichen Dinge und Herr der Geschicke,“[12] und als solcher Schützer, Erhalter, Sieger, Schlachtengott und Friedensbringer, überhaupt Vollender jedes Beginnens, Helfer in jeder Noth und Gefahr. Es gab kein großes

1) Z. B. Orelli 1348. 2) Orelli 1336. 3) Orelli 1404. 4) Horat. S. II 2, 124. 5) Tertullian. de anima 39. 6) Plutarch. Amator c. 2, 1. 7) Lobeck Aglaoph. p. 1172. 8) Henzen-Orelli Index p. 31 sq. 9) Petron. Sat. 44. Preller R. M. 173, 1. 10) Liv. XXI 38 f. 11) Promis Antichità d'Aosta p. 61 ff. 12) Orelli 1269.

oder kleines, öffentliches oder privates Anliegen, das ihm nicht anbefohlen, kein Ereigniß, in dem nicht die Offenbarung seiner Allmacht erkannt werden konnte. Ein hoher Beamter von senatorischem Stande löst in Campanien dem Jupiter sein Gelübde, „weil er an diesem Orte eine dringende Gefahr bestanden und seine Gesundheit wieder erlangt hat;“[1] ein Verwalter des vornehmen Hauses der Roscier als dem Erhalter der Besitzungen dieser Familie (in der Gegend von Brescia).[2] In der etruskischen Stadt Tuder hatte einst „ein verruchter Sclav der Commune“ „mit abscheulicher Arglist“ eine Tafel mit den Namen sämmtlicher Decurionen (Stadträthe) in einem Grabe vergraben, um dieselben so den Mächten der Unterwelt zu weihn. Aber der höchste Gott hatte durch seine Macht das Verbrechen an den Tag gebracht, den Thäter der Strafe überliefert, und Stadt und Bürgerschaft von der Angst vor den drohenden Gefahren befreit. Darum löste ein von der Stadt besonders ausgezeichneter Freigelassener sein Gelübde für das Wohl der Stadt, des Stadtraths und des Volks von Tuder „dem höchsten besten Jupiter, dem Bewacher und Erhalter.“[3]

Diese römischen Inschriftsteinen entnommenen Beispiele zu häufen würde überflüssig sein; die gewählten werden genügen, um die Natur des Glaubens an eine durch die Gottheit geübte Vorsehung anschaulich zu machen; ihre Masse, Mannichfaltigkeit und Verbreitung über alle Theile der römischen Welt läßt eine im Großen und Ganzen entsprechende Verbreitung des Glaubens annehmen, den sie bezeugen: wenn auch immerhin ein beträchtlicher Theil dieser Denkmäler von Ungläubigen oder Indifferenten herrühren mag, die die Erhaltung der herrschenden Cultusformen durch ihre Anerkennung unterstützen oder sich nicht zu ihr in Widerspruch setzen wollten. Eine solche Anbequemung oder Nachgiebigkeit konnte aber nur gegenüber einem Glauben stattfinden, dessen Herrschaft unbestritten war. Auch gibt es gegen die Thatsache dieser Herrschaft kein einziges Zeugniß in der gesammten griechischen und römischen Litteratnr dieses Zeitraums,

Mangel an Angaben über die Menge der Ungläubigen und Indifferenten.

1) Orelli 1267. 2) Henzen-Or. 5619. 3) Orelli 3726.

wol aber manche unverwerfliche, die ſie ausdrücklich beſtätigen. Allerdings iſt wegen der großen Verbreitung des Epikureismus glaublich, daß die Zahl der Läugner der Vorſehung beträchtlich war, aber das Verhältniß dieſer Ungläubigen zu den Gläubigen auch nur annähernd zu beſtimmen, war ſelbſt für den ſorgfältigſten und weitblickendſten Beobachter in jener Zeit ebenſo unmöglich als in irgend einer andern; und die unbeſtimmten Ausdrücke der Schriftſteller, die über die religiöſen Zuſtände der Mitwelt ſich im allgemeinen äußern, ſagen uns nichts, was wir nicht ohnedies ſchon wüßten. Wenn Plinius ſagt, daß ein Theil der Menſchen keine Rückſicht auf die Götter nehme, daß der blinde Zufall als Gottheit verehrt werde; und Juvenal, daß nach manchen alles vom Zufall abhänge, kein Lenker ſondern die Natur den Gang der Weltordnung regele;[1] oder der Jude Philo, daß nach dem Glauben vieler alles in der Welt ſich ohne höhere Leitung aus eigner Kraft bewege und Geſetze und Sitten, Rechte und Pflichten der Menſchen einzig und allein der menſchliche Verſtand feſtgeſetzt habe:[2] ſo ſind dies nur ungenaue Umſchreibungen der Epikureiſchen Lehre, die auch Tacitus, als die Anſicht, daß in den menſchlichen Dingen der Zufall walte, dem Stoiſchen Vorſehungsglauben entgegenſtellt.[3] Der Glaube an ein unabänderliches Fatum, deſſen weite Verbreitung er ſo wohl als Plinius bezeugt, ſchließt den Vorſehungsglauben keineswegs aus, wie denn auch bekanntlich die ſtoiſche Schule den einen mit dem andern zu vereinigen wußte. Auch bei Plutarch, der in einer eignen Schrift[4] Aberglauben und Unglauben als die entgegengeſetzten Abirrungen von der wahren Frömmigkeit behandelt hat, ſind unter den Atheiſten hauptſächlich Epikureer zu verſtehn; eine Andeutung über das Verhältniß ihrer Zahl zu der der Gläubigen gibt er nicht; doch wenn er, deſſen religiöſe Richtung dem Aberglauben ſo nah verwandt war, trotzdem den Atheismus für den minder ſchädlichen Irrthum erklärt, ſo kann man kaum glauben, daß er von ſeinem Umſichgreifen eine Gefahr für die Religion befürchtete: hätte ſich die materialiſtiſche Weltanſchauung in

1) Juv. XIII 86.
2) Philo T. I p. 262 Pfeiff.
3) Tac. A. VI 22.
4) Plutarch. De superstitione.

einer Besorgniß erregenden und das fromme Gefühl beleidigenden Weise breit gemacht, so würde Plutarch sie schwerlich als eine natürliche Reaction gegen das Uebermaß der Superstition anerkannt[1] und so milde beurtheilt haben. Daß der Glaube an die Götter allgemein, der Gottesläugner sehr wenige waren, sagt nicht bloß Maximus von Tyrus,[2] sondern auch Apulejus: „die in die Philosophie uneingeweihte Masse der Unwissenden, der Heiligkeit ledig, der wahren Erkenntniß baar, arm an Frömmigkeit, untheilhaftig der Wahrheit, mißachtet die Götter theils durch überängstliche Verehrung, theils durch trotzige Verschmähung, jene im Aberglauben, diese im Unglauben, jene voll Furcht, diese voll Selbstgenügsamkeit. Denn diese Gesammtheit der hoch im Aether wohnenden, von menschlicher Berührung abgeschiednen Götter verehren, doch nicht in gebührender Weise, die meisten; es fürchten sie alle, doch aus Unkenntniß; es läugnen sie wenige, doch aus Gottlosigkeit."[3] Hiernach erschien also mindestens damals die Zahl der Atheisten und Materialisten, wenn auch an und für sich nicht gering, doch der Masse der Gläubigen gegenüber als eine kleine Minorität: und diese Ansicht bestätigt im wesentlichen Lucian, dessen Zeugniß um so schwerer ins Gewicht fällt, da er ohne Zweifel sehr viel lieber die entgegengesetzte Wahrnehmung konstatiert hätte. Er läßt die um ihre fernere Verehrung besorgten Götter eine öffentliche Disputation zwischen einem Epikureer als Läugner und einem Stoiker als Vertheidiger des Vorsehungsglaubens anhören, wobei der letztere die schimpflichste Niederlage erleidet. „Aber, sagt Hermes, was ist denn dabei für ein großes Uebel, wenn nur wenige mit dieser Ueberzeugung nach Hause gehn? denn groß ist die Zahl derer, die die entgegengesetzte Ansicht haben, die Mehrzahl der Hellenen, die große Masse, und alle Barbaren."[4]

Die Atheisten eine kleine Minorität.

Wie viele Erweiterungen auch die antike Götterwelt durch die massenhafte Aufnahme orientalischer und barbarischer Gottheiten erfahren hatte, so war doch im Verhältniß der Gläubigen zur Gottheit keine Veränderung eingetreten. Für die menschliche Schwäche und Hülflosigkeit, die nach Plinius richtigem Ausdruck die Gottheit nicht

1) Plutarch. De superst. c. 13. 2) Oben S. 433. 3) Apulej. De deo Socrat. ed. Oudendorp. II 122. 4) Lucian. Jup. Tragoed. in f.

anders als durch Auflösung in unzählige Einzelwesen begreifen konnte, war durch Vermehrung und Vermannichfaltigung der göttlichen Personen der Verkehr mit der höhern Welt eher erleichtert als erschwert. Nicht bloß der Glaube an eine durch die Götter geübte Vorsehung blieb der ungeheuern Mehrzahl der Menschen unentbehrlich, sondern das Glaubensbedürfniß dieser Mehrzahl forderte und schuf unaufhörlich das Wunder, und es waren nicht allein die Weiber und die große Menge, wie Strabo meinte, die der „Legenden und Wundergeschichten" bedurften. Aber auch daß, so weit sich die römisch-griechische Kultur erstreckte, die aus der Verschmelzung der beiden Religionen hervorgegangene Götterwelt trotz des Ansehns der neuen Götter im großen und ganzen die Herrschaft behauptete, und trotz aller Mischungen sich in den Gemüthern der Menschen immer von neuem herstellte: auch das wird sich hoffentlich aus der bisherigen Darstellung ergeben haben.

Der Kultus und seine Wirkungen auf die Erhaltung des Glaubens.

Zum Schluß ist hier noch der Kultus in Betracht zu ziehn, dessen Wirkung auf unaufhörliche Kräftigung und Neubelebung des Glaubens sehr hoch angeschlagen werden muß. Selbst eine völlige Ueberschwemmung des Occidents durch die Religion des Ostens hätte den Glauben an die alten Götter nicht zu entwurzeln vermocht, so lange überall ihre Kulte in den überlieferten Formen fortdauerten, die mit dem ganzen öffentlichen und Privatleben im innigsten Zusammenhange standen, allen bedeutenden Momenten des einen wie des andern Weihe und Verklärung gaben, und Sinn, Gemüth und Phantasie aufs mannichfachste fort und fort in Anspruch nahmen und fesselten. So lange überall die Tempel „mehr erhaben durch die persönliche Gegenwart der sie bewohnenden Gottheiten als durch Schmuck ausgezeichnet und an Geschenken reich"[1] die Beter einluden; so lange sehr zahlreiche Feiertage, Festlichkeiten und religiöse Ceremonien aller Art, als Opfer, Processionen, Bittgänge, Schauspiele, an die Macht, Größe und Herrlichkeit der Götter so wie an ihr Verhältniß zu den Menschen fortwährend aufs eindringlichste erinnerten: so lange konnte der Glaube der Menschen unmöglich von den Bahnen

1) Minuc. Fel. c. 7.

weichen, die ihm die ehrwürdige Ueberlieferung so vieler Jahrhunderte vorzeichnete, und die unzählige Generationen als die zur Wahrheit führenden erprobt hatten.

Nicht bloß die Fortdauer aller angesehenern römischen und griechischen Gottesdienste bis in das späte Alterthum, ist eine unbestrittene Thatsache, sondern auch die Erhaltung obscurer und lokaler Kulte, so wie unverständlich gewordener religiöser Ceremonien, Gebräuche und Formen durch zahlreiche Nachrichten für so verschiedene Länder bezeugt, daß bei einer so ungemein zähen Lebenskraft der religiösen Ueberlieferung eine große und wesentliche Verminderung ihres Bestandes im Laufe der Jahrhunderte überhaupt als unannehmbar erscheint.

Erhaltung uralter Kulte und Rituale in Italien.

Das römische Ritual hat sich mindestens zum großen Theil bis in die letzten Zeiten des Alterthums in Formen erhalten, die einer jenseit der Anfänge der römischen Geschichte liegenden Zeit ihren Ursprung verdanken, und auf jenen urältesten Anschauungen der Götterwelt beruhn, die in Latium lange vor der Ueberfluthung der römischen Religion durch die griechische geherrscht hatten. Die liturgischen Gesänge, auch den Priestern selbst, die sie Jahr für Jahr vorschriftsmäßig absangen, zum Theil unverständlich,[1] enthielten die Anrufungen der Götter mit den längst verschollenen Namen, mit denen die ältesten Ansiedler der Hügel am Tiberufer sie genannt hatten, und Jahr aus Jahr ein wurde ein ebenfalls aus grauer Vorzeit stammendes gottesdienstliches Ceremoniell mit derselben peinlichen Genauigkeit von den Priestern vollzogen. Diese unveränderte Fortdauer tausendjähriger, wie in Versteinerung erhaltener Cultusformen ergibt sich am deutlichsten aus den Protokollen der Ackerbrüder (fratres Arvales), den einzigen einer geistlichen Genossenschaft, die sich erhalten haben.[2] Diese Brüderschaft, in der Kaiserzeit regelmäßig aus Männern des höchsten Adels und den Kaisern selbst bestehend, feierte im Mai „der göttlichen Göttin" (dea Dia — eine uralte Benennung der mütterlichen Erdgöttin, der Spenderin des Fruchtsegens) ein dreitägiges Fest für das Gedeihen der jungen sprossenden Saaten,

Das Ritual der Arvalbrüder.

1) Quintilian. I 6, 40. 2) Das folgende hauptsächlich (zum Theil wörtlich) nach Mommsen Ueber die römischen Ackerbrüder, Grenzboten 1870 I S. 161 ff.

in einem Haine der Göttin mit uralten, von der Axt nie berührten Bäumen, der fünf Miglien von Rom an der campanischen Straße lag. Zu den Feierlichkeiten des zweiten Festtags gehörte, daß die Priester bei verschlossenen Thüren im Tempel gewisse Töpfe berührten und mit frommem Gebet besprachen. Die neuesten Ausgrabungen im Arvalenhain haben Scherben von Gefäßen rohester Fabrik, ohne Drehscheibe aus freier Hand gefertigt zu Tage gefördert, wie sie sonst in Latium nur unter dem Peperin (d h. der Lava der in vorgeschichtlicher Zeit erloschenen Vulkane des Albanergebirges) vorkommen. „Offenbar waren dies die Breitöpfe aus jener Zeit, wo man das Korn noch nicht zum Brote buk, sondern als Brei stampfte." In einer spätern Zeit desselben Tages gürteten die Priester, nachdem alle nicht zum Collegium gehörigen Personen den Tempel verlassen hatten, in den heiligen Raum eingeschlossen ihr Gewand zum Tanze, und sangen oder sagten nun ein Gebet an den Mars und die Laren oder Lasen um Abwendung des Verderbens „in einem Latein, welches bereits 400 Jahre vor Cicero eine veraltete Sprache gewesen sein muß," ihnen selbst „so unverständlich wie das Kyrie Eleison dem Meßner, weßhalb auch jedem Priester vorher sein Textbuch von den Dienern überreicht ward." Der Text dieser Litanei, in einem im J. 218 unter dem Kaiser Elagabal abgefaßten Protokoll erhalten, ist das älteste Dokument der lateinischen Sprache, das wir kennen. Ein Jahrtausend mochte damals vergangen sein, seit die Ackerbrüder zum ersten Mal die dea Dia mit diesem Gebete angerufen hatten. In diesem Jahrtausend hatten die ungeheuersten Umwälzungen die Gestalt der bewohnten Erde völlig verwandelt. Die Tiberstadt war aus einem Bauerndorf zum Mittelpunkt eines Weltreichs geworden, ihr Morgen und Mittag war vergangen, ihr Abend dämmerte herauf. Auf dem Throne, den August errichtet hatte, saß ein Sonnenpriester aus dem so oft gedemüthigten und so tief verachteten Syrien. Und noch immer tönte das alte Lied, dessen Worten schon die Könige Roms mit Andacht gelauscht hatten:

Uns Lasen helfet!
Nicht Sterben und Verderben, Mars, Mars, laß einstürmen auf mehrere!
Satt sei grauser Mars!

Mit derselben, allen zerstörenden Einflüssen trotzenden Zähigkeit er-

hielten sich auch im übrigen Italien uralte Localkulte: wie der Göttin Cupra an der Küste von Picenum, der noch Hadrian einen Tempel errichtete, der Cures zu Falerii,[1] der Nortia zu Volsinii,[2] und anderer Götter, deren Ansehn, wie Tertullian spottet, theils gleich dem der Rathsherrn dieser kleinen Städte sich nicht über deren Weichbilder,[3] theils aber auch, wie das der (hauptsächlich bei Terracina und am Soracte verehrten) Feronia über einen großen Theil Italiens erstreckte.[4]

Fortdauer uralter Kulte in Griechenland.

Die erstaunliche Menge und Mannichfaltigkeit der in Griechenland fortbestehenden, großentheils ebenfalls aus einem fernen Alterthume stammenden oft seltsamen, selbst rohen, blutigen und entsetzlichen Localculte lernen wir hauptsächlich aus Plutarch, Pausanias und inschriftlichen Denkmälern kennen. Eine Anzahl von charakteristischen Beispielen wird hinreichen zu zeigen, sowohl wie überreich bunt und vielgestaltig die Fülle der griechischen Gottesdienste noch immer war, als auch mit wie staunenswerther Zähigkeit auch hier im Kultus uralte Traditionen sich behaupteten.[5] In Paträ feierte man jährlich das Fest der Artemis Laphria folgendermaßen. Um den sehr großen Opferaltar wurden im Kreise grüne Baumstämme von je 16 Ellen Länge aufgepflanzt, inwendig das trockenste Holz gehäuft und ein bequemer Aufgang am Altar durch aufgeschüttete Erde hergestellt. Am ersten Tage fand eine prachtvolle Procession statt, deren Beschluß die jungfräuliche Priesterin der Artemis auf einem von Hirschen gezogenen Wagen machte. Am zweiten Tage war das Opfer, zu dem sowohl die Stadtgemeinde als die einzelnen wetteifernd beisteuerten. Alle Opferthiere wurden lebendig auf den Altar geworfen, worunter eßbare Vögel, Wildschweine, Hirsche, Rehe, junge und ausgewachsene Wölfe und Bären, hierauf das Feuer angezündet. Man sah dann wol einen Bären oder ein anderes Thier sich losreißen und ausbrechen, worauf es wieder zurückgeschleppt wurde, doch nie war ein Mensch von einem Thier beschädigt worden.[6] In derselben Stadt wurde ein Bild des Dionysos, mit dem Beinamen „der Volksrichter" in einem Schrein verehrt, der nach der Legende bei der Eroberung Trojas von dort fortgeführt worden war. Neun vom Volke

1) Preller R. M. 249 f. 2) Derf. daf. 561, 1. 3) Tertullian. Apol. 24. Ad Nation. II 8. 4) Preller 238 f. Henzen-Or. Ind. p. 27. Lanciani Bull. d. J. 1870, 26 ff. 5) Hertzberg, Gesch. Griechenlands unter d. Herrschaft d. Römer II 477 ff. 6) Pausan. VII 18, 7.

aus den angesehensten gewählte Männer und ebenso viele Frauen besorgten seinen Dienst. In einer bestimmten Nacht während des dem Gotte heiligen Festes trug der Priester den Schrein aus dem Tempel heraus. Dann gingen alle Kinder aus der Stadt mit Aehrenkränzen an den Fluß Meilichos: so waren nach der Legende die in alter Zeit der Artemis geopferten Kinder bekränzt worden. Die Kränze legten sie bei der Artemis nieder, badeten im Flusse, setzten Epheukränze auf und gingen so zum Tempel des Dionysos.[1] In der Nähe des Flusses Crathis war ein Heiligthum der „breitbrüstigen Erdgöttin" mit einem uralten Holzbilde. Die Priesterinnen mußten keusch leben, und zugelassen wurden nur solche, die bis dahin nur einen Mann gekannt hatten. Die Wahrheit ihrer Aussage wurde durch einen Trunk von Ochsenblut erprobt, und die, welche die Probe nicht bestanden, sogleich bestraft, unter mehreren gleichberechtigten Bewerberinnen entschied das Loos.[2] Das Bild der Artemis Orthia zu Sparta war nach der auch von Pausanias geglaubten Sage dasselbe, das Orest aus dem Tauriſchen Tempel entführt hatte; noch immer forderte die Göttin eine Bespritzung ihres Altars mit Menschenblut, daher wurden noch immer Jünglinge an ihrem Altar blutig gegeißelt. Die Priesterin hielt das kleine Holzbild der Göttin im Arm; wenn die Geißelnden einen Knaben wegen seiner Schönheit oder seines Standes schonten, wurde es ihr so schwer, daß sie es nicht tragen konnte: Plutarch sagt, man habe auch in seiner Zeit viele unter den Hieben sterben gesehn.[3] Zu Alea in Arkadien wurden bei einem Fest des Dionysos nach einem Spruch des Delphischen Orakels Frauen gegeißelt.[4] In Orchomenos in Böotien verfolgte alljährlich an dem Fest der Agrionien der Priester des Dionysos die angeblich von den fluchbeladnen Minyastöchtern stammenden Frauen mit dem Schwert in der Hand; die Frau, die er einholte, durfte er tödten, und dies hatte zu Plutarchs Zeiten der Priester Zoilos wirklich gethan. Aber für diese fromme Wuth traf der Zorn der Götter nicht bloß ihn selbst, der an einer scheußlichen Krankheit starb, sondern auch die Stadt Orchomenos, die in Verlust und Nachtheil gerieth: die Orchomenier nahmen dem

1) Pausan. VII, 19. 20. 2) Id. VII 25, 8. 3) Id. III 16. Plutarch. Lycurg. c. 18, 2. 4) Pausan. VIII 23, 1.

Geschlecht des Zoilos das Priesterthum und verliehen es fortan durch Wahl.[1] Zu Alpheion in Arkadien wurde vor andern Gottheiten Athene verehrt, die nach der Ortslegende dort von Zeus geboren und auferzogen war; vor dem großen Fest, das ihr jährlich gefeiert wurde, opferten die Bewohner dem Heros Myiagros d. i. Fliegenscheucher, und beteten zu ihm, und wurden dann während des Festes nicht von den Fliegen belästigt.[2] In dem benachbarten Titane war ein von Kranken, die in der Nähe Wohnungen fanden, viel besuchter Asklepiostempel; innerhalb der Mauer des Tempelbezirks standen alte Cypressen. Von dem Bilde sah man nur Kopf, Hände und Füße, übrigens war es mit einem wollnen Leibrock und Mantel bekleidet; eine daneben stehende Statue der Hygiea war über und über mit Haaren bedeckt, die die Frauen zu Ehren der Göttin sich abschoren, und mit Streifen babylonischer Teppiche. In der Nähe war ein Altar der Winde, denen der Priester jährlich in einer Nacht opferte und dabei auch in vier Gruben geheime Opfer warf, um das Toben der Winde zu mildern, wozu er Beschwörungslieder, wie man sagte, von der alten Zauberin Medea sang.[3] Bei Trözen war in der Nähe des Musentempels ein Altar des Schlafs, dem sie mit den Musen zusammen opferten, da, wie sie dort sagten, dieser Gott den Musen der liebste sei. Hauptsächlich aber verehrte man zu Trözen Hippolyt, den Sohn des Theseus, in einem glänzenden Tempelbezirk. Die Trözenier läugneten, daß er von Pferden geschleift und so gestorben sei, vielmehr sei er zum Himmel aufgefahren, und dort im Sternbilde des Wagenlenkers sichtbar. Sein Priester verwaltete das Amt lebenslänglich, jährlich wurde ihm ein Fest gefeiert, und außerdem schor jede Jungfrau ihm zu Ehren sich vor der Hochzeit eine Locke ab und legte sie in seinem Tempel nieder.[4]

Aus allem also, was wir über die religiösen Zustände Griechenlands bis zu Ende des zweiten Jahrhunderts und zum Theil noch aus späterer Zeit wissen, gewinnt man wie gesagt den Eindruck, daß der alte Bestand der einheimischen Kulte durch die neu eingedrungnen ausländischen keine irgend wesentliche Einbuße oder Veränderung

1) Plutarch. Qu. Gr. 38. Hertzberg a. a. O. 259. 2) Pausan. VIII 26, 4.
3) Pausan. II 11, 6. II 12, 1. 4) Id. II 31, 5. 32, 1.

erlitten hatte. Und doch waren auf dem griechischen Festlande wie auf den Inseln die schon in der Diadochenzeit eingeführten Dienste der ägyptischen Gottheiten Isis, Osiris und Serapis ungemein verbreitet und hochangesehn:[1] und wenn außerdem der Kult des Mithras der einzige orientalische sein sollte, von dem bis jetzt (in Athen und Thera) Spuren nachgewiesen sind,[2] so lassen doch die Spöttereien Lucians über die Mischung der Göttergesellschaft voraussetzen, daß noch manche andre Götter des Orients in Griechenland Verehrung gefunden hatten; jener in Athen stattfindenden Disputation über die Vorsehung wohnen Bendis, Anubis, Mithras u. a. bei. Mindestens in vielbesuchten Häfen wie Korinth werden die fremden Götterdienste zahlreich gewesen sein, während allerdings in dem verödeten und vom Weltverkehr wenig berührten Innern des Landes die alten Kulte eine mehr oder minder ausschließliche Herrschaft behauptet haben mögen.

Fortdauer der allgemeinen Betheiligung am Gottesdienste.

Nicht minder gewiß als die Fortdauer zahlloser alter römisch-italischer und griechischer Kulte in den Zeiten der Theokrasie ist, daß überall die regelmäßige Betheiligung am Gottesdienste eine so allgemeine war, daß die gänzliche Unterlassung der üblichen heiligen Gebräuche Anstoß erregte, oder doch als Ausnahme auffiel. Gegen den Philosophen Demonax in Athen erhoben sich sogar Ankläger, weil man ihn niemals opfern sah und er allein von allen nicht in die Eleusinischen Mysterien eingeweiht war: doch verstand er den ihm in der Volksversammlung drohenden Sturm (manche hatten bereits Steine gegen ihn in den Händen) zu beschwichtigen.[3] Der Ankläger des Apulejus, Sicinius Aemilianus hatte zu Oea wegen seiner ihn offenbar auszeichnenden Irreligiosität den Beinamen des aus Vergil bekannten „Verächters der Götter" Mezentius erhalten. Niemals hatte er zu einem Gotte gebetet, nie einen Tempel besucht; ging er an einem Heiligthume vorüber, so dachte er nicht daran durch eine Kußhand seine Verehrung zu bezeigen. Selbst den Göttern des Landes, die ihn kleiden und nähren, sagt Apulejus, gibt er keinen Theil der Ernte oder die Erstlinge der Heerde ab; auf seinem Gut

1) Hertzberg a. a. O. II 267 ff. 485. 2) Preller R. M. 757.
3) Lucian. Demonax 11.

ist kein Heiligthum, kein geweihter Ort oder Hain. Ja die, welche dort gewesen sind, sagen, daß auf seinem Gebiet nicht einmal ein Stein mit Wohlgerüchen beträufelt oder ein Baumast bekränzt ist.[1]

Opfer.

Das Umsichgreifen des Christenthums in der Provinz Pontus machte sich, wie Plinius in seinem bekannten Schreiben an Trajan im J. 112 berichtet, dadurch bemerkbar, daß (zunächst wol in der Stadt Amisus und den benachbarten Orten) die Tempel fast leer standen, die Feier der heiligen Feste unterblieb und die Nachfrage nach Opferthieren fast ganz aufhörte: doch besserte sich dieser für Plinius ebenso auffallende als Besorgniß erregende Zustand in Folge seines Einschreitens gegen die Christen.[2] Wie ungeheuer der Verbrauch von Opferthieren im Römischen Reiche war, mag man versuchen sich nach der Angabe Suetons vorzustellen, daß in Folge der allgemeinen Freude über Caligulas Regierungsantritt in nicht vollen drei Monaten (selbstverständlich in Rom allein) deren über 160000 geschlachtet wurden.[3]

Bethätigung der Frömmigkeit durch Tempelbauten

Daß aber auch die Frömmigkeit der Gläubigen sich fort und fort durch Erbauung und Instandhaltung von Tempeln und deren Ausschmückung mit Götterbildern, Gaben, Widmungen und Stiftungen aller Art aufs eifrigste bethätigte, ergibt sich namentlich aus den bezüglichen, so äußerst zahlreich erhaltnen Inschriftsteinen. Selbst in der Zeit, die man als die Zeit des tiefsten Verfalls der Religion zu betrachten pflegt, schrieb Lucrez, noch immer sei den Gemüthern der Menschen jene Furcht eingepflanzt, die den Glauben und die Verehrung der Götter ins Leben gerufen habe: sie lasse auf dem ganzen Erdkreis neue Göttertempel entstehn und fülle sie an Feiertagen mit zahlreichen Besuchern.[4] Daß in einer Zeit unausgesetzter furchtbarster Erschütterungen der Staatsordnung von einer Menge von Tempeln und Heiligthümern in Rom ein Theil verfiel und ihr Areal selbst von Privatpersonen widerrechtlich in Besitz genommen wurde,[5] kann gewiß kein Beweis für eine allgemeine Abnahme des Glaubens sein; und wenn die Zahl sämmtlicher der Herstellung bedürftigen

1) Apulej. Apol. ed. Oudend. II p. 518 sq. 2) Plin. ad Tr. 96. 10. Mommsen, Hermes III 50, 3. 3) Sueton. Calig. c. 14. 4) Lucret. V 1161—1168. 5) Marquardt Hdb. d. R. A. IV 75.*

und von Auguſt im J. 726=28 v. Chr. wirklich hergeſtellten ſich auf 82 belief,[1] ſo iſt wol ſehr fraglich, ob dieſe Zahl im Verhältniß zur Geſammtzahl für klein oder für groß zu halten iſt.

und andre Stiftungen zu Kultuszwecken,

Auch von der ungeheuern Menge der Bauten, Schenkungen und Stiftungen aus Privatmitteln zu Kultuszwecken, die wir aus den Inſchriften Italiens ſo wie aller Provinzen kennen lernen, wird ohne Zweifel ein Theil aus andern als religiöſen Beweggründen herzuleiten ſein; aber ebenſo wenig iſt ein Grund zu bezweifeln, daß bei weitem die meiſten dieſer frommen Gaben und Opfer gebracht ſind, um die Gnade der Götter zu verdienen oder zu erhalten oder geängſtete Gewiſſen zu beruhigen: gar manche ſind laut den Inſchriften „nach einem Geſicht" oder „auf Geheiß" oder „Mahnung" der Gottheit im Traum erfolgt.[2] Man darf nach dieſen Zeugniſſen annehmen, daß ein ſehr großer Theil der Tempel im ganzen römiſchen Reich von Privatperſonen auf eigene Koſten erbaut worden iſt, die zuweilen überdies ein Kapital zur Inſtandhaltung des Gebäudes auswarfen.[3] Namentlich in Italien (wo in Appians Zeit d. h. unter Antoninus Pius nächſt dem Capitoliniſchen Jupitertempel die zu Antium, Lanuvium, Tibur und der Diana zu Aricia die reichſten waren)[4] wetteiferten die wohlhabenden Municipalen mit ihren zu hohem Range aufgeſtiegenen Landsleuten in Rom, den Patronen und ſonſtigen Gönnern ihrer Städte,[5] ihre Munificenz und Anhänglichkeit an die Heimath vor allem auch durch deren würdige Ausſtattung mit Gotteshäuſern zu beweiſen. Ein P. Lucilius Gamala ſtellte z. B. zu Oſtia in der Zeit Auguſts einen Tempel des Volcanus her, und baute die Tempel der Fortuna, Ceres und Spes neu;[6] ein Ehepaar zu Aſſiſi baute einen Tempel wie es ſcheint des Caſtor und Pollux, und fügte auch die Bildſäulen derſelben hinzu; auf der Inſel Malta verwendete ein Privatmann auf den Bau eines marmornen Apollotempels

1) Mommsen R. G. D. A. p. 58. 2) Z. B. Orelli 1344. 1790.

3) Z. B. 100,000 HS für einen Tempel der Venus Calva (?) in der Eifel 124 p. C. Henzen 5681. 4) Appian. B. C. V 24: *ἐν αἷς μάλιστα πόλεσι καὶ νῦν εἰσι θησαυροὶ χρημάτων ἱερῶν δαψιλεῖς.*

5) Orelli 781 (Ummidia Quadratilla) Th. I³ 209 f. (Plinius). Th. I³ 82, 1 (Cleander u. ſ. w.) Vgl. oben S. 118—122. 6) Mommſen B. d. S. G. 1849, 296.

die Summe von 110792½ S. u. s. w.[1] Aber auch für die ländlichen Tempel wurde von den großen Besitzern, auf deren Grundstücken sie standen, gesorgt: so ließ Plinius einen verfallenen Tempel der Ceres auf einem seiner Güter größer und schöner erneuern.[2]

Außer vollständigen Neubauten, außer Herstellungen und Ergänzungen verfallner Heiligthümer[3] sind in Inschriftsteinen Darbringungen und Herstellungen einzelner Theile und Baulichkeiten jeder Art, wie Altäre, Opferküchen,[4] Säulen, Giebel, Fußböden, Ornamente u. s. w., so wie Schenkungen und Stiftungen zu solchen Zwecken äußerst zahlreich verzeichnet. Besonders häufig wurden Götterbilder in die Tempel gestiftet, zum Theil sehr kostbare. So schenkte z. B. eine Priesterin zu Aeclanum eine silberne Statue der Felicitas;[5] ein Officier vermachte zu Formiä 100000 S. (7250 Thlr.), für welche Summe Prozessionswagen der Göttin Minerva nebst allem Zubehör aus 100 Pfund (= 65½ Zollpfund) Silber angefertigt wurden.[6] Bei der testamentarischen Bestimmung einer Frau, daß das Bild eines Gottes in einem bestimmten Tempel ihrer Vaterstadt mit ihrer Namensunterschrift aus 100 Pfund errichtet werden sollte, entstand die Frage, ob die Erben eine Bronzefigur liefern dürften, oder angehalten werden könnten eine silberne oder goldne machen zu lassen. Der berühmte Jurist Cervidius Scävola (Lehrer des Septimius Severus) entschied mit Rücksicht darauf, daß sich in dem Tempel nur silberne und bronzene Weihgeschenke befanden, daß eine silberne Statue zu liefern sei.[7] Andre Fromme ließen die Bilder der verehrten Gottheiten wenigstens vergolden, ganz oder theilweise, z. B. die Füße, besonders aber das Gesicht oder den Bart;[8] zu Corfinium ließ z. B. einmal eine „Dienerin der großen Mutter die große Mutter ausbessern und vergolden, dem Attis die Haare vergolden und die Bellona ausbessern.“[9] Oder man stattete die Götterbilder nach Vermögen mit ihren Attributen oder allerlei Schmucksachen und Kostbarkeiten aus. In einem Tempel ließ z. B. jemand nach Eingebung eines Traumes die Schlange (etwa des Aesculap) aus eignem

besonders von Götterbildern.

1) Henzen-Or. 6124. 6126. 2) Th. I³ 209 f. 3) Z. B. Orelli 1515. Henzen 5669 u. s. w. 4) IRN 5435 (Sulmo). 5) IRN 1092. 6) IRN 4093. 7) D. XXXIV 3, 38 § 2. 8) Pers. II 55 ed. Jahn p. 134. 9) IRN 5434.

Gelde machen.[1] Ein Augustale zu Ariminum bestimmte im Testament die Errichtung einer Statue des „Vater Liber" mit einem goldnen Halsbande von 3 Unzen, einem Thyrsus und einem silbernen Becher von 2½ Pfund.[2] Zu Reii (Riez im südlichen Frankreich) brachte ein Ehepaar dem Aesculap „wegen der ungemeinen Wirkung der Kraft des Gottes die sie an sich erfahren hatten," gemäß ihrem Gelübde eine Bronzestatue des Schlafgottes (vielleicht waren sie von dem Leiden der Schlaflosigkeit befreit worden) und einige Pretiosen dar, als eine goldene Kette aus Schlänglein und eine silberne Schreibtafel.[3] An einem unbekannten Orte brachte eine Großmutter zu Ehren ihrer Enkelin der Isis eine Statue oder ein andres Weihgeschenk von 112⅔ Pfund Silber dar, und außerdem einen Schmuck von Perlen, Smaragden und andern Edelsteinen für Kopf, Hals und andre Körpertheile, unter andern laut dem Verzeichniß: in den Ohren 2 Smaragden und 2 Perlen, am kleinen Finger 2 Diamantringe, am folgenden einen mit verschiednen Steinen, Smaragden und einer Perle, am Mittelfinger einen mit einem Smaragd, an den Schuhen 8 walzenförmig geschliffne Edelsteine.[4] Häufig wurden auch in die Tempel andre Statuen als die der dort verehrten Götter gestiftet,[5] und überhaupt Schenkungen gemacht, die nicht auf den Kultus Bezug hatten, sondern zur Erhöhung der Pracht und Schönheit der Tempel, zur Vermehrung ihrer Schätze dienen sollten: so vermachte ein Bürger von Rhegium dem Apollotempel seiner Vaterstadt ein Pergamentbuch in einem Elfenbeinkästchen und 18 Gemälde.[6] Aber auch an Zuwendungen für Priester und Tempeldiener fehlte es nicht. Scävola erörterte die testamentarische Bestimmung einer Frau, daß ihre Erben „dem Priester, dem Tempelwächter und den übrigen Freigelassenen" in einem bestimmten Tempel am Tage eines von ihr bei demselben gestifteten Jahrmarkts 10 Denare geben sollten: dies sei als eine jährlich zu leistende Zahlung zu verstehn.[7]

Die Bilderverehrung.

Im ganzen Kultus wirkte ohne Zweifel nichts so mächtig und

1) Ib. 6314. 2) Orelli 1484, genauer Tonini Rimini p. 331, 4.
3) Orelli 1572. 4) Orelli 2510. 5) Z. B. Plin. ep. III 6.
6) IRN 5. 7) D. XXXIII 1, 20 § 1.

zugleich so stetig zur Erhaltung und Kräftigung des Glaubens als der Bilderdienst, das Anschaun der im Bilde gegenwärtigen Gottheit, das selbst widerstrebende oder wankende Gemüther überwältigend ergreifen konnte, die Möglichkeit sie persönlich zu verehren, mit ihr gewissermaßen von Angesicht zu Angesicht zu verkehren. Wenn auch ein Theil der Philosophen, wie Seneca, den Bilderdienst verwarf, so machten andre, wie Maximus von Tyrus, mit vollem Recht geltend, die Schwäche der menschlichen Natur, deren Abstand von der Gottheit so groß sei, wie der der Erde vom Himmel, bedürfe der sinnlichen Zeichen um die Gottheit zu erfassen, und die wenigsten könnten ihrer entbehren; und von den bei den verschiednen Völkern so verschiednen Symbolen der göttlichen Wesen sei das würdigste, weil das gottähnlichste, die Menschengestalt.[2] Es bedarf nicht erst der Zeugnisse, daß der naive Glaube der Massen das Bild unwillkürlich und unbewußt in den Gott selbst verwandelte. Die Betenden ließen sich von dem Tempeldiener möglichst nah ans Ohr des Götterbildes bringen, um besser gehört zu werden[3] und flüsterten ihm Gebete und Gelübde, die geheim bleiben sollten, zu;[4] sie hefteten die Wachstafeln, auf denen ihre Gelübde verzeichnet waren, an die Kniee des Bildes, damit der Gott ihr Anliegen nicht vergessen möchte;[5] und ließen auch, wenn ihre Gebete unerhört blieben, ihren Zorn an den Bildern aus. Verwünschungen und Drohungen wurden damals gegen die Götter ebenso wohl wie in christlichen Zeiten gegen die Heiligen ausgestoßen,[6] die Landleute fluchten bei schlechtem Wetter und die Schiffer im Sturm dem Jupiter.[7] Doch damit begnügte man sich nicht immer. Wie die alten Arkadier ihren Pan prügelten, wenn sie mit leeren Händen von der Jagd heimkehrten, wie der Lazzarone in Neapel die Heiligen, mit denen er unzufrieden ist, beschimpft, mit Füßen tritt, der Spanier die Virgen ins Wasser wirft,[8] so trieb auch damals die Verzweiflung und die Wuth des Schmerzes zu Mißhandlungen der

Identification des Bildes mit der Gottheit.

1) Zeller III 1, 292. 2) Max. Tyr. Diss. VIII. 3) Seneca epp. 41, 1. 4) Jahn ad Pers. II 4 sqq. 5) Intpp. ad Juv. X 55 und ad Apulej. Apol. p. 515 Oudend. 6) Rückert, Culturgeschichte des deutschen Volks II 196 f. 7) Epictet. D. III 4, 7. 8) Mayer, Neapel u. d. Neapolitaner. Meiners, Gesch. aller Relig. I 182. Schömann Gr. Alt. II 167.

Götterbilder. Als nach den ersten beunruhigenden Nachrichten von der Krankheit des Germanicus sich in Rom das Gerücht von seiner Genesung verbreitete, strömte noch am späten Abend alles mit Lichtern und Opferthieren auf das Capitol und die Pforten des Tempels wurden beinah erbrochen, weil alle meinten ihre Gelübde nicht schnell genug lösen zu können: am Tage seines Todes wurden Steine gegen die Tempel geschleudert, Altäre der Götter umgestürzt, von manchen die Hauslaren auf die Straße geworfen.[1]

Kaum wäre zu ermessen, wie weit der rohe Volksglaube die Identification des Bildes mit der Gottheit durchzuführen und festzuhalten vermochte. Was Senecas Indignation bei einem gelegentlichen Besuch auf dem Capitol so sehr erregte,[2] war zum Theil altes Ritual, zum Theil aber erschien ihm eben der Glaube, der in dem Bilde die Gottheit selbst sah, unbegreiflich kindisch, und doch waren die Aeußerungen dieses Glaubens kaum befremdender und lächerlicher als die bisher erwähnten. Nach uraltem gottesdienstlichen Brauch wurde den Capitolinischen Göttern von verschiedenen dienenden Personen aufgewartet, Jupiter hatte seinen eignen Lictor, einen Diener zum Ansagen der Tagesstunden, einen andern zum Salben. Wie dieser mit Bewegungen der Arme in der Luft seine Verrichtung nur pantomimisch ausführte, ebenso bewegten Tempeldienerinnen der Juno und Minerva die Hände, als ob sie den Göttinnen die Haare ordneten, andre hielten ihnen den Spiegel vor. Dagegen diejenigen, welche „die Götter zu ihren Terminen vor Gericht einluden, ihnen ihre Klagschriften vorwiesen und ihre Sachen vortrugen," waren offenbar Betende, die den Beistand der Gottheit erflehten, und Seneca sah auch Frauen auf dem Capitol sitzen, die (vermuthlich nach Träumen) glaubten von Jupiter geliebt zu werden und dort seinen Willen erwarteten. Wie jede Bilderverehrung in ihrer niedrigsten Form gestaltete sich also auch die damalige zu einem rohen Götzendienst.

So genügte also der Götterglaube noch immer dem Bedürfniß

1) Sueton. Calig. c. 5 sq. 2) Seneca ap. Augustin. C. D. VI 10; ed Haase III p. 426; vgl. Preller R. M. 128, 1. Was alius nomina deo subicit heißt, weiß ich nicht.

der antiken Menschheit, indem er dessen unendlich verschiedenen Richtungen so wie den unzähligen Entwicklungsstufen des geistigen Bewußtseins entsprechend sich in ebenso unzähligen Formen gestaltete. So groß der Abstand von dem Glauben eines Plutarch und Marc Aurel zu dem jener Schiffer und Bauern war, die bei schlechtem Wetter dem Jupiter fluchten: diese wie jene glaubten gleich fest an dieselben Götter und an deren Macht und Fürsorge für die Menschheit, und der Unterschied zwischen den von einander am meisten abweichenden Glaubensformen war kein größerer als zwischen dem höchsten und niedrigsten Verständniß des Göttlichen innerhalb des Christenthums.

---

2. Judenthum und Christenthum.

Gegensatz des Monotheismus zum Polytheismus.

An der strengen und intoleranten Ausschließlichkeit der monotheistischen Religionen fand die Expansivkraft des Polytheismus ihre Schranke, mit ihnen war keine Vereinbarung möglich. Was den Bekennern des Götterglaubens als das höchste und heiligste galt, das verdammte das Judenthum wie das Christenthum als greuelvoll, fluchwürdig und seelenmörderisch. Unheilig, sagt Tacitus, ist bei den Juden alles, was bei uns heilig ist, wiederum erlaubt bei jenen, was für uns unrein.[1] Die Götter, zu denen die Heiden beteten, waren den Juden todte Götzen oder böse Dämonen.[2] Die Leugnung des Göttlichen erschien dem Glauben, der es nur in einer Fülle von Gestalten zu erfassen vermochte, oft als das eigentliche Wesen des Christenthums und darum dessen Lehren gotteslästerlich oder atheistisch, Christen und Atheisten waren den Göttergläubigen gleich verhaßte und oft neben einander genannte Feinde des Glaubens.[3]

Beide Religionen kommen hier nur in ihrem Gegensatz zum

1) Tac. H. V 4. 2) Vgl. über den jüdischen Volksglauben und Philos Verhältniß zum Heidenthum. Zeller, G. d. Ph. III 2, 298. Selig Cassel: Juden (Geschichte) in Ersch und Grubers Encyclopädie S. 20 f.

3) Lucian. Alexander 25 u. 37. Justin. Mart. Apol. I 6. 13. Euseb. H. E. IV 16.

Heidenthum und insofern sie mit ihm in Wechselwirkung standen in Betracht. Eine Andeutung ihrer Stellung innerhalb des römischen Weltreichs und der wesentlichen Momente, die ihre Verbreitung beförderten oder hemmten, ist für den Versuch eine Gesammtanschauung der religiösen Zustände auch in der frühern Kaiserzeit zu gewinnen, unerläßlich, doch kann diese Betrachtung nur die Spitzen der Erscheinungen streifen.

Verschiedenes Verhältniß des Judenthums und Christenthums zum Polytheismus.

Das Verhältniß der beiden monotheistischen Religionen zum Götterglauben war ein sehr verschiedenes. Obwohl die Verdammung des Heidenthums bei beiden eine gleich unbedingte und uneingeschränkte war, so stand doch nur das Christenthum dem Heidenthum eigentlich feindlich gegenüber. Das Judenthum, „eine Religion wunderbar geeignet zur Abwehr, aber niemals zur Eroberung bestimmt" (Gibbon),[1] schloß sich vielmehr ab, als daß es suchte sich auf Kosten des Heidenthums auszubreiten. Die überall zerstreuten, innig unter sich zusammenhängenden jüdischen Gemeinden übten allerdings auf das Heidenthum eine gewisse Anziehung aus, thaten ihm aber niemals in einer Weise Abbruch, daß seine Existenz hätte gefährdet erscheinen können: und trotz gelegentlicher Reibungen und Conflikte war die Stellung des Judenthums zum Heidenthum im großen und ganzen eine friedliche. Das Christenthum dagegen trat von Anfang an mit dem vollen Bewußtsein seiner welterobernden Mission in die Geschichte ein, und kündigte dem Heidenthum den Kampf auf Leben und Tod an. Schon in seinen unscheinbaren ersten Anfängen, als seine Bedeutung nur dunkel geahnt werden konnte, wurde sein Gegensatz zur Welt, der als sein eigentliches Wesen erschien, als „Haß des Menschengeschlechts" empfunden und mit unversöhnlichem Hasse erwidert. Diese Feindseligkeit steigerte sich, je länger der Kampf dauerte, je mehr der noch im Besitz der Herrschaft und weltlichen Macht befindliche Glaube den Boden unter sich schwinden fühlte. Mindestens schon zu Anfang des dritten oder zu Ende des zweiten Jahrhunderts, als das Christenthum wie eine stetig wachsende Fluth nach Ueberschwemmung der tiefern Schichten der Bevölkerungen mehr und mehr in höhere Lebenskreise eindrang,

1) Gibbon, Hist. vol. II ch. XV.

verbreitete sich unter den Anhängern des alten Glaubens die Neigung, alles öffentliche und allgemeine Unglück vom Zorn der Götter über den zunehmenden Verfall ihres Dienstes abzuleiten und das Christenthum und seine Bekenner als die Verschulder dieses Zorns verantwortlich zu machen. „War der Tiber aus seinem Bette getreten, hatte der Nil sich nicht auf die Felder ergossen, blieb der Himmel fest und regenlos, bebte die Erde, brach Hunger oder Seuche ein, so erhob sich sofort der Ruf: „die Christen vor die Löwen!“[1] Der greise Bischof Pothinus endete unter L. Verus zu Lugdunum als Märtyrer unter den Mißhandlungen des Volks: „alle glaubten sich schwer zu vergehn und gottlos zu handeln, wenn sie sich an dieser Rohheit nicht betheiligten, denn ihre Götter würden sie dafür strafen.“[2] Je länger desto mehr gewann die Ansicht Boden, daß mit dem Eintritt des Christenthums in die Welt ein allgemeiner Verfall des Menschengeschlechts begonnen habe.[3] Wie bald sollte die Zeit kommen, wo als Ursache des göttlichen Zorns der Irrglaube der Juden und Heiden betrachtet und ihnen nun dieselben Uebel und Unglücksfälle zur Last gelegt wurden, als deren Urheber früher die Christen gegolten hatten.[4]

Zerstreuung der Juden in der alten Welt.

Die erste Verbreitung des Christenthums ist durch die Zerstreuung der Juden in der ganzen alten Welt aufs wirksamste gefördert worden. Diese Zerstreuung hatte früh begonnen und zu Anfang der Kaiserzeit bereits einen hohen Grad erreicht. Strabo sagt, daß „bereits in jede Stadt eine Judenschaft eingedrungen war und daß man nicht leicht einen Ort der Welt auffinden könne, der diesen Stamm nicht aufgenommen habe und von ihm behauptet werde;“[5] Josephus, daß kein Volk auf der Erde sei, unter dem nicht ein Theil von ihnen lebe.[6] Die Apostelgeschichte nennt als Juden und Judengenossen aus „allerlei Volk, das unter dem Himmel ist,“ die in Jerusalem die Apostel in Zungen reden hörten: Parther, Meder, Elamiter, Bewohner von Mesopotamien, Kappadocien, Pontus, Asia, Phrygien, Pamphylien,

1) Tertullian. Apol. c. 37. 40. Vgl. Gieseler, Kirchengesch. I 1,[4] 253. Tzschirner, Fall d. Heidenthums 484 ff. 2) Euseb. H. E. V 1, 31. 3) Z. B. Arnob. adv. gent. I 1. 4) Nov. Theodos. Tit. III § 8 (Dekret von 438). 5 Strabo ap. Joseph. A. J. XIV 7, 2. 6) Joseph. B. J. II 16, 4.

Aegypten, Kyrene, Rom, Kreta und Arabien.[1] Der König Herodes Agrippa zählt in einem Schreiben an Caligula die Länder auf, wo sich jüdische Colonien befanden: Aegypten, Phönicien, Syrien, Cölesyrien, Pamphylien, Cilicien, der größte Theil von Asia bis Bithynien und die Küsten der innersten Buchten des schwarzen Meers; in Europa Thessalien, Böotien, Macedonien, Aetolien, Attica, Argos, Korinth, die meisten und besten Landschaften des Peloponnes, von Inseln Euböa, Kypros, Kreta; endlich die Länder jenseit des Euphrat, und Libyen.[2]

Ihre Ansiedlungen in den östlichen Ländern,

Außerhalb des römischen Reichs waren es namentlich die Länder zwischen Euphrat und Trigris, die eine starke jüdische Bevölkerung hatten,[3] und nach Unterdrückung der letzten nationalen Bestrebungen in Palästina wurde Babylonien das Centrum eines neuen jüdischen Lebens, das sich über alle Theile des persischen Reichs verbreitete.[4] Auch in Arabien bieten jüdische, byzantinische und arabische Nachrichten viele Spuren eines weitverzweigten jüdischen Lebens.[5] Innerhalb des römischen Reichs mag die jüdische Bevölkerung außer Palästina in Kleinasien und Syrien am dichtesten gewesen sein;[6] namentlich in der Einwohnerschaft von Antiochia bildete die schon von Seleucus Nicator hier angesiedelte jüdische Colonie ein sehr bedeutendes Contingent.[7] Nach Kleinasien hatte schon König Antiochus der Große aus Mesopotamien 2000 jüdische Familien verpflanzt, um in Lycien und Phrygien eine zuverlässige und tapfre Bevölkerung zu haben.[8] Eine oder zwei von den Synagogen auswärtiger Gemeinden in Jerusalem gehörten den Juden aus Asia und Cilicien.[9] Jonien (nach Ephesus[10] hat Justinus den Dialog mit dem Juden Tryphon verlegt), Kappadocien mit der Hauptstadt Meschag, Cilicien mit Tarsus sind als Sitze jüdischer Gemeinden bekannt. Von der aus Apamea in Bithynien nach Jerusalem zu sendenden Tempelsteuer belegte der Prätor Cn. Flaccus 62 v. Chr. gemäß seinem Verbot der Goldausfuhr fast 100 Pfund Gold öffentlich mit Beschlag, doch war dies

1) Acta apostol. 2, 5—11. 2) Philo legat. ad Gajum p. 587 M.
3) Dio LXVI 4. 4) S. Cassel a. a. O. S. 175 ff. 5) Ebdas. 165.
6) Philo in Flacc. 582 M.: *καθ' ἑκάστην πόλιν παμπληθεῖς Ἀσίας καὶ Συρίας.* 7) Renan, Les apôtres p. 223. 8) Joseph. A. J. XII 3, 4.
9) Act. Apost. 6, 9. 10) Act. apost. 19, 8—20.

schwerlich die ganze Summe; kleinere Summen derselben Steuer wurden in Laodicea, Adramyttium, Pergamus konfiscirt.[1] Zu Antiochia in Pisidien wie zu Ikonium in Lykaonien predigte Paulus in den Schulen der Juden.[2] Auch in Armenien waren sie zahlreich.[3]

Von den griechischen Inseln werden Kreta und Melos als Wohnsitze wohlhabender jüdischer Bevölkerungen genannt, die unter Augusti einen Prätendenten, der sich für den von Herodes ermordeten Alexander ausgab, aufs reichste unterstützten;[4] die zweite Frau des Josephus war eine Jüdin aus Kreta „von sehr edlen und im Lande sehr angesehenen Eltern."[5] Auch auf Cypern (wo namentlich die Gemeinde von Salamis aus der Apostelgeschichte bekannt ist) waren die Juden zahlreich bis zum J. 116; seit den in dem damaligen Aufstande verübten Greueln durften sie die Insel nicht mehr betreten.[6] In Griechenland und Macedonien sind die Gemeinden von Athen, Korinth, Thessalonich, Beröa und Philippi aus der Apostelgeschichte bekannt.[7] Zwei Erlasse von Arcadius (397) und dem j. Theodosius (412) an den Präfekten von Illyricum (Macedonien und Dacien) verbieten Beunruhigungen der dortigen Juden und ihrer Synagogen.[8] Vor Theodosius II., der sie aus Constantinopel verbannte, hatten sie ihre Synagoge dort auf dem von ihren Officinen benannten Platz der Chalkopratien gehabt.[9] Auch an den nördlichen Küsten des schwarzen Meeres ist ihre Verbreitung früh erfolgt. Außer einer jüdischen Gemeinde von Olbia[10] sind deren zwei in der Krimm aus Inschriften bekannt: zu Panticapäum, die ums J. 89 n. Chr.,[11] und zu Anapa, die schon 42 v. Chr.[12] bestand: in den dortigen (griechisch abgefaßten) Befreiungsurkunden von Sklaven wird zur Bedingung gemacht, daß die Befreiten im Judenthume verharren sollen. Außerdem ist kürzlich in der Nähe von Dschufutkale (Judenburg) und Baktschi Sarai auf

1) Cic. pro Flacco c. 28. Jüd. Inschrift in Smyrna CIG 9897.
2) Act. apost. 13, 14. 14, 1. 3) S. Cassel a. a. O. 174.
4) Joseph. A. J. XVII 12, 1. B. J. II 7, 1. 5) Id. Vita 76. 6) Dio LXVIII 32. 7) Jüdische Inschriften zu Aegina CIG 9894, Paträ 9896, Athen 9900.
8) Cod. Theodos. XVI 8, 12 u. 21 (S. Cassel a. a. O. S. 121).
9) S. Cassel S. 53. 10) Stephani (Parerga archaeol.) Bull. de l'Ac. de St. Petersb. 1860 I p. 246. 11) CIG II Add. p. 1005 nr. 2114ᵇ und ᵇ'. Vgl. p. 1006 (2126ᵃ); p. 1008 (2131ᵇ). 12) Stephani a. a. O. S. 244 ff.

einem mit uralten Bäumen bepflanzten Friedhof eine Anzahl von Grabsteinen mit hebräischen Inschriften entdeckt worden, deren älteste in die J. 6 u. 30 n. Chr. gesetzt werden.[1] Nach einer alten Tradition soll eine Masseneinwanderung griechischer Juden nach Matarcha oder Tamatarcha (jetzt Taman) in der Nähe des alten Phanagoria in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts stattgefunden haben.[2]

Die jüdische Bevölkerung Aegyptens betrug im Anfange des ersten Jahrhunderts eine Million, mehr als ein Achtel der gesammten Einwohnerschaft.[3] In Alexandria bewohnten sie von den fünf Quartieren der Stadt zwei hauptsächlich, saßen aber auch in den übrigen zerstreut, in allen Stadttheilen sah man ihre von Bäumen umgebenen Synagogen,[4] sie hatten auch ihre eigne Synagoge zu Jerusalem. An dem dortigen Handel und der Schifffahrt waren sie gewiß betheiligt,[5] trieben aber auch Ackerbau und Handwerke.[6] Auch das Gebiet von Cyrene hatte eine starke jüdische Bevölkerung,[7] der ebenfalls eine von den fünf erwähnten Synagogen zu Jerusalem gehörte. An dem Aufstandsversuche eines Jonathas im J. 70 nahmen dort ihrer 2000 Theil.[8] Die Gemeinde von Berenice hatte (nach einem noch erhaltnen Ehrendekret für einen M. Titius) wie es scheint im J. 13 v. Chr. neun Vorsteher (Archonten).[9] Bei dem furchtbaren und weitverzweigten Aufstande der Juden, der im J. 116 in Cyrene, Aegypten und gleichzeitig auch in Cypern und Mesopotamien ausbrach, sollen dort 220000, in den beiden letzten Ländern 240000 Menschen von ihnen umgebracht worden sein.[10] Im westlichen Africa hat sich die Spur einer jüdischen Gemeinde zu Sitifi in Mauretanien,[11] jüdischer Einwohner auch anderwärts erhalten.[12]

in Italien,

Aus Rom und Italien wurden, wenn eine Nachricht des Valerius Maximus Glauben verdient, schon im J. 139 von dem Prätor

1) Chwolson, Hebräische Grabsteine aus d. Krimm. Mém. de l'Ac. de sciences de St. Petersb. VIII Série IX (1866) Nr. 7. 2) Chwolson a. a. O. S. 60 f. 93 f. 3) Philo in Flacc. p. 971. 4) Th. II² 83. 5) Philo ibid. p. 1010. 6) Id. ibid. p. 973. 7) Joseph. A. J. XVI 6, 1. Thrige Cyrene p. 219 sq. 8) Joseph. vita c. 76. 9) CIG 5361 mit Böckhs Anm. 10) Dio LXVIII 32. S. Cassel S. 13. Euseb. Chron. Ol. 224 (wonach der Aufstand sich auch auf die Thebaide erstreckte). 11) Henzen-Or. 6145 (pater synagoges). 12) Inscr. de l'Alg. 2072 (Pompejo Restuto Judeo etc.).

Cn. Cornelius Hispallus außer den Chaldäern auch die Juden, „welche die römiſchen Gebräuche durch den Dienſt des Jupiter Sabazios zu verunſtalten verſucht hatten," ausgewieſen.[1] Achtzig bis neunzig Jahre ſpäter bildeten ſie, theils ohne Zweifel in Folge der Kriege des Lucullus und Pompejus als Gefangene maſſenhaft nach Rom geführt und dort freigelaſſen,[2] theils in Folge der zwiſchen Orient und Occident ſo viel inniger und mannichfaltiger gewordenen Beziehungen eine anſehnliche Maſſe: durch ihre Zahl, ihr enges Zuſammenhalten und ihren Einfluß hofften die Ankläger des Prätor Flaccus eine Unterſtützung zu erhalten.[3] Die ganze Region jenſeit des Tiber wurde hauptſächlich von ihnen bewohnt.[4] Eine Geſandtſchaft des Judenkönigs Herodes wurde angeblich von 8000 ihrer in Rom anſäſſigen Glaubensgenoſſen zu Auguſt begleitet; und im J. 19 n. Chr. 4000 Freigelaſſene in waffenfähigem Alter, „die von jüdiſchem und ägyptiſchem Aberglauben angeſteckt waren," zur Deportation nach Sardinien verurtheilt.[5] Trotzdem waren im J. 49(?) die Juden in Rom wieder zu einer ſolchen Menge angewachſen, daß ihre in Folge der innern Unruhen in der Gemeinde für räthlich erachtete Ausweiſung wenigſtens nur ſehr theilweiſe ausgeführt werden konnte.[6] Auch die römiſchen Juden hatten eine Synagoge in Jeruſalem, in Rom ſind ſieben Synagogen aus Inſchriften bekannt.[7] Ein von Boſio entdeckter, hauptſächlich von den Juden der Transtiberiniſchen Region benutzter Begräbnißplatz (an der via Portuensis bei Colle roſato) iſt nicht wieder aufgefunden worden; dagegen iſt ein andrer an der Appiſchen Straße vor dem Capeniſchen Thor (wo in Juvenals Zeit der Hain der Egeria und der Camenen von ihnen gepachtet war),[8] und ein dritter jenſeit der Kirche S. Sebaſtiano in der Nähe des altchriſtlichen ad catacumbas.[9] Die Inſchriften ſind überwiegend

1) Valer. Max. I 2 § 3. 2) Philo leg. ad Gaj. 1014. 3) Cic. pro Flacco 28, 1. 4) Philo l. l. 5) Th. I³ 310. 6) Dio LX 6. Tillemont H. d. E. II 481.

7) Garrucci Cimitero — in vigna Rondanini p. 38: die der Campenses (CIG 9905 Orelli 2522) Augustenses (CIG 9902 sq.; Nuove Epigr. Giud. p. 11) Aggrippenses (CIG 9907) Siburenses (? Ib. 6447) Volumnenses (Or. 2522. richtiger Spon Misc. X 220; Fabretti 465, 101) Elaeenses (CIG 9904). Eine achte (Calcaretensium?) iſt zweifelhaft. 8) Garrucci p. 3 f. (Juv. III 17 sqq.).

9) De Rossi Bull. cr. 1867 p. 16.

griechisch, allerdings zum Theil bis zur Unverständlichkeit jargonartig; dies war also ihre gewöhnliche Verkehrssprache, daneben finden sich lateinische, aber keine hebräischen.[1] In gelegentlichen Erwähnungen erscheinen die römischen Juden armselig und zigeunerhaft, als Schacherer, Bettler, Wahrsager.[2] Die Gräber so wie die ganze Anlage des von Bosio gefundenen Kirchhofs war roh und dürftig, nirgend fanden sich Fragmente von Marmor oder Malerei außer dem roth aufgemalten siebenarmigen Leuchter.[3] Dagegen auf dem Kirchhof an der Appischen Straße finden sich Malereien und darunter sogar Figuren der heidnischen Mythologie, mit wahrscheinlich symbolischer, doch noch unenträthselter Bedeutung.[4] Auch in Portus sind Spuren einer früh dort angesiedelten jüdischen Gemeinde vorhanden.[5]

Im übrigen Italien wird Puteoli ein Hauptsitz der Juden gewesen sein,[6] von wo sie sich in die Städte Campaniens verbreiteten. Die Existenz einer Gemeinde zu Capua ist durch die Grabschrift eines dortigen Synagogenvorstehers,[7] zu Venusia durch die kürzlich erfolgte Entdeckung jüdischer Katakomben erwiesen.[8] Bei der Belagerung Neapels durch Belisar erklärten die dortigen Juden die Stadt mit Lebensmitteln versorgen zu wollen, und leisteten bei der Einnahme hartnäckigen und unerwarteten Widerstand.[9] In Apulien und Calabrien (dessen Küstenbeschaffenheit der Midrasch besonders im Auge haben soll), bildeten im 4. Jahrhundert die Juden einen so großen Theil der Bevölkerung, daß nach einem kaiserlichen Erlaß vom J. 398 der Bestand der Gemeinderäthe in vielen Städten in Frage gestellt war, weil sie zur Uebernahme der städtischen Aemter nicht verpflichtet zu sein behaupteten.[10] Im mittlern und nördlichen Italien, wo ihre Ansiedlungen vermuthlich ebenso alt sind als im südlichen, finden

1) Garrucci p. 63. 2) Renan Apôtres p. 289 f. Ein jüdischer Wahrsager δόξαν ἐπὶ τούτῳ πολλὴν ἔχων Procop. B. G. I 9. 3) Bosio Roma Sotterr. p. 142 sq. 4) Garrucci Cimitero 65 f. Nuove Epigr. 2 f.

5) De Rossi Bull. cr. III 40. 6) Th. II² 75, 8.

7) IRN 6357; vgl. S. Cassel a. a. O. 144. 8) O. Hirschfeld Bull. d. J. 1867 p. 149. De Rossi bezieht, (wie bereits Marini) auch princeps libertinorum in einer pompejanischen Inschrift auf eine Judengemeinde, weil die italischen, bez. römischen Juden Act. ap. 6, 9 so heißen: Bull. Crist. II 69 ff. u. 92 f. Vgl. Garrucci Bull. Nap. N. S. II (1854) p. 8. 9) Procop. B. G. I 8 u. 16.

10) S. Cassel S. 141. Cod. Theodos. XII 1, 157 sq.

ſich deren Spuren erſt ſpät. Gregor der Große (der in ſeinen Briefen auch die Synagoge in Terracina erwähnt) ſchreibt an den Biſchof von Luna, daß er keinem Juden auf ſeinen Gütern geſtatten ſolle, chriſtliche Sklaven zu beſitzen, was dort vorgekommen war.[1] „Der jüdiſchen Gemeinde zu Genua gedenkt Theodorich als uralt, als ſolche iſt auch die zu Bologna bekannt.“[2] Daß auch in Sicilien Juden früh in großer Anzahl gewohnt haben, iſt an ſich wahrſcheinlich. Der Quäſtor und Scheinankläger des Verres, Q. Cäcilius Niger, war ein (von Freigelaſſenen ſtammender) Jude.[3] In den Schreiben der Päpſte iſt mit Bezug auf die Bewirthſchaftung der Patrimonien der Kirche, die ſich über beide Sicilien und Sardinien erſtrecken, vielfach von ihnen die Rede. Nach den Briefen Gregors d. Gr. gab es in Palermo, Meſſina, Agrigent jüdiſche Gemeinden, er ließ ſich 594 ein Verzeichniß aller Beſitzungen, auf denen Juden lebten, anfertigen, um jedem einzelnen im Falle der Bekehrung ein Drittel der Steuer erlaſſen zu können.[4] In Sardinien wird ſich ſicherlich die von Tiberius dorthin zwangsweiſe ausgeführte jüdiſche Colonie fortgepflanzt haben; in Cagliari war Jahrhunderte lang ein jüdiſches Gemeindeleben.[5]

in den weſtlichen Ländern.

In Spanien, „das in Miſchna und Talmud erwähnt wird,“ hat ſich vor dem Illiberitaniſchen Concil (nach der gewöhnlichen Annahme zwiſchen 300 u. 309), das der Juden beſtimmt Erwähnung thut,[6] nur eine Spur von ihnen erhalten: eine Grabſchrift eines jüdiſchen Kindes in Abdera (Adra) in Bätica, die nach der Form der Buchſtaben dem Anfange des dritten Jahrhunderts anzugehören ſcheint.[7] Mit dem Uebertritt des Königs Reccared zum Katholicis-

1) Caſſel S. 147. 2) Ebdaſ. Orelli 2523 (Pola): matri pientiss. religioni Judaicae metuenti (?). Zwei jüdiſche Inſchriften aus Mediolanum: Renan et le Blant Rev. archéol. 1860, 348. 3) Plutarch. Cic. c. 7. (*ἀπελευθερικὸς ἄνθρωπος, ἔνοχος τῷ Ἰουδαΐζειν*). — Suidas: *Καικίλιος Σικελιώτης — ῥήτωρ σοφιστεύσας ἐν Ῥώμῃ ἐπὶ τοῦ Σεβαστοῦ Καίσαρος, ἀπὸ δούλων, ὥς τινες ἱστορήκασι, καὶ πρότερον καλούμενος Ἀρχάγαθος, δόξαν δὲ Ἰουδαῖος.* Eine (von Bernhardy angenommene) Verwechslung mit dem Quäſtor des Verres halte ich mit Mueller Hist. Gr. fr. III 331 (der an die Sklavenkriege u. die vielen Syrer in Sicilien erinnert) nicht für wahrſcheinlich. Jüd. Inſchrift in Syracus CIG 9895. 4) Caſſel 141. Zunz, z. Geſch. u. Litteratur 484 f. 5) Caſſel 147, 65. 6) Derſ. S. 55. Concil. Illib. can. 49. 50. 78. 7) Huebner CIL II 1982:

mus (586) beginnt die Reihe der drakoniſchen Geſetze des weſtgothiſchen Reichs gegen die Juden.[1] Auch von alten Verbindungen mit Gallien ſollen jüdiſche Nachrichten zeugen. Archelaus, Sohn des Herodes, wurde von Auguſt nach Vienna verwieſen.[2] An die Decurionen von Cöln erließ Conſtantin im J. 321 die Verfügung: die Juden ſollten im Allgemeinen zur Uebernahme des Decurionats genöthigt, nur zwei bis drei davon befreit werden dürfen.[3] Andre Erwähnungen in griechiſchen oder römiſchen Quellen ſcheinen ſich nicht vor Sidonius Apollinaris zu finden.[4] In England reichen beſtimmte Nachrichten über den Aufenthalt der Juden nicht über das achte Jahrhundert hinauf.[5] Aus dem Mangel von Nachrichten aber auf das Fehlen einer jüdiſchen Bevölkerung zu ſchließen, iſt überall um ſo weniger zuläſſig, als dies vielmehr gewöhnlich ſeit dem frühen Mittelalter ein Beweis für ihre ungeſtörte Exiſtenz iſt.[6] Hieronymus ſagt, daß ſie „von Meer zu Meer, vom britanniſchen bis zum atlantiſchen Ocean, von Weſten zu Süden, von Norden zu Oſten, auf der ganzen Welt" wohnten.[7]

Bürgerliche

Seit dem großen jüdiſchen Kriege hatten die Juden eine Perſonalſteuer von zwei Drachmen an den Tempel des Capitoliniſchen Jupiter zu entrichten; dies führte namentlich unter Domitian zu Vexationen und Bedrückungen, welche Nerva jedoch abſtellte.[8] Abgeſehn von dieſer Steuer war die bürgerliche Berechtigung der Juden als ſolcher im römiſchen Reiche vollkommen unbeeinträchtigt. In der Befreiung von Aemtern, die ſie in der Uebung ihrer Religion ſtören konnten, genoſſen ſie ſogar ein Vorrecht.[9] In denſelben Sinne hatte Auguſt angeordnet, daß die Vertheilungen von Geld und Getreide in

. . nia Salo | nula an. I | mens. IIII. die I | Judaea. Vgl. auch Caſſel in Frankels Ztſchr. für Wiſſenſch. d. Judenthums 1846 S. 227.

1) Caſſel S. 57. Le Blant und Renan ſetzen die Inſchrift einer Jüdin zu Tortoſa (Dertosa) in 3 Sprachen (griechiſch, lateiniſch, hebräiſch) in die Zeit vor den Judenverfolgungen, etwa ins 6. Jahrhundert; Chwolſon a. a. O. S. 83 (wegen des griechiſchen) in die Zeit vor der weſtgothiſchen Einwanderung.

2) Joseph. A. J. XVII 13, 2. Caſſel S. 61. 3) Cod. Theod. XVI 8, 3. Caſſel S. 64 u. S. 4. 4) Basnage Hist. des juifs VII 10, 18. Jüdiſche Grabſchrift zu Narbo aus der Zeit König Egizas (687) Rev. arch. a. a. O. p. 348

5) Caſſel S. 115. 6) Caſſel S. 141. 7) Hieronym. Commentar. in Amos 3. 1443. Caſſel a. a. O. 24. 8) Caſſel S. 6 f. 9) Derſ. S. 4.

Rom, falls sie auf einen Sabbath fielen, für die Juden am folgenden Tage stattfinden sollten.[1] Wenn dennoch Philo sagt, daß Juden schon zufrieden sein müßten, wenn sie andern gegenüber nur nicht zurückgesetzt würden,[2] so erklärt sich dies aus ihrer socialen Stellung, die allerdings im ganzen eine sehr ungünstige war: am meisten natürlich da, wo wie in Aegypten, ein besonders starker Nationalhaß gegen sie bestand, oder unmittelbar nach Kriegen und Aufständen, in denen sie Ströme von Blut vergossen hatten; wie denn namentlich die Aeußerungen des Judenhasses bei dem ä. Plinius, Quintilian, Tacitus[3] wol mit auf Rechnung des Eindrucks zu setzen sind, den der jüdische Krieg hinterlassen hatte. Aber auch abgesehn von dem wilden Fanatismus, der in diesen Verzweiflungskämpfen wüthete, reichte schon ihre hochmüthige Verachtung aller andern Nationen, Culturen und Religionen, ihre Absonderung von Tisch und Bett ihrer Nachbarn, verbunden mit ihrem hartnäckigen Zusammenhalten unter einander hin, sie „allen Menschen zuwider“[4] zu machen und als ein von Menschenhaß erfülltes Volk erscheinen zu lassen. Die von judenfeindlichen Schriftstellern (hauptsächlich auf Grund ägyptischer Quellen)[5] verbreiteten Beschuldigungen, Uebertreibungen und Erdichtungen trugen dazu bei den Judenhaß zu nähren. Nach Tacitus unterrichteten sie ihre Proselyten vor allem in Verachtung der Götter, Verläugnung des Vaterlandes, Geringschätzung der Eltern, Kinder und Geschwister.[6] Nach Juvenal lehrte Moses, man solle nur Beschnittenen den Weg weisen, wenn sie verirrt sind, nur sie an die Quelle führen, wenn sie verschmachten.[7] Nach Apio mästeten in der Zeit des Königs Antiochus Epiphanes die Juden jährlich einen Griechen mit Leckerbissen, opferten ihn dann feierlich an einem bestimmten Tage in einem Walde, aßen seine Eingeweide und schwuren dabei den Griechen ewige Feindschaft.[8] Und zu diesem feindseligen Hasse gesellte sich Verachtung ihrer Niedrigkeit und Armseligkeit, ihrer widrigen Unsauberkeit, ihrer peinlichen, als abergläubisch verspotteten Befolgung so vieler

und sociale Stellung der Juden. Der Judenhaß.

1) Philo leg. ad Gaj. 1015 P. 2) Id. ib. p. 1018. 3) Plin. H. N. XIII 46. Quintilian. III 7, 4. Tac. H. V 4. 5. 8. 4) I Thessalonic. 2, 15. Renan Apôtres 289, 1. 5) Gieseler Lehrb. d. K. G.[4] I 1, 51, 4. 6) Tac. H. V 5. 7) Juv. XIV 98. 8) Joseph. c. Apion. II 7.

anſcheinend grundloſen, lächerlichen und ſeltſamen Gebräuche und Satzungen. Außer der Beſchneidung wurde beſonders die Enthaltung von Schweinefleiſch belacht, zu deſſen Genuß ſie der tumultierende Pöbel wol (wie bei der von Philo beſchriebenen Judenhetze zu Alexandria) zu zwingen ſuchte; und das unverbrüchliche Feſthalten an der Sabbathruhe, durch die ſie, wie Seneca ſagt, den ſiebenten Theil ihres Lebens verloren.[1]

Anziehungskraft des Judenthums.

Aber es fehlte dem Judenthum auch nicht an Freunden, und dieſe gewannen ihm zum Theil jene Tugenden, die ſelbſt ſeine Gegner anerkannten, und die Joſephus in ſeiner (unter Trajan verfaßten) Vertheidigungsſchrift rühmt: ihre unwandelbare Frömmigkeit, ihr ſtrenger Gehorſam gegen das Geſetz, ihre Bedürfnißloſigkeit, ihre Mildthätigkeit, ihr einträchtiges Leben unter einander, ihre Todesverachtung im Kriege, ihr Fleiß in Handwerken und im Ackerbau im Frieden, ihr unerſchütterliches Gottvertraun.[2] Doch mehr Proſelyten als durch ſeine Lehre und die Tugenden ſeiner Bekenner gewann das Judenthum wol durch deren unerſchütterliche, ſo oft heldenmüthig bewährte Ueberzeugung, daß es die einzig wahre Religion ſei. Daß die Zahl derer in allen Ländern ſehr groß war, die ganz oder theilweiſe das Moſaiſche Geſetz befolgten, darin ſtimmen judenfreundliche und judenfeindliche Berichte überein, und namentlich die Frauen erwieſen ſich auch hier als „Führerinnen zur Gläubigkeit.“[3] „Solche Macht, ſagt Seneca, haben die Bräuche dieſes höchſt verruchten Volks bereits gewonnen, daß ſie in allen Ländern eingeführt ſind, ſie, die Beſiegten, haben ihren Siegern Geſetze gegeben.“[4] Horaz, Perſius und Juvenal bezeugen, daß zu Rom viele ſich am Sabbath aller Geſchäfte enthielten, faſteten und beteten, Lampen anzündeten und Kränze aufhängten; andere ſtudierten auch das Moſaiſche Geſetz, beſuchten Synagogen und ſandten die Tempelſteuer nach Jeruſalem.[5] Schon lange, ſagt Joſephus, hat ſich Nacheiferung unſrer Frömmig-

1) Die Belegſtellen bei Renan p. 288—291. 2) Joseph. c. Apion. II 39. 41. 3) Th. I³ 413. Renan p. 292 f. 4) Seneca De superst. ed. Haase III p. 427. 5) Horat. S. I 9, 69. Pers. V 179 sqq. vgl. De Rossi Bull. crist. V (1867) p. 14. Juv. XIV 97 sqq. Marquardt Hdb. IV 90. Fronto ad M. Caes. ed. Naber p. 32: Nec aliter Kal. Sept. expecto, quam superstitiosi stellam qua visa jejunium polluant (Athen. IV p. 156).

keit auch unter den Maſſen verbreitet, und es gibt keine griechiſche noch barbariſche Stadt oder Provinz, wohin nicht unſre Sabbathruhe gedrungen iſt, und die Faſten und das Lampenanzünden und die Enthaltung von den uns verbotenen Speiſen beobachtet wird. Sie verſuchen auch die unter uns herrſchende Eintracht nachzuahmen und die Mittheilung vom eignen und die Arbeitſamkeit in den Handwerken und die Standhaftigkeit in den für das Geſetz zu ertragenden Leiden. Was aber das Wunderbarſte iſt, ohne das Lockmittel der Luſt hat das Geſetz ſich ſelbſt in ſich ſelbſt ſtark erwieſen, und wie Gott durch die ganze Welt gegangen iſt, ſo iſt das Geſetz durch alle Völker gewandert.[1]

Religions- u. Bekehrungsfreiheit bis auf Hadrian.

Der Uebertritt zum Judenthum war bis auf Hadrian (jene kurze Zeit der Verfolgung unter Tiber abgerechnet) geſetzlich durchaus unbehindert, ſo wie die von Cäſar und Auguſt gewährleiſtete, volle Religionsfreiheit der Juden, abgeſehn von vorübergehenden Unterdrückungsverſuchen, unangetaſtet. Im J. 42 erließ Claudius ein Edikt, „daß die Juden in ſeinem ganzen Reiche ihre väterlichen Gebräuche unbehindert beobachten ſollten, wobei er ſie zugleich erinnere, ſeine freundliche Geſinnung nicht zu mißbrauchen und nicht die Superſtitionen andrer Völker zu verachten, ſondern ſich mit Beobachtung der eignen Geſetze zu begnügen;“ und dies Edikt blieb auch ſpäter in Kraft.[2] Daß es auch von Seiten der Juden an Bekehrungsverſuchen andersgläubiger nicht fehlte, bezeugt ſchon Horaz,[3] und namentlich von den Phariſäern iſt bekannt, daß ſie „Waſſer und Land umzogen, um einen Proſelyten zu machen.“[4] Doch nachdem Antoninus Pius die von Hadrian verbotene Beſchneidung den Juden zwar an ihren Kindern nach wie vor zu vollziehn erlaubt, dagegen die Beſchneidung von Nichtjuden aufs ſtrengſte unterſagt hatte, können in Folge dieſes auch ſpäter in Kraft gebliebenen Edikts,[5] abgeſehn von den gewiß ſeltnen Uebertretungsfällen, keine förmlichen Uebertritte zum Judenthum[6] mehr ſtattgefunden haben, die Proſelyten

1) Joseph. c. Apion. II 39. 2) Joseph. A. J. XIX 5, 3; vgl. De Rossi Bull. cr. 1865. p. 90. 3) Hor. S. I 4, 142: ac veluti te Judaei cogemus in hanc concedere turbam. 4) Ev. Matth. 23, 15. 5) Gieſeler, Lehrb.[4] I 1, 157 f. 6) Orig. c. Cels. II 13: *οἱ Σικάριοι διὰ τὴν περιτομὴν, ὡς*

dieſer ſpätern Zeit alſo nicht mehr „Proſelyten der Gerechtigkeit," ſondern nur „Proſelyten des Thors" geweſen ſein, die nur die Hauptgeſetze beobachteten und ſich der verbotnen Speiſen enthielten. Zu dieſer Klaſſe dürfte aber der größte Theil der Anhänger, die das Judenthum im Heidenthum gewann, ſchon in der vorhadrianiſchen Zeit gehört haben.

Das Chriſtenthum. Der Bekehrungseifer der Chriſten.

Setzte aber die Natur des Judenthums als der Religion eines auserwählten Volks ſeiner Verbreitung auf Koſten des Heidenthums an und für ſich Schranken, ſo hatte das Chriſtenthum ebenſo wol die Tendenz, alle ſeinem Weltgange im Wege ſtehenden Hinderniſſe zu durchbrechen, als die Kraft; und galt den Juden die Bekehrung von Ungläubigen höchſtens als ein verdienſtvolles Werk, ſo gab es für die Chriſten keine höhere und heiligere Pflicht als die Ausbreitung der Lehre des Heils. Das Beiſpiel der erſten Apoſtel erweckte unaufhörlich Nachfolger in ſtets wachſender Zahl, die nach der Lehre des Evangeliums ihre Habe an die Armen vertheilten und den Wanderſtab ergriffen um das Wort Gottes von Volk zu Volk zu tragen,[1] und deren Eifer auch unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren weder ermattete noch erkaltete. Die Chriſten waren eifrig, ſagt Origenes,[2] in der ganzen Welt das Wort auszuſäen. Die Sendboten der neuen Lehre beſuchten nicht bloß Städte ſondern auch Dörfer und Gehöfte, ja ſie ſcheuten ſich nicht ins Innere der Familien einzudringen und ſich zwiſchen Blutsverwandte zu ſtellen. Chriſtliche Sklaven ſuchten, wie die Heiden ihnen vorwarfen, Frauen und Kinder ihrer Herren zu ihrem Glauben herüber zu ziehen; ja die eifrigern reizten die Kinder Vätern und Lehrern den Gehorſam zu verſagen um die Seligkeit zu erwerben. So mußten wie bei jeder welter-

---

ἀκρωτηριάζοντες παρὰ τοὺς καθεστῶτας νόμους καὶ τὰ Ἰουδαίοις συγκεχωρημένα μόνοις ἀναιροῦνται· καὶ οὐκ ἔστιν ἀκοῦσαι δικαστοῦ πυνθανομένου, εἰ κατὰ τήνδε τὴν νομιζομένην θεοσέβειαν ὁ Σικάριος ἀγωνιζόμενος βιοῦν, μεταθέμενος μὲν ἀπολυθήσεται, ἐμμένων δὲ τὴν ἐπὶ θανάτῳ ἀπαχθήσεται. Ἀλλὰ γὰρ ἀρκεῖ δειχθεῖσα ἡ περιτομὴ πρὸς ἀναίρεσιν τοῦ πεπονθότος αὐτήν.

1) Euseb. H. E. III 37. 2) Orig. c. Cels. III 9. ed. Klotz.

schütternden und neugestaltenden Bewegung auch damals nur zu oft Bande der Natur zerrissen, Herzen gebrochen und „Lieb' und Treu' wie ein böses Unkraut ausgerauft" werden.

Verfolgungen seit Trajan.

Bis auf Trajan ist die Ausbreitung des Christenthums als einer Sekte des gesetzlich anerkannten Judenthums im wesentlichen unbehindert gewesen. Die Verfolgungen seiner Bekenner unter Nero und Domitian erstreckten sich allem Anschein nach nicht über Rom hinaus und trafen auch dort verhältnißmäßig nur wenige.[1] Erst Trajan legalisierte die Verfolgung der Christen;[2] von da ab wurde gegen sie theils als Anhänger einer vom Judenthum verschiedenen „neuen und verderblichen Superstition," theils wegen Religionsfrevel (sacrilegium), ganz hauptsächlich aber wegen Majestätsverbrechen, wenn sie sich weigerten dem Kaiser zu opfern, eingeschritten.[3] Bei dem letztern Verbrechen kam die Tortur gegen alle Angeklagte, die schwersten Strafen, auch die geschärfte Todesstrafe gegen Verurtheilte der niedern Klassen zur Anwendung.[4] Eine häufig gegen die Christen verhängte Strafe war die Verurtheilung zur Arbeit in den Steinbrüchen und Bergwerken,[5] wo die schwerer verurtheilten in Ketten, alle auf einer Seite des Kopfes kahlgeschoren,[6] unter militärischer Bewachung arbeiteten. Dionysius, Bischof von Korinth in der Zeit des Marc Aurel und Commodus,[7] dankt in einem Schreiben der römischen Gemeinde für die Wohlthaten, die sie den Noth leidenden überhaupt, besonders aber den in den Bergwerken befindlichen Brüdern erwiesen: diese von Anfang an in Rom bestehende Mildthätigkeit habe der heilige Bischof Soter (171—179)[8] nicht bloß beibehalten sondern noch weiter ausgedehnt.[9] In der Verfolgung unter Marc Aurel (seit 177) wurde eine Anzahl römischer Christen in die Bergwerke Sardiniens geschickt, welche später die Fürsprache der christlichen Maitresse des Commodus, Marcia befreite.[10] Auch Tertullian gedenkt

1) Gieseler, Lehrb.[4] I 1, 107. 2) De Rossi Bull. cr. 1865 p. 94f.
3) Tertullian. Apol. 10: sacrilegii et majestatis rei convenimur.
4) Le Blant Comptes rendus de l'acad. 1866 p. 358; vgl. De Rossi B. cr. 1867 p. 28. 5) De Rossi B. cr. 1868 p. 17ff. De' cristiani condannati alle cave di marmi etc. 6) Artemidor. Onirocr. I 21. Cyprian. Epp. 77.
7) Clinton F. R. ad a. 173 et 183. 8) Euseb. Chron. 2185.
9) Id. H. E. IV 23, 10. 10) Hippolyt. Ref. IX 11.

der wegen des Glaubens „in Bergwerken, Kerkern, auf Inſeln“ leidenden, die durch die Almoſen der Brüder unterhalten, und ſo „durch ihr Bekenntniß ernährt“ wurden.[1] Doch obwol unter Severus ſeit 203 die Verfolgung zunahm, und ſich unter Maximinus Thrax erneuerte, ſind es bis zu der erſten großen und allgemeinen Verfolgung unter Decius (249—51) nach dem ausdrücklichen und unanfechtbaren Zeugniſſe des Origenes nur „wenige und ſehr leicht zu zählende“ geweſen, die für den chriſtlichen Glauben den Tod erlitten.[2] Und ſelbſt in der großen Verfolgung unter Decius haben nach den Angaben von Origenes Freunde Dionyſios in der ſehr großen Gemeinde von Alexandria nur 10 Männer und 7 Frauen für den Glauben geblutet.[3] Offenbar ſind die größten Chriſtenverfolgungen der römiſchen Kaiſer auch nicht entfernt mit den Verfolgungen der Inquiſition zu vergleichen. Unter Karl V ſollen in Holland und Friesland bis 1546 mehr als 30,000 Perſonen den Tod von Henkershand für anabaptiſtiſche Irrthümer erlitten, in Spanien unter der 18jährigen Amtsführung Torquemados nach der geringſten Schätzung mehr als 105,000 Perſonen beſtraft, darunter 8800 verbrannt, in Andaluſien in einem einzigen Jahr 2000 Juden hingerichtet, 17,000 mit Strafen belegt worden ſein.[4]

Verhältnißmäßig geringe Anzahl der Märtyrer.

Den Glaubens- und Bekehrungseifer der Chriſten haben übrigens die Verfolgungen bekanntlich eher entzündet als gedämpft. „Unſre Lehre, ſagt Clemens von Alexandria, hindern ſeit ihrer erſten Verkündigung Könige und Herrſcher, Vorſteher der Provinzen und Statthalter, indem ſie mit all ihren Söldnern und einer ungeheuern Menſchenmenge wider uns ſtreiten, und unſrer, ſo viele ſie nur können, zu vertilgen ſuchen: und doch blüht ſie nur immer mehr. Sie ſtirbt nicht wie eine menſchliche Lehre und welkt nicht wie eine ſchwache Gabe, denn keine Gabe Gottes iſt ſchwach. Sie bleibt und kann nicht gehindert werden, ob man ſie gleich, wie geweiſſagt iſt, bis ans Ende verfolgen wird.“[5]

---

1) Tertull. Apol. 39. De pudic. 22. 2) Orig. c. Cels. III 8.

3) Gibbon Hist. Ch. XVI 75. Euseb. H. E. VI 91. 4) Buckle, Geſch. d. Civiliſation übſ. v. Ruge II 20. Vgl. Niebuhr Vortr. üb. R. Geſch. I 3, 295.

5) Clem. Al. Cohort. ad gent. c. 10 p. 85. Stromat. VI 18. p. 827. Tzſchirner, Fall des Heidenthums 524f.

Hauptursachen der schnellen Ausbreitung des Christenthums.

Doch trotz des glühendsten Bekehrungseifers der Christen hätte die erhabene — für einen großen Theil der heidnischen Welt nur zu erhabene — Lehre des Evangeliums nicht verhältnißmäßig so schnell sich verbreiten können, wenn nicht noch andere Ursachen zu dieser Verbreitung mitgewirkt hätten, die theils in den Bedürfnissen und Schwächen der menschlichen Natur überhaupt, theils in den Zuständen der damaligen Gesellschaft begründet waren.

Die neue Lehre richtete sich an die ganze Menschheit, sie schloß keinen von der Verheißung des Heils aus, auch nicht den geringsten und verachtetsten. Sie fand naturgemäß den günstigsten Boden in der ungeheuern Mehrzahl der mühseligen und beladenen, der armen und unglücklichen. Sie spendete den verzweifelnden und zagenden einen ungeahnten Trost, sie eröffnete auch dem schuldbeladensten Aussicht auf Vergebung. Die Heiden spotteten: während zu andern gottesdienstlichen Weihen geladen würden, die sich rein von Schuld fühlten, versprächen die Christen, das Reich Gottes werde auch die Sünder und die Thoren aufnehmen, kurz gerade die unseligen.[1]

Sehr hoch ist auch der Einfluß anzuschlagen, den die Empfänglichkeit der Frauen für die neue Lehre auf deren Verbreitung übte. Das Christenthum erhob die Frauen in den griechischen Ländern, wo ihre Stellung eine tief herabgedrückte war, zu ebenbürtigen Gefährtinnen des Mannes, es gab der Ehe durch die innigere Seelengemeinschaft des gleichen Glaubens und der gleichen Hoffnung eine neue Weihe, dem Jungfrauenthum eine neue Heiligkeit, dem ganzen Leben der Frau für die Gesellschaft eine höhere Geltung. Nicht immer hielten die Frauen sich innerhalb der Schranken, die für ihre Stellung auch in der christlichen Gemeinde gezogen bleiben sollten. Paulus hatte zu rügen, daß sie in Korinth mit unbedecktem Haupte beteten und weissagten, er mußte ermahnen, daß sie in der Gemeinde schweigen, nach dem Gesetz den Männern unterthan sein sollten.[2]

Was aber dem Christenthum die meisten Gläubigen zuführte, das war die nie zuvor mit so überzeugender, alle Zweifel niederschlagender Gewißheit verkündete Verheißung eines bessern Jenseits,

1) Cels. ap. Orig. c. C. III 59. 2) Corinth. I 11. 5. I 14. 34.

einer ewigen Seligkeit: während zugleich mit dieſer beglückenden Hoffnung die Furcht vor den ewigen Strafen, die dem Unglauben drohten, auf die Gemüther wirkte, um ſo mehr als der Glaube an ein nahe bevorſtehendes Ende dieſer Welt verbreitet war.[1]

Auch Wunder und Zeichen, nach denen die gläubigen nicht minder als die zweifelnden und ſchwankenden verlangten, geſchahen mindeſtens eben ſo zahlreich zur Bekräftigung des chriſtlichen als des heidniſchen Glaubens. Im Namen Jeſu, ſagt Irenäus (Biſchof von Lyon 177—202) vollbringen ſeine Schüler, die von ihm die Gabe empfangen haben, Austreibungen von Teufeln, andere ſehen und ſagen die Zukunft voraus, andere heilen Kranke durch Auflegen der Hände und wecken Todte wieder auf. Es iſt unmöglich die Erweiſungen der Gnade zu zählen, welche die Kirche für die ganze Welt von Gott erhalten hat und im Namen Jeſu Chriſti, des unter Pilatus gekreuzigten, zum Wohle der Völker vollbringt, ohne Betrug zu üben oder Bezahlung anzunehmen; denn wie ſie dieſe Gaben als Geſchenk von Gott empfangen hat, theilt ſie ſie auch als Geſchenk mit.[2]

Sodann erfüllte der felſenfeſte, ſo oft und ſo heldenmüthig bewährte Glaube der Chriſten mit Erfurcht vor einer Religion, die ſolche Bekenner fand. „Je mehr wir hingemäht werden, ſagt Tertullian, deſto mehr wächſt unſre Zahl. Das Blut der Chriſten iſt Samen. Jene ſtarre Hartnäckigkeit, die ihr uns vorwerft, wird zur Lehrerin. Denn wer würde durch ihr Anſchaun nicht erſchüttert und zum Forſchen aufgeregt, was hier eigentlich verborgen iſt? Wer tritt, wenn er geforſcht hat, nicht bei? wer wünſcht nicht, wenn er beigetreten iſt, ſelbſt zu dulden?“[3] Die Sittlichkeit der Chriſten nöthigte auch Gegnern Bewunderung ab. Plinius, der als Statthalter von Bithynien ſich veranlaßt ſah, eine Unterſuchung gegen die dortigen Chriſten (zunächſt in Amiſus) einzuleiten, war in dem allgemeinen Vorurtheil befangen, daß ſie in ihren geheimen Verſammlungen Schandthaten verübten; doch fand er nach einer ſtrengen Unterſuchung, bei der auch zwei Sklavinnen gefoltert wur-

1) Gieſeler, Lehrb.[4] I 1, 225. 2) Iren. adv. haeres. II 32, 4 p. 166. (Euseb. H. E. V 7) Gibbon Hist. ch. XV. Andre Stellen bei Tzſchirner 524 f.
3) Tertull. Apol. 50. Gieſeler I 70, 21.

den, keine andre Schuld an ihnen, als einen „verkehrten und maßlosen Aberglauben.“ Die angeklagten betheuerten ihm, ihr Vergehen oder ihr Irrthum habe darin bestanden, daß sie gewöhnlich an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang zusammengekommen seien, ein Gebet an Christus wie an einen Gott gesprochen und gelobt hätten, keinen Diebstahl, Raub oder Ehebruch zu begehen, die Treue nicht zu brechen, anvertrautes Gut nicht abzuleugnen. Dann wären sie auseinander gegangen, und wieder zu einem unschuldigen gemeinsamen Mahle zusammengekommen.[1] Galenus fand, daß die Christen ihr Glaube so handeln lehre, wie die Vorschriften der ächten Weltweisheit; er erkannte namentlich ihre Verachtung des Todes, ihr keusches, züchtiges, enthaltsames, streng sittliches Leben an: es gebe unter ihnen solche, die in Beherrschung des Gemüths und eifrigem Streben nach Tugend wahren Philosophen nicht nachständen.[2]

Unlautere Elemente in den christlichen Gemeinden.

Daß die christlichen Gemeinden freilich auch unlautere Elemente enthielten, daß nicht alle Sünder, die sie in der Hoffnung auf Besserung aufnahmen, wirklich gebessert wurden, dafür zeugen schon die Vorwürfe, die Paulus den Gemeinden zu Korinth und Kreta machte; so wie „daß Jacobus sich genöthigt sah, den sittlichen Mißbrauch der Paulinischen Lehre von der allein selig machenden Kraft des Glaubens zu rügen, und daß die Apokalypse gegen Verführer in Pergamus (Nikolaiten) zu eifern hatte, welche nicht nur die den Heidenchristen gegebenen Speisegesetze, sondern auch das Verbot der Unzucht nicht achteten.“[3] Gerade die werkthätige Liebe und Barmherzigkeit, die die Christen unter einander übten, wurde auch von Heuchlern gemißbraucht, die sich der neuen Gemeinschaft in Hoffnung auf Beistand und andre Vortheile anschlossen. Lucian hat vom christenfeindlichen Standpunkte die Theilnahme geschildert, die der Philosoph Peregrinus Proteus bei den Christen in Palästina fand, als er sich zu ihrem Glauben bekannte, und um seines Bekenntnisses willen ins Gefängniß geworfen wurde. Nachdem sie vergeblich alles aufgeboten hatten, um ihn zu befreien, suchten sie wenigstens seine Gefangenschaft auf jede Weise zu erleichtern. Vom frühen Morgen an sah man bei dem Gefängnisse alte Frauen, Wittwen und Waisenkinder. Die Vorsteher

1) Plin. ad Tr. 96 et 97. 2) Gieseler a. a. O. 168. 3) Gieseler a. a. O. 112.

erlangten durch Bestechung der Wächter die Erlaubniß auch die Nächte bei dem Gefangenen zuzubringen. Reichliche Mahlzeiten wurden hineingetragen und bei den Mahlen Gebete gehalten. Selbst von den Gemeinden in Kleinasien kamen Gesandte, um zu trösten, zu rathen und zu helfen; denn sie beweisen, sagt Lucian, in solchen Fällen eine unglaubliche Hülfebereitschaft, sie geben geradezu unbedenklich alles hin. So erhielt Peregrinus viel Geld und machte seine Gefangenschaft zur Quelle einer nicht unerheblichen Einnahme. Denn die unseligen, heißt es weiter, bilden sich ein, daß sie ewig leben werden, und achten daher dieses Leben und seine Güter nicht; auch hat sie ihr erster Gesetzgeber gelehrt, daß sie alle unter einander Brüder seien, wenn sie nur alle hellenischen Götter verleugnet haben, dagegen jenen ihren gekreuzigten Weisen verehren und nach seinen Gesetzen leben. Sie verachten also alle gleich sehr[1], indem sie solcherlei Lehren ohne irgend eine Bürgschaft annehmen. Kommt nun ein verschmitzter Betrüger zu ihnen, so kann er mit den einfältigen Leuten sein Spiel treiben und in kurzem reich werden. — Uebrigens rügt auch Tertullian das Uebermaß der leiblichen Pflege, das von Seiten der Gemeinden den um des Glaubens willen eingekerkerten Brüdern zu Theil wurde.[2]

Sektenwesen.

Daß falsche Propheten aller Art, sowohl Betrüger als Schwärmer und Fanatiker in den christlichen Gemeinden für Verbreitung ihrer Irrlehren und damit für die Gewinnung von Ansehn und Macht einen besonders günstigen Boden fanden, ist eben so wenig zu bezweifeln, als daß ehrgeizige, denen niedrige Lebensstellung oder sonstige Ungunst der Verhältnisse die Erreichung ihrer Ziele unmöglich machte, in dieser Genossenschaft eine Rolle zu spielen suchten, die ihnen im Staatsleben versagt war. Von Anfang an wucherte im Christenthum das Sektenwesen, und verfolgte die Kirche die Sekten und diese einander mit bitterm Haß und leidenschaftlichen Beschuldigungen, die kaum hinter den von den Heiden gegen die Christen überhaupt ge-

---

1) Lucian. Peregrin. 11—13. In der Stelle: *καταφρονοῦσιν οὖν ἁπάντων ἐξίσης* [*καὶ κοινὰ ἡγοῦνται*] sind die eingeklammerten Worte ein aus Mißverstand von *ἁπάντων* (das sich auf die Götter bezieht) entstandenes Glossem.

2) Gieseler 245, 41. Orig. c. Cels. III 12.

richteten Anklagen an Heftigkeit zurückblieben. So sehr, behauptete Celsus, seien die Christen unter sich gespalten, daß sie außer dem Namen kaum noch etwas gemein hätten.[1]

Der Montanismus.

Unter den Sekten des 2. Jahrhunderts, deren eine zu Anfang des dritten verfaßte Widerlegungsschrift nicht weniger als 32 aufzählt, gewann der in Phrygien unter dem Einflusse der dort herrschenden Neigung zu sinnlich-enthusiastischer Gottesverehrung entstandene Montanismus bald auch im Occident große Verbreitung. Der Stifter dieser Sekte Montanus, der ein entmannter Cybelepriester gewesen sein soll, begann um 150 zu Pepuza in ekstatischem Zustande zu verkünden, daß sich der Paraklet ihm mitgetheilt habe, um der Kirche die männliche Vollendung zu geben; zwei schwärmerische Frauen Maximilla und Priscilla schlossen sich ihm an, wie überhaupt Frauen, zum Theil als Visionärinnen und Wunderthäterinnen, in dieser Sekte stets großen Einfluß geübt zu haben scheinen.[2] Die Montanisten, sich im Alleinbesitz der letzten Offenbarungen des Geistes wähnend, sahen auf die übrigen Christen mit geistlichem Dünkel herab. Sie forderten eine erhöhte Ascese und tiefe Verachtung alles irdischen, verboten die zweite Ehe, legten übermäßigen Werth auf Ehelosigkeit und Märtyrerthum, und lehrten, daß Unzucht, Mord und Götzendienst für immer von der Kirche ausschließe; sie verkündeten laut das nahe Bevorstehen des Weltendes und des tausendjährigen Reichs. Theils diese Lehren, theils und noch mehr die prophetische Extase der Montanisten, welche die Gegner für eine dämonische Begeisterung erklärten, weckte in der christlichen Welt vielfachen Widerspruch; trotzdem verbreiteten sich montanistische Anschauungen in der abendländischen Kirche, wo sie sich hauptsächlich in einer extremen Strenge und der Neigung zu äußerlicher Regelung der Frömmigkeit manifestirten. Die Schriften des montanistischen Tertullian, Presbyter von Carthago, blieben in hohem Ansehn.[3]

Der Verfasser der „Widerlegung aller Ketzereien." (Hippolyt?)

Die oben erwähnte „Widerlegung aller Ketzereien," von einem stark zu montanistischer Strenge neigenden Verfasser spätestens etwa 230—240 geschrieben,[4] gibt einen höchst interessanten Einblick in die

1) Gieseler 195 ff. 2) Tertull. de anima c. 9. Gieseler 290. 3) Gieseler 286—293. 4) Bunsen, Hippolyt u. seine Zeit 101. De Rossi Bull. cr. 1866

innerhalb der christlichen Gemeinden, namentlich durch Verschiedenheit der Lehrmeinungen entstandenen Spaltungen und Gegensätze, so wie in die Uebelstände und Schwierigkeiten, die sich aus den Berührungen der christlichen Welt mit der heidnischen ergaben. Der Verfasser lebte in Rom oder hielt sich wenigstens oft dort auf. Er scheint dem Papst Victor (190—202) nahe gestanden zu haben, unter Zephyrinus (212—218) nahm er lebhaften Antheil an den Streitigkeiten der Monarchisten (welche das Göttliche in Christo nicht als eine vom Vater verschiedene Persönlichkeit auffaßten) und war ein persönlicher Gegner des Papstes Callistus (208—222). Man hat ihn bisher meistens für Hippolytus (Bischof einer Sekte in Rom, nach alten Nachrichten Bischof von Portus) gehalten, kürzlich ist die Vermuthung aufs neue begründet worden, daß Tertullian die Schrift in hohem Alter verfaßt haben könnte. Sein Angriff gegen das Oberhaupt der römischen Gemeinde beweist nur zu klar, wie häßliche Leidenschaften schon damals Glaubensstreitigkeiten in der christlichen Welt wachriefen und nährten. Sein in mehr als einer Beziehung charakteristischer Bericht ist im wesentlichen folgender.[1]

Seine Darstellung der Laufbahn des Callistus.

Callistus war ein christlicher Sklav eines ebenfalls christlichen Freigelassenen im Hause des Kaisers Commodus, Namens Carpophorus. Dieser vertraute ihm eine nicht unbedeutende Summe an, mit welcher Callistus unter dem Namen seines Herrn, aber zu seinem eignen Vortheil ein Bankgeschäft begründen sollte. Viele Wittwen und Brüder legten darin ihr Geld an. Callistus aber gerieth an den Rand des Bankrotts; um sich der Rechnungsablegung zu entziehen, floh er nach dem Hafen von Portus und begab sich auf ein zur Abfahrt bereites Schiff. Carpophorus folgte ihm; als jener seinen Herrn am Hafen erscheinen sah, sprang er ins Meer, wurde aber herausgezogen, nach Rom gebracht und von Carpophorus in die Stampfmühle (zu einer gewöhnlichen Strafarbeit der Sklaven) geschickt. Doch ließ sich Carpophorus bewegen, ihn wieder zu entlassen, da mehrere bei der Bank betheiligte Brüder ihm mit Thränen vorstellten, daß sie im Ver-

---

p. 97. Epilogo sull' autore de' Filosofumeni. Döllingers Hippolyt u. Callistus war mir leider nicht zugänglich.

1) Refut. haeres. IX.

trauen auf ihn dem Calliſtus ihr Geld übergeben hätten, und daß dieſer eingeſtehe, eine Summe in Sicherheit gebracht zu haben. Calliſtus aber, nicht im Stande ſeinen Verpflichtungen nachzukommen, wollte ſeinem Leben ein Ende machen, und zugleich die Glorie des Märtyrerthums erwerben. Er begab ſich, unter dem Vorwande Geld einfordern zu wollen, am Sabbath in eine Synagoge und ſtörte den Gottesdienſt. Die Juden fielen über ihn her und ſchleppten ihn vor das Tribunal des Stadtpräfekten Fuscianus, der ihn geißeln ließ und zur Arbeit in den Bergwerken Sardiniens verurtheilte, wo ſich bereits andre wegen ihres Glaubens verurtheilte Chriſten befanden. Die Geliebte des Kaiſer Commodus aber, die bereits erwähnte Marcia, ließ in der Abſicht ein gutes Werk zu thun ſich von dem Biſchof Victor ein Verzeichniß der dortigen Märtyrer geben und erwirkte deren Befreiung. Calliſtus, deſſen Namen Victor abſichtlich nicht auf die Liſte geſetzt hatte, bewog den Ueberbringer der Botſchaft, den Eunuchen Hyacinthus, der Marcias Pflegevater und damals Presbyter in der Gemeinde war, auch ſeine Befreiung bei dem Procurator von Sardinien durchzuſetzen. Victor war damit unzufrieden, begnügte ſich aber dem zurückgekehrten Antium als Aufenthaltsort anzuweiſen, wo er von einer monatlichen Unterſtützung lebte. Die bisher erzählten Ereigniſſe fallen in die Zeit zwiſchen 186—190.[1]

Nach Victors Tode wußte Calliſtus ſich bei deſſen Nachfolger Zephyrinus, der nach der Verſicherung des Autors ein einfältiger, ungelehrter, in geiſtlichen Doctrinen unwiſſender, überdies beſtechlicher und geldgieriger Mann war, in Gunſt zu ſetzen, ſo daß ihn Zephyrinus nach Rom berief und über den von ihm neu begründeten Friedhof ſetzte. Calliſtus verſtand es jeder der in der Gemeinde hadernden Parteien die Meinung beizubringen, daß er auf ihrer Seite ſei, und erreichte ſo ſeine Wahl zum Biſchof. Als ſolcher trat er mit einer verderblichen Irrlehre auf, indem er die Einheit des Vaters und des Sohnes behauptete, ſtiftete eine Schule, und behauptete, daß, wer dieſer beitrete, Vergebung der Sünden erhalte. Viele, die ihr Gewiſſen ſchlug, darunter ſolche, die der Verfaſſer nach erfolgtem Urtheilsſpruch aus der Gemeinde geſtoßen hatte, traten der Schule

1) De Rossi B. cr. 1866 p. 7.

bei. Calliſtus lehrte, daß ein Biſchof auch wegen einer Todſünde nicht abgeſetzt werden dürfe, ſetzte Biſchöfe, Presbyter und Diakonen ein, die in zweiter und dritter Ehe lebten, und ließ Geiſtliche, die heiratheten, im Amte. Er machte von dem Spruch „Laſſet das Unkraut mit dem Weizen wachſen" die Anwendung, daß die Sünder in der Gemeinde bleiben ſollten, deren Gleichniß die Arche Noah ſei, in der reine und unreine Thiere waren. Er übte eine ſträfliche Nachſicht, namentlich gegen vornehme Frauen, denen er geſtattete mit Sklaven, oder Männern von niedrigem Stande zu leben, mit denen ſie keine gültige Ehe eingehn konnten, ohne ihres Standes verluſtig zu werden: und die Abneigung Kinder von ſolchen Männern zu erziehn, führte dieſe Frauen zu neuen Verbrechen. So lehrte jener Gottloſe zugleich Ehebruch und Mord. Unter ihm wurde auch von ſeinem Anhängern zuerſt die Wiedertaufe verſucht.

An der materiellen Wahrheit der hier berichteten Thatſachen kann kein Zweifel ſein, aber eben ſo klar iſt, daß ſie in feindſeligſter Weiſe zuſammengeſtellt, gedeutet und beleuchtet ſind. In wiefern die Lehre des Calliſtus und ſeine Handhabung der geiſtlichen Zucht eine günſtigere Beurtheilung zuläßt, ſoll hier nicht erörtert werden.[1] Nach der Darſtellung des Autors bleibt es unbegreiflich, wie er von derſelben Gemeinde, die ihn als gemeinen Verbrecher kannte, zum Oberhaupt gewählt werden konnte. Verſchwiegen iſt hier mindeſtens ſein Eintritt in die Geiſtlichkeit, und wahrſcheinlich noch manches andre, was eine ſolche Erhebung nach einer ſolchen Vergangenheit verſtändlich machen könnte. Calliſtus ſcheint Archidiakonus des Papſtes Zephyrinus geweſen zu ſein; als ſolcher hatte er die Verwaltung der Gemeindekaſſe, die Austheilung des Gehaltes an die Geiſtlichen, der Almoſen an die Wittwen und Waiſen; in dieſer Stellung konnte er ſchwer vermeiden Unzufriedenheit zu erregen, aber kaum zum Biſchof gewählt werden, wenn ſeine (achtzehnjährige) Verwaltung nicht eine ganz untadelhafte geweſen war.[2]

---

1) Sehr ausführlich iſt dies geſchehn von De Rossi B. cr. 1866 Nr. 1, Esame archeol. e critico della storia di S. Callisto narrata nel libro nono de Filosofumeni. P. II Della dottrina dommatica e della disciplina ecclesiastica.

2) De Rossi B. cr. 1866 p. 7.

Mit dem Namen des Callistus ist eine ehrwürdige, für die Geschichte des ältesten Christenthums bedeutungsvolle Anlage und zugleich eine der glänzendsten Entdeckungen auf dem Gebiet der Archäologie unzertrennlich verknüpft. Jener von Zephyrinus an der Appischen Straße auf Besitzungen der Cäcilier neubegründete Begräbnißplatz ist allem Anschein nach der erste staatlich anerkannte Friedhof der römischen Christengemeinde gewesen, während bis dahin die Bestattungen auf den Grundstücken einzelner Mitglieder erfolgten, an deren Besitztitel der Bestand der Begräbnißplätze geknüpft war. Diesen fortan nach Callistus benannten Friedhof, der die Ruhestätte der Päpste bis auf Miltiades († 314) war, hat in unsern Tagen die unermüdliche, geniale und glückliche Forschung de Rossis (1854) wiederentdeckt.

Die Erzählung des ungenannten Autors erinnert daran, was zuweilen vergessen wird, daß die christlichen Gemeinden sich von der übrigen Welt unmöglich völlig abschließen konnten, vielmehr fort und fort in die Mitleidenschaft der Gebrechen und Schäden der damaligen Kultur gezogen wurden.[1] Daß die Apologeten des neuen Glaubens dort nur Liebe und Eintracht, hier nur Haß und gegenseitige Verfolgung sahen,[2] ist begreiflich. Man möge, sagt Origenes, die christlichen Gemeinden zu Athen, Korinth und Alexandria mit den dortigen heidnischen zusammenhalten, jene seien sanftmüthig und ruhig, weil sie Gott gefallen wollen, diese voll Aufruhr und mit jenen durchaus nicht zu vergleichen; auch die Häupter und Aeltesten der Gemeinden Gottes, selbst die lässigeren und minder vollkommenen werde man auf dem Wege der Tugend weiter vorgeschritten finden, als die Vorsteher der Bürgerschaften.[3] Damals wurden allerdings die äußersten Ausbrüche der Glaubenszwietracht noch durch den auf der ganzen christlichen Welt lastenden Druck der Verfolgung niedergehalten; anderthalb Jahrhunderte später, als kirchliche Streitigkeiten zu Rom in blutigen Kämpfen ausgefochten wurden (367), äußerte ein wohlwollender und verständiger Heide, daß kein wildes Thier dem Menschen so feindselig und verderblich sei, wie die meisten Christen einander.[4]

1) Reumont, Gesch. d. St. Rom I 550. 2) So Tertull. Apol. c. 39.
3) Orig. c. Cels. III 30. 4) Ammian. Marcell. XXII 5, 4; vgl. XXVII 3, 12.

So viele Urſachen nun auch zur Verbreitung des Evangeliums zuſammenwirkten, ſo hat es doch offenbar in den höhern Ständen vor der Mitte oder dem Ende des zweiten Jahrhunderts nur vereinzelte Anhänger gefunden. Hier leiſtete nicht bloß die philoſophiſche ſo wie die ſonſtige, mit dem Götterglauben innig zuſammenhängende Bildung den ſtärkſten Widerſtand, ſondern hier führte das chriſtliche Bekenntniß auch zu den gefährlichſten Conflicten mit der beſtehenden Ordnung; endlich mußte die Losſagung von allen irdiſchen Intereſſen in den Kreiſen, die im Beſitz von Ehre, Macht und Reichthum waren, am ſchwerſten fallen. Dagegen in den untern Schichten der Geſellſchaft muß die (durch die Zerſtreuung der Juden ſo ungemein begünſtigte) Ausbreitung des Chriſtenthums ſehr ſchnell erfolgt ſein, namentlich in Rom ſelbſt.[1] Bekanntlich wählte bei dem großen Brande Roms im J. 64 Nero die Chriſten als die geeignetſten, der Volkswuth Preis zu gebenden Opfer, da ſie „wegen ihrer Schandthaten allgemein verhaßt" waren, d. h. wegen der Greuel, deren Verübung bei ihren Liebesmahlen und ſonſtigen geheimen Zuſammenkünften der Haß ihnen andichtete; obwohl die angeklagten großentheils nur des „allgemeinen Menſchenhaſſes" überwieſen wurden.[2] „Der Stifter dieſes Namens, Chriſtus, ſagt Tacitus, war unter der Regierung des Tiberius durch den Procurator Pontius Pilatus gekreuzigt worden; doch der für den Augenblick unterdrückte verderbliche Aberglaube brach von neuem aus, nicht bloß in Judäa, der Heimath dieſes Uebels, ſondern auch in Rom, wohin von allen Seiten alles ſcheußliche und ſchandbare zuſammenſtrömt und Anhang gewinnt."[3] Ein Theil der unterirdiſchen chriſtlichen Kirchhöfe Roms gehört nach ihrer architektoniſchen Anordnung ſo wie nach dem Stil ihrer künſtleriſchen Dekoration unzweifelhaft noch dem erſten Jahrhundert an. Gerade die älteſten Krypten ſind reich an Stuckaturen und Fresken

Verbreitung des Chriſtenthums (beſonders in Rom) im erſten —

1) Baur, d. Chriſtenthum u. d. chriſtl. Kirche in den erſten 3 Jahrhunderten (2. Aufl.) 62 f. 2) In der Pompejaniſchen Wandinſchrift CIL IV 679 iſt nach Zangemeiſter nur allenfalls cHRISTIAN. zu entziffern. Durch dieſen Zuſtand des Textes iſt allen früher nach Minervinis Angaben gemachten Ergänzungsverſuchen (de Rossi: audi Christianos saevos olores, ich: osores; vgl. De Pomponia Graecina. Acad. Alb. 1868 IV) der Boden entzogen.

3) Tacit. A. XV 44.

und zwar im Stil und Geſchmack dieſer Zeit, wie namentlich der urſprüngliche Theil des Kirchhofs der Priscilla an der Via Salaria; die Wand- und Deckenmalereien mehrerer Theile des Friedhofs der Domitilla ſtimmen ganz mit den Pompejaniſchen überein.[1] Auch die älteſten Theile der Krypten der Lucina, des früheſten Beſtandtheils des Kirchhofs des Calliſtus, zeigen den klaſſiſchen Dekorationsſtil und ſcheinen aus dem erſten Jahrhundert zu ſtammen.[2]

— und zweiten Jahrhundert.

Weit größere Fortſchritte machte das Chriſtenthum im zweiten Jahrhundert. Jener allgemeine Abfall von der Volksreligion in Bithynien, der dort die Tempel verödete und den j. Plinius erſchreckte,[3] wird wenigſtens in den öſtlichen Provinzen damals keine vereinzelte Erſcheinung mehr geweſen ſein. In der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts führten chriſtliche Schriftſteller bereits eine ſehr ſtolze Sprache.[4] Es gibt kein Volk, ſagt Juſtinus († 166) von Barbaren oder Hellenen oder wie es ſonſt genannt werden möge, mag es ſelbſt ohne feſte Wohnungen auf Wagen umherziehn, oder in Zelten ein Nomadenleben führen, in dem nicht im Namen des gekreuzigten Jeſus Dank und Gebet an den Vater und Schöpfer des Alls gerichtet wird. Irenäus (Biſchof von Lyon 177—202) ſpricht von chriſtlichen Gemeinden in Germanien, Iberien, Gallien, im Orient, Aegypten, Libyen und im Mittelpunkte der Welt (Rom). Noch überſchwenglicher und ſchon drohend äußert ſich Tertullian. An wen, ruft er den Juden zu, glauben denn alle Völker als an den geſalbten, der ſchon gekommen iſt? Er zählt außer den Ländern, in denen nach der Apoſtelgeſchichte Juden wohnten, auch Gätulien, Mauretanien, Spanien, „die von den Römern unbetretenen, Chriſtus aber unterworfenen Gegenden Britanniens," ſo wie die der Sarmaten, die der Germanen und „viele andre ferne und unbekannte Länder, Provinzen und Inſeln" auf. Er behauptet, daß die Chriſten bereits faſt überall die größere Hälfte der Bevölkerungen ausmachten.[5] „Würde es uns etwa, fragt er (ums J. 199), wenn wir nicht Rache im ver-

1) De Rossi B. cr. III 1865 p. 33 ff.; beſ. p. 36 u. 41 f. (mit Abbildung).
2) De Rossi Roma sotterr. 196. 319—321. Reumont G. d. St. R. I 382 f. 3) Oben S. 498, 2. 4) Die Stellen bei Gieſeler I 1, 159.
5) Tertull. ad Scapul. c. 2.

borgnen, sondern offne Feindseligkeit üben wollten, an Zahl und Menge fehlen? Sind etwa die Mauren, Marcomannen und selbst Parther, und die größten, doch auf eine Gegend und ihr eignes Gebiet beschränkten Völker zahlreicher als die Bevölkerung der ganzen Erde? Wir sind von gestern, und schon haben wir euer ganzes Gebiet erfüllt, die Städte, Inseln, Castelle, Municipien, Flecken, selbst die Lager, die Tribus, die Dekurien, den Palast, den Senat, das Forum."[1]

Verhältniß der Christen zur Gesammtbevölkerung.

Diese Aeußerungen sind nun freilich große, vielleicht um das zehnfache größere Uebertreibungen als sie es heutzutage in Bezug auf das Verhältniß der christlichen zu den Gesammtbevölkerungen in allen Welttheilen sein würden. Auch stehen sie im entschiedensten Widerspruch mit der um mehrere Decennien späteren Aeußerung des Origenes, der, in entgegengesetzter Richtung übertreibend, sagt, daß die Christen im Vergleich zur gesammten Bevölkerung des römischen Reichs nur „sehr wenige" waren.[2] Einige Zahlenangaben erlauben eine muthmaßliche, freilich nur sehr ungefähre Veranschlagung dieses Verhältnisses. Die römische Gemeinde war sicherlich die größte des ganzen Reichs, und hatte sich vom Tode des Severus bis zur Verfolgung des Decius eines (nur durch eine kurze Verfolgung unter Maximinus getrübten) Friedens zu erfreuen gehabt. Nun belief sich in dieser Gemeinde nach einem Briefe des Papstes Cornelius gegen Ende dieser Friedenszeit (wo sie 46 Presbyter, 7 Diakonen, 7 Unterdiakonen, 50 Lehrer, Exorcisten und Pförtner hatte) die Zahl der Armen, Wittwen und Kranken, die durch die Unterstützungen ihrer Brüder erhalten wurden, auf 1500.[3] Da nun die Gemeinde von Antiochia bei einer Gesammtzahl von 100000 Mitgliedern 3000 Hülfsbedürftige unterstützte, wird man die römische in jener Zeit auf etwa 50000 veranschlagen dürfen,[4] was vielleicht der zwanzigste Theil der Bevölkerung des damaligen Rom war, und einen viel größern Bruchtheil der Bevölkerung dürften dann die Christen im ganzen Reiche bis auf Constantin schwerlich gebildet haben.[5] Mit dieser

1) Id. Apol. 37. 2) Orig. c. Cels. VIII 69. 3) Euseb. H. E. VI 43. 4) Gibbon Hist. Ch. XV 159 ff. 5) Chastel hist. de la destruct. du paganisme dans l'Orient p. 36 veranschlagt die Christen in Constantins Zeit im

Berechnung stimmt auch sehr wohl, daß die alte und berühmte Gemeinde zu Antiochia noch in der Zeit des Theodosius sich nur auf 200000, vielleicht ein Viertel oder Fünftel der gesammten Einwohnerschaft[1] belief.

Verbreitung des Christenthums in den höhern Ständen erst seit Commodus.

Die Christen waren aber nicht bloß noch im dritten Jahrhundert eine kleine Minorität, sondern diese Minorität gehörte wenigstens bis zu dessen Anfang fast ausschließlich den untersten Schichten der Gesellschaft an. Die Heiden spotteten, daß sie nur die einfältigsten, nur Sklaven, Weiber und Kinder zu bekehren vermöchten, daß sie ungebildete, rohe und bäurische Menschen seien, ihre Gemeinden vorwiegend aus geringen Leuten, Handwerkern und alten Frauen bestänben.[2] Ausdrückliche Zeugnisse christlicher Schriftsteller bestätigen, daß der neue Glaube selbst bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts in den höhern Ständen nur vereinzelte Anhänger zählte. Eusebius sagt,[3] der Friede, den die Kirche unter Commodus genoß, habe sehr zu ihrer Ausbreitung beigetragen, „so daß auch von den zu Rom durch Reichthum und Geburt hervorragenden Männern mehrere mit ihrem ganzen Hause und Geschlecht sich dem Heile zuwandten." Unter Alexander Severus sagt Origenes,[4] daß gegenwärtig auch Reiche und manche der hohen Würdenträger, so wie üppige und edelgeborene Frauen die christlichen Boten des Worts aufnahmen: Erfolge also, deren das Christenthum sich früher nicht zu rühmen gehabt hatte. Nach Tertullian nahm Severus Männer und Frauen von senatorischem Stande, deren christliches Bekenntniß offenkundig war, in Schutz; und, wie bereits erwähnt, erregte in der römischen Gemeinde die von Callistus gegen vornehme Proselytinnen geübte Nachsicht Aergerniß.[5] Der Kaiser Valerianus erließ 258 ein Rescript an den Senat, wonach die dem Senatoren- und Ritterstande angehörigen Christen ihrer Güter verlustig sein, und wenn sie bei ihrem Glauben beharrten, mit dem Tode bestraft werden, die christlichen Angehörigen des kaiserlichen Hauses und Hofstaats in Ketten zur Strafarbeit auf die

---

Occident auf $^1/_{15}$, im Orient vielleicht $^1/_{10}$, durchschnittlich $^1/_{12}$ der Gesammtbevölkerung (ebenso La Bastie).

1) Marquardt Hdb. III 1, 195. 2) Th. I^3 413 f. 3) Euseb. H. E. V 21. 4) Orig. c. Cels. III 9. 5) Th. I^3 417.

kaiserlichen Besitzungen vertheilt werden sollten.[1] Von der Zeit des Commodus ab ist also die Verbreitung des Christenthums in den höhern Ständen eben so ausdrücklich und vielfach bezeugt, als es an solchen Zeugnissen für die frühere Zeit durchaus fehlt.

Seltne Erwähnung und Unkenntniß des Christenthums bis ins 3. Jahrhundert.

Damit stimmt vollkommen, daß Christen und Christenthum bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts in der klassischen Litteratur nur sehr selten und beiläufig, gleichgültig und geringschätzig erwähnt werden. Die Aeußerungen des j. Plinius und Tacitus zeigen, daß die neue Sekte in Trajans Zeit die Aufmerksamkeit der höhern Kreise Roms noch nicht so weit erregt hatte, daß man es der Mühe für werth hielt sich genauer über sie zu unterrichten. Epiktet und Marc Aurel gedenken zwar des Muthes, mit dem die Christen in den Tod gingen, aber beiden schien dieser Muth nicht auf vernünftiger Ueberzeugung, sondern auf Gewöhnung und hartnäckigem Trotz zu beruhn, Marc Aurel fand überdies, daß er der Würde ermangle und selbst etwas theatralisches habe.[2] Dem Aristides erschien die Demuth der Christen, die er „die Gottlosen in Palästina" nennt, als Niedrigkeit der Gesinnung, ihre Ueberzeugungstreue als Anmaßung, und die Vereinigung zweier so entgegengesetzter Eigenschaften als für sie besonders charakteristisch.[3] Galen, der die Tugend der Christen anerkannte,[4] hatte für den unbedingten Glauben, mit dem die Anhänger des Moses und Christus an unbewiesenen Sätzen hingen, nur verächtliches Staunen,[5] da ihm wie allen Heiden der Begriff eines religiösen Dogmas etwas völlig fremdes war. In der weitschichtigen und höchst ausführlichen Geschichte Roms, die Cassius Dio unter Alexander Severus bis auf seine eigne Zeit fortführte, war offenbar der Christen nirgend gedacht: die unter Domitian verfolgten Christen waren nach seiner Angabe „des Atheismus und der Befolgung jüdischer Gebräuche" angeklagt, auch er hielt also das Christenthum für eine jüdische Sekte. Auch Herodian nennt sie nicht, und selbst die Verfasser der

1) Cyprian. epp. 80. Clinton F. R. ad a. 258. 2) Epictet. D. IV 7. M. Anton. XI 3. 3) Aristid. or. XLVI p. 309 J. Vgl. die Schilderung einer allen Lastern ergebnen Christin Apulej. Met. XI 14 (certae religionis mentita sacrilega praesumtione). 4) Oben S. 522, 2. 5) Galen. ed. K. VIII 579. 657. ib. p. 171.

Kaiserbiographien, die zum Theil schon unter Constantin schrieben, erwähnen sie nur äußerst selten und beiläufig. Die ersten heidnischen Schriften gegen das Christenthum erschienen nicht vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts.[1] Die des Fronto wiederholten noch die absurdesten Erdichtungen des Pöbels;[2] aber auch der Platoniker Celsus (um 150), der durch einen Juden über den Inhalt der christlichen Lehre genau unterrichtet war, sprach sich in seiner ausführlichen gegen sie gerichteten Schrift dahin aus, daß der Streit zwischen Juden und Christen (der seiner Meinung nach sich einzig darum drehte, ob der prophezeite Heiland bereits erschienen sei oder nicht) ein Streit „um des Esels Schatten" sei.[3]

Heidnische Convertiten der höhern Stände vor Commodus.

Die sehr wenigen Personen der höhern Stände in der Zeit vor Commodus, deren Bekehrung zum Christenthum mit einiger Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit behauptet werden kann, sind die im J. 58 „wegen ausländischen Aberglaubens" angeklagte Pomponia Grăcina Gemahlin des Consul Plautius, der im J. 95 hingerichtete Consul Flavius Clemens und dessen nach Pontia verbannte Gemahlin (oder Schwester) Flavia Domitilla.[4] Dagegen für die gleichzeitig erfolgte Hinrichtung des Acilius Glabrio (Consul 91) das Bekenntniß des Christenthums als Grund vorauszusetzen, bietet das unklare Excerpt aus Dios Geschichte keinen hinlänglichen Anhalt; nach Sueton erfolgte seine Verurtheilung auf Grund angeblicher Umsturzpläne.[5]

Auch für die alte Sage von persönlichen Beziehungen des Philo-

1) Phlegon scheint (im 13. oder 14. Buch der Chronica) die Sonnenfinsterniß und die Erdbeben beim Kreuzestode Christi ohne eine Aeußerung des Zweifels erwähnt zu haben, Orig. c. Cels. II 33; eine (in Erfüllung gegangene) Prophezeiung des Petrus hatte er Christus zugeschrieben Id. ib. II 14. Bei einem Autor, für den alle Wunder als solche Interesse hatten, ist daraus kein Schluß auf seine Stellung zum Christenthum oder auch nur auf eine wirkliche Kenntniß desselben zu ziehen.

2) Minuc. Fel. Octav. c. 13. Fronto ed. Naber p. 263.

3) Orig. c. Cels. III 1. 4) Th. I³ 414–416.

5) Dio LXVII 14. Sueton. Domit. c. 10. Unbegreiflich ist daher, daß De Rossi Bull. crist. 1865 p. 20: Il biografo di Agricola (c. 45) manifestamente allude in especie ai consoli Flavio Clemente ed Acilio Glabrione uccisi, alle due (?) Domitille ed agli altri ad un tempo dannati per la causa medesima. Ebenso weiß ich nicht, weßhalb derselbe den unter Commodus als Christen enthaupteten Apollonius (Euseb. H. E. V 21: *ἄνδρα τῶν τότε πιστῶν ἐπὶ παιδείᾳ καὶ φιλοσοφίᾳ βεβοημένον*) für einen Senator hält.

sophen Seneca zum Apostel Paulus hat sich trotz eifriger Bemühungen ein thatsächlicher Anhalt bisher nicht auffinden lassen, während andrerseits ihre Entstehung sehr begreiflich ist. Die theologische Anschauung, welche dem Heidenthum die Fähigkeit einer sittlichen Erhebung aus eigner Kraft durchaus bestritt, wollte und durfte damals so wenig als jetzt die mit der christlichen so wesentlich übereinstimmende Sittenlehre Senecas als ein Produkt der heidnischen Philosophie allein gelten lassen. Ihren Ursprung auf die Einwirkung des Apostels zurückzuführen lag um so näher, da seine zweijährige Gefangenschaft in Rom ihn leicht in Berührung mit Seneca bringen konnte, zumal da der Proconsul Junius Gallio, der den in Korinth von den Juden vor sein Tribunal geführten Apostel freisprach, dessen Bruder war. Tertullian scheint die Tradition noch nicht zu kennen, er sagt Seneca ist „häufig der unsre:“[1] seine Uebereinstimmung mit christlichen Lehren erschien ihm also als keine durchgängige und als die eines außerhalb stehenden. Hieronymus aber las bereits die noch jetzt vorhandenen Briefe zwischen dem Philosophen und dem Apostel: eine der zahlreichen litterarischen Fälschungen, die der christliche Glaubenseifer verursachte. Eine kürzlich entdeckte Inschrift etwa vom Ende des dritten oder Anfang des vierten Jahrhunderts zeigt, daß in einer christlichen Familie, die ihren Ursprung auf die Annäus Seneca zurückführte oder doch ihren Namen von ihnen ableitete, jene Tradition werth gehalten wurde: eine Grabschrift zu Ostia ist von einem M. Annäus Paulus seinem Sohne M. Annäus Paulus Petrus gesetzt worden. Die Namen der Apostel waren bei den Christen sehr beliebt, der erstere so wie die Verbindung beider bei Heiden unerhört; ohne Zweifel sind beide Annäus Christen gewesen.[2]

Das angebliche Verhältniß des Seneca zum Apostel Paulus.

So wenig aber die Möglichkeit eines persönlichen Verhältnisses zwischen dem Apostel und dem Philosophen geläugnet werden kann, so müssen doch alle bisherigen Versuche diese Möglichkeit zur Gewißheit zu erheben als völlig mißlungen betrachtet werden. Aus der kürzlich gemachten Entdeckung, daß Senecas Consulat in die zweite Hälfte des Jahres 57 fiel, hat man schließen wollen, daß er als Beisitzer des kaiserlichen Raths zu den Richtern des Apostels gehört

1) Tertull. de anima c. 20. 2) De Rossi Bull. cr. V (1867) p. 6.

haben müſſe. Aber die Anſetzung der Anweſenheit deſſelben zu Rom in den Jahren 56—58 iſt nicht erwieſen,[1] mit größerer Wahrſcheinlichkeit wird ſie in die Zeit von 61—63[2] oder 62—64 verlegt.[3] Ebenſo wenig iſt gewiß, daß der Präfekt der Prätorianer, dem Paulus übergeben wurde, Senecas Freund Afranius Burrus war.[4]

Die oft faſt wörtlich mit den Aeußerungen des Paulus über die allgemeine Sündhaftigkeit übereinſtimmenden Ausſprüche Senecas, die freilich „aus gleichartigen Zuſtänden, Erfahrungen und Stimmungen hervorgegangen" ſein müſſen, ſo wie alles was bei Seneca an chriſtliche Anſchauungen ſtreift,[5] erklären ſich vollkommen aus einer Entwicklungsform der ſtoiſchen Philoſophie, die in deren innerſtem Weſen begründet war, und in milden Geiſtern ſehr natürlich gerade ſo ſich geſtaltete, wie wir es nicht bloß bei Seneca, ſondern bei Epiktet und Marc Aurel finden, von denen keine Tradition behauptet, daß ſie aus chriſtlichen Quellen geſchöpft haben.

Geringſchätzung des Chriſtenthums in der heidniſchen Welt bis zum 3. Jahrhundert.

Nach allem alſo, was wir über die erſten Jahrhunderte wiſſen, iſt es kaum denkbar, daß in der heidniſchen Welt vor der Zeit der Severe die welthiſtoriſche Bedeutung der neuen, ſo wenig beachteten und ſo geringſchätzig beurtheilten Religion auch nur geahnt worden iſt. Was konnte dieſer Haufe geringer, unwiſſender, weltſcheuer Menſchen gegen die Ordnung des für die Ewigkeit gegründeten Weltreichs vermögen? Herrſchen die Römer, rief man ihnen zu, nicht ohne Euren Gott über die ganze Welt und über Euch ſelbſt?[6] Euer Gott, ſagt Celſus, hat denen, die ſich zu ihm bekennen, ſeinen Beiſtand verſprochen und noch viel größeres, wie Ihr ſagt, und ſeht nun ſelbſt wie er jenen (den Römern) und wie er Euch geholfen hat. Statt daß Ihr Herrn der ganzen Erde ſein ſolltet, iſt Euch nicht einmal eine Erdſcholle oder ein Heerd geblieben, und irrt Ihr noch im Verborgenen umher, ſo wird nach Euch gefahndet um Euch mit dem Tode büßen zu laſſen." Vollends die Idee einer Weltreligion mußte in einem Reich, wo ſo viele Religionen neben einander be-

1) Wie De Rossi annimmt a. a. O. 1866 p. 62. 2) So auch Reumont G. d. St. Rom I 365. 3) Bleek, Einl. in d. neue Teſtament. 2. Aufl. (1866) S. 429 § 158. 4) Bleek a. a. O. S. 428. 5) Zeller, G. d. Ph. III 1, 637, 1 und 644 f. 6) Minuc. Fel. c. 12.

ſtanden, unbegreiflich erſcheinen. „Wäre es nur möglich, ſagt derſelbe Autor, daß alle Hellenen und Barbaren in Aſien, Europa und Afrika bis zu den Grenzen der Erde einmüthig an ein Geſetz glaubten! — Aber wer das für möglich hält, iſt ohne allen Verſtand!“[1]

Die lange Agonie des Heidenthums ein Beweis für ſeine Lebenskraft.

Als ſich aber der Sieg des Chriſtenthums mit der Gewährleiſtung der vollkommenen Religionsfreiheit ſeiner Bekenner durch Conſtantin entſchieden hatte, und nun auch die ſiegreiche Religion ſogleich ihre Macht zur Unterdrückung des Heidenthums zu üben begann,[2] als der alte Glaube nicht nur keinen Vortheil mehr gewährte, ſondern ſeinen Anhängern je länger je mehr Ungemach und Verfolgung brachte: da hätte ſein völliger Untergang und der Fortſchritt zur Alleinherrſchaft des Chriſtenthums ſich in kürzeſter Zeit vollziehen müſſen, wenn das Heidenthum wirklich ſchon ſeit Jahrhunderten in Verfall und Auflöſung begriffen geweſen war. Daß ſein Todeskampf noch zwei Jahrhunderte währte, obwol er mit den ungleichſten Waffen geführt wurde: daß der nun völlig macht- und wehrloſe Götterglaube ſo lange nicht ſterben konnte, obwol das Chriſtenthum unermüdlich und je länger deſto ſchonungsloſer alle ſeine Lebensregungen mit Zwang, Plünderung, Zerſtörung und Verfolgung jeder Art zu tödten fortfuhr: das beweiſt allein ſchon, wie gewaltig die Lebenskraft auch des gealterten Heidenthums noch war. Nachdem ſeit den Toleranzedikten Conſtantins das Chriſtenthum ſich (mit Ausnahme der kurzen Reaction Julians) während eines Zeitraums von ſiebzig Jahren der Gunſt und Förderung durch die weltliche Macht erfreut hatte, hatte es doch, wie bemerkt, ſchwerlich auch nur die Hälfte der Bevölkerung gewonnen. Faſt der ganze römiſche Adel war zur Zeit des Julianus der alten Religion ergeben, zu der auch noch unter Theodoſius etwa die Hälfte des Senats ſich bekannte.[3] Aber auch in der ſeit 380 von Theodoſius begonnenen Verfolgung erwies der alte Glaube eine ungemein zähe Widerſtandskraft. Mit Feuer und Eiſen wurden erſt im Orient, dann im Occident Tempel, Capellen und Stätten der alten Kulte in Schutt und Aſche gelegt. Doch wenn die zerſtreute und wehrloſe ländliche Bevölkerung unter bittern Klagen

1) Orig. c. Cels. VIII 69—72. 2) Laſaulx, Untergang des Hellenismus 51.
3) Laſaulx S. 99 f.

die Zerstörung der Heiligthümer geschehn lassen mußte, „auf die sie für Mann, Weib und Kind, für ihr Vieh, ihre Saaten und Pflanzungen ihre Hoffnung setzten, und mit denen ihnen alle Freuden des Lebens unterzugehen schienen" (Libanius):[1] so kam es in den Städten oft genug zu blutigen Kämpfen zwischen den gegen die Tempel wüthenden Schaaren der Geistlichen und Mönche und dem Volke. Mit Ausnahme der directen Zwangsbekehrung wurde jeder Akt der Gewalt zur Unterdrückung des Heidenthums angewendet: Verbote aller Opfer und Kulthandlungen so wie des Tempelbesuches unter Androhung der schärfsten Strafen, Aufhebung der Privilegien der Priester, deren Verweisung aus den Städten, Einziehung der Tempelgüter; doch die wiederholte Einschärfung dieser Anordnungen und Strafen während des 5. und noch im 6. Jahrhundert zeigt, wie äußerst langsam die Ausrottung des alten Glaubens auch dann erfolgte, da ihm scheinbar schon alle Lebensbedingungen entzogen worden. Daß mit der drakonischen Härte der Gesetzgebung sich zur Verfolgung des wehrlosen Heidenthums nun auch Frevel und Raubgier verbanden, beweisen die wiederholten Ermahnungen des Augustinus, nicht unter dem Deckmantel der Religion die Heiden zu plündern und das kaiserliche Rescript v. J. 423.[2] Auch das Heidenthum hatte nun seine Märtyrer,[3] und die scheußliche Ermordung der schönen und tugendhaften Hypatia zu Alexandria durch die Banden des Bischofs Cyrillus im J. 415 zeigt, bis zu welchen Greueln der Fanatismus des christlichen Pöbels fortgerissen werden konnte.[4]

Anderthalb Jahrhunderte hatte der systematische Vernichtungskampf gegen das Heidenthum gewährt, und noch immer war sein Leben nicht völlig erloschen. Im Jahre 528 sah Justinian sich veranlaßt eine große Verfolgung der sogenannten Hellenen anzuordnen. In Constantinopel selbst wurden unter Patriciern, Gelehrten und Aerzten zahlreiche Anhänger des alten Glaubens entdeckt und ergriffen, von denen einer sich den Tod gab, die übrigen das Christenthum annahmen. Der Bischof Johannes von Asien bereiste 532 in kaiserlichem Auftrage die Provinzen Karien, Lydien und Phrygien und

1) Lasaulx 101 f. 2) Derf. S. 131 f. 3) Derf. 140. 4) Derf. 128 f.

bekehrte und taufte dort 70000 Menschen. Wer auf Götzenopfern betroffen wurde, sollte mit dem Tode bestraft werden.[1] Im Occident hat die Fluth der Völkerwanderung, die mit den Fundamenten der antiken Kultur zugleich die des Heidenthums zerwühlte, dessen Untergang mächtig beschleunigt; doch wurde der letzte Apollotempel auf Monte Casino erst 529 von dem h. Benedikt in ein Kloster umgewandelt, in demselben Jahr, in welchem die sieben letzten Athenischen Philosophen, durch ein Edikt Justinians vertrieben auswanderten, um eine Zuflucht in Persien bei König Chosroes zu suchen.

Heidnische Elemente, die den Untergang des Heidenthums überlebten.

Doch auch so konnte die Vernichtung des Heidenthums keine völlige sein. In ihm waren Elemente, die aller Zerstörung Trotz boten, weil sie auf unabweisbaren Bedürfnissen eines großen Theils der Menschheit beruhten: und diese haben in neuen Formen innerhalb des Christenthums Raum gefunden und so den Untergang des alten Glaubens überdauert. Es war nicht bloß die heidnische Festlust, die auch im neuen Glauben Befriedigung forderte und die Kirche veranlaßte Gelage und Lustbarkeiten an den Gräbern der Märtyrer zu dulden und durch Verlegung christlicher Feste auf die Tage der abgeschaften heidnischen dem Volke für diese Ersatz zu bieten.[2] Es war vor allem die tiefe Sehnsucht den unendlichen Abstand zwischen Menschheit und Gottheit durch Mittelwesen zu füllen, die den entgötterten Himmel aufs neue mit einem bald ins unermeßliche wachsenden Chor heiliger Gestalten bevölkerte. Wenn Augustinus die Vergleichung des Cultus der Heiligen und Märtyrer mit dem Polytheismus zurückweist, so haben andre Kirchenschriftsteller, wie Basilius, ihnen genau denselben Platz in der Weltordnung angewiesen wie der spätere Platonismus den Dämonen und Heroen, oder, wie Theodoret, zwischen diesem und jenen Kultus geradezu Parallelen gezogen, um nachzuweisen, „daß an die Stelle des falschen und irrigen das wahrhaft göttliche getreten sei.“[3] Doch nicht immer sind heilige Personen des neuen Glaubens an die Stelle der alten Götter und Heroen getreten, sondern diese haben sich geradezu in jene verwandelt, so wie ihre Mythen in christliche Legenden: den christlichen Märtyrer Hippolytus läßt z. B.

1) Lasaulx 145 ff. 2) Baur, die christl. Kirche v. Anfang d. 4. bis Ende d. 6. Jahrhunderts 274. Lasaulx a. a. O. 141 f. 3) Baur a. a. O. 271 ff.

die Legende von Pferden zerreißen, weil dies das Ende des attischen Königssohnes war, dessen Namen er trug.[1]

„An allem demjenigen, sagt Theodoret,[2] was an den Gräbern der Märtyrer geschieht, sollten die Griechen am wenigsten sich stoßen; denn von ihnen kommen ja die Libationen, die Sühnungen, die Heroen, die Halbgötter, die vergöttlichten Menschen. Herakles, Asklepios, Dionysos, die Dioskuren und so viele andre sind zu Göttern erhoben worden: wie kann man es also den Christen vorwerfen, wenn sie die Märtyrer nicht zu Göttern machen, sondern als Zeugen und Diener Gottes ehren; — wer verdient es besser als sie, die Vorfechter der Menschen, ihre Helfer und Beschützer, die Abwehrer der Uebel, die Vertreiber der von den Dämonen verhängten Plagen sind? Kinderlose und unfruchtbare Frauen bitten sie, daß sie Mütter werden; wer eine Gabe erlangt hat, fleht sie um ihre Bewahrung an; die eine Reise unternehmen, bitten sie um ihre Begleitung auf dem Wege, Zurückkommende bringen ihnen ihren Dank dar, Zeugnisse der erfüllten Wünsche sind die ihnen geweihten Geschenke, goldene und silberne Bilder von Augen, Füßen und Händen. Die Tempel der Götter sind zerstört, denn seine eignen Todten hat der Herr des Alls statt jener eingeführt, jene hinausgewiesen und ihre Ehren diesen verliehen. Statt der Pandien, Diasien, Dionysien und der andern Feste werden jetzt die festlichen Tage des Petrus, Paulus, Thomas, Sergius, Marcellus und anderer Märtyrer begangen.“ Wenn Theodoret hinzufügt, dies geschehe nicht mit heidnischem Gepränge und sinnlicher Lust, sondern mit christlicher Nüchternheit und Sittsamkeit, so ergibt sich aus den oben angeführten Zeugnissen Augustins, daß diese Behauptung mindestens großer Einschränkung bedarf.

1) Döllinger, Hippolyt u. Callistus 55 f. C. Wachsmuth Griechenland, im alten d. neue. 2) Baur a. a. O.

V.

Die Philosophie als Erzieherin zur Sittlichkeit.

Daß auch die ganze antike Sittlichkeit im innigſten Zuſammenhange mit der Religion ſteht, daß die Götter als Lenker der ſittlichen Weltordnung und Vollſtrecker ihrer Geſetze von den Menſchen die Erfüllung der ſittlichen Pflichten fordern, das Gute belohnen, das Böſe ſtrafen: dies alles braucht für niemanden, der die antike Litteratur auch noch ſo oberflächlich kennt, erſt geſagt zu werden. Nachdem aber oben nachgewieſen worden iſt, daß der Götterglaube auch im ſpäten Alterthum in den Maſſen unverändert fortbeſtand, bedarf die Anſicht der Widerlegung, es habe der Anthropomorphismus der griechiſchen Religion, der ſich dann auch dem römiſchen Volksglauben mitgetheilt hatte, entſittlichend wirken können; indem er den Göttern menſchliche Schwächen und Leidenſchaften beilegte und ſie die ſittlichen Geſetze übertreten ließ. Auch im Alterthum iſt dieſe Anſicht gehegt worden. Dionys von Halikarnaß gab der römiſchen Theologie der Vorzug vor der griechiſchen, da der Nutzen der Legenden in der letztern gering ſei und ſich nur auf die wenigen erſtrecke, die ihren wahren Sinn erkannt hätten. Der große, der philoſophiſchen Bildung baare Haufe dagegen werde durch ſie zur Verachtung der Götter geführt oder dazu, die den Göttern beigelegten Schändlichkeiten und Verbrechen für erlaubt zu halten.[1] Daß Dionys in ſeiner Polemik gegen die Unvernunft des Volksglaubens ſich zu einer ſolchen Behauptung hinreißen ließ, iſt um ſo begreiflicher, da man annehmen darf,

Der Zuſammenhang der antiken Sittlichkeit mit der Religion und ihre angebliche Gefährdung durch den Anthropomorphismus.

1) Dionys. Hal. Ant. R. II 20.

daß die Sophiſtik, die ſich die Beſchönigung des Verbrechens zur Aufgabe machte, in der That nicht verſchmähte, auch der Legende Argumente zu entlehnen. Aber völlig undenkbar iſt, daß die Thaten, welche die Legende von den Göttern berichtet, jemals wirklich im Alterthum Menſchen in ihrem ſittlichen Bewußtſein hätten beirren können, die überhaupt geiſtig und ſittlich zurechnungsfähig waren; daß Ehebrecher, Mörder, Diebe ihre Verbrechen mit den Beiſpielen Jupiters, Merkurs u. ſ. w. vor ſich und andern im Ernſt gerechtfertigt haben ſollten. Seneca drückt ſich über dieſen Punkt ſo aus, als wenn er die Möglichkeit eines ſo unbedingten Glaubens an den Inhalt der Legenden, daß er den Menſchen die Scheu vor der Sünde benehmen würde, gar nicht befürchtete:[1] und ohne Zweifel mit Recht. Denn wenn die Ungläubigen den Volksglauben gerade wegen dieſer Fabeln verwarfen, ſo löſten die Vernunftgläubigen zu allen Zeiten die Widerſprüche zwiſchen der Ueberlieferung und den Forderungen der Vernunft durch Kritik und Interpretation; und die naiv und reflexionslos gläubigen beſchieden ſich hier Myſterien zu erkennen, an die das menſchliche Verſtändniß nicht reichte, aus denen alſo um ſo weniger Normen für menſchliches Handeln hergeleitet werden konnten.

Gegenüber den ſo überaus zahlreichen Zeugniſſen für den Glauben an eine auf dem Willen der Götter beruhende und durch ihn aufrecht erhaltene ſittliche Weltordnung, die in der griechiſchen und römiſchen Litteratur überall verſtreut ſind,[2] beruft man ſich auf einige wenige frivole Scherze in Luſtſpielen und Liebesgedichten, wo Verliebte für ihre Liſten und Verirrungen, ſelbſt für Schändlichkeiten das Beiſpiel Jupiters und andrer Götter zur Entſchuldigung anführen, ja ſogar auf den Monolog der Byblis in Ovids Metamorphoſen, die ihre unnatürliche Leidenſchaft für ihren Bruder durch die Geſchwiſterehe der Götter vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen ſucht![3] Mit

1) Seneca de vit. beata 26, 6: quibus nihil aliud actum est, quam ut pudor hominibus peccandi demeretur, si tales deos credidissent.

2) Vgl. z. B. Nägelsbach Nachhomer. Theol. S. 27 ff.

3) Ovid. M. IX 497 sqq. Die übrigen von Tzſchirner Fall des Heidenthums S. 26 angeführten Stellen ſind Meleagr. Epigr. 10; 14; 40. Terent. Eunuch. III 5, 34 (hierüber ſchon Augustin. Confess. I) u. Martial. XI 43.

demſelben oder noch beſſerm Grunde könnte man die öfter[1] aufgeſtellte Behauptung, die ſchon die chriſtlichen Apologeten des Alterthums in Verlegenheit ſetzte,[2] daß die Vergehungen der Erzväter und andrer gottgefälliger Männer des alten Teſtaments als demoraliſirende Beiſpiele gewirkt haben, durch ähnliche ſcherzhafte oder freche Aeußerungen in der neuern Litteratur zu ſtützen ſuchen, in denen ſich „der Teufel auf die Schrift beruft:“ hier ſei nur an ein ſehr gemeines Gedicht Bürgers (Frau Schnips) erinnert. Iſt es noch nöthig zu erinnern, daß nicht bloß die bürgerliche Geſetzgebung jene Vergehungen überall ſtreng beſtrafte, ſondern daß die Götter auch als Beſchützer derſelben Geſetze, die ſie nach der Legende gebrochen hatten, verehrt und angerufen wurden, wie namentlich der griechiſche Zeus ſo wie der römiſche Jupiter ein Gott der Ehe war?

Mißverſtändniß der Natur der Gottheit und ihres Willens ſind in keiner Religion ausgeſchloſſen, Benjamin Conſtant (deſſen Bemerkungen über den Polytheismus überhaupt auch auf den damaligen Polytheismus Anwendung finden),[3] erinnert ſehr richtig, daß der allgemeine Geiſt der Kulte oft mit ihren ſittlichen Geboten in Widerſpruch ſteht, und daß die Leidenſchaften, die jener anregt, dieſen hemmend entgegentreten; daß oft genug Morde in gutem Glauben vollbracht worden ſind um einem Gott zu gefallen, zu deſſen Geboten das „du ſollſt nicht tödten!“ gehört. „Die Fabeln, die eine Religion heiligt, ſind der Gegenſtand einer in gewiſſer Hinſicht mechaniſchen Gläubigkeit: ſie ſcheinen ſich zuweilen in einem beſondern Fach der menſchlichen Köpfe feſtzuſetzen, ohne es je wieder zu verlaſſen. Rom führte ſeinen Urſprung auf die Liebſchaft des Mars und der Rhea Silvia zurück, nichtsdeſtoweniger erlitt jede verführte Veſtalin eine furchtbare Strafe.“

Conſtant erläutert den unzweifelhaft richtigen Satz, daß die Freiheiten, die ſich die Götter in der Legende in Bezug auf das Sittengeſetz erlauben, keineswegs ihre Gleichgültigkeit gegen daſſelbe beweiſen, durch das Beiſpiel der Könige, deren Ausſchweifungen nichts an den Geſetzen gegen die Ausſchweifungen der Staatsangehörigen

1) Z. B. von Seume (Spaziergang nach Syrakus). 2) Tzſchirner a. a O. 540 f. 3) B. Constant Du polythéisme Romain (1833) I 57 ff.

ändern. „In dem macedoniſchen Lager wurde der des Mordes überführte Soldat von Alexander verurtheilt, obwohl er ſelbſt der Mörder des Clitus war. Gleich den Großen dieſer Welt haben die Götter einen öffentlichen und einen Privatcharakter. In jenem ſind ſie die Stützen der Sittlichkeit, in dieſem folgen ſie nur ihren Neigungen, aber Beziehungen zu den Menſchen haben ſie nur in ihrem öffentlichen Charakter.“

„Die Götter ſind nicht Urheber, ſondern Gewährleiſter des Sittengeſetzes. Sie beſchützen es, aber ändern es nicht; ſie erlaſſen ſeine Gebote nicht, ſondern erhalten ſie in Kraft. Sie belohnen das Gute, beſtrafen das Böſe, aber ihr Wille entſcheidet nicht, was gut und böſe iſt, und die menſchlichen Handlungen leiten ihr Verdienſt aus ſich ſelbſt ab.“

Weſen der antiken Sittlichkeit im Gegenſatz zur chriſtlichen.

Wenn nun auch der Glaube an das Walten göttlicher Mächte, die Ehrfurcht vor ihrem Willen, die Hoffnung auf ihre Gnade, die Furcht vor ihrem Zorn, im ganzen Alterthum zu den weſentlichſten Stützen der Sittlichkeit gehört und (wie bemerkt) auch als ſolche gegolten haben, ſo war doch die Sittlichkeit nicht eigentlich darauf gegründet. Die Pflichten der Menſchen gegen Gottheit, Menſchheit und ihr eignes Selbſt waren nicht durch Offenbarungen eines höhern Willens, nicht durch die Lehre eines göttlichen Propheten verkündet: die Heiden hatten das Geſetz nicht von außerhalb empfangen, ſie waren, wie der Apoſtel ſagt, ſich ſelbſt das Geſetz: das menſchliche Pflichtbewußtſein, die menſchliche Erkenntniß des Guten und Böſen war der Grund, auf dem die Sittlichkeit des griechiſchen und römiſchen Alterthums beruhte. Und der antike Menſch war nicht bloß auf ſeine eigne Erkenntniß, ſondern auch auf ſeine eigne Kraft gewieſen. Daß ſeiner Natur die Sünde angeboren, daß ſie von Grund aus böſe ſei, davon wußte er nichts,[1] und hatte deßhalb auch nicht das Gefühl der eignen Hülfloſigkeit, und ebenſo wenig den Glauben an

1) Die Orphiſche (ſchwerlich zu irgend einer Zeit ſehr verbreitete) Lehre von dem Böſen in der Menſchennatur als einer Folge der Abſtammung von den Titanen iſt von dieſem Glauben weſentlich verſchieden: Lobeck Aglaoph. 568.

ſeine Erlöſung durch eine höhere Macht als das Bedürfniß dieſes Glaubens. Ihm fehlte daher auch das Verſtändniß dafür, daß der Glaube, den das Chriſtenthum als Bedingung der Erlöſung fordert, vollends daß die Unterordnung der Vernunft unter den Glauben ein Verdienſt ſein, eine erlöſende und beſeligende Kraft haben könne. Zu den Cardinaltugenden des auf ſich ſelbſt geſtellten Menſchen konnte ihm die Demuth nicht gehören, noch weniger die ertragende Geduld, die dem, der eine Backe ſchlägt, die andre hinreicht. Ariſtoteles nennt gelaſſenes Ertragen von Beſchimpfungen und Demuth gegenüber verächtlicher Behandlung Beweiſe einer knechtiſchen Geſinnung.[1] Der Menſch des Alterthums fühlte in ſich den Muth, zwar unter dem Beiſtande der Gottheit, die nur das Gute wollen konnte, aber durch eigne Kraft dem göttlichen in ſeiner Natur deren niedere Triebe zu unterwerfen: und er bedurfte deßhalb auch nicht der Hoffnung als einer nothwendigen und unentbehrlichen Stütze.

Verhältniß zur Gottheit und Menſchheit.

Von der Gottheit fühlte er ſich ſchon darum nicht durch einen unermeßlichen Abſtand getrennt, weil er ihr nicht als Geſchöpf dem Schöpfer gegenüberſtand: und das verſchiedene Verhältniß zur Gottheit bedingte auch ein verſchiedenes Verhältniß zur Menſchheit. Die chriſtliche Grundanſchauung, daß alle Menſchen Erſchaffene eines Schöpfers, Kinder eines Vaters, folglich durch das Band der Brüderlichkeit verbunden, gleichberechtigt und gleichverpflichtet zu gleicher Liebe ſind: dieſe Anſchauung hat ſich im außerchriſtlichen Alterthum erſt in der Zeit des römiſchen Weltreichs entwickelt:[2] allgemein iſt ſie nie geworden. Im Gegenſatz zu jener unterſchiedsloſen Gleichheit aller geſchaffenen vor Gott, erkannte das griechiſche und römiſche Alterthum die zahlreichen Abſtufungen der menſchlichen Exiſtenz, die politiſche, nationale und ſociale Entwickelungen geſchaffen hatten, als zu Recht beſtehend an, und weder ein göttliches Gebot noch ein ſittliches Geſetz hinderte den bevorzugten ſein beſſeres Recht gegenüber dem minder berechtigten in ſeiner ganzen Tragweite geltend zu machen. Die Exiſtenz des Menſchen war für den Menſchen nicht in dem Grade heilig und unverletzlich, wie ſie es vor einer Gottheit ſein

1) Aristot. Eth. Eudem. III 3 (Bekk. 1231ᵃ). Eth. Nicomach. IV 11 (Bekk. 1126ᵃ). 2) Zeller G. d. Ph. III 1, 12.

muß, von der alles Leben ausgeht, und die das ihr allein zuſtehende Recht ihre Geſchöpfe zu vernichten dieſen gegeneinander nicht nur nicht eingeräumt, ſondern ausdrücklich verſagt hat. Aus der Stellung, die dem Menſchen die antike Auffaſſung der Weltordnung anwies, ergab ſich ihm mit ſeiner größern Freiheit und Selbſtändigkeit auch eine weiter gehende Befugniß über die Exiſtenz der in ſeine Obhut oder Macht gegebenen zu verfügen. Nicht bloß der Herr hatte das Recht über das Leben ſeiner Sklaven, auch der Vater hatte es über das ſeiner Kinder, und ſolchen, die der Geſellſchaft zur Laſt ſein würden, das Leben zu entziehn, haben Plato und Ariſtoteles ausdrücklich empfohlen.[1]

Die Moralphiloſophie. Die Erkenntniß Grundlage der Glückſeligkeit.

Denſelben Charakter der Subjektivität wie das ethiſche Bewußtſein des Alterthums trägt auch ſeine Moralphiloſophie, die ſich in Griechenland in der nachariſtoteliſchen Zeit in verſchiedenen, in ihren Wegen weit von einander abweichenden, doch in ihren Zielen zuſammentreffenden Schulen ausbildete, und ſeit der Mitte des zweiten vorchriſtlichen Jahrhunderts auch in der römiſchen Welt verbreitete. Sie ſtellte dem Menſchen die Glückſeligkeit (das höchſte Gut) nicht in einem andern, ſondern ſchon in dieſem Leben in Ausſicht, und zeigte ſie ihm als ein für jeden und zwar durch eigne Kraft erreichbares Ziel. Sie wies ihn an, ſeinen Halt, den der Chriſt im Vertrauen auf die Hülfe einer höhern Macht findet, in ſeinem eignen Innern zu ſuchen, das ihm der feſte Punkt in dem Kosmos der ſittlichen Welt werden ſollte. Während das Chriſtenthum die Erlöſung durch den Glauben verheißt, verkündete die antike Philoſophie die Befreiung durch das Wiſſen. Die Erkenntniß des böſen und guten, nach der Bibel die Verheißung des Verſuchers, war für ſie das erreichbare Ziel alles menſchlichen Strebens. Dem wiſſenden (dem weiſen) wurden die Uebel, die die Menſchheit quälen, weſenlos, oder ſie vermochten doch nicht ſeine in ſich ſelbſt ruhende und abgeſchloſſene Seligkeit zu ſtören, die Erkenntniß überwand ſelbſt die Schrecken des Todes; war doch, wie Socrates ſagte, das ganze Leben der Philoſophen eine Vorbereitung auf den Tod.[2] Durch die Erkenntniß ward der Menſch über das Niveau menſchlicher Schwäche er-

1) Zeller II 1, 586. II 2, 574. 2) Cic. Tusc. I 30.

hoben, den Einwirkungen der Außenwelt entzogen, für ihre Schläge unverwundbar. Jene Seligkeit aber beſtand nicht im Beſitz ſondern in der Entſagung, der Bedürfnißloſigkeit, im Verzicht nicht bloß auf äußere Güter, ſondern auch auf die wichtigſten Intereſſen, auf die angebornen und beglückendſten Neigungen und Gefühle der menſchlichen Natur. Der Wahlſpruch Epiktets: Ertrage und Entſage! faßt in gewiſſem Sinne die Summe der Lebensweisheit, alſo auch die Glückſeligkeitslehre aller philoſophiſchen Syſteme zuſammen. Der Zweck aller Philoſophie, ſagt Seneca, iſt das Leben zu verachten;[1] glückſelig, ſagte Demonax, iſt nur der freie, und frei nur, wer nichts hofft und nichts fürchtet.[2] In der Abſchließung vom Staatsleben kommen Epikureismus und Stoicismus mit dem Chriſtenthum überein; wie der Apoſtel Paulus ſtellte nicht blos Epikur ſondern auch Epiktet die Eheloſigkeit über die Ehe; die Skepſis gründete die Glückſeligkeit auf die Erkenntniß der Unmöglichkeit des Wiſſens, alſo eigentlich auf einen Verzicht ſelbſt auf die Erkenntniß.

Die Glückſeligkeit Reſignation.

Trug übrigens die innere Uebereinſtimmung aller philoſophiſchen Schulen zur Ausgleichung ihrer Verſchiedenheiten bei, die der römiſche, ganz auf praktiſche Brauchbarkeit gerichtete und dem Eklekticismus im höchſten Grade günſtige Geiſt je länger deſto mehr beförderte: ſo wurden doch fort und fort die zu dem gemeinſamen Ziele führenden Wege je nach der Verſchiedenheit der Individualitäten verſchieden gewählt. Namentlich neigten zum Epikureismus die milden, weichen, friedſeligen, zur Anbequemung an die Verhältniſſe bereiten, zum Stoicismus die ſtarken und ſtrengen, zum Kampf mit der ſchlechten Wirklichkeit entſchloſſenen und befähigten, auch die harten und ſteifen Naturen, zu jenem die Realiſten, zu dieſem die Idealiſten: während die allen Extremen abholden in der Lehre der neuern Akademie ihre Befriedigung fanden, und der Eklekticismus unzählige, den unzähligen individuellen Geiſtesrichtungen und ethiſchen Bedürfniſſen entſprechende Modifikationen der Hauptſyſteme ſchuf.

Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. hatte wie geſagt die Verbreitung griechiſcher Philoſophie nach Rom und dem

Verbreitung der griechiſchen Philoſophie in der römiſchen Welt.

1) Seneca Epp. III, 5. 2) Lucian. Demonax 20.

Weſten begonnen und trotz aller Verſuche ſie aufzuhalten ſtetig zugenommen. Die Vervielfältigung der Beziehungen zu Griechenland, die immer im Steigen begriffene Einwanderung griechiſcher Gelehrten in Rom, die immer häufigeren oft mit längern Aufenthalten verbundenen Reiſen der Römer nach Griechenland, alles dies leiſtete auch dem Eindringen griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft und namentlich Philoſophie mächtigen Vorſchub. Als Cicero die unfreiwillige Muße ſeiner letzten Jahre (45—43) damit ausfüllte, die wichtigſten Reſultate der nacharistoteliſchen Philoſophie römiſchen Leſern in populärer Form zugänglich zu machen, kam er offenbar einem unter ſeinen gebildeten Landsleuten höchſt verbreiteten und lebhaft empfundenen Bedürfniſſe entgegen. Seine philoſophiſchen Werke, die ſo weſentlich beigetragen haben, allen folgenden Jahrhunderten die Kenntniß griechiſcher Philoſophie zu vermitteln, bildeten den Kern der neu entſtehenden römiſchen philoſophiſchen Litteratur; ihre geleſenſten Schriftſteller zählt Quintilian auf: Brutus, Cornelius Celſus, der Stoiker Plautus, der Epikureer Catius, Seneca,[1] zu denen dann im zweiten Jahrhundert nur noch Apulejus hinzugetreten iſt.

Die Oppoſition gegen die Philoſophie. Die im römiſchen Nationalcharakter begründeten Antipathieen.

Obwol nun aber ſeit dem Untergange der Republik die der Verbreitung griechiſcher Philoſophie in der römiſchen Welt günſtigen Einflüſſe ſich vermehrten und an Stärke gewannen, ſo erhielt ſich doch jene altrömiſche Abneigung gegen ſie, die im weſentlichen auf dem Gegenſatz des auf praktiſche Zwecke gerichteten Sinnes gegen die Theorie, des Realismus gegen den Idealismus beruhte. Der Anſicht, die Ennius eine ſeiner Perſonen ausſprechen ließ, daß es wol gut ſei von der Philoſophie zu nippen, aber nicht ſich in ſie zu verſenken, war auch die des Tacitus und aller gleichgeſinnten römiſchen Staatsmänner und Patrioten, die nothwendig Gegner einer Spekulation ſein mußten, die zur Gleichgültigkeit gegen den Staat und ſeine wichtigſten Intereſſen führte. Erkannte man gleich die Forderung an, ſich mit den Lehren der Philoſophie, dieſer „edeln Wiſſenſchaft“[2] bekannt zu machen,[3] geſtand man ihr auch einen heilſamen „die Leidenſchaften mäßigenden“ Einfluß zu: ſo erſchien doch in dieſen Kreiſen ein allzueifriges Studium ihrer Doctrinen für einen Römer

1) Quintilian. X 1, 123—131. 2) Tac. Agric. c. 2. 3) Tac. de orat. c. 19.

und Senator unerlaubt.[1] Helvidius Priscus, der das Studium der ſtoiſchen Philoſophie trieb „um gegen Schickſalsſchläge gerüſtet die Staatsgeſchäfte zu ergreifen“ und in allen Lebensverhältniſſen den höchſten ſittlichen Anforderungen genügte, machte nach Tacitus Anſicht eine Ausnahme; da die meiſten die „höhern Studien“ nur trieben um „unter prächtigem Namen eine träge Unthätigkeit zu verhüllen.“[2] Der ſo hochverehrte Muſonius Rufus ſpielt bei Tacitus die Rolle eines lächerlichen Pedanten, der ſeine Weisheit im ungeeignetſten Moment auskramt: er verſucht (im J. 70) durch Vorträge über die Güter des Friedens und die Uebel des Kriegs auf die vor den Thoren Roms ſtehenden Legionen des Antonius Eindruck zu machen und entgeht mit Mühe den Mißhandlungen der Soldaten.[3] Auch Quintilian ſtellt den „bürgerlichen und wahrhaft weiſen Mann, der ſich nicht müßigen Erörterungen ſondern der Staatsverwaltung widmet,“ den Philoſophen gegenüber, die ihr wie überhaupt allen bürgerlichen Pflichten ſo fern als möglich ſtehn. „Welcher Philoſoph, fragt er, iſt jemals als Richter oder in Volksverſammlungen hervorragend thätig geweſen? Welcher hat ſich je mit der Staatsverwaltung, für die die meiſten Regeln geben, befaßt?“[4] Der jüngere Plinius rühmt den Titius Ariſto als einen Mann, der keinem von denen, welche die Philoſophie in ihrer äußern Erſcheinung zur Schau tragen, an Reinheit, Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Seelenſtärke nachſtehn dürfte: „Doch ſucht er nicht Gymnaſien und Säulengänge auf, und vertreibt ſich und andern mit langen Vorträgen die müßige Zeit, ſondern iſt ſtets in der Toga und in Geſchäften.“[5] Vollends unverträglich mußte eine eingehende Beſchäftigung mit der Philoſophie Männern dieſer praktiſchen Richtung für einen Regenten erſcheinen. Welche Kritik die philoſophiſchen Studien Marc Aurels bei dieſen Gegnern der Philoſophie erfuhren, davon gibt ein Brief des Avidius Caſſius eine Probe.[6] M. Antoninus, heißt es darin, philoſophirt und ſtellt Unterſuchungen über die Elemente und über die Seelen und über Tugend und Gerechtigkeit an, und hat kein Herz für den Staat. — Du haſt gehört, daß der Präfekt des Prätorium unſeres Philoſophen,

1) Tac. Agric. c. 4. 2) Id. H. IV 5. 3) Id. H. III 81. 4) Quintilian. XI 1, 35. XII 2, 6. 7. 5) Plin. epp. I 22, 6. 6) V. Avid. Cass. c. 14.

der drei Tage vor ſeiner Ernennung bettelarm war, plötzlich reich geworden iſt.“ Als Alexander Severus, noch bevor er zum Thron berufen war, auf den Rath ſeiner Mutter Mammäa das Studium der Muſik und Philoſophie aufgab, beſtätigten ihn in ſeinem Entſchluß die ihm ſtatt eines Orakels gebotnen Vergiliſchen Verſe, die den Römer zur Beherrſchung der Völker berufen nennen, während andere Völker in Kunſt und Wiſſenſchaft den Preis erringen mögen.[1]

Mißliebigkeit der Philoſophie bei den Regierungen. Verfolgungen der Philoſophen.

Wie die Mutter Alexanders ſo hatte auch die Mutter Neros ihren Sohn vom Studium der Philoſophie abgehalten, zu dem er durch den Stoiker Chäremon,[2] dann durch Seneca angeleitet worden war: „weil ſie für einen künftigen Regenten ſchädlich ſei.“[3] In den Kreiſen, die ein lebhaftes Intereſſe an der Aufrechthaltung der beſtehenden Ordnung hatten, vor allem in Regierungskreiſen und an den Höfen, wurde die Philoſophie nicht ſowol gering geachtet, als gefürchtet: der Cäſarismus erkannte in der „Ideologie“ für ſich eine Gefahr und nicht ohne Grund. Die Rede, in welcher Caſſius Dio den Mäcenas vor Auguſt die Grundſätze der kaiſerlichen Politik entwickeln läßt, enthält auch eine Warnung vor den Philoſophen,[4] die revolutionäre Anſichten verbreiten. Der Kaiſer möge nicht glauben, daß alle wirklichen oder angeblichen Philoſophen gute und rechtſchaffene Männer ſeien, weil er Areus und Athenodorus als ſolche erprobt habe: vielmehr bedienen ſich viele dieſer Maske um Staaten und Einzelnen unzählige Uebel zuzufügen. In der That bekannten ſich wie die Mörder des erſten Cäſar, ſo überhaupt Frondierende und namentlich die hervorragendſten Führer der ſenatoriſchen Oppoſition im erſten Jahrhundert zu den Lehren der ſtoiſchen Schule, darunter Republikaner, wie Pätus Thraſea und Helvidius Priscus, die nach einem politiſchen Märtyrerthum ſtrebten, und von den Theilnehmern an der Piſoniſchen Verſchwörung gegen Nero (65) mindeſtens Lucan und Seneca.[5] Die Verdächtigungen des Stoicismus und der Philoſophie überhaupt fanden bei den Kaiſern nur zu leicht ein offenes Ohr. Schon im J. 62 war Rubellius Plautus im Exil getödtet worden, der, wie

1) V. Alex. Sev. c. 14. 2) Zeller G. d. Ph. III 1, 611. 3) Sueton. Nero c. 52. 4) Dio LII 36. 5) Zeller III 1, 611 f.

Tigellinus Nero vorſtellte, die „Nachahmung der alten Römer zur Schau trug und die Anmaßung der ſtoiſchen Schule angenommen hatte, welche unruhige und der Gefahr trotzende Geiſter bilde und erzeuge.“[1] Zur Verfolgung Thraſeas (im J. 66) ward Nero von Capito Coſſutianus gereizt, der deſſen Enthaltung von den Senatsberathungen als Auflehnung, ihn ſelbſt als ein Parteihaupt ſchilderte: er habe Anhänger oder vielmehr Trabanten, die noch nicht den Trotz ſeiner Aeußerungen, doch ſein Benehmen und ſeine Manieren nachahmten, ſtarr nnd finſter, als wollten ſie den Kaiſer der Ausgelaſſenheit bezichtigen. Entweder möge man jene Grundſätze annehmen, wofern ſie die beſſern ſeien, oder den Neuerungsſüchtigen ihre Führer und Anſtifter entreißen. Dieſe Sekte habe die Tuberonen, die Favonier, ſogar dem alten Freiſtaat verhaßte Namen erzeugt. Um die Monarchie zu ſtürzen, ſchützen ſie die Freiheit vor, haben ſie jene geſtürzt, ſo werden ſie die Freiheit ſelbſt angreifen.[2] Der Eidam des Thraſea Helvidius Priscus, der mit jenem, wie man in Rom erzählte, die Geburtstage des Brutus und Caſſius feſtlich beging,[3] wurde unter Veſpaſian (zum zweiten Mal) verbannt und in der Verbannung getödtet. Er, der ſpäter zu den gefeierten Idealgeſtalten der ſtoiſchen Schule gehörte,[4] den der jüngere Plinius und auch Tacitus trotz ſeiner Eingenommenheit gegen das politiſche Märtyrerthum mit Verehrung nennen, wird von konſervativen Monarchiſten wie Sueton und Caſſius Dio verurtheilt und ſein Untergang als ein ſelbſtverſchuldeter dargeſtellt. Nach der Darſtellung des erſtern[5] bewies Veſpaſian ſeinem herausfordernden Trotz gegenüber die äußerſte Langmuth, wollte ſeinen Tod, leider zu ſpät, verhindern, und hatte ihm nicht eher gezürnt, als bis er von ihm „durch höchſt freche Schmähungen beinahe zurechtgewieſen“ worden war. Dios Darſtellung iſt nur bruchſtücks- und auszugsweiſe erhalten; allerdings ſucht er die Gehäſſigkeit des Verfahrens gegen Helvidius und die Philoſophen überhaupt Veſpaſians mächtigſtem Freunde Mucianus aufzubürden,[6] aber Helvidius ſei aufrühreriſch und ein Pöbelfreund geweſen, habe ſtets die Monarchie geſchmäht, die Demokratie gelobt,

1) Tac. A. XIV 57. 2) Tac. A. XVI 22. 3) Juv. V 36. 4) Epictet. D. I 2. 5) Sueton. Vespas. c. 15. 6) Dio LXVI 12 sq. Fr. Vat. 102.

demgemäß gehandelt und andere aufgereizt; als ob es die Aufgabe der Philosophie sei die Regierung mit Koth zu bewerfen, die Massen aufzuregen, das Bestehende umzustürzen und Umwälzungen herbeizuführen. Helvidius habe Thrasea nachgeahmt, ihm aber weit nachgestanden. Thraseas Opposition war gegen einen Nero gerichtet und blieb doch in Rede und Handlung maßvoll, sie beschränkte sich auf passiven Widerstand. Helvidius war mit einem Vespasian unzufrieden und trat ihm öffentlich und in Privatkreisen entgegen, er suchte den Tod und büßte für vielfache Verschuldungen. Auch andere Stoiker und der von Seneca bewunderte Cyniker Demetrius äußerten nach Dio öffentlich Ansichten, die mit dem bestehenden unverträglich waren, und so erfolgte (zw. 71 u. 75)[1] eine Ausweisung aller Philosophen aus Rom, mit alleiniger Ausnahme des (von Nero verbannt gewesenen) Musonius Rufus; Demetrius und ein Hostilius wurden auf Inseln verwiesen.[2] Eine zweite Verbannung der Philosophen erfolgte im Jahre 93[3] durch Domitian, im Zusammenhange mit dem Processe des Stoikers Junius Arulenus Rusticus, der Thrasea in einer Lobschrift einen heiligen Mann genannt hatte, und anderer gleichgesinnter Senatoren: „die ganze Verfolgung traf die politische Opposition, insofern sie in der Litteratur und auf dem Katheder ihren Ausdruck fand, und während die namhaftesten Schriftsteller und Lehrer criminell bestraft wurden, wies die Regierung die große Masse derselben aus der Hauptstadt aus."

Umschlag nach dem Tode Domitians.

Nach dem Tode Domitians änderte sich mit dem ganzen Regierungssystem auch die Stellung der Kaiser gegen der Philosophie, die nun nicht bloß aufhörte als regierungsfeindlich zu gelten, sondern bald auf jede Weise begünstigt wurde. In einem gleich nach Domitians Tode geschriebenen Briefe (96 oder 97) äußert Plinius seine Freude über das herrliche Wiederaufblühn des geistigen Lebens in Rom, wovon die Beispiele zahlreich und leuchtend seien, doch genüge es eines anzuführen, die Vorträge des stoischen Philosophen Euphrates.[4] An Trajan rühmt Plinius, daß er sich die Erziehung

1) Clinton F. R. a. 74. 2) Dio LXVI 13. 3) Mommsen, Z. Lebensgesch. d. j. Plinius Hermes III 84 f. Die Stellen bei Clinton. F. R. a. 90.
4) Plin. epp. I 10. Mommsen Hermes III 36 f.

der Jugend ganz beſonders angelegen ſein laſſe, den Lehrern der Beredſamkeit und Philoſophie große Ehre erweiſe. „Die Studien, die mit dem Exil von einem Fürſten beſtraft worden waren, der im Bewußtſein ſeiner Laſter alle dem Laſter feindlichen Beſtrebungen mehr aus Scheu als aus Haß verbannte, hegt nun Trajan und zieht ſie in ſeine Nähe. Sie haben Blut und Leben, haben ihr Vaterland wiedergewonnen.“[1] Dio von Pruſa, der unter Domitian in (freiwilliger) Verbannung gelebt hatte, kehrte nach ſeinem Tode zurück; die Regierung des ihm von früher befreundeten Nerva war zu kurz als daß er von ſeiner Gunſt hätte Vortheil ziehen können: doch Trajan ſoll ihn gefliſſentlich ausgezeichnet haben,[2] und Dio ſagt in einer ſeiner für ihn beſtimmten paränetiſchen Reden über die Herrſchaft: der Kaiſer erfreue ſich an Wahrheit und Freimüthigkeit, nicht an Schmeichelei und Lüge.[3] Hadrian, welcher den Umgang mit Philoſophen wie mit Gelehrten aller Art ſuchte, hat vielleicht zuerſt öffentliche Lehrer der Philoſophie in Rom angeſtellt; Antoninus Pius ſtellte deren in allen Provinzen an, nach ſeinem Schreiben an den Landtag der Provinz Aſien ſollte die Abgabenfreiheit, die bei andern Lehrern auf eine nach der Größe der Städte ſich beſtimmende Zahl beſchränkt war, für die Philoſophen unbeſchränkt gelten, da es ihrer ſo wenige gebe. Die Beſoldungen der ins Muſeum zu Alexandria berufenen Gelehrten, alſo auch der dortigen Philoſophen dauerten fort; in Athen wurden durch Marc Aurel aus den vier bedeutendſten Schulen öffentliche Lehrer beſtellt.[4]

Unter dieſem Philoſophen auf dem Thron wurde die Philoſophie Mode, ſelbſt bei den Frauen; der einſt ſo ſehr verfolgte Stoicismus galt nun als Empfehlung und wurde von Strebern zum Schein angenommen oder zur Schau getragen.[5] Von den Lehrern des Kaiſers in der Philoſophie ſah man beſonders den Stoiker Junius Ruſticus und den Peripatetiker Cn. Claudius Severus hochgeehrt und einflußreich. Jener ein Sohn oder Enkel des von Domitian

1) Plin. paneg. 47. 2) Vales. Dionis vita (Dio ed. Dindorf I p. XXXII sq.).
3) Dio or. de regno III p. 103 R. ed. Dindorf I p. 39. 4) Th. I³ 130 u. 193. Zeller III 1, 608 f. Vgl. über die Abgabenfreiheit der Lehrer Kuhn, R. Verf. I 119. 5) C. Dio LXXI 35; vgl. Th. I³ 61 f. u. 409.

hingerichteten, deſſen Büſte noch exiſtirt,[1] war der Rathgeber Marc Aurels in allen öffentlichen und privaten Angelegenheiten und ſein Wort galt im Frieden wie im Kriege; der Kaiſer umarmte ihn ſtets vor den Präfekten des Prätorium, ernannte ihn zweimal zum Conſul und ließ ihm nach ſeinem Tode durch den Senat Statuen errichten.[2] Cn. Claudius Severus, ein vornehmer Mann, war bereits 146 Conſul geweſen, ſeinen gleichnamigen Sohn (Conſul 163 u. 173) erhob Marc Aurel zu ſeinem Schwiegerſohne. Von den ſpätern Kaiſern legte namentlich Septimius Severus in Befolgung des von Marc Aurel gegebenen Beiſpiels Intereſſe für Philoſophie an den Tag,[4] und nach Tertullian genoſſen unter ihm die Philoſophen große Redefreiheit, trotz ihrer Angriffe gegen die Kaiſer erhielten ſie Gehalte und Statuen.[5] Auch Severs Gemahlin Julia Domna wandte ſich, als ſie mit ihm durch die Intriguen des Günſtlings Plautianus zerfallen war, der Weltweisheit zu und umgab ſich mit Philoſophen.[6]

Verſuche die Vorwürfe der Regierungsfeindlichkeit der Philoſophie zu entkräften.

In der Zeit der Verdächtigungen und Verfolgungen der Philoſophie fehlte es übrigens nicht an Philoſophen, die ſich eifrig bemühten, ſich und ihre Wiſſenſchaft den Regierungen als vollkommen ungefährlich darzuſtellen. Martials Freund und Landsmann, der Sachwalter Decianus aus Emerita bekannte ſich zwar zu den Lehren Thraſeas und Catos, d. h. er war Stoiker, aber vernünftig genug um nicht mit bloßer Bruſt auf entblößte Schwerter zu rennen, wofür Martial ihn lobt: er will keinen Mann, der den Ruhm mit übereilter Vergießung ſeines Bluts erkauft, ſondern einen, der auch ohne Märtyrerthum Lob verdient.[7] Seneca hat in ſeinen Epiſteln die Philoſophie wiederholt gegen den Vorwurf der Regierungsfeindlichkeit in Schutz genommen. In einem Briefe, der zur Zeit der beginnenden Verdächtigungen geſchrieben ſein mag, ſpricht er ſo, als wenn es ganz undenkbar ſei, daß ſie je in dieſem Sinne beargwohnt werden könnte, obwol gerade aus ſeiner Vertheidigung hervorgeht, daß bereits Angriffe erfolgt waren.[8] Man müſſe, ſagt er, ſich aus der Gefahr

1) Orelli 1190. Visconti Iconogr. Rom. II 419 Mil. 2) Vit. M. Antonini c. 3. 3) Borghesi Oeuvres epigr. I 247 mit der Anm. v. Renier. (Zeller III 1, 695). 4) V. Sept. Severi c. 18. Getae c. 2. 5) Tertullian. Apologet. (199.) c. 46. 6) Th. I³ 408. 7) Martial. I 61, 10 II 5; vgl. I 24 u. 39. II Prooem. 2. I 8. 8) Seneca epp. 14, 11 f.

der Welt flüchten und bei der Philoſophie eine ſichere Zuflucht ſuchen, der Wiſſenſchaft, die nicht bloß bei den Guten ſondern auch bei den nicht allzu ſchlechten wie eine Prieſterbinde ſchütze, die auch die ſchlechteſten ehren. „Niemals wird die Nichtswürdigkeit ſo ſtark werden, nie eine ſolche Verſchwörung gegen die Tugend zu Stande kommen, daß nicht der Name der Philoſophie ehrwürdig und heilig bliebe.“ Uebrigens muß man ſie mit Beſcheidenheit und Ruhe üben. Er läßt ſich einwenden, ob dies etwa Cato gethan habe? und mißbilligt dann ausdrücklich deſſen Betheiligung nicht bloß am Bürgerkriege ſondern auch an den vorausgehenden Parteikämpfen als fruchtlos. Er verweiſt auf das Beiſpiel der Stoiker, die vom Staatsleben ſich ausſchließend, in ihrer Zurückgezogenheit ſich um die Veredlung des Lebens und die Begründung der allgemeinen Menſchenrechte „ohne Beleidigung eines Mächtigern“ bemüht haben. Der Weiſe werde nicht ſuchen durch ſein Beiſpiel die allgemein angenommenen Sitten zu erſchüttern, nicht die Aufmerkſamkeit des Volkes durch die Neuheit ſeiner Lebensweiſe auf ſich zu ziehn. Unbedingte Sicherheit kann man freilich auch ihm nicht verſprechen. In einem ſpätern Briefe werden dagegen die Anklagen der Philoſopie als ſchon wirklich erhobene widerlegt.[1] „Diejenigen ſcheinen mir zu irren, welche glauben, daß die treuen Anhänger der Philoſophie hartnäckig und widerſpenſtig ſeien und Verächter der Behörden und Könige und Verwalter des Staats.“ Im Gegentheil iſt niemand jenen dankbarer als gerade ſie; denn ſie bedürfen am meiſten der Ordnung und Ruhe zur Verfolgung ihrer höhern Lebenszwecke, und verehren den, der ſie gewährt, wie einen Vater, weit mehr als jene unruhigen Ehrgeizigen, die zwar den Fürſten viel verdanken aber ihnen ihre Dienſte auch hoch anrechnen und nie mit dem Lohn zufrieden ſind. Aber jener reine und wahrhaftige Mann, der auf die Curie und das Forum und die ganze Staatsverwaltung verzichtet hat um ſich zu höheren Dingen zurückzuziehn, liebt diejenigen, die es ihm möglich machen, dies in Sicherheit zu thun, er allein legt für ſie ein unerkauftes Zeugniß ab und iſt ihnen ohne ihr Wiſſen zu großem Dank verpflichtet. Wie er ſeine Lehrer verehrt und achtet, durch deren Wohlthaten er aus

1) Epp. 73.

jenen Irrgängen entkommen iſt, ſo auch ſie, unter deren Schutz geſtellt er edle Wiſſenſchaft übt. Die Wohlthat des allgemeinen Friedens wird in höherem Grade denen zu Theil, die ihn gut benutzen. Wieder in einem ſpätern Briefe heißt es:[1] man müſſe mit der Philoſophie nicht prahlen, denn für viele ſei ſie eine Urſache der Gefahr geworden dadurch, daß ſie mit Anmaßung und Trotz geübt wurde; „ſie ſoll deine Fehler tilgen, nicht andern die ihren vorwerfen. Sie entferne ſich nicht von der allgemeinen Sitte, und ſcheine nicht das zu verdammen, was ſie vermeidet. Man kann ohne Prunk, ohne Gehäſſigkeit weiſe ſein.“ Die Aufforderung an die Philoſophen alles auffallende zu vermeiden wiederholt ſich öfter:[2] ſchon der Name der Philoſophie ſei verhaßt, auch wenn ſie mit Beſcheidenheit geübt werde, um ſo mehr wenn man durch zur Schau Tragen einer übertriebenen Asceſe und Weltverachtung ſich von dem Herkommen ausſchließe, leicht werde dann lächerlich und gehäſſig, was Bewunderung erregen ſolle. Man ſolle[3] die Philoſophie nicht gleichſam als ein Aushängeſchild brauchen, auch ſeine Zurückgezogenheit ſolle man verbergen, vermeiden, daß ſie zum Gegenſtand des Geſprächs werde, die Aufmerkſamkeit der Menſchen errege.

Abneigung der großen Menge gegen die Philoſophie.

Man ſieht, daß Seneca keineswegs nur die Befürchtungen und Anklagen der Vertreter und unbedingten Anhänger des beſtehenden politiſchen Syſtems gegen die Philoſophie als ungegründet darzuſtellen bemüht iſt, welche letzteren übrigens in allen Lebenskreiſen ſchon darum ſehr zahlreich geweſen ſein müſſen, weil alle zu ihnen gehörten, die Ruhe und Ordnung als Baſis jedes materiellen Fortſchritts um jeden Preis wollten. Der großen Maſſe mußte die Philoſophie auch wegen ihrer hohen ſittlichen Anforderungen, ihrer ſtrengen Verurtheilung laxer Moral, ihrer die ſelbſtzufriedene Trägheit unaufhörlich aufrüttelnden Strafreden und Ermahnungen im höchſten Grade unbequem, und überdies die Prätention der Philoſophen beſſer zu ſein und höher zu ſtehn als andere Menſchen um ſo beleidigender ſein, je auffallender ſie ſich auch in Erſcheinung und Tracht, Lebensweiſe und andern Aeußerlichkeiten zu erkennen gab. In dieſem Sinne iſt die Anklage gegen den Stoicismus gehalten, die Mucian bei Caſſius

1) Epp. 103, 5. 2) Epp. 5. 3) Epp. 68.

Dio an Vespaſian richtet.[1] Die Stoiker ſeien von eitler Anmaßung erfüllt. Ein langer Bart, hinaufgezogene Augenbrauen, ein grober Mantel und bloße Füße ſeien einem genug um ſich für weiſe, mannhaft, gerecht auszugeben und in die Bruſt zu werfen, wenn er auch nicht die Anfangsgründe des Wiſſens beſitze. Sie ſehen geringſchätzig auf alle andern herab, ſie werfen dem Schönen Zuchtloſigkeit, dem Reichen Habſucht, dem Armen Servilismus vor u. ſ. w. Aus demſelben Grunde erklärt Dio von Pruſa die allgemeine Unbeliebtheit der Philoſophie in Griechenland.[2] Die Philoſophentracht (Mantel ohne Unterkleid, langes Haar und Bart) zieht wie er ſagt jedem, der ſich darin zeigt, Neckereien, Hohn und Spott, ſelbſt Mißhandlungen zu, denn die meiſten Menſchen haben die Philoſophen in Verdacht, daß ſie alle Nichtphiloſophen verachten, verdammen und im Stillen verlachen wegen ihres Mangels an Erkenntniß deſſen, was den Menſchen frommt, beſonders die von allen beneideten Reichen. Deshalb glauben die meiſten den Philoſophen mit Spott und Verachtung zuvorkommen, ſie wo möglich als Thoren und Verrückte darſtellen zu müſſen, womitſie denn zugleich bewieſen haben, daß die Vernunft auf ihrer Seite iſt. Kurz, die Tracht, die jeden, der ſie trägt, als ſchonungsloſen Ermahner, Strafredner und Sittenrichter bemerklich macht, wird von allen ſo ungern geſehn, als die Tracht des Pädagogen von den Kindern.

Ihre Zweckloſigkeit nach der Anſicht der meiſten ungebildeten

Mit dieſen Antipathien wirkte bei der Menge der halbgebildeten und ungebildeten ein ſehr ſchlagender Grund zuſammen, die mühſamen Studien, auf die ſo großer Werth gelegt wurde, zu verachten und zu verlachen: ſie waren völlig nutzlos, denn durch ſie erreichte man weder Beförderung oder Anſehn, noch erwarb man in der Regel Geld. Den Hohn gegen die Philoſophie als eine brodloſe Kunſt legt Perſius den Centurionen in den Mund, die auch ſonſt in den Städten Italiens als Ton angebende Perſonen erſcheinen und wol überall in mittlern und untern Lebenskreiſen nicht weniger Autorität genoſſen als ſie durch Wichtigthuerei und breitſpuriges Weſen beanſpruchten. Preiſt man vor dieſen Männern mit geſchwollenen Krampfadern die Freiheit des Weiſen, ſo ſtößt ſofort ein rieſiger Fulfennius ein fettes

1) Dio LXVI 12 fr. Vat. 102. 2) Dio Chr. or. LXXII.

Gelächter aus und taxirt 100 Griechen zu einem abgegriffenen Hundertasstück.[1] „Ich, sagt ein anderer von diesen nach dem Bock stinkenden Volke, bin für mich klug genug, und kümmere mich wenig darum so zu sein wie Arcesilas und die sich plagenden Solonen, wenn sie mit gesenktem Kopf, den Blick auf die Erde geheftet für sich murmeln oder schweigend wie Verrückte die Lippen bewegen und mit vorgestreckter Unterlippe Worte auf die Wagschale legen, in tiefem Nachdenken über Delirien irgend eines alten Schwachkopfs: als, daß aus Nichts Nichts wird, Nichts ins Nichts zurückkehren kann. Darum seht ihr so blaß aus? Darum soll man ein Frühstück versäumen?" „Darüber lacht die Menge und die prallen jungen Burschen erheben ein wieherndes Gelächter nach dem andern, daß ihnen die Nasen kraus werden."[2] Ebenso gründlich verachtete natürlich die Masse der Geld- und Geschäftsleute die Philosophen. Trimalchio ordnet an, daß auf seinen Grabstein gesetzt werden soll: „Er hat klein angefangen und ist groß geworden, er hat 30 Millionen S. hinterlassen und nie einen Philosophen gehört."[3]

und vieler gebildeten.

Aber der Vorwurf der gänzlichen Nutzlosigkeit und Ueberflüssigkeit wurde gegen die Philosophie auch aus gebildeten Kreisen erhoben, und zwar im Namen und von Seiten des gesunden Menschenverstandes, der damals wie zu allen Zeiten sich zutraute dieselben Ziele und Resultate, welchen die Spekulation auf weiten mühsamen Umwegen zustrebte, längst erreicht zu haben, und daher leugnete etwas von ihr lernen zu können. Wozu namentlich die vielen künstlichen Systeme der Moralphilosophie bei der Einfachheit und Unumstößlichkeit des allen Menschen angebornen Sittengesetzes? Und welche Philosophie lehrte denn die Wahrheit, da jede Schule die Doktrin aller andern für falsch erklärte?

Der Gegensatz zwischen Rhetoren und Philosophen.

Von diesem Standpunkt aus wurde die Philosophie besonders von denen angegriffen, die die Beredsamkeit als Ziel aller Bildungsbestrebungen ansahn, und dies wird im spätern Alterthum vielleicht die Mehrzahl der Gebildeten gewesen sein. Die so natürliche, auf inneren Gegensätzen beruhende, fort und fort durch äußere Anlässe genährte Eifersucht zwischen Rhetoren und Philosophen führte zu

1) Pers. V 189—191. 2) Id. III 77—87. 3) Petron. Sat. 71.

unaufhörlichen, oft erbitterten Streitigkeiten über den relativen Werth der beiden Wiſſenſchaften. Schon die Schüler wurden zur Theilnahme an dieſen Kämpfen vorbereitet. Zu den in der Rhetorenſchule deklamirten Controverſsthemen gehörte folgendes: Ein Vater hinterläßt drei Söhne, einen Redner, einen Philoſophen und einen Arzt, er ſetzt im Teſtament den zum alleinigen oder bevorzugten Erben ein, der nachweiſen werde, daß er dem Staat am meiſten nütze; wo dann für jede der drei Wiſſenſchaften und gegen die beiden andern geſprochen wurde.[1] Hier wurde denn die völlige Nutzloſigkeit der Philoſophie an ihren Früchten gezeigt. Die viel erörterte Frage, ob die Tugend gelehrt werden könne, wurde verneint. Die beſten Männer, die Fabricier, Decier, ſeien ohne Philoſophie geworden was ſie waren, aus den Philoſophenſchulen dagegen die größten Verbrecher hervorgegangen, wie aus der des Sokrates Tyrannen und Vaterlandsfeinde. Selbſt zugeſtanden aber, daß man durch Unterricht zur Weisheit gelangen könne, ſo bliebe der einzuſchlagende Weg ungewiß, denn alle Schulen ſtänden mit einander im Widerſpruch. Viele Philoſophen bekennen überdieß, daß es trotz aller Bemühungen einen wahrhaft Weiſen noch nie gegeben habe. Welchen Nutzen brächte alſo die Philoſophie? Wäre ſie im Kriege oder für bürgerliche Aemter zu brauchen? Nichts finde man bei ihnen als Heuchelei, Faullenzerei und Anmaßung, durch die ſie ſich Anſehn zu verſchaffen wiſſen. Ihre Behauptung, daß ſie zur Verminderung der Laſter beitragen, widerlegt der Augenſchein.

Daß namentlich die Lehrer der Beredſamkeit zum großen Theil in der Regel principielle Gegner der Philoſophie waren, iſt einleuchtend. Von dem älteren Seneca ſagt ſein Sohn, daß er die Philoſophie haßte;[2] ſeine Gattin verhinderte er ſich eingehend mit ihr zu beſchäftigen.[3] Quintilian, der den vom alten Cato gegebenen Begriff des Redners als „eines ſittlich guten, der Rede kundigen Mannes" ſtreng feſthielt, behauptet, daß die Ethik eigentlich ein Theil der Redekunſt, nur durch die Schuld der ſie vernachläſſigenden Redner

Der ä. Seneca.

Quintilian.

1) Quintilian. Inst. VII 1, 38; 4, 39. Fortunatian. p. 43. Quintilian. Decl. 268. 2) Seneca epp. 108, 22. 3) Seneca ad Helv. 17, 4. Th. I³ 407, 3.

von ihr abgelöſt, von „ſchwächern Geiſtern“ in Beſitz genommen und ein eignes Fach geworden ſei: die Redner müßten dies Gebiet als ein ihnen gehörendes zurückfordern. Da der wahre Philoſoph nichts anderes ſein kann als ein ſittlich guter Mann, alſo daſſelbe was der wahre Redner ebenfalls iſt, ſo ergibt ſich die Ueberflüſſigkeit einer beſondern Philoſophie. Quintilian benutzt jede Gelegenheit um ſeiner Gereiztheit gegen die Philoſophen Luft zu machen, ihr ſklaviſch ängſtliches Feſthalten an den Schuldoctrinen und -ausdrücken, ihre endloſen und ſophiſtiſchen Erörterungen, ihre weitläufigen Apparate zur Begründung der einfachſten Sätze, ihre Anmaßung, Heuchelei, ihre dem Staatswohl zuwiderlaufende Weltflucht und Thatenſcheu zu geißeln, den einzelnen Schulen ihre Schwächen mit Behagen vorzuhalten.[1] Wahrhaft komiſch äußert Fronto ſeinen Ingrimm gegen die Philoſophie, die ſeinen kaiſerlichen Schüler Marcus der Beredſamkeit abtrünnig gemacht hatte. Dies war um ſo mehr zu bedauern, da Marcus ſich, wie Fronto an ihn ſchreibt,[2] ſchon als Knabe durch Adel des Geiſtes und Würde der Gedanken auszeichnete, denen nur der Glanz des Ausdrucks gefehlt habe; die Vorbereitungen und Anſtrengungen, die gemacht werden mußten, um auch dieſen ſich anzueignen, ſeien ihm wohl zu mühſam geworden; ſo habe er das Studium der Beredſamkeit verlaſſen und ſei zur Philoſophie abgeſprungen, „wo es keine Einleitung mit Sorgfalt auszuarbeiten, keine Erzählung kurz, deutlich und geſchickt anzubringen, keine Beweisgründe aufzuſuchen, nichts hervorzuheben“ gab. Bei ſeinen Lehrern der Philoſophie hatte er es natürlich leichter. Er brauchte nur ihren Erläuterungen zuzuhören und durch Kopfnicken anzudeuten, daß er verſtanden habe; während andere laſen, konnte er meiſtens ſchlafen; er mußte viel und lange abzählen hören, „das erſte wär' ſo, das zweite wär' ſo,“ und ſich mühſam beweiſen laſſen, daß es hell ſei, wenn es Tag ſei, während die Sonne ins Fenſter ſchien. Dann konnte er ruhig nach Hauſe gehn, und brauchte nichts in der Nacht auszudenken oder ſchriftlich aufzuſetzen, nichts ſeinem Lehrer vorzuleſen, nichts aus dem Kopfe aufzuſagen, keine Ausdrücke aufzu-

Fronto.

1) Die Stellen ſ. bei Babucke De Quintiliani doctrina et studiis (Regim. 1866) p. 1—11. 2) Fronto de eloq. fr. 9.

ſuchen, keine Synonymen zum Schmuck anzubringen, nichts aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche zu überſetzen. Was konnte bei einem ſolchen Studium erreicht werden!“ Aber Marcus wollte nun einmal, wie Fronto ſagt,[1] lieber reden als beredt ſein, und ſich lieber mit Zwitſchern und Murmeln als mit hellen Klängen vernehmen laſſen.

Lucian.

Auch Lucian iſt trotz all ſeiner Verſtimmung gegen die damalige Rhetorik und ſeines angeblichen Uebergangs zur Philoſophie im Grunde ein ächter Rhetor geblieben und ſpricht, wie Quintilian, der Spekulation vom Standpunkt des geſunden Menſchenverſtandes die Berechtigung ab. Auch für ihn beſtand die Philoſophie in der praktiſchen Lebensweisheit,[2] die nicht bloß an kein beſtimmtes Syſtem gebunden, ſondern auch jedem denkenden Nichtphiloſophen erreichbar war. Ihm waren die Philoſophen im Allgemeinen verhaßt, wenn er auch einzelne wie Nigrinus und Demonax ausnahm, und nicht bloß wegen des Kontraſtes zwiſchen ihren Lehren und ihrem Lebenswandel. Die Eitelkeit, Thorheit, Weſenloſigkeit und Lächerlichkeit aller philoſophiſchen Studien iſt der Gegenſtand des Dialogs Hermotimus. Hermotimus, der ſchon ſeit 20 Jahren in das eifrigſte Studium der ſtoiſchen Philoſophie vertieft, keine Vorleſung verſäumt, Tag und Nacht über Büchern ſitzt, ſich keine Freude gönnt, blaß und abgemagert ausſieht, hofft in weitern zwanzig Jahren an ſein Ziel zu gelangen! Doch er muß ſchließlich zugeſtehn, daß um irgend eine Philoſophie für die alleinſeligmachende zu erklären, zuvor eine Prüfung aller Syſteme angeſtellt werden müßte, die allein etwa zweihundert oder doch hundert Jahre erfordern würde. Und wo iſt die Gewißheit, daß die Wahrheit überhaupt in irgend einem Syſtem enthalten iſt? Und wäre auch die einzig wahre Philoſophie zu ermitteln, wie wäre man ſicher den rechten Lehrer für ſie zu finden? Und bei alledem ſind die Bemühungen derer, die Philoſophie ſtudiren, gar nicht auf den eigentlichen Zweck gerichtet, nicht auf die Bethätigung ihres Wiſſens durch Handlungen, ſondern auf unſelige Wortklauberei, Syllogismen, Trugſchlüſſe und ſchwer zu beantwortende Fragen, und ſie bewundern ihre Lehrer, wenn ſie andere durch So-

1) Id. ib. fr. 4, 4. 2) Preller St. R. E. IV 1173. Zeller III 1, 732.

phismen in Verlegenheit ſetzen. Anſtatt nach der Frucht zu ſtreben, arbeiten ſie ſich um die Rinde ab und beſchütten einander mit Blättern.[1]

Ariſtides. Ariſtides endlich hat offenbar eine, ihm auch durch ſeine Stellung in der litterariſchen Welt auferlegte, heilige Pflicht zu erfüllen geglaubt, indem er in dem Kampf zwiſchen Rhetorik und Philoſophie für die erſtere mit dem ganzen Gewicht ſeiner Autorität eintrat. In zwei ausführlichen Reden „Für die Rhetorik" hat er ſie gegen die Anſchuldigungen des Platoniſchen Sokrates (im Gorgias) in Schutz genommen. Sie iſt nicht bloß, was dort geleugnet wird, eine Kunſt, ſondern ſteht auch mit allen Cardinaltugenden in unlösbarem Zuſammenhange: ſie iſt von der Weisheit um der Gerechtigkeit willen erfunden, und wird von der Tapferkeit und Sittſamkeit beſchützt; derjenige, welcher weiß, wie man reden, weiß auch, wie man handeln muß: kurz die Redekunſt iſt Fundament und Inbegriff der ſittlichen ſowohl wie der geiſtigen Bildung.[2] In einer überlangen Rede hat Ariſtides ſodann die vier großen Atheniſchen Staatsmänner, Miltiades, Themiſtokles, Cimon und Perikles gegen die Anklagen des Platoniſchen Idealismus vertheidigt, und hier hat er die ganze Schaale ſeines Zorns über die Philoſophen ſeiner Zeit ausgegoſſen.[3] Wenn man auch dergleichen ungerechte Anklagen von dem großen Plato geduldig hinnehmen möchte, ſo ſei es doch nicht zu ertragen, daß ganz nichtswürdige Menſchen ſich ein ſolches Verfahren förmlich zur Aufgabe machten und ſelbſt einen Demoſthenes zu läſtern wagten. Wer würde die Schmähungen ſolcher Menſchen ſelbſt gegen Lebende dulden, „die mehr Sprachfehler machen, als ſie Worte hervorbringen, die auf die übrigen mit der Verachtung herabſehn, die ſie ſelbſt verdienen, die die andern prüfen, ſich ſelbſt aber niemals, und die Tugend preiſen aber nicht üben."[4] „Noch niemals haben ſie (gleich den Rhetoren) eine fruchtbringende Rede geſprochen oder erfunden oder verfaßt, nicht Feſten Schmuck verliehn, nicht die Götter geehrt,

1) Lucian. Hermotim. 2. 6. 48—67. 77. 79. 2) Aristid. or. XLV p. 96 Jebb. ed. Dindorf II 128 sq. 3) Id. or. XLVI p. 307 sqq. Jebb. ed. D. II 397 sqq.

4) Id. or. XLVI p. 307 J. ed. D. 397 sq. (p. 398 ſtatt des ſinnloſen τελῶν wird ein Wort wie ὀνειδιζόντων oder λοιδορουμένων erfordert). Der Irrthum Jebbs, der die ganze Stelle ſtatt auf die Philoſophen auf die Chriſten bezogen hat, bedarf keiner Widerlegung.

nicht Städten Rath ertheilt, nicht trauernde getröſtet, nicht hadernde verſöhnt, nicht die Jugend oder jemand anders ermahnt, nicht auf Schmuck für ihre Reden gedacht. Sondern in ihre Löcher kriechend ſinnen ſie dort ihre herrliche Weisheit aus, indem ſie gegen einen Schatten prahlen, Windhalme ernten, aus Sand Seile drehn, ich weiß nicht welches Gewebe auflöſen: denn ſo viel ſie an Weisheit gewinnen, ſo viel vermindern ſie ihren Gewinn, indem ſie glauben ſtolz ſein zu dürfen, wenn ſie von der Rhetorik übel reden: etwa wie die Sklaven zwiſchen den Zähnen auf ihre Herrn fluchen, beſonders die ſtets geprügelten, oder wie ein Satyr auf der Bühne dem Herakles flucht und ſich verſteckt, wenn er auf ihn losgeht. Es iſt aber ganz natürlich, daß ſie von allen übel reden, denn daran haben ſie Ueberfluß, und wenn ſie auch keiner Perſonen gedenken, ſagen ſie doch das, was ſie ſagen, übel: ſie theilen alſo nur von dem ihrigen mit. Nähme man ihnen die Lüge und die Bösartigkeit, ſo raubte man die Kraft aus ihrem Leben. Und dabei halten ſie der Welt den herrlichen Namen der Philoſophie wie ein Schauſtück entgegen, als ob der Name es thäte; als ob ein Therſites durch den Namen des Hyacinth oder Narciß ſchön, ein Margites durch den des Neſtor weiſe würde!“[1]

Berufung der Gegner der Philoſophie auf die Unſittlichkeit der Philoſophen.

Aus den bisher angedeuteten Gründen ſtand alſo eine große Zahl höchſt verſchiedener Kreiſe der Philoſophie ablehnend oder feindſelig gegenüber: römiſche Patrioten, Konſervative aus Ueberzeugung, Inſtinct oder Intereſſe, Alltagsmenſchen, denen jede Erhebung über die Mittelmäßigkeit Unbehagen erregte, Haſſer der Prätention, banauſiſche Utilitarier, Gegner und Verächter aller Spekulation, Vertreter der nichtphiloſophiſchen Bildung, die für ihr eigenes Intereſſe und Gebiet kämpften. Sie alle konnten ihre Anſicht von der Entbehrlichkeit, Werthloſigkeit oder Schädlichkeit der Philoſophie nicht beſſer unterſtützen, als durch Berufung auf die Erfahrung: dieſe lehrte,

1) Id. ib. p. 309 sq. J. D. 404 sq. (p. 405, 6 ſtatt *ὥςπερ οὐ καὶ τοὺς δούλους* etwa *ὥσπερ οἴδαμεν καὶ τοὺς δούλους*; p. 407, 2 ſtatt *εἶδον δ' ἔγωγε καὶ ἐν ψαλμῳδίᾳ θεράποντας: ἐν κωμῳδίᾳ*).

wie ſie behaupteten, daß die Philoſophen im Allgemeinen ſittlich nicht höher, oder ſogar tiefer ſtänden als die Mehrzahl der Durchſchnittsmenſchen. Der Name eines Philoſophen machte daher jeden, der ihn ſich beilegte, zum Gegenſtand einer ſcharfen, unnachſichtigen und mißgünſtigen Beobachtung von den verſchiedenſten Seiten her, die ſeinen ſittlichen Gebrechen, Schwächen und Lächerlichkeiten eifrig nachſpürte um ſie triumphirend aufweiſen zu können. Wenn die Leute, ſagt Epiktet, einen Mann mit einem groben Mantel und langem Haar ſich unanſtändig betragen ſehn, ſo heißt es ſofort: Seht da, was der Philoſoph thut: während man doch vielmehr nach ſeiner Handlungsweiſe ſagen müßte, daß er kein Philoſoph iſt.[1] Als Gellius von Caſſiope nach Brundiſium überſetzte, brachte ein furchtbares Unwetter das Schiff in die größte Gefahr. Während alles jammerte und klagte, ſah ſich Gellius nach einem mitreiſenden berühmten ſtoiſchen Philoſophen um, um aus ſeinem Ausſehn auf ſeine Gemüthsſtimmung zu ſchließen: dieſer äußerte zwar keine Klage, verrieth aber ſeine Furcht durch die Farbloſigkeit und den Ausdruck ſeines Geſichts. Als der Sturm nachgelaſſen hatte, trat ſogleich ein reicher aſiatiſcher Grieche, der mit großem Gefolge und luxuriöſer Ausſtattung reiſte, an den Stoiker heran und verhöhnte ihn, daß er ſich in der Gefahr gefürchtet habe und blaß geworden ſei. Der Philoſoph wies dieſe Impertinenz vornehm ab, das beſcheidene von Gellius über denſelben Punkt geäußerte Bedenken beſchwichtigte er durch Verweiſung auf eine Stelle bei Epiktet, nach welcher auch dem Weiſen das Blaßwerden geſtattet war.[2] Am häufigſten hatten ſich vermuthlich die Philoſophen dafür zu verantworten, daß ſie das Geld nicht verachteten. Ulpian ſagt bei Erörterung der Proceſſe wegen ſchuldiger Honorare für Unterricht oder ſonſtige Leiſtungen von Gelehrten: die Philoſophen könnten ſeines Erachtens Anſprüche auf Honorar gerichtlich nicht verfolgen; ſie hätten vor allem zu erklären, daß ſie jede „Lohnarbeit" verſchmähten.[3] Seneca hat in einer längeren Abhandlung zu beweiſen verſucht, daß Philoſophen reich ſein dürfen. Diejenigen freilich überzeugen zu wollen iſt er weit entfernt, die nicht zugeben können, daß überhaupt jemand ſittlich gut ſei, weil ſie

1) Epictet. D. IV 8, 4 sqq. 2) Gell. XIX 1. 3) Digg. L 13, 1 § 4.

die Tugend eines andern als Vorwurf empfinden, die den Namen der Tugend und jeden der ſie übt haſſen: für ſie iſt ſelbſt der Cyniker Demetrius nicht arm genug. Freilich bleiben die Philoſophen weit hinter ihren Idealen zurück, deren Erreichung die menſchliche Kraft überſteige, aber ſchon ſie im Geiſt feſtzuhalten und ihnen nachzuſtreben ſei löblich. Er ſelbſt macht auf den Namen eines Weiſen keinen Anſpruch, er iſt nur ein der Wahrheit befliſſener, nicht mit dem Beſten zu vergleichen, doch beſſer als die ſchlechten, und zufrieden in der ſittlichen Vervollkommnung ſtetig fortzuſchreiten. Der Reichthum gehört zu den indifferenten Dingen, die nicht völlig werthlos ſind, der Philoſoph liebt ihn nicht, zieht ihn aber vor, da er ihm die Möglichkeit gewährt, eine Anzahl guter Eigenſchaften zu entwickeln, als Mäſſigung, Freigebigkeit, Sorgfalt, Ordnung, Hochherzigkeit. Auch Cato von Utica, der die gute alte Zeit mit ihrer Armuth pries, beſaß 4 Mill. S.[1] (Seneca ſelbſt freilich 300). Daß ſolche Entſchuldigungen der Widerſprüche zwiſchen Theorie und Praxis, Ideal und Wirklichkeit auf die principiellen Gegner der Philoſophie keinen großen Eindruck machen konnten, leuchtet ein, beſonders da Philoſophen ſich nur zu oft noch ſchlimmere zu Schulden kommen ließen. Schon Seneca bekennt, daß es deren gab, denen man Schlemmerei, Maitreſſen, Annahme von Geſchenken vorwerfen konnte, die man in der Kneipe, im Ehebruch, unter den Hofſchranzen antraf.[2] Und jede Unwürdigkeit oder Schändlichkeit, die einer von ihnen ſich zu Schulden kommen ließ, warf einen Makel mindeſtens auf ſeine ganze Schule. Den Verrath, den der Stoiker P. Egnatius Celer gegen ſeinen Patron Barea Soranus im Jahre 66 geübt hatte, war noch ein Menſchenalter ſpäter im friſchen Andenken und wird als Probe der „Schandthaten der großen Mäntel" angeführt.[3]

Wenn aber den vermögenden Philoſophen der Reichthum vorgeworfen wurde, ſo hieß es von den armen, daß für ſie eine erhabne Geſinnung wohlfeil ſei. Der Stoiker Chäremon verlangt, ſagt Martial, man ſolle ihn wegen ſeiner Verachtung des Todes bewundern. Dieſe Seelenſtärke giebt ihm ſeine Bettelarmuth; daß er nichts

1) Seneca Ad Gallionem de vita beata c. 17—25. 2) Seneca epp. 29, 5.
3) Tac. A. XVI 32. Juv. III 115.

ſein nennt, als einen zerbrochenen Krug, einen kalten Heerd, eine Matte, eine Wanze, einen nackten Schragen und eine kurze Toga, die ihm auch bei Nacht als Decke dient. Was für ein großer Mann, der ſauren Wein, ſchwarzes Brod und eine Streu aufzugeben vermag! Wenn er nur in Reichthum und Ueppigkeit lebte, ſo würde er drei Mal Neſtors Jahre zu leben wünſchen und nichts von dieſem Licht verlieren wollen. In der Armuth iſt es leicht das Leben zu verachten, ſtark iſt wer unglücklich zu ſein vermag.[1] Appian ſagt, wo die Philoſophen zur Macht gelangt ſeien, hätten ſie ſie mit größerer Härte geübt als die bildungsloſen Tyrannen, und dadurch auch gegen die übrigen Philoſophen Verdacht und Zweifel erregt, ob ſie die Philoſophie um der Tugend willen oder nur als Troſt für Armuth und Thatenloſigkeit erwählt haben. Auch jetzt gibt es viele, die arm und ohne Wirkſamkeit, und mit der in Folge deſſen nothwendigen Weisheit angethan, auf die Reichen oder Hochgeſtellten bitter ſchmähen, ſich dadurch aber nicht ſowohl in den Ruf der Verachtung des Reichthums und der Macht, als vielmehr der neidiſchen Eiferſucht auf beides bringen. Die Geſchmähten thäten am klügſten, wenn ſie ſie nicht beachteten.[2]

Afterphiloſophen in Rom

Die Verſtimmungen und Angriffe gegen die Philoſophie vermehrten ſich, je größer die Zahl, folglich je gemiſchter die Geſellſchaft der Philoſophen wurde, und es iſt ein Symptom für die fortſchreitende Ausbreitung der Philoſophie in Rom in der zweiten Hälfte des erſten Jahrhunderts, daß (mindeſtens bereits unter Domitian) Heuchler vielfach anfingen ſie als Maske zu benutzen, hinter der ſie am ungeſtrafteſten ſündigen zu können hofften. Quintilian ſpricht wiederholt mit Erbitterung von dieſen Menſchen, die, wenn ſie einige Zeit in den Vorleſungen der Philoſophen geſeſſen hätten, mit heuchleriſchen Mienen und langen Bärten ſich durch Verachtung Anderer Anſehn erſchwindelten, öffentlich ſtreng und finſter thaten, zu Hauſe grobe Ausſchweifungen begingen; ſie hätten den Namen der Philoſophie verhaßt gemacht, unter dieſen hätten ſich zu ſeiner Zeit die größten Laſter, die ärgſten Schandthaten verſteckt.[3] Schon damals,[4]

1) Martial. XI 56. 2) Appian. B. Mithridat. c. 28. 3) Babucke l. l. p. 9 sq. 4) Martial. IX 47.

wie auch in Trajans Zeit, wimmelte in Rom jeder Stadtbezirk von grämlich ausſehenden Wüſtlingen, die das Weſen der Curier zur Schau trugen und deren Leben in der That eine Reihe von Orgien war. Dieſe Heuchler erregten den Unwillen ehrlicher Leute auch durch ihre Unwiſſenheit, trotz der zahlreichen Gypsbüſten von Chryſipp und andern Philoſophen, mit denen ſie ihre Bücherbretter ſchmückten. Sie waren wortkarg bis zur Stummheit, und trugen das Haar noch kürzer geſchoren als die Augenbrauen; doch manchen von dieſen Stoikern die gleich einem dritten Cato gegen den Sittenverfall der Mitwelt predigten, verrieth ſeine Ueppigkeit durch die ausgeſuchten Wohlgerüche, mit denen er ſeinen ſtruppigen Hals einrieb.[1]

und Griechenland.

Wenn nun ſchon in der Weltſtadt Rom die Zahl der Philoſophen und Afterphiloſophen ſo groß, ihr Treiben in jenem bunten Gewühl, jenem raſtloſen Drängen in die Augen fallend genug war um in ſo hohem Grade Aufmerkſamkeit und Kritik auf ſich zu ziehn, um wie viel mehr in der provinciellen, der Beſchaulichkeit ſo viel günſtigeren Stille von Griechenland, das doch nach wie vor die wahre Heimath der Philoſophie und der Philoſophen blieb. Schon Dio von Pruſa ſagt an der oben angeführten Stelle, daß man die Philoſophentracht überall erblicke, daß die Zahl derer die ſie tragen faſt größer ſei als die der Schuſter oder Walker oder Spaßmacher oder der Anhänger irgend eines anderen Gewerbes; aber, ſetzt er hinzu, wenn wir auch die Tracht des Sokrates oder Diogenes tragen, ſo ſtehen wir freilich an Weisheit weit hinter ihnen zurück.[2] Wenn nun die Philoſophie im Kulturleben des damaligen Griechenland einen ſo breiten Raum einnahm, ſo blieb doch ſelbſtverſtändlich die Zahl der wahren Philoſophen klein, die überwiegende Mehrzahl war es nur, wie Epiktet ſagt, mit Worten, nicht mit der That;[3] aber freilich ließen die Gegner es ſich nicht nehmen, gerade auf den Lebenswandel dieſer bloßen Bart- und Mantelphiloſophen hinzuweiſen, um die Unfruchtbarkeit der Philoſophie für ſittliche Vervollkommnung darzuthun.[4] Die größte Ausbreitung gewann mit der Philoſophie auch die Afterphiloſophie unter Marc Aurel, wo man nach Lucian in

1) Juv. II 1—43. 2) Oben S. 559. Or. 72, 383 R. 388 R. 3) Gell. XVII 19. 4) Epictet. D. IV 8, 9 sqq.

Griechenland auf allen Straßen und Plätzen lange Bärte, Bücherrollen, abgetragene Mäntel und große Stöcke in Maſſe erblickte; wo Schuſter und Zimmerleute ihre Werkſtatt verließen um als Cyniker ein faules Bettlerleben zu führen.[1] Die Entwürdigung der Philoſophie durch den Troß ihrer falſchen Jünger, der Mißbrauch, der mit ihrem Namen getrieben wurde und der die Nichtphiloſophen am meiſten erbitterte,[2] verſtärkte natürlich die Reihen ihrer Gegner und gab ihnen leichtes Spiel. Lucian hat es ſich zur beſondern Aufgabe gemacht das Treiben dieſer Menſchen dem Gelächter der Mitwelt Preis zu geben. Sie, die Verachtung des Geldes und des Ruhmes und Leidenſchaftsloſigkeit lehrten und Tugend als einziges Gut prieſen, unterrichteten für Geld, krochen vor den Reichen, waren zorniger als biſſige Hunde, feiger als Haſen, ſchmeichleriſcher als Affen, gröber als Eſel, räuberiſcher als Marder, ſtreitſüchtiger als Hähne.[3] Dabei ſchmähete jede Schule auf die andern. Die Stoiker erklärten die Epikureer für Wollüſtlinge, die Peripatetiker für zänkiſch und geldgierig, die Platoniker für hoffärtig und ehrſüchtig, und ihnen wiederum wurden von den übrigen Wuchergeſchäfte, Streitſucht und andere Laſter vorgeworfen.[4] Geriethen die Anhänger der verſchiedenen Schulen in Streit, ſo gab es keine Schandthat, deren ſie einander nicht anklagten.[5] Wenn manche dann noch zur Beſchönigung ihrer Laſter ſich auf die alten Philoſophen beriefen, wie namentlich Platoniker den Ehebruch nach Platos Republik, die Trunkſucht nach ſeinen „Geſetzen" entſchuldigten;[6] ſo war es kein Wunder, wenn viele geradezu behaupteten, die ausſchließliche Vertiefung in philoſophiſche Bücher leite vom vernünftigen Denken ab.[7]

Auch Ariſtides hat in der bereits angeführten Rede, von der Vertheidigung zum Angriff übergehend, die Philoſophen als eine jeder Tugend baare, mit allen Laſtern behaftete Menſchenklaſſe geſchildert.[8] Sie behaupten dem Zeus nicht nachzuſtehn, vermögen aber „dem Obol" durchaus nicht Stand zu halten. Sie ſchmähen auf die übrigen

1) Lucian. Bis accus. 6. Th. I³ 62. 2) Epictet. l. l. Taurus bei Gell. VII 10. 3) Lucian. Piscator 34 sqq. 4) Lucian. Hermotim. 16 sqq. 5) Lucian. Lapithae 32 sqq. 6) Lucian. Fugitivi 18 (Th. I³ 409, 2) Gell. XV 2. 7) Lucian. Lapithae 34. 8) Aristid. or. XLVI 309 J. II 398 D. sqq.

aus bloßem Neide; hielte man ihnen mitten in ihren Vorträgen über Enthaltſamkeit Kuchen und Gebacknes entgegen, ſo würden ſie die Zunge ſinken laſſen wie Menelaos das Schwert, als er die Helena erblickte. Wenn ſie aber Helena ſähen — oder vielmehr nur eine Magd wie die Phrygierin bei Menander, dann würde das Gebahren der Satyren bei Sophokles gegen das ihre als bloßer Scherz erſcheinen.[1] Um ihre Untreue und Habſucht zu erkennen, braucht man ihnen nichts anzuvertrauen, denn ſie nehmen ſchon ſelbſt ſoviel ſie können. Das Rauben nennen ſie theilen, den Neid philoſophiſche Geſinnung, die Dürftigkeit Verachtung des Geldes. Sie rühmen ſich der Menſchenliebe, haben aber noch nie einem andern genützt, bringen vielmehr denen Nachtheil, die ſich an ſie wenden. Während ſie die übrigen, auch wenn ſie ihnen begegnen, nicht ſehn, reiſen ſie um der Reichen willen in die Fremde, wie die Phryger zur Olivenernte; ſie wittern ſofort ihre Nähe, bemächtigen ſich ihrer und verheißen ihnen die Tugend mitzutheilen. Allen übrigen erwidern ſie kaum auf eine Anrede freundlich, aber die Köche, Bäcker und ſonſtigen Diener der Reichen begrüßen ſie ſchon von weitem, noch ehe ſie genau zu erkennen ſind, als wären ſie eigens dazu aus dem Bett aufgeſtanden. Sie drängen ſich vor den Thüren reicher Häuſer und verkehren mehr mit den Pförtnern als mit den Hausherrn, indem ſie ihre Kriecherei durch Unverſchämtheit unterſtützen. Sieht man ſie zum erſten Mal, ſo nehmen ſie weniger Anſtand zu fordern, was ihnen nicht zukommt, als andre ihr Eigenthum zurückzuverlangen. Denn dies ſind ja die, welche die Unverſchämtheit Freimüthigkeit nennen, die Gehäſſigkeit Aufrichtigkeit, das Nehmen Menſchenliebe. Sie fordern zwar kein Geld, verſtehen aber es zu nehmen. Schickt man ihnen zu wenig, ſo beharren ſie bei ihren Grundſätzen, kommt ihnen aber ein ſtraffes Beutelchen vor die Augen, dann hat Perſeus die Gorgo überwältigt: der Vorwand iſt äußerſt ſchlau: „die Frau und die Kinderchen.“ Ihre Definition der Seelengröße iſt in der That ganz neu, daß ſie nämlich nicht darin beſteht großes hinzugeben, ſondern nicht kleines anzunehmen. Einige haben es aber bereits zum Grundſatze gemacht, die Gabe ſich gefallen zu laſſen und nach dem Empfange zu ſchmähen. Indem ſie zugleich

1) Meineke Com. Gr. IV 308 (352).

wie Paraſiten heucheln und wie Höhere ſich inſolent betragen, verbinden ſie, gleich den Gottloſen in Paläſtina, die entgegengeſetzten Fehler, Niedrigkeit und Anmaßung;[1] und wie jene entfernen ſie ſich weit von dem Weſen der Hellenen, namentlich der beſſern, indem ſie im übrigen ſtummer ſind als ihr eigner Schatten; wenn es aber auf ſchmähen und verläumden ankommt, möchte man ſie nicht mit dem tönenden Erz zu Dodona, ſondern mit den im Finſtern ſummenden Mücken vergleichen. Zu dem nothwendigen mitzuwirken ſind ſie untüchtiger als irgend jemand, dagegen ein Haus zu durchzuſpähen und in Verwirrung zu bringen und ſeine Bewohner aneinander zu hetzen und zu erklären, daß ſie ſelbſt alles verwalten würden, das verſtehn ſie wie niemand anders.

Die Cyniker.

Am meiſten wurde der Name der Philoſophie durch den Troß der Cyniker in Verachtung gebracht, deren Name und Schule nach langer Unterbrechung im Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung wieder auftaucht.[2] Auch unter ihnen fehlte es nicht an edeln Geſtalten; aber namentlich im zweiten Jahrhundert wurde der Cynismus mehr und mehr zu einem „Aushängeſchild, unter dem ſich eine Menge unreiner Elemente verſteckte;“ und die Maſſe dieſer „Bettelmönche“ des Alterthums durch Gemeinheit, Widerlichkeit und Unverſchämtheit wenigſtens in Griechenland zu einer wahren Landplage. Eine karrikirende Nachahmung des Diogenes und Antiſthenes in äußerer Erſcheinung, Tracht, Lebensweiſe und Betragen, das war alles, worin ſich die auf Bedürfnißloſigkeit, Weltentſagung und Erhebung über alle menſchlichen Schwächen beruhende ſittliche Freiheit bei nur zu vielen bekundete, die man an dem zerlumpten Mantel oder gar einem Bärenfell, dem unverſchnittenen Haar und Bart, dem Stab (gelegentlich auch einer Mörſerkeule)[3] und Ranzen als Cyniker erkennen ſollte. Die weltbürgerliche Heimathloſigkeit wurde hier zur Landſtreicherei, die Rückkehr zum Naturzuſtande zu ekelhafter Unfläthigkeit, von der Epiktet in einem beſonderen Vortrag beweiſen zu müſſen glaubte, daß ſie keineswegs eine Erforderniß für Philoſophen ſei.[4] Die Beſitzloſigkeit mußte als Vorwand für freche Bettelei und niedriges Schmarozerthum dienen, die Selbſternennung zum Erzieher der

1) Vgl. oben S. 533, 3. 2) Zeller III 1, 684 ff. 3) Lucian. Demonax 19. 48. 4) Epictet. D. IV 11.

zurückgebliebenen Menſchheit und zum Arzt ihrer Gebrechen Zudringlichkeit und Marktſchreierei rechtfertigen, pöbelhafte Grobheit ſtatt derben Humors den Predigten dieſer antiken Kapuziner zur Würze dienen.

Die Züge zu dieſem abſchreckenden Bilde, das Lucian breit ausgeführt hat, finden ſich auch bei andern, namentlich bei Epiktet, der dem Ideal des Cynikers „die jetzigen" gegenüberſtellt, die „Hund' um die Tiſche des Hausherrn," die dem Diogenes in nichts nachahmten, als in der ungeſittetſten Zwangloſigkeit, deren ganzer Cynismus in Stab und Ranzen, großen Kinnbacken, Schlingen und Einſacken, grobem Schimpfen und Zurſchauſtellen breiter Schultern beſtand.[1] Gellius befand ſich einmal bei Herodes Attikus,[2] als ein ſolcher Bettler mit langem Haar und bis über den Nabel herabhängenden Bart dieſen antrat und mit ausgeſtreckter Hand Geld „zu Brot" verlangte. Auf die Frage, wer er ſei, antwortete er grob, ein Philoſoph, das ſehe man ihm ja doch an. Jemand aus der Umgebung des Herodes bemerkte, er ſei ein Landſtreicher und Taugenichts, der ſich in ſchmutzigen Kneipen umhertreibe, und die, die ihm nichts geben, mit ſchmählichen Schimpfreden anfalle; Herodes ließ ihm jedoch Geld zu Brot für 30 Tage reichen. So iſt denn auch an der Angabe Lucians nicht zu zweifeln, daß entlaufene Sklaven und Taugenichtſe, denen ein ehrlicher Erwerb durch ein Handwerk zu ſauer war, dies bequeme und einträgliche Bettlerleben wählten, das ihnen zugleich die Möglichkeit gewährte unter der Philoſophenmaske ihren beſtialen Neigungen zu fröhnen. Sie brandſchatzten oder ſchoren nach ihrem eignen Ausdruck die Schafe überall mit gutem Erfolg, denn die meiſten gaben aus Scheu vor der ehrwürdigen Tracht oder aus Furcht vor ihren Schmähungen; und Lucian behauptet nicht bloß, daß man in ihrem Ranzen zuweilen Goldſtücke, Spiegel, Salben und Würfel fand, ſondern auch daß manche ſoviel zuſammenbettelten um ſich Ländereien und Häuſer zu kaufen und in Ueppigkeit zu leben.[3]

---

1) Id. ib. III 22, 80 (*οὐδὲν μιμοῦνται ἐκείνους ἢ εἰ ἄρα ὅτι πόρδωνες γίνονται*). 2) Gell. IX 2.

3) Lucian. Piscator 45. Fugitivi 12 sqq.

Anerkennung der Philoſophie als Führerin zur Sittlichkeit bei den Römern.

Obwohl nun alſo in der griechiſchen wie in der römiſchen Welt in den verſchiedenſten Bildungs- und Lebenskreiſen theils gegen die Philoſophie, theils gegen die Philoſophen berechtigte und unberechtigte Abneigungen der mannigfachſten Art beſtanden, ſo war doch offenbar die große Mehrzahl der Gebildeten auch in Rom und den weſtlichen Ländern von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Philoſophie die beſte Führerin zur höchſten Sittlichkeit ſei: und ſchon die bisher geſchilderte, ſo vielſeitige und lebhafte, ja gereizte Oppoſition iſt ohne die allgemeine Verbreitung dieſer Anſicht nicht denkbar, ſie ſetzt ſie vielmehr voraus. Als den Vertreter der Anſchauung, die im ſpätern römiſchen Alterthum die meiſten Anhänger zählte, dürfen wir wol auch hier Cicero anſehn. Nach ihm[1] würde es allerdings keiner Philoſophie bedürfen, wenn die von der Natur in uns gepflanzten Keime der Tugend ſich ungeſtört entwickeln könnten. Da wir aber von Geburt an unaufhörlich unter dem Einfluß falſcher und verkehrter Vorſtellungen ſtehn, ſie mit der Ammenmilch einſaugen, von Eltern, Lehrern, Dichtern, endlich dem Volk, in dem wir leben, immer mehr mit Irrthümern angeſteckt werden: ſo bedürfen wir eine Heilung für unſere erkrankte und verbildete Seele: und dieſe, die Herſtellung unſerer natürlichen Geſundheit kann uns allein die Philoſophie geben. Dem Gewicht der ſo allgemein anerkannten Autorität Ciceros, der ja in einer Schrift „Hortenſius" als Anwalt der Philoſophie gegenüber der Beredſamkeit aufgetreten war, konnten ſich am wenigſten alle diejenigen entziehen, die in der Beredſamkeit das Ziel und den Inbegriff aller Bildung erkannten. Auch Quintilian, der, den Philoſophen feindlich geſinnt, die Philoſophie als Magd der Beredſamkeit zu betrachten geneigt iſt, erkennt doch an,[2] daß Niemand ohne die Lehre von der Tugend und Gerechtigkeit ſittlich gut ſein könne. Die Behauptung, daß die Tugend ohne Unterricht erworben werden könne, achtet er kaum einer Widerlegung werth. Sein idealer Redner ſoll nach ſeiner allſeitigen techniſchen Ausbildung eine ebenſo allſeitige philoſophiſche, in der Phyſik (Naturphiloſophie), Dialektik und Ethik erhalten. Wenn er hinzufügt, er ſolle ein Philoſoph ſein, der ſich nicht durch Schuldisputationen, ſondern durch Handlungen, durch thatſäch-

1) Cic. Tusc. III 1—3. 2) Quintilian. Inst. XII prooem. 3. c. 2, 1—28.

liche Beweiſe ſeiner Geſinnung als wahrhaft bürgerlicher Mann zu bewähren habe: ſo werden wir daran erinnert, daß allerdings nicht bloß über die Zwecke, ſondern auch über das wünſchenswerthe Maß der philoſophiſchen Bildung, auch unter denen, die ihre Nothwendigkeit oder Nützlichkeit anerkannten, in der römiſchen Welt die größten Meinungsverſchiedenheiten herrſchten. Tacitus äußert ſich im Sinne jenes ſtarren Römerthums, welches das Studium der griechiſchen Schulweisheit auf ein möglichſt geringes Maß beſchränkt wiſſen wollte. Dagegen genügt es Namen wie Seneca, Perſius, Muſonius Rufus, Marc Aurel zu nennen, zum Beweiſe, daß auch in der gebildeten römiſchen Welt die Forderung einer vollen Hingabe an die Philoſophie ihre Vertreter gehabt hat. Die Philoſophie, ſagt Seneca, läßt ſich nicht als Nebenſache behandeln. Sie iſt eine gebietende Herrin, ſie ſpricht: ich nehme nicht die Zeit an, die ihr übrig behaltet, ſondern ihr ſollt die frei haben, die ich euch anweiſe. Gibt man ſich ihr ganz hin, richtet auf ſie den ganzen Geiſt, verſagt ſich allem andern, dann kommt man allen übrigen Menſchen weit voraus und bleibt hinter den Göttern nicht weit zurück.[1] Sie iſt nicht da, um den Tag mit einer angenehmen Unterhaltung hinzubringen, den Müſſiggängern die Langeweile zu vertreiben: ſie geſtaltet und bildet den Geiſt, ordnet das Leben, gibt den Handlungen Richtung, zeigt was zu thun und zu laſſen iſt, ſitzt am Steuer und lenkt durch die Gefahren der Wogen die Fahrt. Ohne ſie kann niemand furchtlos, niemand ruhig leben, unzählige Ereigniſſe treten zu jeder Stunde ein, die einen Rath erfordern, den man von ihr holen muß.[2] In zwei ſehr langen Abhandlungen hat Seneca die (offenbar viel erörterte) Frage behandelt, ob für das Leben der paränetiſche Theil der Moralphiloſophie d. h. eine praktiſche, die Vorſchriften für alle wichtigen Verhältniſſe enthaltende Pflichtenlehre genüge, oder ob dieſe auf ein theoretiſches Syſtem der Grundſätze oder Dogmen begründet werden müſſe, aus denen die Normen des Handelns für alle einzelnen Fälle ſich ergeben.[3] Die einen erklärten jenen (den paränetiſchen), die andern dieſen (den dogmatiſchen) Theil für entbehrlich: Seneca führt aus,

Differenzen über das erforderliche Maß philoſophiſcher Bildung.

1) Seneca epp. 53, 8—11. Vgl. Haupt Varia LXI. Hermes V 32.
2) Id. ib. 16, 3. 3) Id. epp. 94. 95.

daß die volle und wahre ſittliche Bildung nur durch die Verbindung beider erreicht werden könne. Eine auf Principien begründete Ueberzeugung muß die Baſis und die Quelle aller Handlungen und Gedanken, dieſe müſſen auf ein feſtes Ziel, das zu erſtrebende höchſte Gut gerichtet ſein, wie der Lauf der Schiffe ſich nach einem Geſtirn richtet: ohne eine ſolche grundſätzliche dogmatiſche Ueberzeugung iſt eine unwandelbare Beſtändigkeit in Thun und Denken unmöglich; ſie iſt auch der Boden, in dem allein die Lebensregeln der Sittenlehre wurzeln, aus dem ſie allein immer neue Lebenskraft ziehen können. Aber auch dieſe ſpeciellen Regeln ſind neben jenen allgemeinen Grundſätzen unentbehrlich. Umgeben von verkehrten Vorſtellungen, von Irrthümern aller Art, von Lüge und Schein, bedürfen wir einer unabläſſigen Einſchärfung auch der bekannten Wahrheiten, mitten in dem Getöſe des Wahns einer warnenden und mahnenden Stimme, in dem Brauſen der Städte eines uns zur Seite ſtehenden Erinnerers, der gegenüber den Lobrednern des Reichthums, der Macht und Gunſt uns die dem Studium gewidmete Ruhe und den aus der Außenwelt zu ſich ſelbſt zurückgekehrten Geiſt ſchätzen lehrt. Die Philoſophie kann uns allein die Geſundheit der Seele geben,[1] ſie iſt die einzige Lehrerin der höchſten Kunſt, der Kunſt zu leben,[2] und nicht bloß die beſte Führerin zur Sittlichkeit, ſondern auch die einzige: es gibt keine Tugend ohne Philoſophie, ebenſowenig als Philoſophie ohne Tugend.[3]

Wer eine ſo völlige Hingabe an die Philoſophie verlangte, wie Seneca, der konnte begreiflicher Weiſe ebenſowenig mit dem Eifer ihrer Jünger als mit ihrer Zahl leicht zufrieden ſein. Niemand, ſo klagt er (etwa ums Jahr 64),[4] kümmere ſich um die Philoſophie, außer etwa wenn Schauſpiele einen Aufſchub erleiden oder ein Regentag eintrete, an dem man die Zeit tödten wolle; in den Schulen der Philoſophen wie der Rhetoren ſei es leer.[5] Doch dieſe Klagen des ſtets übertreibenden Schriftſtellers würden höchſtens beweiſen, daß ſeine idealen Anforderungen unerfüllt blieben. Daß in der That die Philoſophie auch damals in der Jugend der höhern Geſellſchaft

1) Sen. Epp. 15, 1. 2) Id. ib. 90, 27. 3) Id. ib. 89, 8. 4) Id. Nat. Qu. VII 32; vgl. Clinton ad a. 63 p. C. 5) Id. Epp. 95, 23.

zahlreiche eifrige Jünger hatte, zeigt die Verbannung des Muſonius Rufus im Jahre 65, den, wie Tacitus ſagt, der Ruhm ſeines Namens vertrieb, da er auf die Bildung der Jugend durch Anleitung zur Philoſophie wirkte.[1] Natürlich konnte nur eine erhebliche Anzahl von Schülern aus den höhern Ständen[2] die Aufmerkſamkeit und den Verdacht der Neroniſchen Regierung erregen.

Die überwiegende Mehrzahl der Philoſophen, die in Rom und andern Städten des Weſtens (namentlich in Maſſilia, einem Hauptſitze dieſer Studien ſchon in Strabos Zeit) als Lehrer wirkten, waren allerdings Griechen,[4] und die Anerkennung der Philoſophie als einer griechiſchen Wiſſenſchaft zeigt ſich auch darin, daß ein großer Theil der nichtgriechiſchen Philoſophen wie Cornutus, Muſonius Rufus, Favorinus, Marc Aurel griechiſch ſchrieb. Wie ſehr ſie ſich jedoch in Rom bereits im letzten Jahrhundert vor Chriſtus eingebürgert hatte, das zeigt nicht nur die große Anzahl von Anhängern, Verehrern und Gönnern, die ſie in der gebildeten Geſellſchaft Roms fand, und die Entſtehung einer römiſchen philoſophiſchen Litteratur: ſondern noch weit mehr die Bildung der römiſchen Philoſophenſchule der Sextier.[5] Sie war freilich nur eine Form des Stoicismus wie er ſich im römiſchen Bewußtſein geſtaltete, namentlich in ſo fern ſie ſich entſchieden auf die Sittenlehre beſchränkte, mit einer aſcetiſchen aus dem Pythagoraismus entlehnten Beimiſchung (wie der Verwerfung der Fleiſchnahrung); da ſie alſo mit dem Stoicismus und Cynismus des erſten Jahrhunderts im weſentlichen zuſammentraf, fehlte die Grundbedingung ihrer ſelbſtändigen Exiſtenz, ſie löſte ſich nach kurzer Zeit auf und ihre Schüler traten, wie Seneca, in die große ſtoiſche Gemeinſchaft zurück, aus der die Sextier ausgeſchieden waren. Während ihres Beſtandes jedoch hat die Schule bedeutende Vertreter gehabt und bedeutende Wirkungen geübt. Zu ihr gehörten außer ihrem Begründer Q. Sextius, einem Mann von guter Familie (der den ihm von Julius Cäſar angebotenen Senatorenſtand und die

Theilnahme der Römer an der Philoſophie. Die Schule der Sextier.

1) Tac. A. XV 71. 2) Plin. epp. III 11, 5. 3) Strabo IV 1, 5 p. 181.
4) Zeller III 1, 491. Der römiſche Philoſoph Italicus (ὁ μάλιστα δοκῶν αὐτῶν φιλόσοφος εἶναι Epictet. D. III 8, 7) iſt meines Wiſſens ganz unbekannt. 5) Zeller III 1, 599 ff.

amtliche Laufbahn verſchmähte, um ganz der Philoſophie zu leben) und ſeinem Sohne, der fruchtbare Schriftſteller Cornelius Celſus, der gelehrte Grammatiker L. Craſſitius aus Tarent (der ſeine bedeutende Lehrthätigkeit aufgab um dieſer Sekte ganz anzugehören), und Papirius Fabianus, den Seneca als junger Mann gehört hatte und hoch verehrte. Er nennt ihn einen wahren Philoſophen nach Art der Alten, nicht der jetzigen Kathederphiloſophen, doch rühmt er auch ſeine öffentlichen Vorträge. Man fühlte ſich durch ſeine Ermahnungen erhoben und zur Nacheiferung aufgeregt, ohne daß man die Hoffnung verlor, ihn ſogar zu übertreffen: und wenn auch im Allgemeinen ſeine Zuhörer ein beſcheidenes Schweigen beobachteten, ſo riß ſie doch mitunter die Größe ſeiner Geſinnung zu begeiſtertem Beifall hin.[1]

Verbreitung des Stoicismus,

Von den Syſtemen der griechiſchen Moralphiloſophie war unzweifelhaft der Stoicismus dem römiſchen Nationalcharakter am meiſten homogen, und zählte daher auch unter den ernſt nach ſittlicher Vervollkommnung ſtrebenden Römern zu allen Zeiten die meiſten Anhänger. In der langen Reihe hervorragender Perſönlichkeiten der römiſchen Geſchichte, die wir als Stoiker kennen, erblicken wir die edelſten Geſtalten dieſer Jahrhunderte und nicht wenige, die durch ihr Leben und ihren Tod den Ernſt und die Aufrichtigkeit der aus jener Philoſophie gewonnenen Ueberzeugungen bethätigt haben; und auch die uns erhaltenen philoſophiſchen Werke römiſcher Schriftſteller dieſer Periode gehören faſt ausſchließlich dieſer Schule an.

Epikureismus

Daß der Epikureismus zu allen Zeiten nächſt dem Stoicismus wol die zahlreichſten Anhänger hatte, darf man auch ohne ausdrückliche Zeugniſſe von ſeiner Verbreitung in der römiſchen Welt unter dem Kaiſerthum vorausſetzen.[2] Daß die Epikureer namentlich im öffentlichen Leben nicht hervortraten, war ja in der Natur dieſer Schule begründet, die die Verborgenheit gefliſſentlich ſuchte, und ihr Bedürfniß, ihr Syſtem in der Litteratur geltend zu machen war gering und hinlänglich durch ältere Schriften befriedigt. Die übrigen philoſophiſchen Schulen waren unter den Römern zwar ohne Zweifel weniger verbreitet, ohne Vertretung aber war wol keine, und die

und der übrigen Syſteme bei den Römern.

1) Seneca Epp. 100, 12. 52, 11. 2) Zeller III 1, 348, 3. 353.

eklektiſche Richtung der Römer brachte es mit ſich, daß jede auch außerhalb des Kreiſes ihrer eigentlichen Anhänger Intereſſe und Anziehung übte. Die Vorträge, die der Platoniker Plutarch noch unter Domtian in Rom hielt, wurden von den bedeutendſten Männern Roms beſucht;[1] und mehrere unter ihnen traten mit dem hochverehrten Philoſophen in ein dauerndes Verhältniß, wie Soſſius Senecio (Conſul 98, 99, 102, 107, dem Plutarch ſeine Biographien berühmter Männer widmete[2]), Fundanus (ein Schüler des Muſonius,[3] doch wol Minucius Fundanus Conſul 107) Terentius Priscus (doch wol derſelbe, der auch Martials Gönner war[4]) und andre.[5] Gellius, der in Athen den berühmten Platoniker Calviſius Taurus eifrig hörte, gehörte zu einem großen Kreiſe dort ſtudierender Römer, die alle dieſelben Vorleſungen beſuchten.[6] Von der Stellung, die der Cyniker Demetrius in der Zeit von Nero bis Vespaſian in Rom einnahm, wird unten die Rede ſein. Der Cyniker Theagenes,[7] der nach Galenus Erzählung an der falſchen Behandlung des Arztes Attalus (Schüler des Soranus), eines „Eſel von der Sekte des Theſſalus" ſtarb, war zu Rom eine ſehr bekannte Perſönlichkeit, da er täglich in den Thermen des Trajan disputierte. Als Attalus mit zahlreichen Freunden des Patienten in deſſen Haus trat um ihnen denſelben als Rekonvaleszenten zu zeigen, waren Cyniker und andre Philoſophen gerade beſchäftigt die Leiche des Philoſophen zu waſchen, der nach den Grundſätzen ſeiner Schule weder Sklaven noch Familie hatte. Galen begründete ſeinen Ruf in Rom (im J. 162)[8] durch die Herſtellung des 63jährigen Peripatetikers Eudemus.[9] Dieſen beſuchten während ſeiner Krankheit „faſt alle durch Rang und Bildung hervorragende Männer," namentlich Sergius Paullus (Conſul zum zweiten Mal 168, ſpäter Stadtpräfekt),[10] „ein durch philoſophiſche Bildung und Handlungsweiſe ausgezeichneter Mann,"[11] und der Conſular Flavius

1) Plutarch. de curios. 15. 2) Vgl. Id. Qu. Conv. I 1. 3) Id. de ira cohib. 2. de tranq. an. 1. 4) Id. de def. oracc. Vgl. S. 401.

5) Paccius: De tranq. an. Saturninus: Adv. Coloten. Sulla: De cohib. ira. De fac. in orbe Lunae. 6) Gell. I 2, 1. XVIII 2, 2. 7) Galen. ed. K. X p. 909 sqq. (Identiſch mit dem Theagenes Lucian. Peregr. 3 sqq.?)

8) Clinton F. R. ad a. 162. 9) Galen. de praenot. c. 2 sqq. ed. K. XIV p. 605 sqq. 10) Clinton F. R. ad a. 175. 11) Galen. ed. K. II 218.

Boethus, der eifrig dem Studium der Ariſtoteliſchen Philoſophie ergeben war. Dieſer, ſowie Civica Barbarus Conſul 157, Oheim des Lucius Verus, und der Conſul (162) Severus (ebenfalls Ariſtoteliker)[1] ließen ſich von Galen anatomiſche Vorträge halten; denſelben wohnten (außer andern Philoſophen) der (mehr dem Ariſtoteles als dem Plato anhängende) Peripatetiker Alexander aus Damascus (im J. 162 Lehrer des Boethus, etwa 175 öffentlicher Lehrer zu Athen)[2] und Demetrius aus Alexandria bei, der letztere ein Freund des Favorinus, der täglich öffentlich in der Weiſe ſeines Lehrers über vorgelegte Themata ſprach.[3] Favorinus ſelbſt, der Skeptiker war, ſtand bei Hadrian in Gunſt und verſammelte unter ihm und ſeinem Nachfolger eine große Anzahl von Schülern und Bewundrern, zum Theil von hohem Stande.[4] Gellius, der ſich an ihn hauptſächlich anſchloß, erwähnt als ſeine Freunde einen Peripatetiker und einen Stoiker „beides zu Rom angeſehene Philoſophen;“[5] in einer gelehrten Geſellſchaft, in welcher Gellius einmal die heißeſte Sommerzeit in Tibur verbrachte, war auch ein Peripatetiker, der den Ariſtoteles eifrig ſtudierte.[6] — Dieſe im Verhältniß zu der Dürftigkeit unſrer Kenntniß der damaligen geiſtigen Zuſtände zahlreichen Erwähnungen philoſophiſcher Studien in Rom, ſowie andre gelegentliche Nachrichten[7] (wie z. B. daß in Trajans Zeit dort bei Mahlzeiten zur Unterhaltung der Gäſte platoniſche Dialoge aufgeführt wurden)[8], laſſen uns die Vorſtellung gewinnen, daß in den höhern Ständen Roms ſeit dem Ende des erſten Jahrhunderts ein reges und vielſeitiges Intereſſe für Philoſophie verbreitet war, und die Berichte des Porphyrius über die Erfolge des Plotinus in Rom zeigen, daß daſſelbe noch bis tief ins dritte Jahrhundert lebendig blieb.[9]

Beginn des philoſophiſchen Unterrichts gewöhnlich im erſten Jünglingsalter.

Die philoſophiſchen Lehrjahre begannen für die meiſten jungen Männer nach Beendigung des grammatiſchen und rhetoriſchen Unterrichts.[10] Gellius, der dieſe Studien ungewöhnlich lange fortſetzte,

1) Galen. XIV 612 sq. vgl. XIX 13. 2) Clinton l. l. 3) Galen. XIV 627. 4) Philostrat. V. soph. I 8. Gell. XII 1, 1—3. 5) Gell. XVIII 1. 6) Id. XIX 5. 7) Vgl. Teuffel R. L. G. 336. 8) Th. I³ 334, 2. 9) Porphyr. vit. Plotini 7—9. 10) Quintilian. XII prooem. 3: orator a dicendi magistris dimissus — majora sibi auxilia ex ipsis sapientiae penetralibus petit.

ſcheint erſt im Alter von 25 Jahren ſich der Philoſophie zugewandt zu haben,[1] während Marc Aurel ſeine philoſophiſchen Studien im zwölften Jahr ungewöhnlich früh begann.[2] Die große Mehrzahl dürfte mit der Anlegung der Männertoga in die Schule eingetreten ſein, die ihre Zöglinge zur ſittlichen Mündigkeit entließ, unter die Männer im höhern Sinne des Worts verſetzte.[3] Perſius, der im Alter von ſechzehn Jahren die Bulla und das Knabenkleid ablegte, empfand nun, da ihm die weiße Toga geſtattete, ſeine Augen in dem verwirrenden Gewühl Roms überall frei umherſchweifen zu laſſen, lebhaft das Bedürfniß, einem bewährten Führer zu folgen, um in dem Labyrinth der vor ihm liegenden verſchlungenen Pfade den Weg des Lebens richtig zu wählen; er ſchloß ſich aufs engſte an Cornutus an.[4] Auch Seneca war im erſten Jünglingsalter, als er die Schule des zur Sekte der Sextier gehörenden Alexandriners Sotion beſuchte.[5] Die große Mehrzahl ſetzte vermuthlich den regelmäßigen Beſuch philoſophiſcher Vorleſungen nur bis zur Begründung eines eigenen Hausſtandes fort, obwol Plutarch in den Sorgen und Geſchäften, die dieſer mit ſich brachte, keine genügende Entſchuldigung erkennen wollte, etwas ſo viel wichtigeres zu vernachläſſigen.[6] Und in der That war es offenbar nicht ungewöhnlich verheirathete und ältere Männer in die Philoſophenſchule gehen zu ſehn; Seneca war ſchon ein Sechziger, als er in Neapel den Philoſophen Metronax hörte. Er ſchreibt an Lucilius, er gehe nun bereits den fünften Tag in die Schule um Metronax am Nachmittag (von der achten Stunde ab) vortragen zu hören: dieſe Schule, ſagt er, läßt jedes Alter zu; ſoll ich etwa erröthen zu einem Philoſophen zu gehn? Freilich iſt ſie ſehr wenig beſucht, während das Theater, in dem gleichzeitig muſikaliſche Wettkämpfe ſtattfinden, gedrängt voll iſt, und die Schüler des Metronax werden als Thoren und Müſſiggänger verſpottet.[7]

Der philoſophiſche Unterricht bezog ſich auf die drei Abtheilungen der Philoſophie, die alle Schulen anerkannten, Logik, Phyſik und Ethik.

---

1) Oben S. 415. 2) Vit. M. Antonini c. 2. 3) Seneca Epp. 4, 2. 4) Vit. Persii. Sat. V 30 sqq. 5) Seneca Epp. 49, 2 (puer) 108, 17 (juvenis). 6) Plutarch. cupid. divit. c. 7. 7) Seneca Epp. 76, 1—4.

Nur die Platoniker verbanden damit auch damals noch, wie es ſcheint in der Regel, das Studium der Mathematik: in ihren Studirzimmern ſah man Figurentafeln, Kugeln u. dgl.,[1] in ihren Auditorien äußerten die Schüler ihre Wißbegier durch gelehrte mathematiſche Fragen;[2] die mathematiſchen Reminiszenzen bei Gellius ſtammen wol aus ſeinen Studien bei dem Platoniker Taurus.[3] In der ſtoiſchen Schule, über welche wir aus jener Zeit die meiſten Nachrichten haben, wurde in der Regel mit der Logik (und Dialektik) angefangen,[4] wenn auch die ſtoiſchen Autoritäten über die Reihenfolge beim Unterricht nicht übereinſtimmen.[5] Seneca nennt die Logik die „Abcſchule" der Philoſophen.[6] Obwol der Stoicismus und die Philoſophie überhaupt damals die Ethik ſo ſehr zum Hauptgegenſtande und Zwecke des Unterrichts machte, daß die beiden andern Theile neben ihr als nicht bloß untergeordnet ſondern ſelbſt mehr oder weniger entbehrlich erſcheinen konnten,[7] hielten doch auch Männer wie Muſonius Rufus[8] und Epiktet,[9] wie ſehr ſie als alleinigen Zweck der Philoſophie die ſittliche Bildung betrachten und wie wenig Intereſſe ſie auch an logiſchen und dialektiſchen Erörterungen nehmen mochten,[10] die Logik als Grundlage des philoſophiſchen Studiums für unerläßlich, noch weniger konnte über ihre Nothwendigkeit und Nützlichkeit für eine allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung, namentlich bei ſolchen, die ſich der Beredſamkeit widmeten, ein Zweifel ſein.[11] Dies trockene Studium war nun für Scharfſinnige, vollends wenn ſie zur Spitzfindigkeit neigten, um ſo anziehender, als man mit der Virtuoſität in der Handhabung logiſcher Formen in Disputationen und ſonſt leicht glänzen konnte. Hat man ſich, ſagt Gellius, in dieſe anfangs abſchreckende Wiſſenſchaft erſt eingelaſſen, ſo leuchtet ihr Nutzen je länger je mehr ein und es entſteht eine unerſättliche Luſt am Lernen, der man Einhalt thun muß, weil man ſonſt in Gefahr geräth, in jenen labyrinthiſchen Irrgängen der Dialektik wie an den Inſeln der Sirenen ſein Leben

Logik und Dialektik.

1) Lucian. Nigrin. 2. 2) Plutarch. de audiendo c. 10. Vgl. conj. praec. c. 18. 3) Gell. I 20, 1. XVI 18, 6. 4) Epictet. D. I 17, 6. 5) Zeller III 1, 56 f. 6) Seneca Epp. 71, 6. 7) Marc Aurels Anſicht: Zeller III 1, 676. 8) Epictet. D. I 7, 32. 9) Id. ib. I 17, 1—12. II 25. 10) Zeller III 1, 664. 11) Quintilian. XII prooem.

zu verbringen.[1] Das ſchlimmſte an den Sophismen, ſagt Seneca, iſt daß ſie einen gewiſſen Reiz ausüben und den durch den Schein des Scharfſinns verlockten Geiſt aufhalten und feſſeln, während eine ſolche Menge von wichtigeren Dingen uns weiter ruft und kaum das ganze Leben hinreicht, das eine zu lernen (was der Zweck der Philoſophie iſt): das Leben zu verachten.[2] Derartige Liebhabereien und Richtungen fanden in einer umfangreichen Litteratur reichliche Nahrung, zu der namentlich die älteren Stoiker, die dies Feld mit Vorliebe anbauten, beigetragen hatten; es gab eigene Bücher über einzelne Fangſchlüſſe, die keinen andern Zweck hatten, als einen andern in Verlegenheit zu bringen, wie der Haufenſchluß (wie viel Körner machen einen Haufen?) der Hörnerſchluß (haſt du deine Hörner verloren? im Verneinungsfalle: Alſo haſt du noch Hörner; im Bejahungsfalle: alſo haſt du ſie gehabt) und dgl.[3] Solche Spielereien eines talmudiſchen Witzes wurden auch damals vielfach ernſthaft behandelt, und namentlich von jungen Leuten viel Zeit damit verſchwendet. Alle Anfänger in der Philoſophie, ſagt Plutarch, legen ſich am liebſten auf das, was Ruhm bringt; die einen ſchwingen ſich aus Leichtſinn und Ehrgeiz wie Vögel zum Glanz und zur Höhe der naturphiloſophiſchen Spekulation auf, die andern gehn auf Disputationen, ſchwierige Fragen und Sophismen aus, wie (nach Platos Ausdruck) Hündchen am Zerren und Schleppen ihre Freude haben; die meiſten aber vertiefen ſich in die Dialektik, um ſich mit der nöthigen Ausrüſtung für die Sophiſtik zu verſorgen.[4] Dieſen falſchen Richtungen der Schüler, die ihren Geiſt, nicht ihren Charakter bilden wollten, kamen leider, wie Seneca ſagt, die Lehrer entgegen, „die uns die Kunſt des Disputirens anſtatt die des Lebens lehren," und ſo ſei die Philoſophie zu einer Wortwiſſenſchaft (Philologie) geworden.[5] Durch die Aufnahme deſſen, was in der Philologie und Mathematik entbehrlich iſt, habe es die Philoſophie dahin gebracht, daß ſie beſſer zu reden als zu leben verſtehe.[6] In der Klage, daß zu viel Zeit und Kraft an Logik und Dialektik verwendet werde, die

1) Gell. XVI 8, 16 sq. Vgl. Epictet. D. II 23, 41. 2) Seneca Epp. 111, 5. 3) Zeller II 1, 188 f. 4) Plutarch. De prof. in virtute 7. 5) Seneca Epp. 108, 23. 6) Seneca Epp. 88, 42.

doch nur Außenwerke der Weisheit ſeien, und daß die Ethik darunter leide, vereinigten ſich Philoſophen und Nichtphiloſophen.[1] Gegenwärtig, ſagt z. B. Epiktet, iſt der größte Fleiß auf die Auflöſung von Syllogismen verwandt worden und hierin werden Fortſchritte gemacht; einſt wurde der größte Fleiß darauf verwandt, den beſten Theil der Seele im naturgemäßen Zuſtande zu erhalten und darin Fortſchritte gemacht.[2] Beſonders in der ſtoiſchen Schule war das Streben vieler Studirenden mehr oder minder ausſchließlich auf Erwerbung der Virtuoſität in dialektiſcher Technik und Gelehrſamkeit in der bezüglichen Litteratur gerichtet. Die noch in die Schule gehenden oder eben aus der Schule gekommenen Pedanten, die heute ſchon lehren wollten, was ſie geſtern gelernt hatten, und „unverdaute Brocken vomierten,“[3] alles beſſer wußten als andere, und ihre Lehrer hauptſächlich in Tadelſucht und Rechthaberei kopirten, erſcheinen bei den Schriftſtellern des zweiten Jahrhunderts nicht ſelten als die unerwünſchten Störer der geſelligen Unterhaltungen in Griechenland. Gab es doch, wie Epiktet ſagt, Leute, die zu keinem andern Zweck philoſophiſche Vorträge beſuchten und Lehrbücher ſtudirten, als um die Bewunderung eines Senators zu erregen, den ihnen das Glück etwa zum Tiſchnachbar geben würde, oder um die Gäſte durch Aufzählung ſämmtlicher Schriftſteller in Erſtaunen zu ſetzen, die über eine gewiſſe Schlußform geſchrieben hatten.[4] Gellius[5] fand bei einem Beſuche des Herodes Attikus auf ſeiner Villa am Kephiſſus einen ſehr jugendlichen, ſehr redſeligen und vorlauten Stoiker, der gewöhnlich in den Geſprächen nach der Tafel das Wort ergriff, um überlange und geſchmackloſe Vorträge über Philoſophie zu halten, von der er mehr zu verſtehn verſicherte als alle übrigen Griechen und Römer. Er warf mit unbekannten Ausdrücken, mit Syllogismen und Fangſchlüſſen um ſich, rühmte ſich, daß niemand ihm im Auflöſen dialektiſcher Probleme gleich komme; daß niemand wie er in der ganzen Ethik zu Hauſe ſei, und fühlte ſich im Beſitz der wahren, die höchſte Seligkeit verbürgenden Weisheit ſo unerſchütterlich ſicher, daß er erklärte kein Kummer oder Schmerz vermöge über einen Stoiker

1) Gell. II 8. 2) Epictet. D. III 6, 3. 3) Id. ib. I 26, 16. Plutarch. De prof. in virt. 8. 4) Th. I³ 348. 5) Gell. I 2.

auch nur ſoviel, um die Heiterkeit ſeines Antlitzes zu umwölken. Herodes ließ darauf zu ſeiner Beſchämung eine Stelle aus Epiktet vorleſen, worin dieſer ehrwürdige Greis den jungen Leuten eine gerechte Strafrede hält, die ſich Stoiker nennen, und ſich keineswegs durch ſittlichen Werth und Gehalt auszeichnen, dagegen fortwährend läppiſche Lehrſätze und den Inhalt elementarer Schulbücher im Munde führen und bei dem Dunſt von Worten und Spitzfindigkeiten, den ſie vor den Augen der Hörer erregen, fälſchlich den Namen jener erhabenen Lehre gebrauchen.

Die Naturphiloſophie (Phyſik) ſtand in zu engem Zuſammenhange mit der Ethik, um nicht wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad in dieſer mit berückſichtigt zu werden: ſchon die Frage nach der Vorſehung konnte eigentlich nur zugleich mit der Frage nach dem Urſprung der Dinge und der Ordnung des Weltganzen erledigt werden.[1] Je einſeitiger und ausſchließlicher aber die Concentration auf die ſittliche Aufgabe der Philoſophie war, deſto geringere Beachtung wurde auch dieſer Disciplin geſchenkt: und die Anſicht des Sokrates, daß die Unterſuchung über die letzten Beſtandtheile und Gründe der Dinge unſer Vermögen überſteige und keinesfalls einen praktiſchen Werth habe, war vermuthlich eine weit verbreitete, wie ſie denn auch von einer ſo hohen Autorität wie Epiktet vertreten wurde.[2] Auch Seneca, der ſelbſt für die naturwiſſenſchaftliche Spekulation Liebhaberei und Intereſſe hatte, will ſie doch nur in ſo weit gelten laſſen, als ſie zur ſittlichen Vervollkommnung beitragen kann. Der Geiſt bedarf der Naturbetrachtung zu ſeiner Erholung und ſie theilt ihm die Erhabenheit der Gegenſtände mit, mit denen ſie ſich beſchäftigt. „In der Betrachtung der Welt und ihres Urhebers erhebe man ſich über die Bürde des Leibes, man lerne ſeine höhere Abkunft und Beſtimmung kennen, den Körper und das Körperliche gering ſchätzen und ſich von ihm frei machen.[3] Doch freilich iſt dabei die Gefahr, daß der Geiſt ſich gewöhnt lieber ſich zu vergnügen als geſund zu werden, und die Philoſophie zu einer bloßen Ergötzung zu machen, während ſie doch ein Heilmittel iſt.“[4] Daß

Phyſik.

1) Quintilian. XII 2, 20. 2) Zeller III 1, 664 f. 3) Zeller III 1, 622 f.
4) Seneca Epp. 117, 29.

gerade die die Phantaſie ſo ſehr anregende Naturphiloſophie Dilettanten anzog, denen es um philoſophiſche Bildung nicht Ernſt war, deutet auch Plutarch in der angeführten Stelle an: Properz wollte ſich ihr dann zuwenden, wenn das Alter ihn zwingen werde der Liebe zu entſagen. Dann wollte er die Geſetze der Natur kennen lernen, ſich über die Urſache des Mondwechſels, der Luftveränderungen, des Regens, des Regenbogens, der Erdbeben, der Sonnenfinſterniſſe, der Erſcheinungen des Sternhimmels und Meeres, der Jahreszeiten belehren, forſchen welcher Gott dies Weltgebäude kunſtvoll regiere, ob der Welt ein Tag des Untergangs bevorſtehe, ob es eine Unterwelt und Höllenſtrafen gebe oder mit dem Tode die Exiſtenz ende.[1]

Ethik. Immer aber traten Phyſik und Logik neben der Ethik ſo ſehr in den Hintergrund, daß die letztere als der weſentliche, wo nicht als der einzige Inhalt der Philoſophie erſchien. Wenn dies nach allem geſagten kaum noch eines Nachweiſes bedarf, ſo iſt es doch vielleicht nicht überflüſſig zu zeigen, wie auch gerade die Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit ganz allein von der Philoſophie erwartet wurde. Wie Gymnaſtik und Heilkunde für die Geſundheit und Kraft des Körpers ſorgen, ſagt Plutarch in ſeiner Schrift über die Erziehung,[2] ſo heilt die Schwäche und Krankheit der Seele allein die Philoſophie. Durch ſie und mit ihr erkennt man was edel, was ſchändlich, was gerecht, was ungerecht, kurz was zu erſtreben, was zu vermeiden iſt; wie wir uns gegen die Götter, die Eltern, das Alter, die Geſetze, die Fremden, die Herrſcher, die Freunde, die Frauen, die Kinder, die Männer zu verhalten haben: daß wir die Götter fürchten, die Eltern ehren, das Alter achten, den Geſetzen gehorchen, den Herrſchern willfahren, die Freunde lieben, gegen die Frauen züchtig ſein, die Kinder mit Zärtlichkeit, die Sklaven ohne Uebermuth behandeln ſollen; hauptſächlich aber, daß wir weder im Glück zu ſehr frohlocken noch im Unglück niedergeſchlagen ſein, daß wir uns weder von der Luſt überwältigen laſſen noch im Zorn leidenſchaftlich und brutal werden ſollen. Dies halte ich von allen Gütern, die wir durch die Philoſophie gewinnen, für die vorzüglichſten. Thörichte Eltern, heißt es an einer andern Stelle,[3] die es verſäumt haben

1) Prop. IV (III) 5, 23—46. 2) Plutarch. de educ. puer. c. 10. 3) Ib. c. 7.

ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben, bereuen dieſe Verſäumniß gewöhnlich erſt dann, wenn die Söhne ins Jünglingsalter treten und nun anſtatt ein geregeltes und vernünftiges Leben zu führen, ſich in Ausſchweifungen und niedrige Lüſte ſtürzen, Schmarotzer und andere Jugendverderber an ſich ziehn, Dirnen halten, mit Schlemmerei, Würfelſpiel, Gelagen das Ihrige verpraſſen, Ehebrüche und andere Exceſſe begehn, bei denen ſie um ihrer Luſt willen das Leben aufs Spiel ſetzen: hätten ſie den Unterricht eines Philoſophen genoſſen, ſo würden ſie ſich ſolchem Treiben nicht hingegeben haben. Wie der Landmann oder Gärtner das Unkraut aus dem Felde,[1] ſo tilgt der Philoſoph die böſen Triebe des Neides, des Geizes, der Wolluſt, wenn es ſein muß mit tiefen Schnitten, die Narben zurücklaſſen, aus der jugendlichen Seele: in andern Fällen verfährt er behutſam wie der Winzer beim Beſchneiden der Reben um nicht mit dem unedlen zugleich das edle auszurotten.

Pflicht und Recht der Lehrer den ganzen Lebenswandel der Schüler zu beaufſichtigen und zu leiten.

Ueberall wo der philoſophiſche Unterricht ſo aufgefaßt, wo der Philoſoph nicht bloß als Lehrer, ſondern ganz vorzugsweiſe als Erzieher, ja geradezu als Seelſorger ſeiner Schüler betrachtet wurde, galt es nothwendigerweiſe als ſeine Pflicht, deren ſittliches Wohl auch außerhalb des eigentlichen Unterrichts auf jede Weiſe zu fördern, und folglich als ſein Recht eine Aufſicht über den ganzen Lebenswandel zu führen, ſie mit Rath und Ermahnung, Warnungen und Vorwürfen, mit Milde und Strenge auf den rechten Weg zu leiten. Allem Anſchein nach haben auch in jener Zeit zahlreiche hervorragende, von dem Bewußtſein der hohen Bedeutung ihres Amts erfüllte Männer, mit ſolchem Anſehn ausgeſtattet, auf ganze Generationen die größten ſittlichen Wirkungen geübt, um ſo mehr da zu den berühmten Lehrern namentlich in Athen und Rom, die, wie Muſonius, die Jugend „von allen Seiten wie der Magnet das Eiſen an ſich zogen,“[2] die Schüler ſelbſt aus weiter Ferne herbei ſtrömten. Ein Theil derſelben trat zu ihren Lehrern in ein näheres Verhältniß, das oft lange über die eigentlichen Lehrjahre hinaus, ja durch das ganze Leben fortdauerte. So blieb Perſius ſeit ſeinem ſiebzehnten Jahre mit Cornutus in unzertrennlicher Freundſchaft verbunden, und

1) Id. de vitioso pudore c. 2. 2) Suid. s. *Μαρκιανός*. Th. I³ 19 A.

lernte auch deſſen übrige Schüler kennen, darunter den Dichter Lucan und zwei Griechen, den Spartaniſchen Arzt Claudius Agathemerus und Petronius Ariſtokrates aus Magneſia, beides ſehr gebildete Männer, von größter Reinheit der Seele, die Perſius ſich zum Muſter nahm. Cornutus war ſein Rathgeber auch bei ſeinen poetiſchen Arbeiten und ward von ihm in ſeinem Teſtament mit einem bedeutenden Legat bedacht.[1] Perſius hat ſeine Dankbarkeit gegen den geliebten Lehrer, „dem ein ſo großer Theil ſeiner Seele ganz gehörte," in Worten voll inniger Empfindung ausgeſprochen: mit ihm, der ſeine zarten Jahre mit Sokratiſcher Liebe gehegt, ſeine Seele in der Zeit ihrer Bildſamkeit wie ein Künſtler den weichen Thon geformt hatte, glaubte er ſich durch die Beſtimmung der Geſtirne für immer verbunden, und gerne gedachte er der in gemeinſamer Arbeit und Erholung verbrachten Tage und der bis zum Anbruch der Nacht verlängerten, doch beſcheidenen Mahlzeiten, die die ernſten Studien unterbrachen.[2] Ein anziehendes Bild von dem Verhältniß des Platoniſchen Philoſophen Taurus zu ſeinen Schülern hat Gellius gegeben. Taurus geſtattete ihnen nicht bloß oft nach dem täglichen Unterricht Fragen an ihn zu richten,[3] ſondern lud die ſich enger an ihn ſchließenden häufig zu einer frugalen Abendmahlzeit, wobei ein Gericht von ägyptiſchen Linſen und gehacktem Kürbis mit Oel bereitet die Hauptſchüſſel zu bilden pflegte.[4] Hier mußten die Schüler gleichſam als „Knupperwerk zum Nachtiſche" Fragen und Probleme vortragen, beſonders Spielereien, wie ſie den von Wein belebten Geiſtern zuſagten, z. B. in welchem Augenblick ein Sterbender eigentlich ſterbe, ein Aufſtehender aufſtehe, ein Lernender ſeine Kunſt verſtehe: dergleichen Fragen ſollte man nicht verachten, ſagte Taurus, da die größten Philoſophen ſie erörtert hatten.[5] In Krankheiten beſuchte Taurus ſeine Schüler.[6] Seine Mißbilligung alles deſſen, was ihm an ihrer Lebens- oder Studienweiſe mißfiel, ſprach er je nach den Umſtänden mit Freundlichkeit oder Strenge aus. Einem reichen jungen Manne, der mit Flötenſpielern und Tragöden umzugehn liebte, ſandte er, um ihn von dieſer Genoſſenſchaft abzuziehn, eine Stelle aus Ariſtoteles

1) Vita Persii. 2) Pers. V. 22 sq. 36—51. 3) Gell. I 26.
4) Id. XVII 8. 5) Id. VII 13. 6) Id. XVIII 10.

über den ſittlichen Unwerth der meiſten ſolcher Künſtler zu, mit der Anweiſung, ſie täglich zu leſen.[1] Einen andern, der plötzlich vom Studium der Beredſamkeit zur Philoſophie überging, fuhr er mit harten Worten an, und wurde vollends zornig, als dieſer ſich mit dem Beiſpiel anderer vertheidigte, was ihm auch Veranlaſſung gab, eine ſchöne hierauf bezügliche Stelle aus Demoſthenes anzuführen. So, ſagt Gellius, bediente ſich Taurus jeder Art von Ermahnungen und Unterweiſungen, um ſeine Schüler zum Guten und Rechten anzuleiten.[2] Der Stoiker Attalus, in deſſen Schule zu Rom Seneca in ſeiner Jugend ſtets als der erſte kam und als der letzte blieb, ging auch auf Spaziergängen gern auf die Fragen ſeiner Schüler ein: wer zu einem Philoſophen komme, ſagte er, müſſe täglich etwas Gutes nach Hauſe tragen, die Philoſophie habe die Kraft, nicht bloß den ſich ihren Studien widmenden, ſondern auch den mit ihr verkehrenden zu nützen.[3]

Wenn die Philoſophen das Leben ihrer Schüler bis ins kleinſte regeln und ſelbſt über geringfügige und ſcheinbar gleichgiltige Dinge (inſofern auch dieſe auf ſittliche Grundſätze bezogen wurden), Vorſchriften ertheilen zu müſſen glaubten, ſo wurde ihre Berechtigung dazu offenbar ganz allgemein anerkannt, und nicht ſelten überließen ſich auch Männer, namentlich jüngere, ihrer Leitung mit einer unbedingten Folgſamkeit, wie ſie heute nur von Knaben ihren Erziehern gegenüber bewieſen wird. Ueberhaupt wurde den Lehrern damals von erwachſenen Schülern eine größere Autorität eingeräumt als gegenwärtig. So erzählt Gellius, daß der Rhetor T. Caſtricius einigen Senatoren, die ſeine Schule beſuchten, einen Verweis ertheilte, weil ſie an einem Feiertage öffentlich in einer nicht ſtandesgemäßen Tracht erſchienen waren.[4] Daß aber den Philoſophen die am weiteſten gehende Befugniß zugeſtanden wurde, das Leben ihrer Schüler zu regeln, iſt ſelbſtverſtändlich. Attalus empfahl ſeinen Schülern, auf einem harten Pfühl zu ſchlafen, und Seneca bediente ſich noch im Alter eines ſolchen, auf den der Körper keinen Eindruck machte.[5] Epiktet ermahnte ſeine Zuhörer den Bart wachſen zu laſſen, nicht

1) Id. XX 4. 2) Id. X 19. 3) Seneca epp. 108, 3 sq. 4) Gell. XIII 22. 5) Id. 108, 23.

nur als einen ſchönen und würdigen Schmuck, ſondern auch als ein von der Vorſehung zur Unterſcheidung der Geſchlechter beſtimmtes Zeichen, das uns nicht wegzuwerfen erlaubt ſei.[1] Ein junger Mann, der mit zierlich geordnetem Haar und ſtutzerhafter Kleidung in die Schule kam, hatte hierüber einen längeren Vortrag anzuhören. Die Ausſicht darauf, daß er ſich vielleicht beleidigt fühlen, nicht wieder kommen und den guten Rath nicht befolgen werde, konnte den Philoſophen nicht von Erfüllung ſeiner Pflicht zurückhalten, deren Vernachläſſigung jener ihm ſpäter mit Recht hätte zum Vorwurf machen können.[2] Aber noch weniger als zu geſchmückt, wollte Epiktet ſeine Schüler ſchmutzig und vernachläſſigt ſehen, ſtets ſollten ſie ſauber ſein, damit die Mitſchüler an ihnen Freude hätten, und er hat nicht verſchmäht auf die Einzelheiten der Körperpflege einzugehn, daß man ſich ſchnäuzen, die Füße waſchen, ſich vom Schweiß reinigen, die Zähne putzen ſolle: „warum? damit du ein Menſch ſeieſt und kein Thier, kein Ferkel!“[3] Und dieſe das ganze leibliche wie geiſtige Wohl vom größten bis zum kleinſten umfaſſende, ſich in die privateſten Dinge mengende Fürſorge erſtreckten die Philoſophen ſogar auch auf die Angehörigen ihrer Schüler, ohne wie es ſcheint ſich den Vorwurf der Zudringlichkeit zuzuziehn. Favorinus erhielt eines Tages die Nachricht, daß die Frau eines ſeiner Zuhörer, eines Mannes von ſenatoriſchem Stande aus vornehmer Familie, von einem Sohn entbunden ſei: ſogleich begab er ſich, begleitet von ſeinen ſämmtlichen gerade anweſenden Zuhörern, zu dem jungen Vater, beglückwünſchte ihn, und ſprach dann die Erwartung aus, daß die Wöchnerin das Kind ſelbſt nähren würde. Als deren Mutter ſich dagegen erklärte, hielt Favorinus ſofort eine große Rede über dieſen Gegenſtand, die Gellius ſich aufzeichnete und ſpäter ſeinen Attiſchen Nächten einverleibte.[4] Daß die Philoſophen, die ſelbſt in ſolchen Dingen Rath ſpendeten, bei allen Gewiſſensſkrupeln und in allen ſchwierigen Lagen des Lebens von ihren Schülern um Rath gefragt wurden, iſt ſelbſtverſtändlich. Als Gellius, ſehr jung (doch nicht unter 25 Jahr alt) zum Richter ernannt, ſich einmal in einem Prozeß für keine Partei zu entſcheiden vermochte, hob er den Termin auf und begab ſich

1) Epictet. D. I 16, 9. 2) Id. D. III 1. 3) Id. IV 11. 4) Gell. XII 1.

stehenden Fußes sofort zu Favorinus, an den er sich damals vorzugsweise angeschlossen hatte, und bat ihn um sein Urtheil in diesem Fall und um Belehrung über das Richteramt überhaupt.[1] Allem Anschein nach hatten die Philosophen eher darüber zu klagen, daß sie zu viel als daß sie zu wenig um Rath gefragt wurden. Man verlangte von ihnen, wie Epiktet sagt, Verhaltungsmaßregeln in praktischen Angelegenheiten, wie von einem Schuhmacher oder Grobschmiede seine Waare, ohne durch eigene Arbeit die sittlichen Principien sich aneignen zu wollen, aus denen die Entscheidungen aller einzelnen Fälle abgeleitet werden mußten.[2]

Dreierlei Stellungen der Philosophen als Lehrer.

In der Regel übten die Philosophen (abgesehn von gelegentlichen Einwirkungen) eine praktische Thätigkeit und damit einen unmittelbaren Einfluß auf die sittliche Bildung ihrer Zeit in dreierlei Verhältnissen: als Erzieher und stete Berather Einzelner, als Lehrer der Moral in öffentlichen Schulen, endlich als Missionare und Volksprediger; dies letztere Feld blieb ausschließlich den Cynikern, die es sich erwählt hatten, überlassen. Diese sämmtlichen Formen der philosophischen Berufsthätigkeit werden von Philosophen und Nichtphilosophen häufig genug erwähnt, so daß sich wenigstens bis auf einen gewissen Grad von denselben eine Vorstellung gewinnen läßt. Freilich sind es hauptsächlich die Schattenseiten und Uebelstände, die Mängel und Schwächen, Mißerfolge und Unzulänglichkeiten der philosophischen Bemühungen und Leistungen, die zur Sprache gebracht werden, und bei denen besonders die so zahlreichen principiellen Gegner der Philosophie mit Vorliebe verweilen. Aber auch aus solchen Ausstellungen und Angriffen ergeben sich die hohen Anforderungen, die man an die Einwirkung der Philosophie auf die sittliche Hebung der Mitwelt stellte, und wenn diese freilich von den meisten nur sehr unvollkommen erfüllt wurden, so wird doch auch theils stillschweigend theils ausdrücklich zugestanden, daß die besten und reinsten Lehrer sie in höchstem Maß erfüllten und die allergrößte Wirkung übten.

1. Philosophen als

Während die große Mehrzahl sich begnügen mußte, die sittliche Bildung durch einen philosophischen Unterricht von einer doch be-

1) Id. XIV 2. 2) Epictet. D. III 9.

Erzieher und Seelſorger in vornehmen Häuſern.

ſchränkten Dauer zu erſtreben, ſuchten Vermögendere ſehr häufig einen Philoſophen ganz und gar in ihr Haus zu ziehn, nicht bloß zur Erziehung der Kinder, ſondern auch um ſich für das ganze Leben eines zuverläſſigen, ſteten Berathers, Führers und Seelſorgers zu verſichern. Namentlich in großen römiſchen Häuſern ſcheinen, wie in der letzten Zeit der Republik, ſo auch in der Monarchie griechiſche Philoſophen dieſe Stellung oft eingenommen zu haben. Ein in der Nähe von Bonn gefundenes Monument iſt dem Philoſophen Q. Egrilius Euaretus, „Freunde des Salvius Julianus" (wahrſcheinlich des Conſuls im J. 175) von ſeiner Frau errichtet; der Conſular wollte, wie man ſieht, dieſen Umgang auch in der Provinz nicht entbehren.[1] Beſonders aber erſcheinen dieſe Hausphiloſophen, wie die Philoſophen überhaupt, als Begleiter und Tröſter bei der Vorbereitung zum Tode. Als Julius Kanus von Caligula zum Tode verurtheilt, den Gang zu jenem Hügel antrat, wo, wie Seneca ſagt, „unſerm Cäſar tägliche Opfer gebracht wurden," begleitete ihn „ſein Philoſoph" unter Geſprächen über ſeine gegenwärtigen Gedanken und den Zuſtand ſeiner Seele.[2] Rubellius Plautus, der die Mörder Neros erwartete ohne einen Fluchtverſuch zu machen, war, wie man erzählte,[3] von den Philoſophen Muſonius Rufus und Cöranus in dem Entſchluſſe beſtärkt worden, den Tod einem angſtvollen und ungewiſſen Leben vorzuziehn. Der Bote, der dem Thraſea das erwartete Todesurtheil überbrachte, fand ihn in ein Geſpräch mit dem Cyniker Demetrius vertieft: „wie man aus dem Ernſt in ihren Geſichtern und aus den Worten, die etwa lauter geſprochen wurden, ſchließen konnte, erörterten ſie die Natur der Seele und die Trennung von Geiſt und Körper."[4]

Die Stellung, die griechiſche Philoſophen durch die Eingehung dauernder Verhältniſſe in großen römiſchen Häuſern übernahmen, konnte nur bei der edelſten Auffaſſung von beiden Seiten auf der Höhe erhalten werden, die der Würde der Philoſophie angemeſſen war. Oft genug waren auch in dieſen Verhältniſſen die Philoſophen ſelbſt nicht einmal im Stande ſich die Achtung derer zu bewahren,

1) Orelli 5600. 2) Seneca tranq. an. c. 14. 3) Tac. A. XIV 59.
4) Id. ib. XVI 34.

denen ſie vor allen mit ihrem Beiſpiel vorangehn ſollten. Auf der andern Seite konnten die vornehmen Römer wol ſelten ganz und gar vergeſſen, daß die „Lehrer der Weisheit" doch nur ihre Clienten[1] oder beſoldeten Hausbeamten waren. Die Schattenſeiten dieſer letzteren Stellung in Rom hat Lucian in ſeiner Weiſe breit und grell in einer eigenen, zur Warnung eines Philoſophen Timocles verfaßten Schrift geſchildert, der in ein vornehmes Haus einzutreten wünſchte.[2] Sie mögen in jener Zeit beſonders oft und widrig in die Augen gefallen ſein, wo das Beiſpiel Marc Aurels die Philoſophie zur Mode gemacht hatte und viele, die für ſie weder Verſtändniß noch Achtung hegten, vor Sehnſucht nach der Erhabenheit des Platoniſchen Idealismus vergehn zu müſſen glaubten und in ihrem Gefolge wo möglich einen griechiſchen Philoſophen haben wollten, den man an ſeinem ehrwürdigen Aeußern, langen Bart und dem guten Anſtande, mit dem er den Mantel trug, auch ſofort als ſolchen erkennen konnte.[3] Die Ausſicht, in einem großen reichen Hauſe eine geehrte und einflußreiche Stellung einzunehmen war für viele verlockend genug, ſich den Unannehmlichkeiten der Bewerbung und ſelbſt einer Prüfung zu unterziehn, bei der ſie von ihrem Wiſſen und ihrer Leiſtungsfähigkeit Proben ablegen, ſich ein Verhör über ihre Vergangenheit gefallen und ſich zuweilen ſehr unwürdigen Mitbewerbern gegenüber ſtellen laſſen mußten, von denen manche die Philoſophenmaske zur Empfehlung von Beſchwörung, Zauberei u. dgl. benutzten.[4] War dieſe Prüfung glücklich überſtanden, ſo kam es, etwa nach einer Einladung zu einer großen Tafel, bei der ſich der Glanz des Hauſes für den Neuling ebenſo blendend als einſchüchternd entfaltete, zur Feſtſtellung der Bedingungen. Der Hausherr verſicherte alles mit ſeinem neuen Hausgenoſſen theilen zu wollen; „denn es wäre ja lächerlich, wenn man den Mann, dem man das Koſtbarſte, die eigene Seele oder die ſeiner Kinder anvertraue, nicht zugleich als Mitbeſitzer alles übrigen betrachtete." Trotzdem wurde ein Jahresgehalt feſtgeſetzt, das aber freilich mit Rückſicht auf die in Ausſicht geſtellte freundliche und ehrenvolle Behandlung, auf die häufigen Ge-

Behandlung dieſer Hausphiloſophen nach Lucians Schilderung.

1) Id. ib. XVI 32: P. Egnatius — cliens Sorani. 2) Lucian. de merc. cond. 2. u. 4. 3) Id. ib. 25. 4) Id. ib. 11. 12. 40.

ſchenke an Feſttagen, namentlich aber auf die erhabene Denkart der Philoſophen in Geldfragen, überraſchend winzig ausfiel.[1] Und ſo verkauften Weltweiſe im reifen Alter, uneingedenk aller Lobreden eines Plato, Chryſippos, Ariſtoteles auf die Freiheit, ſich ſelbſt in eine niedrige und ſchmachvolle Dienſtbarkeit; gleich dem übrigen Troß der Hausbedienten, von denen ſie durch ihren groben Mantel und ihr kauderwelſches Latein abſtachen, rief ſie in jeder Frühe die Hausglocke zu ihrem Figurantendienſt, der bis zum ſpäten Abend dauerte und Unannehmlichkeiten und Entwürdigungen aller Art mit ſich brachte, deren man den geduldigen Griechen nur zu viele bieten zu können meinte.[2] Und waren ſie verbraucht oder war man ihrer müde geworden, ſo wurden ſie auf irgend eine aus der Luft gegriffene Anſchuldigung hin bei Nacht und Nebel in aller Stille hülflos und von allem entblößt aus dem Hauſe geſtoßen.[3]

Philoſophen am Hofe.

Noch viel mißlicher als in vornehmern Häuſern und noch ſchwerer mit den Idealen der Philoſophie vereinbar war die Stellung ihrer Vertreter am Hofe, ja nach der Anſicht vieler war ein Philoſoph am Hofe eben ſo wenig an ſeinem Platz als in der Schenke.[4] Plutarch hat in einer eigenen Schrift zu beweiſen geſucht, daß aller Schwierigkeiten und Gefahren ungeachtet der Weiſe auch eine ſolche Stellung unter Umſtänden nicht ablehnen könne, weil er in ihr unverhältnißmäßig mehr gutes als in jeder andern zu wirken im Stande ſei. Der Philoſoph werde die Sorge für eine Seele, die für viele thätig ſein, für viele Weisheit und Gerechtigkeit üben müſſe, um ſo bereitwilliger übernehmen; denn ſo werde er vielen durch den einen nützen, wie Anaxagoras als Freund und Rathgeber des Perikles, Plato des Dio, Pythagoras der Staatsmänner Italiens. Die Philoſophen, die ſich der ſittlichen Bildung von Privatperſonen widmen, befreien eben nur einzelne von Schwächen und Leidenſchaften; der aber, welcher den Charakter eines Regenten veredelt, fördert und beſſert damit den ganzen Staat. Um ſolcher Vortheile willen müſſe man es ertragen, Höfling und bedientenhaft geſcholten zu werden. Wenn ſelbſt der aller praktiſchen Wirkſamkeit grundſätzlich ſich enthaltende Philoſoph

1) Id. ib. 19. 2) Id. ib. 24 u. 40. 3) Id. ib. 39. 4) Seneca Epp. 29, 5.

gebildete und edle Fürſten nicht meiden werde, ſo werde ein am Staatsleben theilnehmender ſich ihrer annehmen, zwar ohne Zudringlichkeit und ohne ſie mit unzeitigen und ſophiſtiſchen Belehrungen zu behelligen, doch bereitwillig ihrem Verlangen nach ſeinem Rath und Beiſtande zu entſprechen.[1]

Nach den gelegentlichen Erwähnungen von Philoſophen an den Höfen Auguſts, Neros, Trajans, Hadrians, der Julia Domna,[2] der „Scheinphiloſophen" an dem Elagabals[3] ſcheint es, daß wie andere Gelehrte ſo auch die Lehrer der Weltweisheit wo nicht in der Regel, doch ſehr häufig zu den Umgebungen der Kaiſer (als *συμβιωταί*) gehörten: und auch dieſe Stellungen waren zum Theil beſoldet. Lucian ſagt, daß von den damals angeſehenſten Philoſophen einer ſich vom Kaiſer für ſeine Geſellſchaft bezahlen laſſe, dadurch aber auch genöthigt ſei, trotz ſeines Alters die kaiſerlichen Reiſen mitzumachen wie ein Indiſcher oder Scythiſcher Soldknecht.[4] Von der Perſönlichkeit der Kaiſer und von dem an ihrem Hofe herrſchenden Ton hing es natürlich ab, ob die Stellung der Philoſophen eine würdige oder unwürdige war. Seneca erinnert Marcia in ſeiner Troſtſchrift, wie Auguſts Gemahlin Julia, der ſie nahe befreundet war, nach dem Tode des Druſus Troſt in dem Zuſpruche „des Philoſophen ihres Mannes" Areus geſucht und gefunden habe; er läßt dieſen ſich gegen Julia „den beſtändigen Begleiter deines Mannes" nennen, „dem nicht bloß das, was in die Oeffentlichkeit gelangt, ſondern auch alle geheimern Regungen eurer Gemüther bekannt ſind;"[5] Auguſt hatte ihm die Ehre erwieſen, nach der Eroberung von Alexandria zu erklären, daß er die Stadt als Areus Geburtsſtadt verſchonen wolle. Nero dagegen bediente ſich ſeiner Philoſophen zur Beluſtigung, indem er die Vertreter der verſchiedenen Schulen bei Tafel zum Gezänk gegen einander hetzte.[6]

Ohne Zweifel aber zogen die Philoſophen, beſonders die ihren Werth fühlten, größtentheils eine öffentliche Wirkſamkeit auch der

2. Philoſophen als Vorſteher öffentlicher Schulen.

1) Plutarch. c. princip. philosoph. esse c. 2, 12—14 u. ſonſt.

2) Th. I³ 408. 3) Vit. Elagab. 11. 4) Lucian. parasit. 52. (Statt *αἰχμάλωτος* l. *αἰχμοφόρος*, ſtatt *μισθοφορεῖ* l. *δορυφορεῖ*).

5) Seneca ad Marc. 4. Th. I³ 127. 6) Tac. A. XIV 16.

glänzendſten Stellung am Hofe oder in einer vornehmen Familie vor. Der Stoiker Apollonius, von Antoninus Pius als Lehrer des jungen Marc Aurel berufen, ſiedelte gefolgt von einer Anzahl ſeiner Schüler von Chalcis nach Rom über; aber in den Tiberianiſchen Palaſt zu ziehn, wo Marc Aurel wohnte, lehnte er ab: der Schüler müſſe zum Lehrer kommen; ein Verlangen, dem der Thronerbe wirklich entſprach.[1] Die Eröffnung einer öffentlichen Schule ſtellte nicht nur eine würdigere Exiſtenz, eine bedeutendere unter Umſtänden großartige Wirkſamkeit in Ausſicht, die ſich wie geſagt an Centralpunkten wie Athen und Rom auf die Blüthe der Jugend der verſchiedenſten Provinzen erſtrecken konnte, und damit auch ſehr glänzende Einnahmen.[2] Denn allem Anſchein nach dachte nur die Minderzahl ſo ſtreng, wie der Platoniker Nigrinus, der die Schulen der für Geld lehrenden Philoſophen Buden und Läden nannte, in denen als Waare die Tugend feil geboten würde.[3]

Uebelſtände des Unterrichts in den Philoſophenſchulen.

Aber auch abgeſehn hiervon gab das Verhalten der öffentlich lehrenden Philoſophen, namentlich ihre Vorträge und ihre Unterrichtsmethode zu mancherlei Tadel Veranlaſſung. Und ſolchen Tadel ſprechen denn auch die philoſophiſchen Schriftſteller dieſer Zeit ſo reichlich, ſo eindringlich und wiederholt aus, daß man leicht eine zu ungünſtige Vorſtellung von den damaligen Philoſophenſchulen gewinnen kann, wenn man ſich nicht fortwährend erinnert, daß Männer wie Muſonius, Plutarch, Epiktet, Taurus in der That die höchſten Forderungen, denen ſie ſelbſt entſprachen, auch den Leiſtungen anderer gegenüber aufrecht erhalten durften, und daß ſie unabläſſig Lehrer und Schüler mahnen mußten, wie weit ſie noch von dem wahren Ziele der Philoſophie entfernt ſeien, um ſie ihm näher zu führen. So kommen denn in ihren Schriften immer wieder die Schwächen, Kleinlichkeiten und Mängel zur Sprache, mit denen der philoſophiſche Unterricht behaftet war: Uebelſtände, die in dieſer Schärfe nur em-

---

1) Th. I³ 115, 2. 2) Artemidor. Oniroer. V 83: *ἔδοξέ τις ἄρτον ἀποβάπτων εἰς μέλι ἐσθίειν· ἐπὶ λόγους φιλοσοφικοὺς ὁρμήσας καὶ τὴν ἐν αὐτοῖς σοφίαν ἐπορίσατο καὶ περιεβάλλετο χρήματα πολλά. ἐσήμαινε γὰρ τὸ μέλι τὴν εὐέπειαν τῆς σοφίας, ὡς εἰκός, τὸν πυρισμὸν δὲ ὁ ἄρτος.* Vgl. Vit. Anton. Pii c. 10. 3) Lucian. Nigrin. 25.

pfunden werden konnten, wenn ſie mit den Beiſpielen edlen und großartigen Wirkens und Strebens verglichen wurden, deren jene Zeit in der That nicht wenige aufzuweiſen hatte.

Vereitelung der Wirkungen des Unterrichts durch die Schuld der Schüler.

Die Wirkungen des philoſophiſchen Unterrichts wurden allerdings ohne Zweifel oft genug ſowol durch die Schuld der Lehrer als der Schüler beeinträchtigt. Eitelkeit und Ruhmſucht, wol auch Gewinnſucht verleitete die Lehrer oft mehr den Beifall ihrer Zuhörer als ihr wahres Heil im Auge zu haben, und auch unter dieſen waren nicht wenige die eine angenehme Unterhaltung, Uebung des Scharfſinns und Erwerbung einer zum Prunken geeigneten Gelehrſamkeit dem ernſten Studium und dem ſchweren und ſchmerzlichen Ringen nach ſittlicher Veredlung vorzogen. Daher trugen viele, die Jahre lang philoſophiſche Vorleſungen mit unabläſſigem Fleiß beſucht hatten, auch nicht einmal einen Anflug philoſophiſcher Bildung davon. Manche, ſagt Seneca,[1] kamen nur um zu hören, nicht um zu lernen, der Ergötzung halber, wie man ins Theater geht: für einen großen Theil der Zuhörer iſt die Schule ein Ort des Zeitvertreibs. Sie bezwecken nicht das Laſter abzulegen, eine neue Lebensnorm zu gewinnen, ſondern ſich einen Ohrenſchmaus zu verſchaffen. Andere kamen mit Schreibtafeln, nicht um den Inhalt, ſondern um die Worte aufzufaſſen: die ſie mit ebenſo wenig Nutzen für andre anwenden als ſie ſie ohne Frucht für ſich ſelbſt hören. Auf manche machen die erhabenen Stellen der Vorträge Eindruck, der ſich auch auf ihren Geſichtern ſpiegelt, aber nur wie nervenaufregende Muſik, keinen bleibenden: nur wenige ſind im Stande, was ſie aufgenommen haben, feſtzuhalten. Die meiſten Schüler waren alſo nicht in der Gemüthsverfaſſung, die Muſonius für den Erfolg des Unterrichts als unerläßlich betrachtete.[2] Ein Zuhörer, der nicht ganz verloren iſt, ſagte er, muß während der Rede des Philoſophen ſchaudern, innerlich Scham, Reue, Freude, Bewunderung empfinden, und der Ausdruck ſeines Geſichts muß wechſeln, je nachdem die Behandlung des Philoſophen, die bald die kranken, bald die geſunden Theile ſeiner Seele berührt, ihn und ſein Gewiſſen ergreift. In der That bezeugt Epiktet, der Muſonius gehört hatte, daß er ſo eindringlich geſprochen, ſo

1) Seneca Epp. 108, 6—8. 2) Gell. V 1, 3.

anſchaulich die ſittlichen Schäden vor Augen gehalten habe, daß jeder ſeiner Zuhörer die Rede auf ſich bezog und bei dem Lehrer perſönlich angeklagt zu ſein glaubte.[1] Gerade dies aber war, wie auch Plutarch klagt, den meiſten zu viel, die den Vortrag eines Philoſophen anhörten wie den eines Tragöden oder eines Rhetors. So lange er ſich im Allgemeinen hielt, folgten ſie gerne, ſo bald er aber freimüthig und eindringlich ermahnte, nahmen ſie dies als Zudringlichkeit übel; und manche waren weichlich genug nach einer ſo verletzenden Rede aus der Schule fortzubleiben, wie Kranke, die nach dem Schnitt des Arztes davon laufen ohne den Verband abzuwarten.[2] Anfänger ließen ſich auch durch die Schwierigkeiten des Studiums oder Vortrags abſchrecken oder ſchämten ſich um Erklärung zu bitten, oder thaten als ob ihnen alles deutlich wäre, auch wenn ſie nichts verſtanden hatten.[3] Manche hatten ſogar die Dreiſtigkeit dem Lehrer über die Art des Unterrichts Vorſchriften machen zu wollen. „Der eine, ſagte der Platoniker Taurus, ſpricht: lehre mich dies zuerſt; ein anderer: dies will ich lernen, jenes nicht; einer will mit dem Gaſtmahl des Plato wegen der dort vorkommenden Nachtſchwärmerei des Alcibiades beginnen, ein anderer mit dem Phädrus wegen der Rede des Lyſias. Es gibt wahrhaftig ſolche, die den Plato nicht leſen wollen um ihr Leben zu veredlen, ſondern um ihren Ausdruck zu verfeinern, nicht um ſittſamer, ſondern um unterhaltender zu werden.“[4] Und daß es Lehrer gab, die ſich auch den unberechtigtſten Wünſchen ihrer Schüler fügten, geht aus der Klage des Taurus hervor, daß manche derſelben ſich ſogar unaufgefordert zu den Thüren reicher junger Leute drängten und dort geduldig bis zum Mittag warteten, bis ihre Schüler den Rauſch der Nacht völlig ausgeſchlafen hatten.[5] Epiktet[6] ermahnt ſeine Zuhörer, wenn ſie Menſchen in einer Weiſe reden hören, die eine völlige Unklarheit über die erſten Grundſätze der Sittlichkeit verrathe, ſich ernſtlich zu fragen: bin ich wie dieſe? „Habe ich das Bewußtſein nichts zu wiſſen, wie es dem

1) Epictet. D. III 23, 29. Der verſtümmelte Anfang der Stelle: *εἰ εὐσχολεῖτε ἐπαινέσαι με* zeigt, daß ſich Epiktet auf die von Gellius angeführte Aeußerung (animus audientis — ocium laudandi non habet) oder eine ganz ähnliche bezieht.

2) Plutarch. de audiendo 9. 12. 16. 3) Id. ib. 17. 4) Gell. I 9, 8—10.

5) Gell. VII 10. 6) Epictet. D. II 21, 8—23.

ziemt, der in der That nichts weiß? Gehe ich zum Lehrer wie zu einem Orakel, zu unbedingtem Gehorſam bereit? Oder komme ich voll Stumpfſinn in die Schule, bloß um das äußerliche Beiwerk der Philoſophie zu lernen, und Bücher zu verſtehn, die ich vorher nicht verſtand, und ſie, wenn es ſich ſo fügt, auch andern zu erklären?" Die Zuhörer, fährt er fort, kommen zwar in Philoſophentracht in die Schule, aber nicht mit einer von den Aufregungen und Sorgen der Außenwelt befreiten und geſtillten Seele. Der eine hat vielleicht eben erſt zu Hauſe mit einem Sklaven eine Schlägerei gehabt, die ganze Nachbarſchaft in Aufruhr verſetzt; oder ein auswärtiger Studirender iſt voll Verdruß, daß er keine Geldſendungen von Hauſe erhält, oder denkt daran, was man dort wol von ihm ſpricht, daß er gewiß Fortſchritte mache und als ein Mann zurückkehren werde, der alles wiſſe. „Das wollte ich auch gerne, ſagt er bei ſich ſelbſt; aber man muß ſo viel arbeiten und von Hauſe ſchickt mir keiner etwas, und hier in Nikopolis ſind die Bäder elend, es iſt zu Hauſe ſchlecht und hier auch." „Und dann ſagen ſie: Niemand hat einen Nutzen von der Schule. Aber wer beſucht ſie auch, um ſich zu heilen und ſeine Anſichten läutern zu laſſen, um ſich bewußt zu werden, was ihm Noth thut? Was ihr in der Schule ſucht, das tragt ihr auch davon. Ihr wollt über Lehrſätze ſchwatzen. Gewähren ſie euch etwa nicht Stoff genug um mit eurem Wiſſen zu prahlen? Löſt ihr nicht Syllogismen auf, verſteht ihr nicht Sophismen und Trugſchlüſſe zu behandeln?"

— durch die Schuld der Lehrer.

Aber die Schüler trugen nicht allein die Schuld, daß der philoſophiſche Unterricht nicht die erwünſchte Frucht trug; ſondern häufig genug natürlich auch die Lehrer, die wie geſagt nach Beifall, Ruhm und Geld ſtrebten, und da Aeußerlichkeiten, vor allem ein glänzender Vortrag auf die Mehrzahl am meiſten wirkte, über der Form den Inhalt vernachläſſigten. Das graue Haar des Redners, ſagt Plutarch,[1] die Modulation der Stimme, der Ernſt des Geſichts und die ſelbſtbewußte Sicherheit, am meiſten aber der Beifallslärm reißt die jungen und unerfahrenen Zuhörer mit fort; auch der Ausdruck hat etwas trügendes, wenn er anmuthsvoll und reich, gewichtig und

1) Plutarch. de aud. 7.

wohlvorbereitet zu den Gegenſtänden hinzutritt. Das Lob, das Plinius dem von ihm hochverehrten Stoiker Euphrates ertheilt, zeigt wie weſentlich ſelbſt für das Urtheil gebildeter Zuhörer die perſönliche Erſcheinung und die Rednerkunſt eines Philoſophen war. „Er trägt mit Schärfe, Würde und Geſchmack vor, häufig erreicht er auch die Platoniſche Erhabenheit und Fülle. Seine Sprache iſt reich und mannichfaltig, beſonders voll Lieblichkeit, ſo daß ſie auch widerſtrebende mitzieht und hinreißt. Dazu eine hohe Geſtalt, ein ſchönes Geſicht, herabwallendes Haar, ein ſehr langer grauer Bart: welches alles, mag man es auch für zufällig und bedeutungslos halten, doch viel beiträgt ſeine Ehrwürdigkeit zu erhöhen. Sein Anzug iſt von ſtrenger Einfachheit, aber ohne Vernachläſſigung, ohne ascetiſche Rauheit: man naht ihm mit Ehrfurcht, aber ohne Furcht. Die Reinheit ſeines Lebens iſt die fleckenloſeſte, ebenſo groß ſeine Liebenswürdigkeit: er bekämpft Laſter, nicht Menſchen und ſtraft nicht die irrenden, ſondern beſſert ſie. Man folgt ſeinen Ermahnungen mit geſpannter Aufmerkſamkeit und wünſcht ſich überzeugen zu laſſen, auch wenn man ſchon überzeugt iſt.“ Daß vollends Rhetoren meiſtens nur die Form der philoſophiſchen Vorträge beachteten, iſt natürlich. Wir wollen, läßt Epiktet einen ſolchen ſagen, im Vorbeigehn, bevor wir uns ein Schiff miethen, noch den Epiktet beſuchen und hören, was er ſagt. Dann beim Herausgehn heißt es: es war nichts an Epiktet: er macht Fehler gegen die Conſtruktion und die Etymologie. Denn nur um dies zu kritiſiren kommt ihr doch in die Schule.[1]

Schönrednerei und Haſchen nach Beifall.

Epiktet, der den Werth der Beredſamkeit für die Wirkung des philoſophiſchen Vortrags keineswegs leugnete,[2] würde die prunkende Schönrednerei und das Haſchen nach Beifall bei Vorleſungen und Disputationen ſchwerlich zum Gegenſtande einer ausführlichen Erörterung gemacht haben, wenn den damaligen „Kathederphiloſophen“[3] beides nicht häufig vorzuwerfen geweſen wäre.[4] Die kleinen aus dem Leben gegriffenen Scenen, die er ſeinen Ermahnungen einflicht, ſind ganz beſonders geeignet die ſelbſtgefällige Eitelkeit dieſer Klaſſe von

1) Epictet. D. III 9, 6. 2) Id. ib. II 23. 3) Seneca de brev. vit. 10, 1: Fabianus non ex his cathedrariis philosophis, sed ex veris et antiquis. 4) Epictet. D. III 23.

Lehrern und die ganze Aeußerlichkeit ihres Treibens zu veranſchaulichen. Sie wünſchten überall, wo ſie ſich zeigten, den Ruf zu vernehmen: „O der große Philoſoph!“ und gingen einher als ob ſie einen Spieß verſchluckt hätten.[1] Fanden die Zuhörer ſich ſpärlich ein und applaudirten nicht, ſo ging der Lehrer niedergeſchlagen fort; war der Beifall reichlich, ſo ging er umher und fragte jeden: wie fandeſt du mich? — Bewundernswürdig, Herr, ſo wahr es mir wol gehen möge! — Wie ſprach ich jene Stelle? — Welche? — Wo ich den Pan und die Nymphen beſchrieb. — Ausgezeichnet. Weshalb, ſo fährt Epiktet in ſeiner Strafrede an dieſe philoſophiſchen Rhetoren fort, lobteſt du jenen Senator? — Er iſt ein talentvoller und ſtrebſamer junger Mann. — In wie fern? — Er bewundert mich. — Dann haſt du allerdings den Beweis geführt! — Sieh, ſagt er dann weiter, er iſt ſeit ſo langer Zeit dein Schüler, er hat deine Disputationen, deine Vorleſungen gehört: iſt er demüthig geworden? Iſt er in ſich gegangen? Iſt er inne geworden wie er im Böſen ſteckt? Hat er den Dünkel von ſich geworfen? Verlangt er nach Unterweiſung? Ja, ſagſt du. Nach Unterweiſung, wie man leben ſoll? Nein, Thor, wie man reden ſoll; denn darin bewundert er auch dich! Höre ihn, was er ſagt: „der Mann ſchreibt wirklich äußerſt kunſtvoll, viel ſchöner als Dio!“ — Du alſo, der du dich in einer ſo übeln Gemüthsverfaſſung befindeſt, ſo von Gier nach Beifall erfüllt biſt und deine Zuhörer zählſt, willſt andern nützen? — Heute hatte ich ein ſehr viel zahlreicheres Auditorium. — Ja ſehr zahlreich, es mochten fünfhundert ſein. — Das iſt viel zu wenig, vielleicht tauſend. Dio hatte niemals ſo viel Zuhörer. — Wie ſollte er auch? Es iſt ein recht feines Verſtändniß für Vorträge vorhanden. Das Schöne, Herr, kann auch einen Stein bewegen. — Da habt ihr die Rede eines Philoſophen, da habt ihr den Seelenzuſtand eines, der den Menſchen nützen will, da habt ihr auch einen Mann, der einen Vortrag gehört hat! — Hat etwa Sokrates, indem er ſeine Schüler begleitete, geſagt: höre den Vortrag, den ich heute im Hauſe des Quadratus halten werde. — Wozu? Du willſt mir zeigen wie ſchön du die Worte ſetzen kannſt? Meinetwegen, und was nützt es dir? — Du

1) Id. ib. I 21.

ſollſt mir Beifall zollen? — Wie das? — Sage Oh! und Vortrefflich! — Deshalb alſo ſollen junge Leute auf Reiſen gehn, ihre Eltern, Freunde, Verwandte, ihr Hab und Gut verlaſſen, um bei deinen ſchönen Redeſchlüſſen Oh! zu ſagen? Thaten das Sokrates, Cleanthes, Zeno? — „Aber, läßt Epiktet ſich einwenden, gibt es nicht einen beſondern Stil für ermahnende Vorträge? — Gewiß! ſo gut wie für widerlegende und lehrende. Doch wer hat ſchon jemals einen vierten, den Prunkſtil, neben dieſen genannt? Worin beſteht denn das Weſen eines ermahnenden Vortrags? Darin daß man einem ſowol als vielen klar machen kann, in welchem Kampf ſie umhergeworfen werden, und daß ſie mehr an alles andere denken als an das, was ſie wollen. Sie wollen das, was zur Glückſeligkeit führt, ſuchen es aber anderwärts. Iſt es nun zu dieſem Zweck erforderlich, daß tauſend Bänke aufgeſtellt, Zuhörer eingeladen werden, daß du in eleganter Kleidung oder in ſchäbigem Philoſophenmäntelchen auf das Katheder trittſt und den Tod des Achill beſchreibſt? Laßt doch endlich ab, ich beſchwöre euch bei den Göttern, ſchöne Worte und Gegenſtände zu mißbrauchen! Welcher Zuhörer deiner Vorträge und Disputationen iſt von Seelenangſt für ſein eignes Heil erfüllt worden oder in ſich gegangen? Oder hat beim Fortgehn geſagt: tief hat mich der Philoſoph getroffen! So muß man ferner nicht handeln! Sagt er nicht vielmehr, falls du großen Beifall haſt, zu einem andern: ſehr artig hat er das von Xerxes ausgeführt, und ein dritter darauf: nein, aber die Schlacht bei Thermophylä! Und das iſt der Vortrag eines Philoſophen?“

Wenn ſich nun die Philoſophen in ihrer Vortragsweiſe den Sophiſten näherten, ſo äußerten auch die Zuhörer ihren Beifall in der Art, als wenn ſie die Bravourſtücke jener Virtuoſen, nicht die ernſten Ermahnungen von Sittenlehrern vernähmen. Wenn der Philoſoph, ſagt Muſonius, ermahnt, warnt, räth, ſchilt oder ſonſt in irgend einer Weiſe lehrt, die Hörer aber unbefangen und leichthin triviale Lobeserhebungen herſchwatzen; wenn ſie lärmen, geſtikuliren, wenn ſie durch Zierlichkeiten des Ausdrucks, durch rhythmiſchen Tonfall der Worte bewegt und aufgeregt werden, ſo wiſſe, daß Redner und Hörer gleich nichtig ſind, und daß da nicht ein Philoſoph redet, ſondern ein Flötenbläſer

ſpielt.[1] Ebenſo ſagt Plutarch, daß der lärmende Beifall in den Philoſophenſchulen den Außenſtehenden glauben laſſe, es werde einem Tänzer oder muſikaliſchen Virtuoſen applaudiert.[2] Er rügt auch die Ausdrücke des Beifalls, die damals aufgekommen waren. Als wenn die alten Zurufe: Schön! Weiſe! Wahr! nicht mehr genügten, rief man Göttlich! Inſpirirt! Unerreichbar! und fügte dem Ausruf einen Eid hinzu; man äußerte ſeine Zuſtimmung einem Philoſophen gegenüber mit Schlau! einem alten Manne gegenüber mit Geiſtreich! oder Glänzend! Aber freilich ſollte nach Plutarchs Meinung der Zuhörer auch nicht etwa ſtumm und theilnahmlos daſitzen und glauben, daß er wie bei einem Gaſtmahl gleichſam nur ſich an die Tafel zu ſetzen habe, während andre ſich abmühten. Allgemein üblich war, auch in Vorleſungen, die ſich gar keines Beifalls erfreuten, daß die Zuhörer in gerader, nicht in nachläſſiger, übermüthiger Haltung daſaßen, den Redner anſahn, lebhafte Aufmerkſamkeit zeigten, und einen heitern, wohlwollenden Geſichtsausdruck bewahrten, der nicht nur von Verdrießlichkeit fern war, ſondern auch eine gänzliche Freiheit von anderweitigen zerſtreuenden Gedanken zeigte. Nicht bloß eine finſtre Stirn, einen umherſchweifenden Blick, eine gebeugte Haltung, ein unſchickliches Uebereinanderſchlagen der Beine, ſondern auch ein Winken, ein Flüſtern mit einem andern, ein Lächeln, ſchläfriges Gähnen, den Ausdruck der Abſpannung und dgl. — alles dies hatte man ſorgfältig zu vermeiden.[3]

Gerade dieſe bis ins kleinliche gehende Genauigkeit der Vorſchriften, durch welche Männer von ſo hoher und anerkannter Bedeutung wie Plutarch, Epiktet u. a. zur Aufrechthaltung der Würde des philoſophiſchen Unterrichts beitragen zu müſſen glaubten, zeigt nicht am wenigſten, wie tief und weit verbreitet das Intereſſe an den Vorleſungen und Schulen der Philoſophen geweſen ſein muß. Und ebenſo beweiſen die Anſprüche, die von den bedeutendſten Schriftſtellern an die Wirkſamkeit dieſer Schulen fort und fort erhoben wurden, daß ſie trotz aller Schwächen, Verirrungen und Mißerfolge vieler Lehrer doch als die eigentlichen Stätten ſittlicher

1) Gell. V 1. 2) Plutarch. de aud. 15 f. 3) Id. ib. 13—15.

Bildung galten, und, wie uns die Werke der ſo zahlreichen bedeutenden philoſophiſchen Schriftſteller dieſer Zeit verbürgen, in der That mit Recht.

3. Philoſophen als Miſſionäre der Sittlichkeit und Volksprediger (Cyniker).

Während nun die Leiter öffentlicher Schulen ihre Wirkſamkeit auf einen wenn auch noch ſo großen Kreis von Schülern und Anhängern beſchränkten, gab es auch eine Klaſſe von Philoſophen, die ſich als wahre Miſſionäre der Sittlichkeit der ganzen Menſchheit widmeten, die Cyniker. War auch die große Maſſe dieſer „Bettelmönche des Alterthums," wie ſie oben geſchildert worden iſt, mit Recht verrufen, ſo waren doch die wahrhaft edlen Perſönlichkeiten unter ihnen, die um jener hohen Aufgabe willen allen Gütern des Lebens entſagten, ebenſo allgemein bewundert und verehrt; und auch Dio und Epiktet, die geachtetſten Lehrer des zweiten Jahrhunderts, neigten zum Cynismus und ſtellten Diogenes neben Sokrates. Epiktet namentlich hat von der Miſſion der wahren Cyniker den allerhöchſten Begriff:[1] niemand dürfe ſie ſich anmaßen ohne das Bewußtſein, durch göttlichen Willen dazu erkoren zu ſein. Alle Leidenſchaft, alle Begierde muß der Cyniker von ſich thun. Die übrigen Menſchen können ſich hinter den Mauern ihrer Häuſer verbergen, die Hülle des Cynikers, der kein Haus hat und unter dem freien Himmel wohnt, muß die Schamhaftigkeit ſein: er muß nichts zu verbergen haben, denn wo und wie ſollte er es? Er, „der allgemeine Lehrer und Erzieher," darf nichts zu ſcheuen haben, wie ſollte er ſonſt „das Amt eines Aufſehers der übrigen Menſchen behaupten können!"

Aber es genügt nicht, daß er für ſich ſelbſt Erkenntniß und Freiheit gewinnt; ſondern er muß wiſſen, daß er von Zeus zu den Menſchen als Bote geſandt iſt, um ſie über das Gute und Böſe zu belehren, daß ſie in der Irre gehn und anderwärts das Weſen des Guten und Böſen ſuchen, wo es nicht iſt; wo es aber iſt, es nicht beachten. Und nun läßt er ſeinen Cyniker dem Volke predigen: „O ihr Menſchen, wohin laßt ihr euch fortreißen? Was thut ihr Unglücklichen? Ihr ſucht die Seligkeit, wo ſie nicht iſt. Warum ſucht

1) Epictet. D. III 22.

ihr außer euch? Im Leibe, im Reichthum, in der Macht, in der Herrſchaft iſt ſie nicht! Seht die Starken, die Reichen, die Mächtigen an, hört ihre Klagen und Seufzer, blickt auf Nero und Sardanapal, auf Agamemnon!" — Und nachdem er dies alles, namentlich die ſtete Angſt und Noth des letztern, mit dramatiſcher Anſchaulichkeit ſeinen Zuhörern vorgeführt hat, läßt er dieſe, ebenfalls völlig wie in einer Kapuzinerpredigt fragen: „Worin iſt denn das Gute, wenn es in all dieſem nicht iſt? Sage es uns, Herr Bote und Wächter!" „Wo ihr es nicht glaubt noch ſuchen wollt! Denn wenn ihr wolltet, hättet ihr es ſchon in euch ſelbſt gefunden, und nicht nach fremdem wie nach eurem Eigenthum geſtrebt. In euch, Unglückliche, ſucht es! da bildet es aus, da hegt und pflegt es! Wie es möglich ſei, ohne Hab und Gut, nackt, ohne Haus und Hof, ohne Pflege, ohne Knecht, ohne Vaterland glücklich zu leben? Sehet da, Gott hat euch den geſandt, der es euch durch die That beweiſen kann, daß es möglich iſt! Alles jenes habe ich nicht, „ich liege auf der Erde, ich habe kein Weib, keine Kinder, kein Schlößchen, ſondern nur Erde und Himmel und ein einziges grobes Mäntelchen. Und doch was fehlt mir? Bin ich nicht ohne Trübſal? ohne Furcht? bin ich nicht frei? — Wie begegne ich jenen, die ihr bewundert und ehrt? Nicht wie Sklaven? Wer glaubt nicht, wenn er mich ſieht, ſeinen König und Herrn zu ſehn?" — Immer aufs neue wiederholt Epiktet dann, daß der Cyniker ganz und unbehindert im Dienſte der Gottheit ſtehen, den Menſchen beiſtehen können muß, daß er durch keine Privatpflichten gebunden, in keine Verhältniſſe verflochten ſein darf, bei deren Verletzung er die Gebote der Sittlichkeit übertreten, in deren Bewahrung dagegen er das Amt des „Boten, Wächters und Herolds der Götter" aufgeben müßte: wie namentlich die Ehe. Wo bliebe dabei jener König, der ſich dem allgemeinen Beſten widmet, „dem ſich zur Hut die Völker vertraut und mancherlei obliegt," der über die andern die Aufſicht führen muß, über die Gatten und die Väter, wer ſeine Frau gut behandelt, wer ſchlecht, wer ſtraffällig iſt, weſſen Haus wohl geordnet iſt, weſſen nicht: wie ein Arzt der umhergeht und die Pulſe fühlt! Du haſt Fieber, du leideſt am Kopf, du an den Füßen; du faſte, du nimm Speiſe, du bade nicht, du mußt geſchnitten, du gebrannt werden. Wie hätte der dazu die Muße, der durch Privatpflichten gebunden iſt?" — Wenn

wir die Größe des wahren Cynikers begreifen, werden wir uns nicht wundern, weshalb er kein Weib nimmt, keine Kinder zeugt. Er iſt der Vater aller Menſchen, er hat alle Männer zu Söhnen, alle Frauen zu Töchtern; er ſorgt um ſie, er ſchilt ſie als Vater, als Bruder, als Diener des gemeinſamen Vaters Zeus.

In der That gab es in jener Zeit Männer, die dieſes Ideal wenigſtens annähernd verwirklichten, und zwei derſelben ſind uns
Demetrius. bekannt, Demetrius, der im erſten Jahrhundert in Rom, und Demonax, der im zweiten in Athen lebte. Der erſtere führte die Forderung der völligen Bedürfnißloſigkeit und Rückkehr zum Naturzuſtande praktiſch mitten in der Pracht, Ueppigkeit und Ueberkultur der Weltſtadt, des goldenen Rom, buchſtäblich durch, und verſchaffte dem Cynismus bei den Römern Achtung, während ihn noch Cicero als „der Schamhaftigkeit zuwider laufend" unbedingt verworfen hatte.[1] Der zerlumpte Bettler, der ein Geſchenk Caligulas von 200000 S. mit Hohn zurückwies, der Neros Drohungen verachtete, Veſpaſians Unwillen durch einen zur Schau getragenen Trotz herausforderte, ſeine Verachtung Andersmeinender mit rückſichtsloſer Derbheit äußerte, wurde von den bedeutendſten und hochgeſtelltеſten Männern jener Zeit eifrig aufgeſucht und mit Ehrfurcht behandelt. Thraſea widmete ſeine letzten Stunden einem Geſpräch mit ihm über die Unſterblichkeit und das Jenſeits, und Seneca verehrte ſeine unbeugſame Seelenſtärke um ſo aufrichtiger, je mehr er ihm gegenüber ſeine eigene Schwäche fühlte: Demetrius war nach ſeinem Urtheil ſelbſt mit den größten verglichen noch ein großer Mann. Er verließ die Geſellſchaft der in Purpur gekleideten, um das Geſpräch dieſes herrlichen Mannes, den er ſo ſehr bewunderte, ſtets genießen zu können. Wie ſollte er ihn nicht bewundern? Ihm fehlte in der That nichts: er lebte nicht als ob er alles verſchmäht, ſondern als ob er es andern überlaſſen habe. Hörte man ihn in ſeiner Blöße auf ſeinem Strohlager reden, ſo machte ſeine Rede doppelten Eindruck, er erſchien nicht bloß als Lehrer, ſondern als Zeuge der Wahrheit. „Ihn, meinte Seneca, hat die Natur in unſerer Zeit erſchaffen, um zu zeigen, daß weder er durch uns verdorben noch wir durch ihn gebeſſert werden können.

1) Cic. Off. I 41, 148.

Er iſt der Mann von vollendeter Weisheit, wenn er es auch ſelbſt in Abrede ſtellt, und unerſchütterlicher Feſtigkeit in der Ausführung ſeiner Grundſätze, und von einer Beredſamkeit wie ſie den größten Gegenſtänden ziemt, die nicht kunſtvoll geordnet noch um Worte ängſtlich bekümmert iſt, ſondern mit gewaltigem Schwunge ihren Gegenſtand verfolgt, wie die Eingebung ſie antreibt. Ich zweifle nicht, daß ihm die Vorſehung ein ſittliches Leben und eine ſolche Macht der Rede verliehen hat, damit es unſerm Zeitalter nicht an einem Beiſpiel und an einem lebendigen Vorwurf fehle.“ [1]

Demonax.

Als ein Beiſpiel und einen Vorwurf für ſeine Zeit, gleichſam ein in die Erſcheinung getretenes unabläſſig mahnendes Gewiſſen ſeiner Mitbürger ſchildert Lucian auch jenen Demonax, der den größten Theil ſeines Lebens in Athen verbrachte, und es faſt hundertjährig durch freiwilligen Hungertod endete; und das Lob Lucians, der ja überhaupt kein Freund der Philoſophie und ein ſo bitterer Gegner der falſchen Cyniker war, iſt unverdächtig. Demonax war im Gegenſatz zu Demetrius und ſeines gleichen, aber in Uebereinſtimmung mit dem ihm befreundet geweſenen Epiktet, bemüht, die Schroffheiten der cyniſchen Denkweiſe zu mildern und namentlich ſeinen Ermahnungen und Strafreden durch Witz und geiſtige Anmuth die abſtoßende Härte zu nehmen, ſeine ganze Philoſophie trug den Charakter der Milde, Freundlichkeit und Heiterkeit.[2] Alle Menſchen betrachtete er als Angehörige. Seinen Freunden ſtand er mit der That bei, ſo weit es zuläſſig war, die Glücklichen mahnte er an die Vergänglichkeit der Glücksgüter, die durch Armuth, Verbannung, Alter oder Krankheit Unglücklichen tröſtete er. Er bemühte ſich, hadernde Brüder zu verſöhnen, zwiſchen Gatten und Gattinnen Frieden zu ſtiften, auch bei Spaltungen in Gemeinden trat er öfter als Vermittler auf und meiſtens mit Erfolg. So lebte er faſt hundert Jahre ohne Krankheit, ohne Kummer, ohne Jemandem zur Laſt zu fallen oder einen anzuklagen, ſeinen Freunden nützlich, ohne je einen Feind zu haben, in Athen und ganz Griechen-

1) Zeller III 1, 686 ff. Seneca beneff. VII 11. Epictet. D. I 25, 22. Sueton. Vespas. c. 13. Oben S. 554. Seneca beneff. VII 1, 3. Epp. 62. 20, 9. beneff. VII 8. vgl. Jonas de ord. libr. Senecae p. 50.

2) Epictet. D. III 22, 86 sqq. Zeller III 1, 691—93. Lucian. Demonax.

land allgemein geliebt und verehrt; wo er erſchien, ſtand man auf, auch die höchſten Beamten, und alles wurde ſtill. In ſeinem höchſten Alter ging er ungeladen zum Eſſen und Schlafen in das erſte beſte Haus, und die Einwohner betrachteten es wie eine Erſcheinung eines Gottes oder eines guten Geiſtes. Die Brodverkäuferinnen hängten ſich wetteifernd an ihn, jede, von der er ein Brod annahm, glaubte, daß er ihr Glück bringe; die Kinder brachten ihm Früchte und nannten ihn Vater. Als einſt in Athen ein Streit ausgebrochen war, reichte ſeine bloße Erſcheinung in der Verſammlung hin, um die Ruhe wieder herzuſtellen, und als er ſich davon überzeugt hatte, entfernte er ſich ohne ein Wort zu ſagen. Die Athener begruben ihn prachtvoll auf Koſten der Stadt und betrauerten ihn lange, den ſteinernen Sitz, auf dem er auszuruhen pflegte, hielt man heilig und bekränzte ihn ihm zu Ehren. Bei ſeinem Begräbniß fehlte niemand, am wenigſten von den Philoſophen, dieſe trugen die Bahre zu Grabe.

Schluß. Läuterung der ſittlichen Anſchauungen durch die Entwicklung der Philoſophie in den erſten Jahrhunderten.

Wenn es in der Natur der Sache liegt, daß wir aus der damaligen Litteratur weit mehr von den Beſtrebungen zur Hebung der Sittlichkeit durch die Philoſophie als von deren Wirkungen erfahren, ſo wird ſich doch aus allem mitgetheilten ergeben haben, daß die Philoſophie in der That der damaligen gebildeten Welt als die wahre und höchſte Erzieherin der Menſchheit zur Sittlichkeit galt, und ſelbſt die Oppoſition gegen ſie beſtätigt nur die Allgemeinheit dieſer Ueberzeugung. Daß die bisher geſchilderten umfaſſenden und eifrigen Bemühungen thatſächlich bedeutende Wirkungen hervorbrachten, ergibt ſich ſchon allein daraus, daß eine ſo große Zahl der edelſten Männer dieſer Jahrhunderte nach eigenem Geſtändniß oder dem Berichte anderer ihre Charakterbildung der Philoſophie verdankten; nicht minder aus der hohen Verehrung, die den hervorragenden Philoſophen von Mitwelt und Nachwelt gezollt wurde. In einer Welt, die dem Sklaven die Menſchenrechte abſprach, gehörte der ehemalige Sklave Epiktet zu den am allgemeinſten verehrten Perſönlichkeiten, und der Beherrſcher dieſer Welt Hadrian ſoll ſich um ſeine Freundſchaft beworben haben.[1] Die bedeutendſten Lehrer und Schrift-

1) Gegen Zeller, der an der Angabe vit. Hadrian. c. 16. zweifelt (III 1,

ſteller dieſer Jahrhunderte, der freigelaſſene Sklav Epiktet, der Ritter Muſonius Rufus, der Conſular Seneca, der Kaiſer Marc Aurel gingen aus den verſchiedenſten Ständen und Lebensſtellungen hervor. Die Wirkung der Philoſophie erſtreckte ſich auf alle Schichten der Geſellſchaft von den niedrigſten bis zu den höchſten. Die Philoſophie, ſagt Seneca, ſieht nicht auf den Stammbaum; der Ritterſtand, der Senat, der Kriegsdienſt bleibt vielen verſchloſſen: die Erkenntniß ſteht allen offen, für dieſen Zweck ſind wir alle edelgeboren.[1] Aber nicht bloß die Scheidewände und Schranken der Stände und Klaſſen durchbrach die Philoſophie, ſie hat auch die Ausſchließlichkeit des Nationalitätsbewußtſeins wenigſtens ſehr zu ſchwächen vermocht, und in der theilweiſen Ueberwindung dieſes in allen Völkern des Alterthums, vor andern den Römern, ſo ſtark entwickelten und mit ſo großer Härte geltend gemachten Gefühls, ſich als eine der realſten bildenden und umgeſtaltenden Mächte der hier geſchilderten Kulturperiode erwieſen. Namentlich der Cynismus und der Stoicismus haben die in ihnen von Anfang an liegende Richtung des Weltbürgerthums und der die ganze Menſchheit umfaſſenden Bruderliebe auf dem ſo höchſt günſtigen Boden des römiſchen Univerſalreichs in einer Weiſe entwickelt, daß ihre Lehren über das Verhältniß des einzelnen zur Menſchheit ebenſo ſehr einen chriſtlichen Geiſt athmen, als ſie den entſchiedenſten Bruch mit den ſpecifiſch antiken Weltanſchauungen bezeugen. Man hat dieſen Entwickelungsgang der Philoſophie von manchen Seiten nur durch direkte chriſtliche Einflüſſe erklären zu können geglaubt, aber auch bei Seneca bedarf es ihrer zur Erklärung dieſer Erſcheinung keineswegs, und der Widerwille, den Epiktet und Marc Aurel gegen „die Galiläer" äußern, ſchließt die Annahme chriſtlicher Einwirkungen auf beide geradezu aus.[2] In der

660 A. 4, iſt zu bemerken, daß Epiktet im J. 65, wo Muſonius aus Rom verbannt wurde, 20 Jahr alt war, Hadrian ihn alſo bei ſeinen Aufenthalten in Griechenland (122. 125. 129) — im Alter von 77—84 Jahren — ſehr wol aufgeſucht haben kann.

1) Seneca Epp. 44, 1. u. 2.

2) Epictet. D. IV 7, 6. M. Antonin. XI 7. Zu der Annahme von Renan (Les apôtres ch. 13), daß hier Sicarier und Zeloten zu verſtehen ſeien, ſehe ich

That muß eine vorurtheilsfreie Betrachtung zu dem Ergebniß gelangen, daß der Stoicismus und Cynismus aus eigner Kraft ſich in dieſer Zeit zu einer Höhe und Reinheit der ſittlichen Auffaſſung von Menſchenrechten und Menſchenpflichten erhoben haben, die im frühern Alterthum nicht erreicht worden iſt.[1] Den ſtoiſchen Grundſatz von der Zuſammengehörigkeit aller Menſchen, die, wie Epiktet es ausdrückt, alle Gott zum Vater haben, alſo Brüder ſind, haben erſt die Stoiker dieſer Zeit in ſeiner ganzen Tragweite und bis in ſeine letzten Conſequenzen verfolgt. Ausdrücklich und wiederholt lehren ſie die Feindesliebe, die ertragende Geduld und Nachſicht nicht bloß mit den Irrenden, ſondern auch Vergebung des uns gethanen Böſen und deſſen Vergeltung mit Wohlthaten.[2] Doch den untrüglichſten Maßſtab für Fortſchritt in der Auffaſſung des Verhältniſſes des einzelnen gegen die Menſchheit gibt die Vergleichung der damaligen Anſichten über die Sklaverei mit denen der ältern Philoſophen. Während Plato an dieſem „Krebsſchaden der alten Welt" keinen Anſtoß nahm, den Gedanken einer künftigen, völligen Aufhebung der Sklaverei niemals faßte; während Ariſtoteles ſogar den Beweis antrat, daß ſie in der Natur begründet ſei, die Sklaven als „lebendiges Eigenthum" und die Barbaren als geborne Sklaven der Hellenen betrachtete: betont Seneca, daß wir die Sklaven vor allem als Menſchen, als niedriger ſtehende Freunde, und inſofern ſie mit uns unter derſelben höhern Macht ſtehn, als Mitſklaven anſehn ſollen.[3] Und daß dieſe Lehren in der That zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Sklaven weſentlich beigetragen haben, iſt unbezweifelt. Die von der damaligen Philoſophie geübten Wirkungen haben ſich weit über ihre eigne Zeit hinaus erſtreckt: wir haben aus dem dritten Jahrhundert das ebenſo merkwürdige als unverdächtige Zeugniß des Origenes, daß während wenige noch Plato laſen, Epiktet „von Allen" geleſen werde.[4]

Eine Zeit, die aus eigner Kraft ſich zu höhern und reinern ſittlichen Anſchauungen erhob als das ganze frühere Alterthum; die

keinen Grund, in der zweiten Stelle, wo οἱ χριστιανοί ſteht, ſcheint ſie mir ſogar unmöglich.

1) Vgl. Zeller III 1, 267 f. u. ſonſt. 2) Zeller III 1, 278 (Seneca) 660 (Muſonius) 675 (Epiktet) 683 f. (Marc Aurel). 3) Zeller II 1, 571 (Plato) II 2, 537 f. (Ariſtoteles) III 1, 278—80 (Stoiker). 4) Orig. c. Cels. VI 2.

nicht bloß einen Muſonius, Epiktet und Marc Aurel hervorbrachte, ſondern in der dieſe Verkünder einer milden, ächt menſchlichen Sittenlehre auch die allgemeinſte Bewunderung, ihre Lehren allgemeine Verbreitung fanden, kann nicht eine Zeit des tiefſten Sittenverfalles geweſen ſein, wie ſie ſo oft genannt worden iſt. Wenn es überhaupt keinen Gradmeſſer für die Sittlichkeit einer auch noch ſo genau bekannten Periode gibt, ſo am allerwenigſten für dieſe Jahrhunderte, aus denen uns nur vereinzelte, theils auf beſtimmte Gebiete beſchränkte, theils gefärbte oder einſeitige Berichte vorliegen. Zu den letztern gehören die rhetoriſchen Deklamationen des ältern Plinius und Seneca, zu den erſtern die Darſtellung der Greuel im Kaiſerhauſe, der furchtbaren Folgen eines ſchrankenloſen Despotismus, der furchtbaren Unterdrückung der Ariſtokratie durch das Cäſarenthum bei Tacitus und den übrigen Geſchichtsſchreibern, der Corruption, des Schmutzes und der Sittenloſigkeit, deren Rom wie jede Weltſtadt ein überreiches Maß in ſich barg, bei den Satirikern und Martial. Aus dieſen Quellen allgemeine Schlüſſe auf die Sittlichkeit des ganzen Zeitalters zu ziehen, würde ſelbſt dann unſtatthaft ſein, wenn nicht ſelbſt ſie unter ſo viel widrigen, häßlichen und abſchreckenden, vielfach auch wohlthuende und erhebende Eindrücke böten, Eindrücke die in andern Quellen, wie in den Briefen des jüngern Plinius, den Werken des Quintilian, Plutarch, Gellius ſogar entſchieden überwiegen. Und wenn man von jenen rhetoriſchen Deklamationen über den Untergang der guten alten Zeit abſieht, wird man in der Litteratur ſchwerlich Zeugniſſe dafür finden, daß die Menſchen jener Zeit ſelbſt in einer Periode des allgemeinen Sittenverfalls zu leben glaubten, wol aber für das Gegentheil. Selbſt Seneca ſchließt eine grelle Schilderung der herrſchenden Unſittlichkeit mit der Erklärung, daß er die Schuld nicht an ſeiner Zeit haften laſſen wolle. „Darüber haben unſre Vorfahren geklagt, klagen wir und werden unſre Nachkommen klagen, daß die Sitten in Verfall ſeien, die Schlechtigkeit herrſche, die Menſchen immer tiefer in Sündhaftigkeit verſinken, die menſchlichen Zuſtände ſich verſchlimmern. In Wirklichkeit aber bleiben ſie unverrückt und werden es bleiben, nur mit geringen Verſchiebungen nach der einen oder der andern Seite: gleich Waſſern welche die ſteigende Fluth weiter vorwärts trägt, die ſinkende auf einem zurückliegenden Raum

Unhaltbarkeit der Annahme eines allgemeinen Sittenverfalls in dieſer Zeit.

des Ufers feſthielt.“ „Die Laſter ſind nicht den Zeiten eigenthümlich, ſondern den Menſchen. Kein Zeitalter iſt von Schuld frei geweſen.“[1] Tacitus war überzeugt, daß nicht alles bei den Frühern beſſer geweſen ſei, ſondern daß auch ſeine Zeit vieles für die ſpätern nachahmungswürdige hervorgebracht habe: vielleicht finde in den Sitten wie in den Dingen überhaupt ein Kreislauf ſtatt.[2] Und Marc Aurel, deſſen Weltanſchauung ganz vorzugsweiſe durch die ſtoiſche Lehre vom ewigen Kreislauf der Dinge beſtimmt wurde, der in der Geſchichte nur ein ewiges Einerlei ſah, mußte auch die menſchliche Schlechtigkeit für etwas ſich zu allen Zeiten gleich bleibendes halten. „Was iſt Schlechtigkeit? fragt er. Was du oft geſehn haſt! Wovon die Häuſer und die Städte jetzt voll ſind, davon wird man auch die alte, mittlere und neue Geſchichte erfüllt finden, und nichts iſt neu.“ Aber nichts als Schlechtigkeit in der Gegenwart zu ſehn, davon war er weit entfernt. Nichts ſtimmte ihn ſo froh, als die Vorzüge der Zeitgenoſſen ſich vor Augen zu halten, und es gab für ihn keine größere Freude, als die Abbilder der Tugenden, die ſich in den Charakteren der Mitlebenden offenbarten, in ihrer Geſammtheit zu überblicken.[3]

1) Seneca Beneff. I 10. Epp. 97. 2) Tac. A. III 55. 3) M. Antonin. Comm. VII 1. VI 48.

VI.

Der Unsterblichkeitsglaube.

Ueberall und zu allen Zeiten hat da, wo der Unſterblichkeitsglaube nicht durch Offenbarungsglauben beſtimmt worden iſt, neben ſeinen verſchiedenen Formen Zweifel, Unglaube und Leugnung der Unſterblichkeit beſtanden; und vermuthlich hat es immer Menſchen gegeben, für die das Leben nur als ein endliches erträglich war, die der Gedanke einer ewigen Fortdauer ſogar mit Schauder erfüllte. Es iſt merkwürdig, daß gerade eine der thatkräftigſten Naturen, die wir aus der ſpätern römiſchen Welt kennen, der ältere Plinius, den Unſterblichkeitsglauben in faſt leidenſchaftlicher Weiſe von ſich weiſt: er, deſſen Exiſtenz doch eine bevorzugte war, der mit unermüdlicher Ausdauer jede Minute ſeines Lebens für den Staat, für die Menſchheit, für die Erkenntniß der Wahrheit nutzbar zu machen ſtrebte, und in dieſem Streben einen edlen, ſeines Lebens würdigen Tod fand.

1. Das Verhältniß der Gebildeten zum Unſterblichkeitsglauben. Die Läugner. Der ä. Plinius.

„Für alle, ſagt er, tritt mit der letzten Stunde daſſelbe ein, was vor der erſten war, und Gefühl und Bewußtſein gibt es für Seele und Körper nach dem Tode ſo wenig als vor der Geburt. Menſchliche Eitelkeit ſetzt die Exiſtenz in die Zukunft fort, und erlügt ein Leben in die Zeit des Todes hinein, indem ſie der Seele bald Unſterblichkeit, bald Umgeſtaltung, bald den Unterirdiſchen Bewußtſein beilegt und Manen verehrt und die zu Göttern macht, die ſogar Menſchen zu ſein aufgehört haben: als ob unſer Athem ſich auf irgend eine Weiſe von dem aller übrigen Geſchöpfe unterſchiede, oder als ob man nicht in der Natur ſo viele länger währende Dinge

fände, denen doch Niemand Unſterblichkeit prophezeit. Welchen Körper hätte denn aber die Seele an ſich? Welchen Stoff? Welches Denkvermögen? Wie Geſicht, Gehör und Taſtſinn? Welchen Gebrauch dieſer Gaben oder welches Gut ohne ſie? Wo iſt der Aufenthalt und wie groß in ſoviel Jahrhunderten die Menge der ſchattengleichen Seelen? Beſchwichtigungsmittel für Kinder und Hirngeſpinnſte einer Sterblichkeit, die nie aufzuhören trachtet! — Welcher verwünſchte Wahnſinn, daß das Leben durch den Tod erneuert werden ſoll! Und wo gäbe es jemals Ruhe für die Erſchaffenen, wenn in höheren Regionen das Bewußtſein der Seele fortdauerte, und Schatten in der Unterwelt? Wahrlich dieſer angeblich ſüße Troſt und dieſe Glaubensſeligkeit nimmt dem eigentlichſten Gut der Natur, dem Tode, ſeine Kraft und verdoppelt den Schmerz des Sterbenden durch die Ausſicht auf eine fernere Zukunft. Denn wenn es ſüß iſt zu leben, für wen kann es ſüß ſein gelebt zu haben? Aber wie viel leichter und ſicherer wäre es, daß jeder ſich ſelbſt glaubte, und die Erfahrung über die der Geburt vorausgehende Zeit als Beweis der Sicherheit für die Zukunft gelten ließe!“[1]

Die Epikureer. Materialiſtiſche Grabſchriften.

Dieſe Aeußerung einer an buddhiſtiſche Lebensanſchauungen ſtreifenden Sehnſucht nach der Vernichtung ſteht vereinzelt. Über die materialiſtiſche Auffaſſung der Seele und die darauf beruhende Leugnung der Unſterblichkeit war mindeſtens ebenſo verbreitet als der Epikureismus, durch den auch die Anſchauung des Plinius ohne Zweifel mittelbar oder unmittelbar beſtimmt wurde und mit dem ſein Materialismus auch in der Vorſtellung einer himmliſchen Herkunft der Seele und ihrer „Verwandtſchaft mit den Geſtirnen“ übereinſtimmt.[2] Die Ausſicht auf ein Ende des Daſeins war für die überzeugten Bekenner dieſer Lehre keine traurige, denn es war eben die Ausſicht auf eine ewige Ruhe. Ihnen ziemte, als ſatte Gäſte ſich gelaſſen von der Tafel des Lebens zu erheben, um ſich dem ſichern Schlaf zu überlaſſen.[3] „Dem ewigen Schlaf“ iſt das Denkmal eines epikureiſchen Philoſophen C. Matrinius Valentius von ſeiner überlebenden Gattin gewünſcht.[4] Auch andre ebenſo bezeichnete

1) Plin. H. N. VII 188—191 (über die ausgelaſſene Stelle vgl. Zeller I² 620, 1). 2) Plin. H. N. II 95. Zeller III 1, 388.
3) Lucret. III 938 sqq. 4) Orelli 1192.

oder „der ſicheren Ruhe“ (Securitati) geweihte Grabmäler deuten die Leugnung der Unſterblichkeit an,[1] wenn auch nicht überall der Ausdruck ſo unzweideutig iſt, wie in der ſelbſtverfaßten Grabſchrift eines Nicomedes auf Kos, (der wie es ſcheint ein herumziehender Sänger der homeriſchen Gedichte war): „Nach Verhöhnung des Wahns liege ich hier in unerwecklichem Schlaf.“[2] Eine lateiniſche Grabſchrift lautet: „Ich habe gelebt und an nichts jenſeits des Todes geglaubt;“[3] eine griechiſche: „Nicht iſt ein Kahn in Hades noch ein Charon dort, kein Aeakus als Pförtner noch ein Kerberus. Wir alle aber die der Tod hinabgeführt, ſind morſche Knochen und Aſche, andres aber nichts;“[4] in einer andern heißt es von dem Todten, er ſei nun nach Durchmeſſung der Lebensbahn ein Grab, ein Stein, ein Bildniß geworden.[5] Ein offenbar viel gebrauchtes Diſtichon lautet: „Ich war nicht und ward, ich war und bin nicht mehr, ſo viel iſt wahr. Wer anders ſagt, der lügt: denn nicht werde ich ſein.“[6] Oefter wird noch hinzugeſetzt, daß der Tod kein Uebel ſei, da mit dem Leben auch das Bewußtſein aufhöre. Ein L. Mäcius Marcus, der bei Lebzeiten für ſich und die Seinen ein „ewiges Haus“ erbaute, ſagt in der Inſchrift (als noch lebender): „Ich war einſt nicht und bin jetzt; ich werde einſt nicht ſein: es grämt mich nicht.“[7] Einer Verſtorbenen ſind auf einem Grabſtein die Worte in den Mund gelegt: „Ich war einſt nicht und bin nicht mehr. Ich weiß nichts davon: es trifft mich nicht.“[8] „Der Tod, heißt es auf einem andern Stein, iſt das letzte und auch das heilſamſte.“[9] Mit der Leugnung der Fortdauer wird auch die Aufforderung zum Genuß des vergänglichen Lebens verbunden z. B.: „Ich war nichts, ich bin nichts. Und du der du lebſt, iß,

1) Somno aeterno: Orelli 4428; vgl. Henzen Index p. 200. Securitati sacrum Or. 4849. Or. 4448. J. O. M. (D. M.?) et perpetuae securitati. 4453: Dis securis. Renier Inscr. de l'Alg. 1755. D. m. s. perpetuae securitati 946. securitati perpetuae 947 securitati eterne. 2) Stephani Tit. Gr. V (Ind. schol. Dorpat 1850) s. XVIII p. 12. 3) Marini Iscr. Alb. 117, 6. 4) CIG 6298.

5) Stephani Bull. hist. phil. de l'Acad. de St. Pétersb. XI 238. 6) Anth. Gr. XIII 798 nr. 44 = Welcker Syll. Epigr. n. 61 p. 93 sqq. (95) = Keil Syll. Inscr. Boeot. p. 189. Stephani Tit. Gr. V 18 (deſſen Erklärung ich aber nicht beiſtimme). 7) Orelli 4811. 8) Or. 4809. Vgl. den Zuruf an den Leſer der Grabſchrift bei Renier Inscr. de l'Alg. 717: Non fueras: nunc es iterum: nunc desines esse. 9) Murat. 1597, 3 (Marini Iscr. Alb. p. 117, 7).

trink, scherze, komm!“[1] „Du der du dies lieſeſt, Kamerad, freue dich deines Lebens; denn nach dem Tode gibt es weder Scherz noch Lachen, noch irgend eine Freude.“[2] Ein Grabmonument, das im Jahr 1626 unter der Konfeſſion der Peterskirche gefunden wurde, eine liegende Statue eines Mannes mit einer Trinkſchale in der Hand, erregte durch den verruchten Inhalt ſeiner Inſchrift ſo großen Abſcheu, daß es ſofort vernichtet wurde, doch iſt eine Abſchrift aufbewahrt. Der Verſtorbene ſcheint trotz ſeines kraſſen Materialismus ein bürgerlich geregeltes, anſtändiges Leben geführt zu haben. Er hieß Flavius Agricola aus Tibur und hatte ſich in der Stellung abbilden laſſen, in der er einſt im Leben dem Wein zuzuſprechen liebte. Mit ſeiner Frau Flavia Primitiva hatte er dreißig Jahre aufs angenehmſte gelebt; auch ſie eine höchſt rechtſchaffene, keuſche, fleißige, um ihren Ruf wie um ihre Schönheit beſorgte Frau, war eine Verehrerin des Bacchus (nach einem andern Text der Iſis) geweſen. Nach ihrem Tode hatte ihn ſeine Tochter Aula Primitiva durch ihre Liebe getröſtet und in ihr Haus aufgenommen. Zum Schluß ermahnt er die Leſer in Verſen, die vermuthlich in allerlei Variationen oft angewandt wurden,[3] ſich des Weins und der Liebe zu freuen, denn alles übrige verzehre nach dem Tode die Erde und das Feuer.[4] Es iſt ſehr glaublich, daß in der Bildungsſphäre, welcher die Verfaſſer dieſer und mancher der früher erwähnten Grabſchriften angehörten, für Ungläubige der platteſte Materialismus auch der einleuchtendſte war, und ſehr natürlich, daß ſie gern ihre ſtarkgeiſtige Aufklärung und Erhabenheit über die Menge der minder fortgeſchrittenen durch möglichſt kräftig abgefaßte Bekenntniſſe an den Tag legten, deren Anbringung auf Grabſteinen damals weder die Sitte noch ein Dogma ausſchloß. Vielmehr ſchien dies gerade eine beſonders paſſende Gelegenheit, die Summe der Lebenserfahrungen zu

1) CIL II 1434 (Grabſchrift eines 8jährigen Kindes). Ib. 1877: Es bibe lude veni. Ib. 2262: Tu qui stas et leges (sic) titulum meum, lude jocare veni.

2) Marini l. l. 3.

3) Marini Iscr. Alb. p. 117 = Fabretti Inscr. dom. c. V nr. 387.

4) Henzen 7410 (der den Vornamen Aula nicht erkannt hat: vgl. Marquardt Hdb. V 1 A. 13) aus einer interpolierten Abſchrift im cod. Barberin.; anders Jahn Ber. d. S. Geſ. 1851 S. 178 f.

ziehn: und ſo iſt es kein Wunder, daß gerade hier auch jene niedrigſte Abart des Epikureismus ſich breit macht, die das einzige wahre Gut im gröbſten Sinnengenuß ſuchte. Oefter wird auf eine in dieſem Sinn abgefaßte Grabſchrift des Königs Sardanapal hingedeutet oder ihr Inhalt variirt z. B. „was ich gegeſſen und getrunken, habe ich mit mir genommen, was ich zurückgelaſſen, habe ich verloren.“[1] Nicht anders ſind die Grabſchriften zu verſtehn, in denen Bäder, Wein und Liebe, mäßig genoſſen, als die Quelle des wahren Lebensgenuſſes geprieſen und von dem Todten geſagt wird, er habe alles mit ſich ins Grab genommen, d. h. alles was das Leben an wirklichen Gütern bieten könne ſei in ſeinen Beſitz übergegangen und damit gleichſam ein Theil ſeiner ſelbſt geworden.[2]

Die Anzahl der materialiſtiſchen Grabſchriften iſt nun gegenüber den vielen Tauſenden, die keinen Zweifel an der Fortdauer verrathen, verſchwindend klein, obwol wie geſagt keins von den Hinderniſſen exiſtirte, die die Aeußerung ſolchen Unglaubens an dieſer Stelle gegenwärtig auch dem rückſichtsloſeſten Materialiſten beinah unmöglich machen, da überhaupt die Empfindung der antiken Welt von der der modernen in Bezug auf Grab und Tod eben in mehr als einer Beziehung weſentlich verſchieden war: jene fand ſelbſt ſcherzhafte Aeußerungen mit dem Ernſt des Grabes nicht unvereinbar.[3] Aber daß der Materialismus verbreitet war, würde man trotzdem annehmen dürfen, ſelbſt wenn nicht beſtimmte Zeugniſſe über die große Verbreitung des Epikureismus (beſonders unter den Ungebildeten, und wir dürfen wol nach heutiger Analogie vermuthen, noch mehr unter den Halbgebildeten)[4] vorhanden wären. Freilich fehlt jede Möglichkeit das Verhältniß der Materialiſten zu den Unſterblichkeitsgläubigen

1) Muratori 1677, 2; vgl. Stephani der ausruhende Herakles S. 36 (288), deſſen Anſicht von einem „Glauben an eine Fortdauer der Wirkungen des im dieſſeitigen Leben gegeſſenen und getrunkenen ins jenſeitige“ ich aber keineswegs theile. 2) Orelli 4816. Gruter 910, 12 bei Stephani a. a. O. S. 16 f. Vgl. cum vives, benefac: hoc tecum feres Henzen 6042. De Rossi Bull. d. J. 1853 p. 89 f. 3) Auch obſcöne Vorſtellungen nicht: Luxor. (Anthol. lat. ed. Riese 319) De sarcophago ubi turpia sculpta fuerant. Vgl. den Sarkophag in O. Müller Denkmäler d. a. Kunſt II Taf. XLIV nr. 548. 4) Cic. Tusc. IV 3, 7. Fin. I 7, 25. Zeller III 1, 348 A. 3. Vgl. 353 f.

für irgend eine Zeit zu bestimmen; daß sie aber auch im spätern Alterthum trotz ihrer relativ großen Zahl immer nur eine kleine Minorität gebildet haben, dafür sprechen Gründe genug.

Läugnung der Unsterblichkeit in andern Systemen.

Wenn übrigens auch die Leugnung der Unsterblichkeit nur in der materialistischen Philosophie Epikurs ein Haupt- und Fundamentalsatz des Systems war, so wurde doch die Endlichkeit der Seele auch in andern philosophischen Systemen angenommen. Zwar der Glaube der Stoiker an eine begrenzte, doch unbestimmt lange Fortdauer nach dem Tode hatte in der praktischen Anwendung im wesentlichen denselben Werth und dieselbe Wirkung wie der Unsterblichkeitsglaube. Doch Panätius, der um die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. im Kreise der Scipionen zu Rom, später zu Athen lebte, großes Ansehn genoß und namentlich auf die Römer, die sich dem Stoicismus zuwandten, zu allen Zeiten großen Einfluß übte, wich wie in andern Punkten so auch hier von der Ueberlieferung der Schule ab. Er leugnete die Fortdauer gänzlich, wie dies unter den peripatetischen Philosophen, denen er sich vorzugsweise anschloß, auch Dikäarch, ein unmittelbarer Schüler des Aristoteles, gethan hatte, dem die Seele das Ergebniß aus der Mischung der körperlichen Stoffe, in ihrem Dasein an den Körper gebunden und durch alle seine Theile verbreitet war. Aristoteles selbst hat zwar eine Fortdauer des denkenden Geistes gelehrt, aber keine persönliche und individuelle, und hat die Vorstellung, als ob die Gestorbenen (die das Volk in Griechenland „die Seligen" nannte) glücklich sein könnten, ausdrücklich zurückgewiesen. Von den spätern Peripatetikern hat Strabo aus Lampsakus, der Schüler des Theophrast, allem Anschein nach den Unsterblichkeitsglauben ganz aufgegeben; und der mit dem Namen eines zweiten Aristoteles geehrte Alexander von Aphrodisias (in der Zeit der Severe) hat die Leugnung der Unsterblichkeit auch bei Aristoteles selbst nachzuweisen gesucht.

Glaube und Beweis der Unsterblichkeit.

Aber eine Philosophie gab es doch auch, die die Unsterblichkeit mit ebenso großem Nachdruck behauptete, als der Epikureismus sie leugnete: die Platonische, die einzige die sie auch wissenschaftlich zu beweisen unternahm, da für den Pythagoreismus die Lehre von der Unsterblichkeit und Seelenwanderung vielmehr ein Dogma als ein philosophischer Satz war. Wie überhaupt der Platonismus die dem

überirdischen zugewandten Geister unwiderstehlich anzog, so war namentlich seine Seelenlehre ein Trost und eine Beruhigung für alle, die mit dem Bedürfniß des Unsterblichkeitsglaubens das einer philosophischen Begründung ihrer Ueberzeugungen verbanden: auch Cato von Utica, dieser „vollendete Stoiker" wie ihn Cicero nennt, und der durch seinen Tod zu einer Idealgestalt des spätern Stoicismus wurde, las, bevor er zum Selbstmorde schritt, den Phädon Platos. Freilich konnte Platos Beweis der Unsterblichkeit niemanden überzeugen, der nicht schon überzeugt war, auch war seine Unbündigkeit durch die Kritik Stratos nachgewiesen worden: aber wie für Cicero so genügte gewiß für die Meisten das Ansehn und der Name Platos als Bürgschaft für die Wahrheit seiner Lehre, und sie wollten lieber mit ihm irren, als mit seinen Gegnern die Wahrheit erkennen.[1] Und so haben edlere Naturen, deren Anschauungen gleichzeitig durch Glauben oder Ahnung, Speculation, ethisches Bedürfniß und ein hohes Bewußtsein der Menschenwürde bestimmt wurden, auch im spätern Alterthum vorzugsweise im Platonismus Befriedigung gesucht und gefunden, während solche, bei denen ein mystischer Hang vorwaltete, sich dem in neuerer Gestalt wiederauflebenden Pythagoreismus zuwandten. Platonismus u. Neupythagoreismus.

Doch unter den gebildeten der römischen Welt war in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten wahrscheinlich die Zahl derer am größten, die theils keinem philosophischen System ganz und gar nachhingen, sondern nach individuellem Bedürfniß ihre Weltansicht durch Wahl aus verschiedenen Systemen bildeten, theils von der Philosophie überhaupt nur mittelbar und in geringem Maße beeinflußt waren. Ein großer Theil von diesen wird theils das Bedürfniß nicht empfunden theils darauf Verzicht geleistet haben, über die Unsterblichkeit zu einer festen Ueberzeugung zu kommen. Die so ganz entgegengesetzten Resultate, zu denen die verschiedenen philosophischen Richtungen gelangt waren, die Bestreitung der von den angesehensten Lehrern aufgestellten Sätze durch andre nicht minder angesehene mußte namentlich skeptische Geister zu der Ansicht führen, daß die wissenschaftliche Erforschung dieses Gegenstandes zu den Aufgaben gehöre, welche die menschliche Kraft übersteigen: eine Ansicht, bei der auch ein Sokrates stehen Die Zweifler.

1) Cic. Tusc. I 17, 39; 21, 49.

geblieben war, wenn gleich ſeine Natur ihn zum Glauben an die Fortdauer hinzog. Es iſt ſehr natürlich, daß namentlich den Forſchern, die den Körper zum Gegenſtande ihrer Unterſuchung machten, die ſchwerſten Zweifel an der Unkörperlichkeit der Seele aufſtiegen.

Galenus. Der Arzt Galenus, obgleich nichts weniger als ein Materialiſt und ein entſchiedener Gegner Epikurs, fand doch die Platoniſche Vorſtellung von der Immaterialität der Seele ſehr bedenklich; denn wodurch ſollten ſich, fragt er, unkörperliche Subſtanzen von einander unterſcheiden, wie kann ein unkörperliches Weſen über den Körper verbreitet ſein, wie kann ein ſolches vom Körper ſo afficirt werden, wie dies bei der Seele im Wahnſinn, in der Trunkenheit und in ähnlichen Zuſtänden der Fall iſt? „Er getraut ſich nicht dieſen Punkt zu entſcheiden und ebenſo wenig beabſichtigt er die Unſterblichkeit zu behaupten oder zu leugnen.“[1]

Quintilian. Aber auch Quintilian rechnet die Frage, ob die vom Leibe gelöſte Seele unſterblich ſei oder wenigſtens eine gewiſſe Zeit fortdaure,

Tacitus. unter die unentſchiedenen,[2] und ebenſo wenig war Tacitus hierüber zu einer feſten Ueberzeugung gekommen, als er im reifen Mannesalter das Leben des Agricola ſchrieb. Er ſchließt es mit dem Wunſch, daß der Verſtorbene ſanft ruhen möge, „wenn es eine Stätte für die Geiſter der Frommen gibt, wenn, wie die Weiſen annehmen, große Seelen nicht mit dem Körper erlöſchen“ — dies letztere im Hinblick auf die Lehre des Chryſippus, daß nur die Seelen der Weiſen bis zum Weltbrande fortdauern.[3] Und ſelbſt Cicero, für den der Unſterblichkeitsglaube ſo hohen Werth hatte, fand es doch nicht überflüſſig, die Todesfurcht auch für den Fall zu beſchwichtigen, daß die Seele im Tode untergehe.[4]

Cicero als Repräſentant der Gläubigen unter den gebildeten Eklektikern. Doch wenn auch Cicero den Zweifel als berechtigt anerkannte, ſtand ſeine eigene Ueberzeugung ſo feſt, als es ohne Offenbarungsglauben möglich iſt, und ſeine Gründe für die Unſterblichkeit dürfen wir gerade darum als die Gründe der Mehrzahl der Gläubigen unter den Gebildeten vorausſetzen, weil ſie nicht ſowol auf Dogmen oder wiſſenſchaftlich bewieſenen Reſultaten, als vielmehr auf den Inſtinkten,

1) Zeller III 1, 740. Vgl. Zeller III 1, 185, 5. 2) Quintilian. V 14, 13. 4) Zeller III 1, 593. 3) Tac. Agric. 46.

Bedürfnissen und Empfindungen beruhen, die theils der menschlichen Natur überhaupt eigen sind, theils sich durch die besondern Einflüsse der römischen Kultur entwickelt hatten. Denn obwol Cicero den Platonischen Beweis der Unsterblichkeit ausführlich mittheilt, so sagt er doch wie bemerkt ausdrücklich, daß für ihn die Ueberzeugung eines Plato auch ohne Gründe bestimmend sei, und er führt diesen Beweis allem Anschein nach mehr zur Befriedigung der Ansprüche anderer als seiner eignen an. Sein Glaube wie der aller verwandten Naturen beruhte vor allem auf einem hohen Begriff von der Größe und Würde des Menschengeistes, auf der Bewunderung und Ehrfurcht vor seinen Kräften und Leistungen. Der Geist, der Sprache und Schrift erfunden, den Menschen zum Menschen gesellt, die Bahnen der Gestirne gemessen, die ganze Kultur, die Künste, Poesie und Philosophie geschaffen hatte, konnte nach seiner Ueberzeugung unmöglich irdischer und vergänglicher Natur sein. Seine Kraft, seine Weisheit, seine Erfindung, seine Erinnerung erschien ihm göttlich; sein Ursprung konnte nicht auf Erden sein, er mußte vom Himmel stammen und darum ewig sein. Diese Ueberzeugung bestätigte ihm die Uebereinstimmung aller Völker, die hier ebenso vollständig war als im Glauben an Gottheiten, ferner der Glaube der größten Geister seiner eignen Nation und die Anerkennung der Unsterblichkeit in dem seit so vielen Jahrhunderten unverändert festgehaltenen religiösen Cultus der Todten. Auch in der Sorge der Menschen für die Zeit nach ihrem Tode, der Aufopferung der Besten für die Nachwelt, in dem so allgemeinen und natürlichen Streben nach Anerkennung bei spätern Geschlechtern und Nachruhm glaubte er einen Beweis für die Fortdauer zu finden: überall und zu allen Zeiten hätten gerade die an Geist und Charakter hervorragendsten Menschen so gehandelt, wie man eigentlich nur in der Aussicht auf eine Fortdauer handeln könne; in dem Glauben aber der edelsten und besten dürfe man eine Erkenntniß des Wahren erblicken. Und einen fast poetischen Ausdruck hat Cicero seinem Glauben an persönliche Fortdauer in dem „Traum des Scipio" gegeben, in dem die Seligkeit der großen Todten der Vorzeit in höhern Sphären geschildert wird, die aus dem Kerker des Leibes zum wahren ewigen Leben emporgehoben sind.[1]

1) Cic. Tusc. I 12 sqq. Rep. VI 9 sqq.

Die Stoiker. Wenn wie geſagt unter den Gebildeten des ſpätern römiſchen Alterthums die Lebensanſchauungen der Mehrzahl auf einem Eklekticismus beruht haben mögen, der dem Ciceroniſchen verwandt war, ſo war es unter den philoſophiſchen Syſtemen ohne Zweifel der Stoicismus, der neben dem Epicureismus die meiſten Anhänger zählte.[1] Es iſt ſchon bemerkt worden, daß die ſtoiſche Lehre von einer endlichen Fortdauer für die praktiſche Anwendung dem Unſterblichkeitsglauben ſo gut wie gleich kam, da nach dieſer Lehre die Menſchenſeele erſt am Ende der Weltperiode, welcher ſie angehört, in den Urſtoff oder die Gottheit zurückkehren ſollte; und nur darüber waren die Stoiker unter ſich nicht ganz einig, ob alle Seelen ſo lange dauern ſollten, wie dies Kleanthes, oder nur die der Weiſen, wie Chryſippus glaubte. Der beredteſte Verkünder des ſtoiſchen Glaubens an ein Fortleben im Jenſeits in den erſten Jahrhunderten nach Chriſtus

Seneca. iſt Seneca, der freilich dem Platonismus näher ſtand als die ältern Stoiker. Er betont auch weit ſtärker als ſie den Gegenſatz des Leibes gegen den Geiſt. „Der Leib oder wie er ihn auch wol verächtlich nennt, das Fleiſch, iſt etwas ſo werthloſes, daß wir nicht gering genug von ihm denken können; er iſt eine bloße Hülle der Seele, eine Behauſung in die ſie nur für kurze Zeit eingekehrt iſt und in der ſie ſich nie wahrhaft heimiſch fühlen kann, ja eine Laſt, von der ſie gedrückt wird, eine Feſſel, nach deren Löſung, ein Kerker, nach deſſen Oeffnung ſie ſich ſehnen muß;“ „mit ihrem Fleiſche hat ſie zu kämpfen, durch ihren Leib iſt ſie Angriffen und Leiden ausgeſetzt, an ſich ſelbſt iſt ſie rein und unverletzlich, ebenſo erhaben über ihren Leib, wie die Gottheit über den Stoff. Das wahre Leben der Seele beginnt daher erſt mit dem Austritt aus dem Leibe.“ Nach Seneca ſollen die Seelen der Guten nach dem Tode (wie in der katholiſchen Lehre vom Fegefeuer) einer Reinigung unterliegen; geläutert ſteigen ſie dann in den Aether auf, um hier nach der ſtoiſchen Lehre bis zum Weltbrande fortzuleben. In Senecas Vorſtellung von dem Leben im Jenſeits ſind die Anklänge an Platoniſche, ja an chriſtliche Anſchauungen ſtark. Ihm iſt „dieſes Leben das Vorſpiel

1) Zeller III 1, 184—189 u. 633, dem ich das Folgende, zum großen Theil wörtlich, entlehne.

eines beſſern, der Leib wie geſagt eine Herberge, aus welcher der Geiſt in ſeine höhere Heimath zurückkehrt; er freut ſich auf den Tag, welcher die Feſſeln des Körpers zerreißen werde, den Geburtstag der Ewigkeit, wie er ihn, mit den alten Chriſten auch im Ausdruck zuſammentreffend, nennt; er ſchildert den Frieden der Ewigkeit, der uns drüben erwartet, die Freiheit und Seligkeit des himmliſchen Lebens, das Licht der Erkenntniß, dem dort alle Geheimniſſe der Natur ſich erſchließen; er vergißt auch das Wiederſehn nach dem Tode, das Zuſammenſein der vollendeten Seelen nicht; er faßt den Tod zugleich als den großen Gerichtstag auf, an dem über jeden das Urtheil geſprochen werde, und leitet aus dem Gedanken eines Jenſeits die Kraft zu einem ſittlichen Leben her; er beruhigt ſich ſelbſt über den dereinſtigen Untergang der Seele mit dem Gedanken, daß ſie in einer andern Geſtalt wieder aufleben werde.“ Trotz dieſer ſcheinbar ſo weſentlichen Uebereinſtimmung mit dem chriſtlichen Unſterblichkeitsglauben iſt auch hier nichts, was der ſtoiſchen Lehre widerſtrebte und ſich nicht ſchon allein aus ihrer ſpätern Entwicklung und Geſtaltung, namentlich in Geiſtern wie der Senecas, vollkommen erklären ließe. Obwol die Möglichkeit chriſtlicher Einflüſſe nicht ausgeſchloſſen iſt, kann ſie doch um ſo weniger als erwieſen gelten, als manche der betreffenden Ausdrücke und Aeußerungen ſich gerade in einer von Senecas ältern, lange vor den erſten nachweisbaren Anfängen des Chriſtenthums in Rom verfaßten Schrift (der Troſtſchrift für Marcia) finden.

Die Platoniker. Plutarch.

Unter den Platonikern der ſpätern Zeit gehörte Plutarch von Chäronea zu den einflußreichſten, gewiß auch darum weil ſein Platonismus kein ſtreng dogmatiſcher, ſondern durch Ekleticismus und Hinneigung zum Pythagoreismus modificirter, ſeine Darſtellung eine ganz populäre war. Auch er darf daher als Vertreter einer in der damaligen gebildeten Welt weit verbreiteten Richtung gelten. So feſt er von der Wahrheit des Unſterblichkeitsglaubens überzeugt war,[1] von welchem er erklärt, daß er mit dem Vorſehungsglauben ſtehe und falle, ſo ſcheint dieſer Glaube „auch ihm mehr ein praktiſches Poſtulat als das Ergebniß einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung zu ſein; er beruft ſich

1) Zeller III 2, 164 f.

für ihn auf die Gottverwandtſchaft des menſchlichen Geiſtes, auf die Nothwendigkeit einer künftigen Vergeltung und eines Erſatzes für die Uebel des Lebens, auf das tröſtliche des Gedankens an eine Fortdauer und ein Wiederſehn nach dem Tode; eine genauere Erörterung der Sache hat er nirgends verſucht. Vom Jenſeits verſpricht er ſich mit Plato eine reinere Gotteserkenntniß und eine volle, durch keine ſinnliche Affekte mehr getrübte Gemeinſchaft mit der Gottheit; doch gilt dies natürlich nur für die Seelen, welche ſich durch Tugend und Frömmigkeit geläutert haben; ſolche werden aus Menſchen zu Heroen und aus Heroen zu Dämonen, ja einzelne erheben ſich zu göttlicher Würde wie Herakles und Dionyſos; andere kehren früher oder ſpäter in menſchliche Leiber zurück." Nach einer ſehr verbreiteten (orphiſch-pythagoreiſchen) Vorſtellung glaubte auch Plutarch, daß ſich „die Seelen unmittelbar nach dem Tode zwiſchen Erde und Mond aufhalten, die ungerechten werden hier beſtraft, die gerechten erheben ſich zum Monde um in Betrachtung der Welt ein ſeliges Leben zu führen, noch andere ſinken wieder zur Erde herab. In gewiſſen langen Perioden müſſen aber alle Seelen in einen Leib zurückkehren, wie ja ſchon Plato angenommen hatte." Noch „weitherziger" als der Platonismus Plutarchs und zugleich noch myſtiſcher gefärbt iſt der Platonismus des Apulejus,[1] in welchem als beſonders charakteriſtiſch der Werth und die Bedeutung hervortritt, den für ſeine geſammte Weltanſchauung der Dämonenglaube gewonnen hatte. Die Dämonen ſind Mittelweſen und Vermittler zwiſchen der irdiſchen und höhern Welt, und zu ihnen gehört auch die menſchliche Seele, ſowol während ihres Erdenlebens als nach ihrer Befreiung vom Leibe, wenn es auch nur Dämonen niederer Art ſind, die „in die Herberge des Leibes einkehren." Die Vorſtellung daß die Seelen der Guten und Gerechten nach dem Tode auf der Erde als Schutzgeiſter walten, die der Böſen zu unſtätem Umherſpuken als Larven verdammt ſind, „für gute Menſchen eitle, für böſe verderbliche Schreckbilder" — dieſe Vorſtellung fällt ſchon ganz und gar mit dem römiſchen Volksglauben zuſammen. Dem Platonismus nahe ſtehn auch die Anſchauungen des Pauſanias. Er ſagt, daß die Unſterblichkeit der Seele ſeines

Apulejus.

Pauſanias.

1) Zeller III 2, 190 f.

Wissens zuerst von den Chaldäern und Indern behauptet worden, denen dann Griechen und vornehmlich Plato gefolgt sei. Daß er selbst daran nicht zweifelte, zeigt, abgesehn von seinem Dämonenglauben, die Aeußerung: in seiner Zeit würden Menschen nicht mehr zu Göttern wie einst Herakles, Amphiaraos und die Dioskuren, und der Zorn der Götter folge nicht wie früher auf der Stelle dem Frevler, sondern warte seiner in der Zeit, wenn er von hinnen geschieden sei.[1]

Wenn wir nun unzweifelhaft zu der Annahme berechtigt sind, daß alle hier betrachteten Formen des positiven Unsterblichkeitsglaubens unter den gebildeten Klassen der römischen Welt in den ersten Jahrhunderten eine große Zahl von Anhängern und Bekennern erfüllten und befriedigten, so fehlt uns, wie gesagt, jede Möglichkeit das Verhältniß dieser Gläubigen zu den Ungläubigen für irgend eine Periode dieses Zeitraums irgend wie zu bestimmen. Unleugbar ist aber wie man sieht, daß gerade auch in den Kreisen der philosophisch gebildeten oder doch von solcher Bildung influirten dem Zweifel, der Gleichgültigkeit, der Leugnung nicht bloß ein auf tiefem Bedürfniß beruhender fester Glaube, sondern sogar Sehnsucht nach einem höhern Leben gegenüberstand: und kein Grund zu der Behauptung, daß selbst in diesen Kreisen die Zahl der Ungläubigen die der Gläubigen überwogen habe.

Andeutungen des jenseitigen Lebens auf Sarkophagen und andern Grabdenkmälern.

Zu den Zeugnissen des Unsterblichkeitsglaubens und der Hoffnung auf ein höheres Dasein gehören auch zahlreiche bildliche Darstellungen von Graburnen und -altären, Sarkophagen und sonstigen Grabdenkmälern, von denen die mit künstlerischem Schmuck ausgestatteten vorzugsweise doch nur von wohlhabenden, also in der Regel höher gebildeten benutzt werden konnten. Nicht immer freilich ist die Sprache dieser Bildwerke verständlich; die damalige künstlerische Produktion, die ja überhaupt die neuen Kunstbedürfnisse aus dem unermeßlichen Vorrath der vorhandenen Schöpfungen zu befriedigen suchte, hat auch hier vielfach ältere Darstellungen in einem neuen Sinn verwendet. Zu diesen gehört auch die große Masse der figurenreichen mythologischen Scenen, mit denen die Vorderseiten der Sarkophage geschmückt

1) Paus. IV 32, 4. VIII 2, 2. Pfundtner, des Pausanias Lebens- und Glaubensanschauungen (Programm des Kneiphöf. Gymnasiums) Königsberg 1868.

ſind: ihrer Arbeit nach rühren dieſelben in überwiegender Mehrzahl aus der Zeit vom zweiten bis vierten Jahrhundert her, und ſind vielfach, vielleicht in der Regel, nicht auf Beſtellung geliefert, ſondern zur Auswahl für Käufer gearbeitet, alſo ſo wie ſie der großen Mehrzahl zuſagten und gewöhnlich verlangt wurden.[1] Wenn nun hier die Beziehung der dargeſtellten Mythen auf Tod, Unſterblichkeit und Jenſeits oft nicht mit Sicherheit nachweisbar, und vielleicht in der That zuweilen nichts anderes bezweckt worden iſt als eine gefällige und bedeutende Ausfüllung des Raumes durch allgemein beliebte Darſtellungen, ſo iſt doch bei einem großen Theile der Gegenſtände der Sinn, in welchem ſie zur Verzierung dieſer Steinſärge gewählt ſind, nicht zweifelhaft.[2] Die Geſtalten des Mythus ſind hier gleichſam poetiſche Typen zum ſymboliſchen Ausdruck abſtrakter Ideen: und auch hier herrſcht noch jene Tendenz der griechiſchen Kunſt und Poeſie, das Menſchendaſein durch Erhebung in ideale Gebiete zu verklären. Nur ſelten kommt (wie in der Prometheusfabel) die Vereinigung und Trennung von Seele und Körper geradezu zur Darſtellung; gewöhnlich wird der Uebergang in ein anderes Leben und deſſen Seligkeit oder Unſeligkeit durch die Schickſale der Götter und Heroen verſinnbildlicht. Beſonders gern wurde die Entführung der Proſerpina ins Schattenreich und ihre Wiederkehr zur Welt des Lichts zum Schmuck von Sarkophagen gewählt, desgleichen der Tod des Adonis, dem ja ebenfalls eine Auferſtehung folgt; vielleicht iſt auch die Entführung der Töchter des Leucippus durch die Dioskuren zu einem höhern Daſein in ähnlichem Sinne zu verſtehn. Die Geſchichte der Alceſte und des Admet, Proteſilaus und Laodamia deuten die Hoffnung auf ein Wiederſehn nach dem Tode, die Fortdauer der Gattenliebe im Jenſeits an. Herkules, der durch unabläſſiges Ringen ſich von den Gebrechen der Sterblichkeit befreiende und auch über die Mächte der Unterwelt ſiegreiche Held, erſcheint in ſeinen Kämpfen und Arbeiten als der eigentliche Ueberwinder des Todes. Achill auf Scyros, der ein kurzes glückliches Leben einem langen thatenloſen vorzog, und für dieſe Wahl mit der Verſetzung ins Elyſium belohnt wurde, ſoll wie

1) Vgl. oben S. 187. 2) Für das folgende vgl. E. Petersen Sepolcro scoperto sulla via Latina. Ann. d. J. 1860 p. 348 ff.; 1861 p. 190 ff.

es ſcheint den Lohn verbürgen, der die Tugend erwartet, die Geſchichte des Aktäon, des Marſyas, der Klytämneſtra, der Gigantenkampf vielleicht die Strafen, die den Frevler treffen werden. Auf die Freuden der Seligen deuten die mit beſonderer Vorliebe dargeſtellten frohen Vereinigungen, Tänze und Feſte des Schwarms, der das Gefolge des Bacchus bildet, jenes bunte Gewühl der Bacchanten, Mänaden, Satyrn, Pane und Centauren, deſſen Fülle nach Göthe auf Sarkophagen und Urnen den Tod überwältigt: „die Aſche da drinnen ſcheint im ſtillen Bezirk noch ſich des Lebens zu freun.“ Auch der Gott ſelbſt verbürgte durch ſeine Wiedergeburt aus dem Tode nach Orphiſcher Lehre den Eingeweihten ſeiner Myſterien die Unſterblichkeit;[1] die von ihm zum Himmel erhobene Ariadne erſchien als ein Vorbild der aus der Endlichkeit befreiten und in eine höhere Welt entrückten Seele, der Jubel und die feſtliche Freude des bacchiſchen Kreiſes, wie geſagt, als ein Sinnbild der zu hoffenden Seligkeit. Den Zuſtand der Seligen ſcheinen auch die Züge und Chöre der auf den Wellen des Oceans ſich wiegenden Nereiden und Meergötter, die Spiele von Liebesgöttern zu bedeuten. Zu beiden Seiten der Via Latina ſind bei Rom 1857 und 1858 zwei einander gegenüberliegende, ſtattliche, zweiſtöckige Grabgebäude entdeckt worden, die der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. angehören. Die Gewölbedecke des Hauptgemachs im Unterſtock des einen, die drei Sarkophage enthielt, iſt reich mit Stuckreliefs verziert: ein Medaillon in der Mitte ſtellt die Seele des Verſtorbenen als verhüllte Geſtalt von einem Greifen emporgetragen vor, umgeben von 24 Medaillons mit Bacchanten und Nereiden, und Liebesgöttern in kleinen viereckigen Feldern.[2]

2. Der Glaube der Ungebildeten.

Wenn es alſo dahin geſtellt bleiben muß, ob ſelbſt in der kleinen Minorität der Gebildeten der Unſterblichkeitsglaube mehr Gegner als Bekenner zählte, ſo kann es keine Frage ſein, daß in den Maſſen

1) Plutarch. cons. ad ux. c. 10. 2) Ein Deckengemälde, ſicher aus einem Grabmal wahrſcheinlich bei Rom, aus dem cod. Pighian. herausgegeben von Jahn Ber. d. Sächſ. Geſ. 1869 S. 1 ff. iſt verwandter Art. Das Hauptbild (Figur auf einem Viergeſpann, wol der zum Himmel getragene Verſtorbene) iſt umgeben von Bildern, die auf das jenſeitige Leben Bezug haben: die Danaiden,

zu allen Zeiten eine ungeheure Mehrzahl die seit der Urzeit von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzten Vorstellungen von der Fortdauer der Seelen im Jenseits, ungeachtet aller im Laufe der Zeit eingetretenen Modifikationen, im wesentlichen festhielt. Der Glaube an die eigene Fortdauer gehört zu den stärksten und verbreitetsten Instinkten und Bedürfnissen der menschlichen Seele, was ja auch das Studium der Naturvölker sowol wie der ältesten Culturvölker im Allgemeinen bestätigt, wenn gleich es an Ausnahmen nicht fehlt; er reicht namentlich bei den indogermanischen Nationen weit über die Anfänge aller Ueberlieferung hinaus. Der Unsterblichkeitsglaube ist der menschlichen Natur ebenso gemäß als der Glaube an das Walten höherer Wesen; er entspringt aus dem Schauder vor der Vernichtung, der Selbsterhaltungstrieb greift hier instinktmäßig über den Tod hinaus. Der zum Bewußtsein erwachte Mensch sucht im Jenseits die Lösung für die Räthsel des Lebens, den Trost für seine Leiden und Täuschungen, „am Grabe noch pflanzt er die Hoffnung auf." Der Reflexion, die zum Zweifel und zur Leugnung führt, kann immer nur eine Minderheit fähig sein; die Sehnsucht nach der Vernichtung, die in Asien seit so vielen Jahrhunderten Millionen erfüllt (eine wol noch nicht völlig aufgeklärte Erscheinung), ist jedenfalls ein Produkt von Faktoren, die den Zuständen, der Natur und Kultur dieses Welttheils ausschließlich eigenthümlich sind.

Allerdings sind nun materialistische Strömungen wie zu allen Zeiten so auch im spätern griechisch-römischen Alterthum hier und da in die Massen gedrungen: daß sie aber dort jemals sich verbreitet, dem positiven Glauben erheblichen Abbruch gethan haben, läßt weder die Analogie ähnlicher Erfahrungen in neueren Zeiten annehmen, noch spricht dafür die wie gesagt verhältnißmäßig geringe Zahl materialistischer Grabschriften von Personen der untern Klassen. Auch äußern diesen gegenüber andre ein festes Vertrauen auf eine Fortdauer und ein Wiedersehn nach dem Tode, wie z. B. jene Inschrift auf dem gemeinsamen Grabmal eines Ehepaars, von welchem die

---

Herakles und Alkestis, Apoll u. Marsyas, Eros u. Pan (vor Dionysos u. Ariadne), die alle mit Sarkophagreliefs übereinstimmen, und wieder von kleineren Bildern umgeben sind, worunter zahlreiche Erotenfiguren.

Frau zuerst gestorben war: „Ich erwarte meinen Mann.“[1] Namentlich aber bestätigen zahlreiche unzweifelhafte Zeugnisse, daß der Volksglaube im großen und ganzen, soweit die römisch-griechische Kultur reichte, noch immer durch die uralten römischen und griechischen Vorstellungen vom Jenseits bestimmt wurde, die sich im Laufe der Jahrhunderte vielfach verschmolzen hatten, und mit denen sich je länger desto mehr orientalische Anschauungen verbanden.

Fortdauer der mythischen Vorstellungen von der Unterwelt.

Zwar haben römische Autoren zu verschiedenen Zeiten versichert, daß an die alten volksthümlichen Fabeln von der Unterwelt Niemand glaube. Kein altes Weib sei so schwachsinnig, sagt Cicero, daß es die „Acherontischen tiefen Regionen des Orcus, das bleiche von Finsterniß umhüllte Reich des Todes“ fürchte.[2] Niemand, sagt Seneca, ist so kindisch, daß er sich vor dem Cerberus und der Finsterniß und den Gespenstergestalten der Todtengerippe fürchtet.[3] Daß es Manen gibt, sagt Juvenal, und unterirdische Reiche, einen Cocytus und schwarze Frösche im Stygischen Schlunde, und daß so viele tausende in einem Nachen über das Wasser setzen, das glauben selbst von den Kindern nur die kleinsten, die noch kein Eintrittsgeld in den Bädern zahlen.[4] Allerdings ist nun wahr, daß die griechischen Vorstellungen, von denen hier hauptsächlich die Rede ist, in Italien und den westlichen Ländern überhaupt weniger verbreitet waren, obwol doch auch dort ihre durch die in der Schule allgemein gelesenen Dichter, durch die Theater, durch die bildende Kunst unaufhörlich und tausendfach geförderte Verbreitung keine geringe gewesen sein kann, und von den angeführten Autoren unzweifelhaft unterschätzt ward. Die Fortdauer des römischen Volksglaubens an die Manen zu leugnen, konnte Juvenal im Ernst kaum einfallen, und er hat wol nur die grobsinnlichen Vorstellungen von ihnen als gänzlich aufgegeben bezeichnen wollen, auch dies freilich sehr mit Unrecht: wie denn Aufgeklärte stets nur zu leicht geneigt sind, die in ihren Kreisen herrschenden Ansichten als die vernünftiger Weise einzig möglichen und folglich allgemeinen vorauszusetzen. Am wenigsten konnte Juvenal

1) I³ 428, 5. Vgl Inscr. de l'Alg. 3864 (Cartena): Mi fil(i), mater rogat ut me ad te recipias. Grut. 376, 5 (vgl. Mommsen Hermes III 60, 5): mater rogat, quam primum ducatis se ad vos. 2) Cic. Tusc. I 21, 48. 3) Seneca Epp. 24, 18. 4) Juv. II 149 (Esse aliquid Manes mit Anklang an Prop. V 7, 1: Sunt aliquid Manes).

aber den Unsterblichkeitsglauben überhaupt leugnen wollen. Daß er von den Ansichten seiner gebildeten Zeitgenossen mindestens soviel wissen mußte, als wir, wird wol niemand in Abrede stellen.

Der Glaube an den Todtenfährmann.

Aber wenigstens von einer der von Juvenal verspotteten griechischen Fabeln sind wir im Stande nachzuweisen, daß sie damals und später im Volk sehr allgemein und fest geglaubt wurde, und zwar auch in den westlichen Ländern: es ist die Fabel von dem „grausen Fergen des Kahns auf dem kothigen Schlunde" wie Juvenal selbst ihn ein anderes Mal nennt, dem der Todte seinen Heller als Fährgeld mit dem Munde reichen muß.[1] Daß das Volk in den griechischen Ländern allgemein an die Wirklichkeit des Todtenfährmanns glaube, bezeugt ausdrücklich Lucian: „In dieser Vorstellung ist die große Menge so sehr befangen, daß wenn einer ihrer Angehörigen stirbt, sie ihm zuerst einen Obol in den Mund stecken, der für den Fährmann als Bezahlung der Ueberfahrt bestimmt ist, ohne zu prüfen welche Münze in der Unterwelt gangbar ist u. s. w.[2] Noch heute findet sich diese Sitte in Griechenland[3] und auch Charon lebt, wenn gleich in veränderter Gestalt im Glauben und in den Liedern des Volkes fort „als Charontas oder Charos, der mürrische Greis, welcher bald wie ein schwarzer Vogel auf sein Opfer niederschießt, bald als fliegender Reiter die Schaaren der Verstorbenen durch die Lüfte zum Todtenreiche führt."[4] Wie allgemein verbreitet, wie tief gewurzelt mußte ein Glaube sein, dessen Lebenskraft sich als eine so unzerstörbare erweist, obwol seit anderthalb Jahrtausend ihm scheinbar alle Bedingungen der Fortdauer entzogen sind! Auch nach Italien hat er sich früh verbreitet. Skelette mit Münzen im Munde sind sowol in den Präneſtiniſchen Gräbern aus der Zeit von der Mitte des vierten bis zweiten Jahrhunderts v. Chr. als in römischen der ersten Kaiserzeit gefunden worden; desgleichen in Gräbern in den Rheinlanden aus der mittlern und letzten Kaiserzeit, und auch im Occident hat sich diese Sitte wenigstens bis ins Mittelalter erhalten.[5]

Wenn hiernach also wol kein Zweifel sein kann, daß etwas, was nach Juvenal nur kleine Kinder glaubten, in der That von tausenden

1) Juv. III 265. 2) Lucian. De luctu 10. 3) Wachsmuth, Griechenland im alten das neue 118. K. Mendelsohn-Bartholdy Gesch. Griechenlands I 46. 4) Preller Gr.° Myth. I² 639. 5) Marquardt Hdb. V 1 A. 2262.

und aber tausenden im ganzen römischen Reich geglaubt wurde, so werden wir ebenso wenig an der Fortdauer und Verbreitung der übrigen volksthümlichen Vorstellungen von der Unterwelt zweifeln dürfen. Den Versicherungen des Gegentheils bei Cicero, Seneca und Juvenal steht die ebenso bestimmte Versicherung Lucians gegenüber. Er sagt, daß die große Menge der gemeinen Leute sich das Jenseits ganz so vorstelle wie es die Dichter schilderten:[1] ein ungeheures finsteres von Pluto und Proserpina beherrschtes Todtenreich mit dem Kocytus und Pyriphlegethon, dem Acherusischen See, dem diamantnen Thor, das Aeakos mit dem Cerberus bewacht, der Asphodeloswiese mit dem Lethestrom, den Todtenrichtern, die die Guten ins Elysium senden, die Schlechten den Furien zu Martern aller Art überliefern, während die große Zahl derer, die weder gut noch böse waren, als Schatten auf der Asphodeloswiese umherirren und sich von den Grabspenden und Todtenopfern nähren. Plutarch sagt,[2] daß diejenigen, die sich vor den Bissen des Cerberus und dem Faß der Danaiden fürchteten, sich durch Weihen und Reinigungen davor zu schützen suchten, durch welche sie die Gewähr zu erhalten glaubten, im Hades an einem hellen Ort in reiner Luft unter Scherz und Tanz fortzuleben. Er meinte allerdings, daß es „nicht sehr viele" waren, die diese „Ammenmärchen" glaubten; natürlich war seine Schätzung ebenso subjectiv und ebenso durch zufällige Eindrücke bestimmt, wie die Lucians, dem die Menge der Glaubenden sehr groß erschien, und hierin sind die Angaben beider gleich unzuverlässig. Schwerlich kann man aber bei der großen Menge geläutertere Ansichten vom Leben nach dem Tode voraussetzen als bei einem Manne wie Aristides: der doch auch geglaubt zu haben scheint, daß die in die Eleusinischen Mysterien nicht eingeweihten in der Unterwelt in Schlamm und Finsterniß liegen würden.[3] In seiner Schrift „Vom Aberglauben" zählt Plutarch die Vorstellungen von tiefen Pforten des Hades, von Feuerströmen und jähen Abstürzen der Styx, von einer Finsterniß voll von Gespenstern, wo Schreckgestalten erscheinen und klägliche Laute sich hören lassen, von Richtern und Henkern, von Schlünden

Zeugnisse für die Verbreitung der volksthümlichen Vorstellungen.

1) Lucian. De luctu 1—10. 2) Plutarch. Non posse suaviter vivi 27, 4 p. 1105. 3) Aristid. or. XIX p. 259 Jebb.

und Abgründen, die von tausend Qualen erfüllt sind — alle solche Vorstellungen zählt er zu den Ausgeburten des Aberglaubens:[1] daß er diesen aber selbst für ein weitverbreitetes Uebel hielt, geht wie gesagt aus dem Eifer hervor, mit dem er ihn bekämpft.

Daß nun von den griechischen Vorstellungen gar manches, wo nicht das meiste, auch in den Volksglauben des Westens übergegangen ist, darf man, wie gesagt, namentlich mit Rücksicht auf die Wirkung, die die römischen Dichter durch die Schule übten, voraussetzen; seit Ennius waren ausführliche Beschreibungen der Unterwelt ein Lieblingsgegenstand der Epiker gewesen, und vor allem wird die so ausführliche Schilderung Vergils mittelbar und unmittelbar die Vorstellungen von unzähligen beeinflußt haben. Mit der Zeit mischten sich hie und da auch orientalische, jüdische und christliche Elemente in den Volksglauben ein. Vielleicht haben schon Lucan und Statius in ihre Schilderung der Unterwelt den aus der Bibel bekannten Beelzebub aufgenommen: beide reden von einem Obersten der Unterweltsgötter, „der im tiefsten Abgrunde des Tartarus hausend alle übrigen Mächte der Unterwelt beherrscht."[2] Ein unzweifelhaftes, sehr merkwürdiges Beispiel von Vermischung griechischer und orientalischer Vorstellungen bietet eine heidnische Grabkammer bei Rom, die von Verehrern des Persischen Mithras und Eingeweihten seiner Mysterien errichtet zu sein scheint. Auf verschiedenen Gemälden ist hier erst „die Entführung und das Hinabsteigen der Vibia" (wie die Inschrift lautet) durch Pluto vorgestellt, deren Viergespann Mercur führt; dann führt „Mercur der Bote" Vibia vor das Tribunal des Unterweltgottes (DISPATER) und seiner Gemahlin (ABRACVRA); Vibia wird von Alcestis als einer Beschützerin treuer Frauen (und zugleich einem Prototyp der Palingenesie) geleitet, zur rechten stehen die Schicksalsgottheiten, eine männliche und zwei weibliche Gestalten (FATA DIVINA). Ein drittes Bild zeigt die „Einführung der Vibia" durch den „guten Engel" (BONVS ANGELVS) zu den Freuden der Seligen. Sechs Personen verschiedenen Alters und Geschlechts lagern bei einem Mahl, über einer steht der Name Vibia,

Versetzung des Volksglaubens mit orientalischen Elementen.

1) Plutarch. De superstit. 4 f. p. 167 A. 2) Preller R. M. 466, 2. Vgl. auch Lucan. Phars. VI 745 sqq.

über dem ganzen Bilde: „die durch das Gericht der Guten gerichteten:“ endlich sieht man ein Mahl von sieben Männern, von denen drei phrygische Mützen tragen, mit der Ueberschrift: „die sieben frommen Priester.“[1]

Die Existenz der Seelen als eine materielle gedacht.

Es bedarf nicht erst dieser und ähnlicher Zeugnisse, daß die Vorstellungen einer mehr oder minder materiellen Existenz der Abgeschiedenen, welche die alten, seit undenklichen Zeiten fort und fort überlieferten Fabeln voraussetzen, in den Massen ebenso verbreitet waren als jene Fabeln selbst. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen konnte damals noch weniger als jetzt der Abstraktion fähig sein, die die Vorstellung einer rein geistigen Existenz erfordert. Bei jedem Versuch zu einem Bilde des unbekannten Lebens mußte und muß die sich selbst überlassene Phantasie, unwillkürlich und unbewußt, mit den Farben und Formen arbeiten, die sie dem bekannten Leben entlehnt, und ihre zartesten und duftigsten Bilder sind ebenso wenig unkörperlich als ihre rohesten und gröbsten. Daß diese letztern die einzigen waren, die die große Menge fassen und festhalten konnte, liegt in der Natur der Sache. Um so weniger dürfen wir an der Versicherung Lucians zweifeln, der Glaube Vieler sei, daß die Todten sich von den Spenden, Opfern und Mahlen wirklich nährten, die die Ueberlebenden ihnen darbrachten; daß viele Geräthe, Kleider, Schmuck in der Meinung mit sich verbrennen oder vergraben ließen, daß sie im andern Leben dieser Dinge bedürfen oder davon Nutzen haben würden.[2] In der That stammt ein großer Theil von Gegenständen des häuslichen Lebens, die unsre Museen bewahren, aus Gräbern, in welche man dem Krieger seine Waffen, dem Handwerker und Künstler sein Handwerkszeug, der Frau ihre Toilettengegenstände, dem Kinde sein Spielzeug mitgab.[3] Bei Lucian erzählt ein Mann, er habe seine Liebe zu seiner seligen Frau nicht bloß während ihres Lebens, sondern auch bei ihrem Tode bewiesen, indem er ihren ganzen Schmuck und ihre Kleider mit ihr verbrannt habe; doch erschien sie ihm am siebenten Tage, als er gerade Platos Phädon las, beschwerte sich, daß eine ihrer vergoldeten Sandalen nicht mitverbrannt war, und bezeichnete

1) De Rossi Bull. d. Inst. 1853 p. 87 ff. Henzen-Orelli 6042. 2) Lucian. De luctu c. 14. 3) Marquardt Hdb. V 1, 367 ff.

die Stelle, wo sie unter einem Kasten liege, hier wurde sie gefunden und ihrem Wunsche gemäß nachträglich verbrannt.[1] Die den Todten mitzugebenden Gegenstände waren offenbar nicht selten testamentarisch genau bestimmt. Das Testament eines begüterten Römers in der Gegend des heutigen Langres (aus der frühern Kaiserzeit) verordnet, daß all sein Geräth zur Jagd und Vogelstellerei mit ihm verbrannt werden solle, als Lanzen, Schwerter, Messer, Netze, Schlingen, Vogelhütten (?), Vogelleim, Jagdzelte u. s. w., Sänften und Tragsessel, ein aus Binsen geflochtener Nachen, seine sämmtlichen hinterlassenen buntgewebten und gestickten Kleider und alle Sessel (?) aus Elenthiergeweihen.[2] Dasselbe Testament verordnet die Anpflanzungen von Obstgärten bei dem Grabmal, die fort und fort durch drei Gärtner und deren Lehrlinge in Stand erhalten werden sollen: Gärten, Rebenpflanzungen und Parke wurden besonders gern bei Gräbern angelegt, „damit die abgeschiedenen Seelen sich an der schönen Natur erfreuen möchten."[3] Man darf glauben, daß von den noch erhaltenen, auf Ausschmückung und Kultus der Gräber bezüglichen, testamentarischen Verfügungen gar manche in dem Glauben an eine Theilnahme der Abgeschiedenen an den Freuden und Genüssen dieser Welt erlassen worden sind, sehr häufig gewiß in dem Glauben an ein materielles Fortleben der Abgeschiedenen und zwar bei ihren Gräbern.

Sinnliche Vorstellungen von Lohn u. Strafe im Jenseits.

Bei so sinnlichen Vorstellungen konnte natürlich auch Lohn und Strafe im Jenseits nur sinnlich gedacht werden: wie Bildwerke und Gemälde sie vor Augen stellten, wie die Dichter sie schilderten, vor allen Vergil, dessen Beschreibung der Unterwelt gewiß einen weit größern Einfluß auf die Vorstellungen der spätern römischen Welt geübt hat, als die Dantes im Mittelalter. Natürlich gestalteten sich die Bilder des andern Lebens in der Phantasie der Einzelnen nach Individualität, Gesinnung und Bildung unendlich verschieden, feiner und gröber, edler und gemeiner, erhabener und niedriger. Auch Plutarch, der die volksthümlichen Vorstellungen von den Leiden der Seelen nach dem Tode als Ammenmärchen verachtete, hat selbst in ihrer Ausmalung einen wahren Höllenbreughel geliefert.[4]

1) Lucian. Philops. 27. 2) Kiessling Anecdota Basileensia I (1863).
3) Serv. ad Verg. A. V 760; vgl. Marquardt a. a. O. A. 2363.
4) Plutarch. De ser. num. vind. c. 22.

Seine Schilderung des Jenſeits beruht (nach dem Vorgange Platos) auf dem Bericht eines wieder zum Leben erwachten Todten, eines Thespeſius aus Soli in Cilicien in der Zeit Vespaſians, deſſen Seele die Erinnerung an die während der Trennung vom Körper empfangenen Eindrücke behalten hat. Die Strafen für die Verſchuldungen ſind dreifach abgeſtuft. Am gelindeſten ſind ſie für jene, die ſchon auf Erden gebüßt haben. Wer aber aus dieſem Leben ungeſtraft und ungeläutert kommt, wird ſo lange gepeinigt, bis jede Leidenſchaft aus ihm durch Schmerzen und Qualen getilgt iſt, die an Heftigkeit und Stärke die fleiſchlichen ſo weit übertreffen, wie die Wirklichkeit den Traum an Deutlichkeit. Narben und Striemen bleiben von den Leidenſchaften bei den einen längere, bei den andern kürzere Zeit zurück, daher die Farben der Seelen bunt und mannichfach ſind: die blutrothe Farbe verräth Grauſamkeit, die bläuliche, daß hier die Wolluſt ausgerottet iſt u. ſ. w. Die Farbe zeigt das Ende der Läuterung und Beſtrafung an, nach ihrem Verſchwinden erſcheinen die geläuterten Seelen durchaus gleichfarbig und glänzend. An dem Orte der ſchwerſten Strafen ertönt Jammergeheul der Seelen, die dort die gräßlichſten Martern leiden. Der Erzähler ſieht die Seele ſeines Vaters voll von Malen und Narben aus einem Schlunde hervorkommen und die Hände nach ihm ausſtrecken, während er von ſeinen Peinigern zu neuen Büßungen (für einen im Leben unentdeckt gebliebenen Giftmord) geſchleppt wird. Er ſieht Seelen, die gleich einem Knäuel von Schlangen um einander geſchlungen, ſich gegenſeitig freſſen. Dort ſind ferner drei Seen, von ſiedendem Golde, von kaltem Blei, und von rauhem Eiſen; Dämonen, die Schmieden gleichen, tauchen mit Werkzeugen die Seelen der Habſüchtigen darin unter und ziehen ſie wieder heraus. Nachdem ſie in dem Goldſee glühend und durchſichtig geworden, erſtarren ſie in dem Bleiſee zu der Härte von Hagelkörnern, dann werden ſie in dem Eiſenſee ſchwarz und ſpröde, ſo daß ſie durch Zerbrechung und Zerreibung neue Geſtalten annehmen, hierauf kommen ſie aufs neue in den Goldſee und leiden bei dieſen Veränderungen unſägliche Qualen. Manche, die ſchon von Strafe befreit zu ſein glaubten, werden auf die Klagen und Vorwürfe der Seelen ihrer Nachkommen, die im Leben für ihre Verbrechen hatten büßen müſſen, zu neuen Martern geſchleppt. Zu-

letzt ſieht er die Seelen derer, die behufs einer zweiten Geburt in Thierleibern von ihren Peinigern mit Werkzeugen aufs gewaltſamſte umgeſtaltet werden. Unter ihnen iſt auch die Seele des Nero, die außer andern Qualen mit glühenden Nägeln durchſchlagen iſt. Sie ſollte in einem Vipernleibe leben, aber auf das Gebot einer Stimme, die plötzlich aus einem gewaltigen Lichte erſcholl, ward ihr der Leib eines zahmen Thiers zum Aufenthalt angewieſen, das ſingend an Sümpfen und Seen lebt (etwa eine Unke); „denn die Götter ſeien dem Nero auch eine Belohnung ſchuldig, da er die Hellenen, das beſte und gottgeliebteſte Volk unter ſeinen Unterthanen, in Freiheit geſetzt habe."

Ob und welche Strafen in dieſer Viſion als ewige zu denken ſind, iſt nicht klar. Daß aber der Glaube an ewige Strafen (neben den endlichen, eine Läuterung bewirkenden) beſtand, iſt gewiß;[1] auch war er beinahe mit Nothwendigkeit durch den Glauben an eine ewige Seligkeit bedingt. Auch dieſe werden die Maſſen mehr oder minder grobſinnlich aufgefaßt haben; daß namentlich die Vorſtellung von unaufhörlichen Freudenmahlen und Gelagen der Seligen im Jenſeits zu allen Zeiten verbreitet geweſen iſt, unterliegt keinem Zweifel. Hatte doch ſchon Plato über den „ewigen Rauſch" geſpottet, den die orphiſche Lehre den Tugendhaften in Ausſicht ſtellte, und der gewiß von ſehr vielen buchſtäblich verſtanden wurde. Gewiß werden auch in den nachchriſtlichen Jahrhunderten in der heidniſchen Welt ganz ähnliche Hoffnungen verbreitet geweſen ſein, wie unter den Juden und chriſtlichen Chiliaſten, die nach Hieronymus und Auguſtinus im tauſendjährigen Reiche außer ſchönen Weibern und reichem Kinderſegen Ueberfluß jeder Art erwarteten, vor allem aber „unmäßige fleiſchliche Gaſtmähler, in welchen eine ſolche Menge von Speiſen und Getränken aufgetiſcht wird, daß ſie nicht nur über alle Schranken der Mäßigkeit, ſondern ſogar über allen Glauben hinausgeht."[2] Dieſen niedrigen Auffaſſungen der Seligkeit entſprachen ebenſo niedrige Anſichten von der Möglichkeit ſie durch religiöſe Ceremonien, namentlich Einweihung in Myſterien als Gnadenmittel,

1) Plutarch. de virt. morali c. 10: *οἱ δὲ (θάνατον) καὶ τιμωρίαις αἰωνίοις καὶ κολασμοῖς φρικώδεσι κακὸν εἶναι νομίζουσιν.* 2) Lobeck Aglaoph. 826. Corrodi Geſch. d. Chiliaſten II 492 ff. Hieronym. in Jesaiam c. 55 u. 60. In Zachariam c. 40. Augustin C. D. XX 7, 1.

zu erwerben, wie es ja Plutarch und Aristides bezeugen. Zu den Verheißungen der im spätern Alterthum so verbreiteten ägyptischen Mysterien gehörte z. B. die Labung durch „das kühle Wasser" in der Unterwelt: auf mehrern griechischen und römischen Grabschriften wird Osiris oder auch der Herr der Unterwelt Aidoneus angefleht, dies dem Todten zu gewähren.[1] Dies erinnert an die Bitte um Kühlung der abgeschiedenen Seelen, die in christlichen Grabschriften nicht bloß an Christus, sondern auch an Märtyrer gerichtet wird.[2]

3. Die Allgemeinheit des Geisterglaubens als Beweis für die Allgemeinheit des Unsterblichkeitsglaubens.

Die große Verbreitung des Unsterblichkeitsglaubens auch im spätern Alterthum bedarf nach allem bisher gesagten keines Beweises mehr; sie ergibt sich aber auch schon allein aus einer bisher noch nicht berücksichtigten Thatsache: aus der großen Verbreitung des Glaubens an Geistererscheinungen, also an die Möglichkeit der Wiederkehr der Gestorbenen, überhaupt an einen innigen Zusammenhang der Geisterwelt mit der Welt der Lebenden, an ein stetes Eingreifen der erstern in die letztere. Dieser Glaube, bei den Römern wie bei den Griechen uralt, hat sich bei beiden Völkern nicht in ganz gleicher Weise entwickelt. Während namentlich bei den Römern die Vorstellung, daß die guten Geister der Abgeschiedenen als Schutzgeister (Lares) der Lebenden walten, uralt, fest und allgemein war, ihren Ausdruck im Cultus und durch diesen dann immer neue Nahrung und Kräftigung fand,[3] taucht dieselbe zwar auch in der ältesten griechischen Poesie auf (Hesiod sagt: die Seelen der Menschen des goldnen Zeitalters seien nach dessen Ablauf gute Dämonen geworden, die als Wächter der sterblichen Menschen in Nebel gehüllt über die Erde wandeln, über Recht und Unrecht wachen und Reichthum geben): aber dann verschwindet sie wieder bis zu der Zeit, wo der spätere Platonismus sie mit seiner Dämonlehre verschmolz.[4] Auch der dem Glauben an Geister der Guten als schützende Laren bei den Römern nothwendig entsprechende Glaube an die Geister der Bösen als spukende, „selber gequälte und andere quälende"[5] Larven und Lemuren läßt

1) Orelli 4766; vgl. E. Plew De Sarapide (Regim. 1868) p. 31. 2) De Rossi Bull. cr. I 2 ff. 3) Preller R. M. 72 f. 486. Marquardt Hdb IV 212. 4) Lehrs Pop. Aufs. 146 ff. 5) Nissen Das Templum 148.

ſich in Griechenland nicht ſo als allgemein und feſt gewordener Volksglaube nachweiſen. In andern Beziehungen dagegen ſtimmt der Geiſterglaube beider Völker völlig überein. Namentlich heftete er ſich hier wie dort an die Geiſter gewaltſam umgekommener (deren unverſöhnlicher Zorn auch unſchuldige verfolgt und verdirbt),[1] und unbegrabener. Wenn übrigens auch in den ſpätern Jahrhunderten der römiſche und griechiſche Geiſterglaube durch hin und her übertragene Vorſtellungen ſich immer mehr ausgeglichen haben wird, ſo fehlt doch dem letztern der feſte Anhalt, die beſtimmte Form und Richtung, welches alles dem erſteren der öffentliche Kultus, auch abgeſehn von der Verehrung der Laren gab. Die Vorſtellung eines ununterbrochenen Wechſelverkehrs zwiſchen Unter- und Oberwelt unterhielt und beſtärkte im römiſchen Volksglauben namentlich die Eröffnung des mundus d. h. der tiefen Grube, die in jeder Stadt den Göttern und Geiſtern der Tiefe zugleich als Göttern der Saat geweiht war, an drei Tagen im Jahr (24. Auguſt, 5. October, 8. November), wo dann die Schaaren „der Schweigenden" ungehindert ein- und ausfahren konnten; ſodann das Allerſeelenfeſt am 21. Februar (Feralia) und in der vorausgehenden Woche (13—20 Parentalia), deſſen Vernachläſſigung einſt nach der Legende ein großes Sterben zur Folge gehabt hatte; endlich die Gebräuche, mit denen man in den drei Nächten der Lemurien (9., 11. und 13. Mai) die ſpukenden Geiſter beſchwichtigte und verſöhnte.[2]

Daß nun Unſterblichkeits- und Geiſterglaube nicht bloß in innigſter Wechſelbeziehung ſtand, ſondern daß auch der erſtere ſich gerne durch den letztern ſtärkte und befeſtigte, iſt ebenſo ſelbſtverſtändlich wie daß Zweifler durch Erſcheinungen überzeugt wurden, oder bereit waren, ſich durch ſie überzeugen zu laſſen. Ein Monument, das ein Ti. Claudius Panoptes und ſeine Frau Charmoſyne ihren beiden geſtorbenen Töchtern „nach einem Geſicht" errichteten, trägt die Inſchrift: „Du, der du dies lieſeſt, und zweifelſt, daß es Manen gibt, fordre uns nach geſchehener Verpflichtung (nämlich daß der des Irrthums überführte zahlen muß) auf, und du wirſt zur

1) Lobeck Aglaoph. 302 k. Preller R. M. 499. 2) Preller R. M. 456. 483. 499.

Einsicht gelangen."[1] Aber auch in gebildeten Kreisen fiel Geisterglaube und Unsterblichkeitsglaube vielfach zusammen. Freilich spotteten dort nicht bloß alle, die epikureische und materialistische Anschauungen hegten oder zu ihnen neigten, über den Nachtspuk der Lemuren (so gut wie über Träume, Wunder, Hexen und Zauberei) und behaupteten, daß nur Weiber, Kinder und delirierende Kranke Gespenster sähen,[2] sondern auch ein großer Theil der Unsterblichkeitsgläubigen verhielten sich in Bezug auf Geistererscheinungen zweifelnd oder ablehnend, wie z. B. Seneca. Ob dies aber auch selbst in den Kreisen der philosophisch gebildeten (namentlich seit dem zweiten Jahrhundert) die Mehrzahl war, steht dahin. Die Gesellschaft des Eukrates, die Lucian im „Lügenfreunde" schildert, in der niemand zweifelt, daß es „Dämonen und Gespenster gibt und daß die Seelen der Todten auf der Erde umherwandeln und erscheinen so vielen sie wollen," besteht außer einem Arzte, aus einem Peripatetiker, einem Stoiker, einem Platoniker und einem heiligen Pythagoreer, und Eukrates selbst ist ein Mann, der sich gründlich mit Philosophie beschäftigt hat.[3] Am festesten hielten am Geisterglauben die Neupythagoreer und pythagoraisirenden Platoniker, die in den Erscheinungen eine Bürgschaft für die Wahrheit nicht bloß ihres Unsterblichkeitsglaubens, sondern auch ihrer Dämonenlehre fanden. Der philosophirende Rhetor Maximus aus Tyrus, der ganz auf dem Boden eines bereits zum Neuplatonismus hinneigenden Platonismus steht, betrachtet wie alle gleichgesinnten die Dämonen, zu denen auch die abgeschiedenen Seelen gehören, als das eigentliche Band zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt.[4] Die zu Dämonen gewordenen Seelen, sagt er, sind betrübt über ihr vergangenes Leben, beseligt über ihr jetziges; betrübt aber auch über die verschwisterten Seelen, die noch auf der Erde weilen und in Menschenliebe zu dem Wunsche gestimmt, sich ihnen zuzugesellen und sie aufzurichten, wenn sie gleiten. Und es ist ihr Auftrag von der Gottheit, die Erde zu besuchen und sich zu betheiligen an aller Menschengeburt, an allem Menschengeschick,

1) Henzen 7346. 2) Horat. Epp. II 2, 208. Plutarch. Dio 2, 2.

3) Lucian. Philops. 5. 6. 29. Ueber den Peripatetiker Antisthenes, den Phlegon. Mirabb. 3 als Gewährsmann anführt, vgl. Zeller II 2, 59.

4) Zeller III 2, 182 ff.

Menschendenken und Menschenhandeln und den Guten zu helfen, den Unrecht leidenden beizustehn, den Unrecht thuenden aber die Strafe aufzuerlegen.[1] Er erzählt ohne den leisesten Zweifel, daß die Bewohner von Ilium den Hektor oft in Sprüngen mit blitzenden Waffen über das Gefilde eilen sähen, und daß Achilles auf der kleinen Insel im schwarzen Meer vor der Donaumündung, wo er als verklärter Heros ein Heiligthum hatte, oft den Schiffern erschienen sei: einige sahen ihn in der Gestalt eines jugendlichen Mannes mit blondem Haar in goldener Rüstung einherspringen, andere hörten ihn einen Schlachtgesang singen, noch andere hörten und sahen ihn; einen, der auf der Insel eingeschlafen war, hatte Achill selbst aufgeweckt, in ein Zelt geführt und bewirthet; Patroklus schenkte ein, Achill spielte die Cither, auch Thetis und ein Chor von andern Dämonen war zugegen.[2] Apulejus (der wie bereits bemerkt die Dämonenlehre mit besonderer Vorliebe behandelt hat) richtet in seiner Vertheidigungsrede wegen der ihm Schuld gegebenen Zauberei gegen seinen Ankläger (nach dessen falscher Angabe er sich der Figur eines Skeletts zu magischen Zwecken bedient haben sollte) folgende Verwünschung: „Dir wende für diese Lüge der Gott, der zwischen der Ober- und Unterwelt hin und her wandelt (Mercur), die Ungunst beider Götterkreise zu, und lasse deinen Blicken unaufhörlich Gestalten der Todten begegnen, und soviel Schatten, Lemuren, Manen und Larven es irgend gibt, alle Nachterscheinungen, alle Grabgespenster, alle Schreckniſse der Leichenbrandstätten.“[3] Plutarch beruft sich (in der Widmung der Biographien des Dio und Brutus an Sossius Senecio) den Läugnern von Geistererscheinungen gegenüber auf diejenigen, die diesen beiden so seelenstarken und philosophischen Männern ihr Ende nach ihrer eigenen Aussage vorherverkündeten. Daß es in einem Bade zu Chäronea, wo zu Lucullus Zeit ein Mord vorgefallen war, gespukt hatte und noch spukte, berichtet er nach den Angaben anderer ohne, wie es scheint, daran zu zweifeln.[4] Der Geister- und Dämonenglaube war aber auch mit andern philosophischen Anschauungen als der Platonischen sehr wol vereinbar. Der Cyniker Peregrinus Proteus,

1) Maxim. Tyr. XV 6. Lehrs Pop. Aufs. 148. 2) Max. Tyr. XV 7.
3) Apulej. Apol. p. 504. 4) Plutarch. Dio c. 2. Cimon c. 1.

der ſich nach Lucians Bericht mit dem Rufe: „Mütterliche und väterliche Dämonen, nehmt mich gnädig auf!“ — in die Flammen ſtürzte, hatte verbreitet, ihm ſei beſtimmt, nach ſeinem Tode ein nachthütender Dämon zu werden, und man konnte nicht zweifeln, daß einfältige genug behaupten würden, ihm Nachts begegnet, durch ihn von Fieber befreit worden zu ſein.[1] Der jüngere Plinius, deſſen Anſichten hauptſächlich durch ſtoiſche Lehren beſtimmt waren (er hatte den Stoikern Euphrates und Artemidor nahe geſtanden), erbittet ſich die Anſicht ſeines Freundes Licinius Sura (Conſul 102) darüber, ob es Geſpenſter gebe und ob ſie eine eigene Form und übermenſchliches Weſen (numen) haben, oder ob es eitle Einbildungen ſind, die nur aus unſerer Furcht ihre Geſtalt empfangen.[2] Er glaubte das erſte und erzählt zum Beweiſe unter andern eine Geſpenſtergeſchichte, die der des Pythagoreers Arignotus (in Lucians „Lügenfreund“) ſehr ähnlich iſt. Ein großes Haus zu Athen wurde durch einen allnächtlichen Spuk unbewohnbar; der Geiſt erſchien in der Geſtalt eines abgezehrten alten Mannes mit langem Bart und Ketten an Händen und Füßen, mit denen er furchtbar raſſelte. Endlich hatte ein Philoſoph Athenodorus den Muth, der Erſcheinung Stand zu halten, die ihm ſo lange winkte, bis er ihr mit einem Lichte folgte; im Hofe verſchwand ſie plötzlich. Am folgenden Tage grub man an dieſer Stelle nach und fand ein Gerippe in Ketten, nach deſſen regelmäßiger Beſtattung der Spuk aufhörte. Dieſe Geſchichte glaubte Plinius, wie er ſagt, auf die Verſicherung andrer, einen noch kindiſchern Spuk berichtet er ohne den leiſeſten Zweifel als ſelbſt erlebt. Plinius Freund Sueton ſagt, es ſei hinlänglich bekannt, daß vor dem Begräbniſſe Caligulas die Wächter der Lamianiſchen Gärten, wohin man ſeine Leiche gebracht hatte, von Geſpenſtern erſchreckt worden, und in dem Hauſe, in dem er geſtorben, keine Nacht ohne Spuk vorübergegangen ſei, bis das Haus abbrannte.[3] Die Geſpenſtergeſchichte, aus der Göthe den Stoff zur Braut von Corinth entnommen hat, ſteht in den „wunderbaren Erzählungen“ des Phlegon von Tralles, eines Freigelaſſenen des Kaiſer Hadrian, unter deſſen Namen Schriften des letztern erſchienen ſein ſollen. Phlegon theilt

1) Lucian. Peregr. 27 sq. 36. 2) Plin. Epp. VII 27. 3) Sueton. Calig. c. 59.

einen (wie es ſcheint an ihn gerichteten) Brief eines zur Zeit des Vorfalles in Korinth in officieller Stellung befindlichen Berichterſtatters mit, der die Eröffnung des Grabes jenes Mädchens veranlaßte; nach ſeiner Erzählung hatte ſie ſechs Monate nach ihrem Tode den jungen Gaſt ihrer Eltern nächtlich beſucht, man fand, wie er als Augenzeuge verſichert, ſtatt ihrer Leiche nur die ihr von dem Fremden gegebenen Geſchenke, einen eiſernen Ring und einen vergoldeten Becher. Der Schreiber des Briefs erbietet ſich, falls darüber an den Kaiſer berichtet werden ſollte, Perſonen, die aller Einzelheiten kundig ſeien, nach Rom zu ſenden.[1] Noch mehr Beiſpiele eines kraſſen Geiſterglaubens der Gebildeten im zweiten Jahrhundert liefern die Schriften des Pauſanias,[2] und doch wird auch ſeine Glaubensſeligkeit, wenn möglich, von der Geſpenſterſucht des Philoſtrat und Caſſius Dio übertroffen. Der Letztere berichtet wiederholt ganz ernſthaft, wie bei großen Ereigniſſen die Todten in Maſſe aus den Gräbern aufſtanden, z. B. bei der Schlacht von Actium und dem Verſuche Neros den Korinthiſchen Iſthmus zu durchgraben.[3] Er erzählt, daß im Jahre 220 ein Geiſt, der nach ſeiner eigenen Ausſage der Geiſt Alexanders d. Gr. war, auch deſſen wohlbekannte Geſtalt, Züge und Kleidung trug, mit einem Gefolge von 400 als Bachanten gekleideter Menſchen von der Donau bis zum Bosporus zog, wo er verſchwand: keine Behörde wagte ihn aufzuhalten, vielmehr wurde ihm überall auf öffentliche Koſten Nachtlager und Nahrung gegeben.[4]

Die Todtenbeſchwörung.

Auch die häufige Erwähnung der Zaubereien, bei denen Geiſter beſchworen wurden, läßt auf eine große Verbreitung eines unbedingten Geiſterglaubens in den höhern und gebildeten Kreiſen ſchließen. Die Geiſterbeſchwörung wurde, allem Anſchein nach ſehr häufig, Veranlaſſung zu grauenhaften Verbrechen, da der Zauber angeblich über Seelen von gewaltſam (beſonders vor der Zeit) umgekommenen am meiſten Macht haben ſollte, daher Morde, namentlich Kindermorde zu dieſem Zweck offenbar nur zu oft verübt wurden.[5] Unter den römiſchen

1) Paradoxogr. ed. Westermann p. 117 sqq. 2) Pfundtner d. P. Lebens- u. Glaubensanſchauungen S. 16 (Paus. I 32, 3. VIII 10, 4. VI 6, 3 sq. VI 20, 8).
3) Dio LI 17. LXII 17. 4) Dio LXXIX 18. 5) Lobeck Aglaoph. p. 221 sqq. Marquardt Hdb. d. A. IV A. 805 u. 815. Vgl. beſonders Tertullian. De anima c. 56 sqq.

Kaiſern haben Nero, Caracalla, Didius Julianus und Elagabal dieſe Art der Magie getrieben. Von den beiden letztern berichtet Dio ausdrücklich, daß ſie dabei Kinder ſchlachten ließen.[1] Caracalla, der keine Art der Zauberei und Wahrſagerei unverſucht ließ, beſchwor, um ſich von den Erſcheinungen ſeines Vaters und ſeines gemordeten Bruders zu befreien, die ihn verfolgten, unter andern den Geiſt des erſtern und des Commodus, doch vergebens; wie man in Rom flüſterte, war zugleich mit dem Schatten des Severus auch der des Geta heraufgeſtiegen.[2] Aus demſelben Grunde beſchwor Nero den Geiſt ſeiner Mutter Agrippina.[3] Er war am leidenſchaftlichſten der Geiſterbeſchwörung ergeben und da ihm „Menſchen zu ſchlachten ja höchſt erwünſcht war," mag er ihr auch die meiſten Opfer gebracht haben. Der Partherkönig Tiridates, der im J. 66 mit einem Gefolge von Magiern nach Rom kam, weihte ihn in die „magiſchen Mahlzeiten" und alle Geheimniſſe der Magie ein;[4] doch muß Nero dieſer Zauberei ſchon früher gefröhnt haben. Denn Lucan († 65) hat eine mit allem Luxus des gräßlichen ausgemalte Epiſode der Todtenbeſchwörung ſeinem Epos offenbar in keiner andern Abſicht eingefügt, als um ſeiner Verdammung dieſer Leidenſchaft des Kaiſers, dem er (ſeit 64) feindlich gegenüberſtand,[5] einen ſtarken Ausdruck zu geben. Es iſt Sextus „der unwürdige Sohn des großen Pompejus," der in der Pharſalia die Zukunft durch Todtenbeſchwörung erfahren will; die heiligen und erlaubten Prophezeiungen verſchmähend, hat er ſich zu „den abſcheulichen Geheimniſſen der götterfeindlichen Magier" und zu den Schrecken der Unterwelt gewendet; „dem elenden waren die Himmelsgötter nicht allwiſſend genug!"[6] Die Hexe Erichtho, die ſeinem Wunſch willfahrt, iſt ein entmenſchtes Weſen, ihren Anſpruch von den Unterweltsgöttern erhört zu werden begründet ſie durch die greuelvollſten und unnatürlichſten Verbrechen, die ſie in Maſſe begangen hat, und unter denen Kindermord ausdrücklich angeführt wird.[7] Die Beſchreibung der Todtenbeſchwörung ſelbſt macht auch an und für ſich betrachtet nicht den Eindruck eines bloßen Phantaſie-

1) Dio LXXIII 16 LXXIX 11. 2) Id. LXXVII 15. Herodian. IV 12, 3. 3) Sueton. Nero c. 34. 4) Plin. H. N. XXX 14 sqq. 5) Genthe De Lucani vita et scr. p. 22. 6) Lucan. Phars. VI 420—434. 7) Id. ib. 706—711; vgl. 529 sqq. 560.

gemäldes. Alle ihre Einzelheiten laſſen ſich faſt Punkt für Punkt aus andern ähnlichen Schilderungen belegen; daß der Geiſt nur auf Befragen Antwort gibt, aber von ſelbſt nicht redet,[1] iſt eine für Geiſterbeſchwörung faſt nothwendige Vorausſetzung; und daß die Hexe eine Leiche wählt, deren Lunge unverſehrt iſt, weil der Todte ſonſt nicht ſprechen kann, iſt auch ſchwerlich eine dichteriſche Erfindung, ſondern ſieht ganz wie eine den Gläubigen gewiß ſehr einleuchtende Doctrin der Beſchwörer aus.[2] Sehr begreiflich iſt auch, daß dieſe am leichteſten die Leichen kürzlich verſtorbener beleben zu können angaben. Beſchwörungen von längſt abgeſchiedenen Geiſtern mögen wol am beſten ohne Zeugen gelungen ſein. So hatte der Alexandriniſche Gelehrte Apio den Schatten Homers citirt um von ihm zu erfahren, in welcher der ſieben Städte, die ihn den ihrigen nannten, er wirklich geboren ſei: leider durfte er die ihm gewordene Antwort nicht mittheilen;[3] vielleicht gab er denſelben Grund an, wie der Geiſt des Proteſilaus bei Philoſtrat: weil dann nämlich die übrigen Städte in ihrem Eifer in der Verehrung Homers nachlaſſen würden.[4] Uebrigens bedienten ſich die Zauberer der beſchwornen Geiſter, ſowie anderer Dämonen auch, um ihre Feinde mit Erſcheinungen zu quälen, ihnen Krankheiten und Schmerzen zu ſenden, ihre Zunge zu feſſeln u. dgl.[5] Solcher Zauber wurde auch durch Beſchwörungen geübt, die, auf Bleitafeln geſchrieben, in Gräber niedergelegt wurden und von denen eine Anzahl ſich erhalten hat.[6] Dieſer Zauber iſt eine Art der ſogenannten Devotion, durch die man Lebende den Mächten der Unterwelt weihte, ſie beruht auf dem eben ſo alten als verbreiteten Glauben, daß dieſe Mächte über das Leben Gewalt haben und es hinabzuziehn ſtreben;[7] die zu ihnen gehörenden Geiſter der Todten, die man gleichſam beſchwichtigend die Guten oder die Holden (Dei Manes) nannte und mit Opfern verſöhnen zu müſſen glaubte,[8]

Die Devotion.

1) Id. ib. 761 sqq. 2) 630 sq. vgl. Apulej. Metam. II 40. Heliodor. Aethiop. VI 14. Quintilian. decl. 10. Anthol. lat. ed. Riese I 406. 3) Lehrs Qu. ep. p. 7. 4) Philostrat. Heroic. ed. K. p. 319, 3. 5) Lobeck Aglaoph. p. 222 sq. 6) Geſammelt von Marquardt Hdb. IV 134, vollſtändiger von Wachsmuth N. rhein. Muſ. 18, 559 ff. A—K. (Ueber J. vgl. Henzen Bull. d. Inst. 1866 p. 252). Ferner Henzen-Or. 7409. Mommsen CIL. 819. 7) Vgl. auch CIL II 2255 (a. C. 19): dei Manes ad se receperunt Abulliam. 8) Marquardt Hdb. IV 212. Preller R. M. 466 ff.

werden auch in der alten Devotionsformel, durch die der römische Feldherr das feindliche Heer dem Tode weihte, angerufen.[1] In einer Grabschrift, die ein Mann seiner verstorbenen Frau errichtet hat, versichert er, daß er ihre Ueberreste angstvoll wie eine Gottheit ehre. „Schone Liebste den Mann, ich flehe, schone, daß er ferner noch viele viele Jahre stets dir Opfer und Kränze bringen möge, und mit duftendem Oel die Lampe füllen."[2]

Kennen wir nun auch von dem damaligen Geisterglauben vorzüglich nur die finsteren und unheimlichen Seiten, so zeigt sich doch auch hier, wie weit verbreitet und unwiderstehlich der Hang war sich in die Geheimnisse des Jenseits und der Geisterwelt zu vertiefen; und wenn auf die Phantasie das Grauen immerhin die unwiderstehlichste Anziehungskraft geübt haben mag, so wird sie sicherlich auch geschäftig gewesen sein, gegenüber den Qualen und der Ruhelosigkeit der Unseligen den Frieden und die Wonnen der Seligen auszumalen.

Unterschiede des christlichen und antiken Unsterblichkeitsglaubens. Der letztere dem diesseitigen Leben zugewandt.

Doch freilich war der Trost, den der Unsterblichkeitsglaube den Menschen jener Zeit und dem Alterthum überhaupt gab, sehr verschieden von dem, den die christliche Hoffnung auf eine ewige Seligden Gläubigen bietet. Nicht bloß daß dem antiken Unsterblichkeitsglauben die unumstößliche Sicherheit und Gewißheit eines Offenbarungsglaubens und damit auch der feste Anhalt abging, den dieser für die Gestaltung der Bilder des andern Lebens gewährt: er war auch keineswegs so ausschließlich wie der christliche Glaube auf die Ewigkeit gerichtet, sondern wol ebenso sehr wenn nicht in noch höherm Grade der Zeitlichkeit zugewandt. Nach dem römischen Volksglauben wie nach der Platonischen Dämonenlehre war ja der Lohn der Guten nicht oder nicht vorzugsweise, zu eigner Seligkeit in ein überirdisches Dasein entrückt zu werden, sondern an den Leiden und Freuden der spätern Menschen schützend, helfend und leitend Theil zu nehmen. Die Aufopferung der Besten aller Zeiten und Völker konnte Cicero sich kaum anders erklären, als daß sie auch nach ihrem

1) Liv. VIII 9. 2) Henzen in Gerhards Archäol. Anz. Nr. 112 S. 201.

Tode vermögen würden, Zeugen der von ihnen ausgegangenen Wirkungen wie ihres Ruhmes zu ſein.[1] Der ganze Todtenkultus der Griechen und Römer hatte die Tendenz den Zuſammenhang zwiſchen den Lebenden und den Todten ununterbrochen zu erhalten. Die Wohnungen der Todten waren nicht abgeſchiedene, ſtille, ſelten beſuchte Ruheſtätten, wie unſre Kirchhöfe, ſondern vor den Thoren der Städte zu beiden Seiten der Landſtraße wurden ſie angelegt, wo der Strom des lebendigen Verkehrs gerade am ſtärkſten vorbeifluthete: ſowol, wie Varro ſagt, zur ſteten Mahnung für die Vorüberziehenden, daß auch ſie einſt zu dieſer Ruhe gelangen würden,[2] als zur unaufhörlichen Erhaltung und Erneuerung des Gedächtniſſes der Abgeſchiedenen, nicht bloß bei Angehörigen und Nachkommen, ſondern bei allen ſpäter lebenden. „Titus Lollius Masculus, ſo lautet eine römiſche Grabſchrift, iſt hier neben den Weg gelegt, damit die Vorbeigehenden ſagen: Titus Lollius ſei gegrüßt.“[3] Nicht ſelten werden die Wanderer in der Inſchrift aufgefordert dem Todten einen ſolchen ehrenden und freundlichen Nachruf zu gönnen und ihnen Segen gewünſcht, wenn ſie es thun würden, ja es wird ſelſt dem Todten eine Ewiderung auf ihre Anrede in den Mund gelegt, ſo daß eine Art Dialog zwiſchen ihm und dem Vorübergehenden durch den letztern vom Grabſtein abgeleſen werden konnte.[4] Und wie der Glaube verbreitet war, daß die Todten ſich an ſolchen Zeichen des Antheils von Seiten aller lebenden ohne Unterſchied immerfort erfreuen würden, ſo natürlich nicht minder, daß die Opfer, Spenden und Feſtmahlzeiten an ihren Gräbern, der Blumenſchmuck, in dem an den „Roſen- und Veilchentagen“ die Denkmale prangten, das Licht der friſchgefüllten Grabeslampe und der Duft ihres wohlriechenden Oels ihnen mindeſtens als Beweiſe eines fortdauernden Andenkens bei den Nachkommen wohlthuend ſein würden: und ſo erfolgten alle ſolche Darbringungen in der Vorausſetzung, daß es der Wunſch der Abgeſchiedenen ſei mit den ſpätern Geſchlechtern gleichſam fortzuleben. In demſelben Sinne ſind auch

Der Wunſch einer Fortdauer im Gedächtniß der Nachwelt.

1) Cic. Tusc. I 15, 35. 2) Varro L. l. VI 6. 3) Orelli 4737 (Aquae Sextiae). 4) Z. B. Orelli 4743 sq. Bull. d. J. 1864 p. 155: „Have Victor Fabiane.“ „Di vos bene faciant amici, et vos viatores habeatis deos propitios, qui Victorem Publicum Fabianum a censibus P. R. non praeteritis. Salvi eatis, salvi redeatis. Et vos qui me coronatis vel flores jactatis, multis annis faciatis.“

auf den griechischen Grabdenkmälern vorzugsweise Scenen aus dem vergangenen Leben der Gestorbenen dargestellt, „ihre Existenz gleichsam fortgesetzt und bleibend gemacht." Die unmittelbare Gegenwart dieser einfach rührenden, die menschliche Theilnahme in hohem Grade anregenden Darstellungen berührten Göthes auch hier dem antiken verwandten Geist aufs wohlthuendste. Ihm sagte es besonders zu, daß die Menschen auf diesen Grabsteinen nicht die Hände falten, nicht in den Himmel schauen, sondern bei einander stehen, wie sie auf Erden bei einander gestanden, einander geliebt haben: „der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel."[1] Und auf diese Fortdauer im Gedächtniß der Nachwelt haben im ganzen Alterthum auch solche Werth gelegt, die den Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit verwarfen oder nicht bedurften. Selbst Epikur, in dessen Glückseligkeitslehre der Satz, daß Sein und Bewußtsein mit dem Tode aufhöre, den eigentlichen Schlußstein bildet, verordnete in seinem Testament, daß sein Geburtstag und der 20. jeden Monats zu seinem und seines Freundes Metrodor Andenken festlich begangen würde: und in der That ist dies noch Jahrhunderte nach seinem Tode von seinen Anhängern geschehn.[2]

Der antike Unsterblichkeitsglaube nicht wie der christliche ein unentbehrlicher Trost.

Wenn der antike Unsterblichkeitsglaube aber auch an einer persönlichen Fortdauer in einem höhern, reinern, folglich seligern Dasein festhielt, so setzte er doch keineswegs das jenseitige Leben in einen so schroffen Gegensatz zum irdischen als der christliche, und stand deshalb auch dem Unglauben und dem Zweifel nicht so schroff gegenüber als dieser. Wenn die griechische Volkssprache die Todten „Selige" nannte,[3] konnten sie ihr schon darum so heißen, weil sie den Mühsalen, Leiden und Täuschungen des Lebens entrückt waren.[4] Der Tod, der diese Erlösung brachte, erschien darum auch dann nicht als ein Uebel, wenn er das Ende des Seins war. Den Gegensatz der christlichen und antiken Auffassung drücken vielleicht am besten die Worte aus, die Sokrates in der Apologie des Plato nach seiner Verurtheilung zum Tode zu seinen Richtern spricht: der Tod sei entweder ein ewiger

1) Göthe Werke (1840) 23, 43. 2) Zeller III 1, 354, 3. 3) Jahn ad Pers. III 105. 4) Z. B. Or. 1197.

Schlaf oder der Uebergang zu einem neuen Leben, in keinem von beiden Fällen aber ſei er ein Uebel.[1] Beide Ausſichten erſcheinen hier alſo als tröſtliche, nur die eine in höherem, die andere in geringerem Grade: während der chriſtliche Glaube den Tod, dem keine Auferſtehung folgt, als das unſeligſte Loos der Seligkeit gegenüber ſtellt. Ihm iſt das andre Leben das wahre, von dort empfängt das irdiſche Daſein ſein Licht, ohne deſſen Strahlen es völlig düſter ſein würde. Nicht in der Weiſe, ſagt Lactantius, wie die Philoſophen geglaubt haben, wird die Seligkeit dem Menſchen zu Theil. Selig kann er nicht ſein, ſo lange er im Leibe lebt, der nothwendig durch Verfall der Auflöſung zugeführt werden muß, ſondern erſt dann, wenn er nach Befreiung der Seele von der Gemeinſchaft des Körpers im Geiſte allein lebt. In dieſem einen allein können wir in dieſem Leben ſelig ſein, wenn wir es auch noch ſo wenig zu ſein ſcheinen: daß wir die Verlockungen der Lüſte fliehend und allein der Tugend dienend in allen Mühſalen und Kümmerniſſen leben, welche Uebungen und Stärkungen in der Tugend ſind: daß wir jenen rauhen und ſchweren Weg einhalten, der uns zur Seligkeit frei gegeben iſt. Alſo kann das höchſte Gut, deſſen Beſitz ſelig macht, nur in der Religion und Lehre enthalten ſein, die die Hoffnung der Unſterblichkeit in ſich ſchließt.[2] Auguſtinus nennt geradezu das ewige Leben das höchſte Gut, ſo wie den ewigen Tod das höchſte Uebel. Wol kann auch hienieden der ſelig genannt werden, deſſen ganzes Sein auf jenes Ziel gerichtet iſt, der es in glühender Liebe und treuer Hoffnung feſthält: doch mehr durch die Hoffnung als durch die Wirklichkeit. Ohne dieſe Hoffnung gibt es nur falſches Glück, nur Leid und Elend.[3]

Den antiken Unſterblichkeitsgläubigen war die Ausſicht auf ein beſſeres Jenſeits zwar ein hohes, doch nicht das höchſte, nicht ein unentbehrliches Gut. Ihnen hatte das der Menſchenwürde gemäß vollbrachte Leben ſeinen eignen, das in den Dienſt der Menſchheit geſtellte einen unvergänglichen Werth. Die Sehnſucht nach der Ewigkeit, die damit verbundene Verachtung dieſes Lebens entſpringt einer Weltanſchauung, die dem rein antiken Geiſte im Großen und Ganzen fremd iſt. Auch ſie hat freilich ihren Ausdruck im Plato-

1) Plato Apol. 40 C. 2) Lactant. Div. Inst. III 12. 3) Augustin. c. D. XIX 4, 1 u. 20.

nismus und den von ihm ausgegangenen oder beeinflußten Richtungen gefunden: doch iſt ſie — wenigſtens vor der Entſtehung des Neuplatonismus — auf enge Kreiſe beſchränkt geblieben.

Es iſt eine verbreitete Anſicht, daß für die Menſchen des Alterthums dieſes Leben deßhalb einen höhern Werth gehabt habe, weil ihre Hoffnungen auf das Jenſeits weder ſo felſenfeſte, noch ſo hell leuchtende ſein konnten als die der Chriſten. Aber der Geſammteindruck der griechiſchen und römiſchen Litteratur beſtätigt dieſe Anſicht keineswegs. Die angeborne, an der ewig neuen Herrlichkeit der Welt, wie an der Größe und Schönheit des Menſchenlebens genährte Luſt am Daſein iſt allerdings ächt antik. Aber ſie iſt nur der eine Pol der antiken Weltanſchauung, dem als der andre eine aus tiefſter Empfindung menſchlichen Elends und menſchlicher Hülfloſigkeit entſpringende Reſignation gegenüberſteht, deren bald ſchmerzliche, bald ergebungsvolle Aeußerungen ſich wie ein rother Faden durch die ganze antike Litteratur ziehn. Schon Homer, dem doch der Gedanke an das Jenſeits ſo völlig troſtlos erſchien, läßt den höchſten Gott ſagen: Von allem, was auf der Erde athmet und kriecht, iſt nichts jammervoller als der Menſch! Aber wenn er noch glaubte, daß im Saale des Zeus zwei Fäſſer ſtehn, eines mit den guten, das andre mit den böſen Gaben, ſo ſind es bei den ſpätern zwei Fäſſer des Böſen, nur eins des Guten,[1] und dem Simonides erſchien das Menſchenleben ſo von Uebeln erfüllt, daß zwiſchen Leiden und Leiden nicht einmal die Luſt einzudringen vermag. Es iſt gerade die Zeit der Jugend- und Manneskraft des griechiſchen Geiſtes, in welcher der, unter andern auch von Sophokles ausgeſprochene Gedanke ſich in mannichfachen Formen wiederholt: das beſte Loos ſei, gar nicht geboren zu werden, das nächſt beſte, ſo bald als möglich nach der Geburt zu gehn, woher man kam.[2] „Jung rufen die Götter, wen ſie lieben, aus der Welt," heißt es bei Menander, dem geiſtvollſten Dichter der Alexandriniſchen Epoche, aus deſſen Fragmenten uns ganz vorzugsweiſe der gedämpfte Ton einer reſignirenden Lebensauffaſſung entgegen klingt:[3] ihm erſchien als „des Menſchenlebens

1) Lehrs Pop. Aufſ. 43. 2) Nägelsbach Nachhomer. Theol. 228; vgl. 373 u. Stobaei Florileg. ed. Meineke IV 102 (P K). 3) Horkel die Lebensweisheit des Komikers Menander S. 23 u. 29.

Zwillingsſchweſter Traurigkeit," und der als der Glücklichſte, „der ohne Kummer der Welt Erhabenheit geſchaut, und eilig dann zurückgekehrt von wo er kam." Auch in der römiſchen Litteratur fehlt es an Aeußerungen verwandter Natur keineswegs. So hatte Cicero ſeinen „Hortenſius" mit einer Betrachtung über die Eitelkeit und Unſeligkeit der Menſchen geſchloſſen. Die Irrthümer und Mühſale des Lebens, hieß es dort, ſcheinen jenen alten Weiſen Recht zu geben, nach deren Ausſpruch wir geboren ſind um die in einem frühern Leben begangenen Sünden zu büßen; ſo wie dem Ariſtoteles, der in der Verbindung der Seele mit dem Körper eine Marter erkannte, wie ſie die Etruskiſchen Seeräuber an ihren Gefangenen verübt haben ſollen, die ſie Geſicht auf Geſicht mit Leichen zuſammenbanden und ſo umkommen ließen.[1] Wie ſich bei Plinius das Gefühl der Unſeligkeit bis zur Sehnſucht nach der Vernichtung ſteigerte, und daß ihm der Tod als das beſte Geſchenk der Natur erſchien, iſt bereits erwähnt. Und wenn einem Marc Aurel die Uebel des Lebens weſenlos waren, ſo waren ihm auch deſſen Güter „eitel, morſch und gering," das Leben ſelbſt „ein Krieg und der Aufenthalt eines Gaſtes," ſeine Zeitdauer ein Punkt, vor und hinter uns der endloſe, alles verſchlingende Abgrund. Und doch ſollte und konnte in dem ewig fortrauſchenden Strom der Vergänglichkeit der Menſch feſtſtehn wie ein Fels im Meer: wenn er, um die Außenwelt völlig unbekümmert, mit verehrungsvoller Ergebung gegen das Schickſal ſich in die Stille ſeines Innern wie in eine feſte Burg zurückzog; wenn er dem dort wohnenden Gotte treu blieb, wenn er als Theilchen des großen Ganzen die Forderungen der Natur erfüllte. Wenn er ſo mit heiterer Gelaſſenheit in jedem Augenblick das Ende erwartete, mochte es Vernichtung oder Wandlung ſein, dann ſchied er ſanft aus dem Leben, gleich der reifen Frucht, die in ihrem Falle die Natur als ihre Schöpferin preiſt und dem Baume dankbar iſt, der ſie trug.[2]

1) Cic. Hortens. fr. 55. Vgl. Consol. fr. 1 u. 2. 2) M. Antonin. Comm. V 33. 23. IV 49. IV 3. II 17. III 5. 16. IV 48.

Nachträge und Berichtigungen.

S. 7 Z. 8 v. u. Statt Auletas l. Auletes.

S. 7 A. 8. Ueber den Goldreichthum Galliens und Britanniens, namentlich Irlands vgl. E. aus'm Weerth der Grabfund von Wald-Algesheim S. 29, 2. De Rossi Bull. cr. VI 47: Verghe d'argento rinvenute in Inghilterra ed in Irlanda colle impronte sequenti: EX OFFE ‖ HONORINI; EX OF PA ‖ TRICI.

S. 9 Z. 9 v. o. Die Einkünfte des (aus dem Halsbandproceß bekannten) Cardinals Ludwig von Rohan gibt auf ungefähr 1/4 Mill. Lstr. (1,666,000 Thlr.) an Carlyle Ausgew. Schriften, deutsch von Kretzschmar I 189.

S. 14 A. 7. Nach Gallo Annali di Messina III 3 (bei Hartwig Aus Sicilien [1867] I 12) ist das Eisessen erst seit Mitte des 16. Jahrhunderts in Sicilien (wieder) eingeführt. In Spanien aß man schon zur Zeit der Mauren Eis.

S. 16 A. 3. Auf dem Standpunkt des Plinius steht in der Beurtheilung des Luxus seiner Zeit im wesentlichen Ulrich von Hutten: De Guajaci medicina c. XIX ed. Boecking V 459 sq.

S. 20 Z. 10 v. o. Statt Archestatrus l. Archestratus.

S. 33 A. 2. Ein gebratener Pfau (mit Nüssen gemästet) war auch in Sevilla noch 1815 in altmodischen Häusern bei großen Mahlzeiten die Hauptschüssel. Fernan Caballero Ausgew. Werke (Paderborn 1865 ff.) VII 68 f. VIII 67.

S. 50 Z. 8. Joh. von Horneck Bedenken über die Manufacturen in Deutschland S. 113 ff.: „Die ausländischen Waaren sind eine wahre Pest und Würgeengel unsrer Wohlfahrt, denn die Wollen-, Leinen-, Seiden- und die französischen Waaren, diese wahren Blutegel des österreichischen Staates, entziehn demselben wenigstens 15—20 Mill. Gulden — und zwar Wollenwaaren 7, Seidenwaaren 7, französische 3." Vgl. desselben Oesterreich über Alles S. 95, wo die jährliche Geldausfuhr für diese vier Gattungen von Waaren auf mehr als 16 Mill. Gulden jährlich veranschlagt wird.

S. 60 A. 4. Statt XXXVI 7 l. XXXVI 49 sq.

S. 64 Z. 8 v. o. Vgl. über den Palast des Vedius Pollio Th. I^3 239, 8.

S. 64 Z. 12 v. u. Vgl. über den Petilianischen Palast des Sparsus Martial. XII 57, 18—25.

S. 62 A. 2. Vgl. Bruzza Iscr. dei marmi grezzi Ann. d. Inst. 1870 p. 166 ff. Nach Serv. A. VIII 720 (Becker Hdb. I A. 865) war schon der (726 dedicierte) Tempel des Apollo Palatinus erbaut de solido marmore, quod adlatum

fuerat de Portu Lunae. Die Erbauung des Hauſes des Mamurra (S. 60) ſetzt Promis dell' antica Luni p. 49 ins J. 48 v. Chr.

S. 65 A. 5. Ueber die (ebenfalls unter Claudius eröffneten) Steinbrüche von granito bigio im mons Claudianus, ſo wie über die dortigen Porphyrbrüche vgl. Bruzza a. a. O. S. 169 ff.

S. 67 A. 1. Bruzza a. a. O. S. 138. Die Daten auf Marmorblöcken reichen vom J. 17 (? auf einem Block von cipollino 1865 in der vigna Torlonia gefunden p. 172, 2) bis 206. Die Ziffern, welche auf L(oco) folgen, geben die in einem beſtimmten Gange eines Bruchs (nel corso dell' anno? Bruzza S. 110) gebrochnen Blöcke an. Sie ſteigen auf Porta Santa (nach Corsi marmor Carium oder Jassense S. 148) bis 1095, auf cipollino bis 2400 (? S. 140 Nr. 131). Bull. d. J. 1870 p. 10: Considerando le varie specie di marmi vediamo che l'africano fu portato a Roma massimamente al tempo de' Flavj: il cipollino, pavonazzetto, pario a quello d'Adriano, il giallo a quello di M. Aurelio.

S. 75, 2. Ueber die Baſiliken vgl. Jordan Topographie II 218 f.

S. 78, 1. Vgl. Jordan Top. II 219 f.

S. 81 A. 1. Statt Carto l. Carlo.

S. 89 Z. 11 v. u. Statt Namenclatoren l. Nomenclatoren.

S. 104 Z. 16. Vgl. Michaelis Arch. Anz. 1860, 115 f. Jordan Topogr. II 169.

S. 108 Z. 16 f. Die Rede des Ariſtides auf Rom ſetzt Waddington Vie du rhéteur Aristide Mem. de l'Inst. 1867 p. 255 ins J. 145.

S. 119 Z. 16 iſt die Stelle: „Quadratus, der — bis Z. 23: verſchönert iſt." zu ſtreichen. Der Quadratus, von dem Ariſtides a a O. ſpricht, iſt nicht der Sophiſt, ſondern der Urgroßvater des Apelles, der 93 (als suff.) und 105 Conſul war. Waddington a a O. p. 258 f. Vgl über die Bauten eines Rufinus (vielleicht Vater des Sophiſten Claudius Rufinus) wahrſcheinlich zu Smyrna denſelben p. 257 f. (Aristid. ed. Dind. I 510. 514. 526).

S. 123 Z. 14 v. u. Den von Nipperdey ins J 58 geſetzten Brand von Lyon ſetzt mit Wahrſcheinlichkeit ins J. 64 oder Anfang 65 Jonas De ordine librorum L. Annaei Senecae philosophi (Berol. 1870) p. 62.

S. 124 Z. 14 ff. Das hier erwähnte Erdbeben fiel nach Waddington a. a. O. p. 242 ff. in die Zeit zwiſchen 138 u. 142. Außer dieſem und dem Erdbeben, das Smyrna zerſtörte, erlebte Ariſtides noch ein drittes, das 151—152 Mitylene verwüſtete und auch Kleinaſien erſchütterte.

S. 124 Z. 3 v. u. Statt 63 oder 64 l. 62 oder 63. Für das erſtere entſcheidet ſich Jonas l. l. p. 53 sq., der die Namen der Conſuln bei Seneca Qu. N. VI 1, 2 für interpoliert hält.

S. 129 Z. 7 v. u. Ueber die Waſſerwerke Agrippas und deren Ausſchmückung vgl. Jordan Topographie d. Stadt Rom II 58 ff.

S. 129 A. 1. Statt cultumae l. cultumve.

S. 138 A. 3. Daß auch die Fronten der Gebäude zuweilen bemalt oder mindeſtens bunt geſtrichen waren, zeigt das Gedicht an die Nymphe der aqua

Albula Mommsen IRN 7146: Tiburis adversae dominus qua despicit aedem Frontibus et pictis Aelia villa nitet.

S. 141 A. 3. Die Fortdauer der dekorativen Wandmalerei bis in die ſpäteſte Zeit bezeugen auch die Epigramme des Luxorius in Africa, unter dem Vandalenkönig Thraſamund (496—523); und auch die Gegenſtände der von ihm beſchriebenen Bilder wird man nicht für neue ſondern für längſt gebräuchliche zu halten haben. Es ſind folgende: De turre in viridiario posita, ubi se Fridamal aprum pinxit occidere (Anthol. lat. ed. Riese I 304). De Romulo picto, ubi in muris fratrem occidit (Ib. 325). De Diogene picto, ubi lascivienti meretrix barbam vellit et Cupido mingit in podice ejus (ib. 374; dies letztere vielleicht ein Tafelgemälde).

S. 157 Z. 2 v. u. Die Bilder des erſten Gordianus wurden ſogleich nach ſeiner Erhebung in den Städten Africas verbreitet. Herodian. VII 5, 8: *πᾶν δὴ τὸ Λιβύων ἔθνος ἐδεδόκητο εὐθέως, καὶ τὰς μὲν τοῦ Μαξιμίνου τιμὰς καθῄρουν, εἰκόσι δὲ καὶ ἀνδριᾶσι Γορδιάνου τὰς πόλεις ἐκόσμουν.*

S. 168 Z. 11 ff. Die Statue des Valerius Pudens iſt erſt unter Antoninus Pius errichtet, der ihn zum curator reip. Aeserninor(um) ernannt hatte.

S. 176 Z. 7 u. 8 v. u. Statt den der Aphrodite auf Knidos l. die der Aphrodite auf Kypros.

S. 176 A. 2. Inſchrift zu Antium: D. m. | Suro | numulario | amici | subaediani | i(mpensa) c(ommuni) r(estituerunt)? Lanciani Bull. d. J. 1870 p. 15.

S. 181 Z. 18. Statt Caſſodior l. Caſſiodor.

S. 185 A. 3. Am Tiberufer zwiſchen dem pons Aelius und dem Mauſoleum Auguſts in oder bei den Navalia (Preller Regionen 241—243) befand ſich ein zweiter Abladeplatz für Marmor, und nach dort gefundenen Inſchriften der statio marmorum ſcheint es, che quivi risiedesse quella parte dell' amministrazione cesarea che aveva la cura dei marmi, dei quali aveva pur quivi una parte e le officine ove gli faceva lavorare (neben denen es aber auch private gab). Bruzza a. a. O. p. 137 f.

S. 190 Z. 11 v. u. Statt beiſpielloſe l. beiſpiellos.

S. 200 Z. 6. Statt 4000 l. 40000. Rietſchel erhielt für die Gruppe von Göthe und Schiller zu Weimar, an der er 3 Jahre (1854—1856), davon $2^1/_2$ ununterbrochen arbeitete, ein Honorar von 5500 Thlr. Seine Auslagen betrugen 1600. Er erwarb alſo damals, wo er auf der Höhe ſeines Ruhms ſtand, jährlich nicht viel über 1300 Thlr. Oppermann Ernſt Rietſchel S. 287.

S. 203 A. 2. Ueber Ludius (oder S. Tadius) vgl Helbig Wandgemälde der verſchütteten Städte 385 ff.

S. 219 Z. 16. Zu den Zeugniſſen griechiſchen Kunſtſinns gehört auch die (zum Theil verdorbene) Stelle Aristid. or. XLV 30 sq. J. II 38 sq. Dind. Ariſtides ſagt dort, daß *οἱ μέγιστοι ἐν ταῖς τέχναις* dadurch groß waren, daß ſie über die frühere Kunſt hinausgingen und *παῖδας τοὺς πρὸ αὐτῶν ἀπέδειξαν*: wo beiſpielsweiſe Phidias, Zeuxis, Hippokrates und Demoſthenes genannt werden.

S. 226 Z. 2 v. u. Statt adjectis HS II l. adjectis HS CC.

S. 234 A. 2. Die Form diverbium vertheidigen Bücheler N. Jahrbb. f. Philol. 1871, 273 und Ritſchl Canticum und Diverbium bei Plautus N. Rhein. Muſ. 1871, 599 ff.; vgl. beſ. 618, 48. Daß die trochaiſchen Septenarſcenen zu den cantica gehörten, hat Ritſchl überzeugend nachgewieſen. Dagegen kann ich nicht zugeben, daß die palliata nur Declamation, Recitativ und Melodram hatte, glaube vielmehr nach wie vor, daß die (monologiſchen) cantica in der That unſern Arien entſprachen. Ebenſo wenig kann ich zugeben, daß beim muſikaliſch begleiteten Epos eine andre Vortragsweiſe als die melodramatiſche „gar nicht denkbar" (S. 623, 55) ſei; vgl. oben S. 235, 6.

S. 246 A. 5. Vgl. die Beſchreibung der Hochzeitsmuſik in dem Epithalamium Laurentii Anthol. lat. ed. Riese II 742 (aus Claudians Zeit: praef. XXVII) 60—64:

Tympana, chorda simul, symphonia, tibia, buxus
Cymbala, bambilium (?), cornus et fistula, sistrum,
Quaeque per aeratas inspirant carmina fauces,
Humida folligenas exclament organa voces.

S. 253 A. 7. Vgl. Helbig Wandgemälde S. 348 f.

S. 255 Z. 6 u. 7. Statt der berühmteſte Virtuoſe l. die berühmteſten Virtuoſen.

S. 285 Z. 9. Vgl. S. 324 A. 4. Wenn die Stelle bei Auson. Professores V, 4: Tu paene ab ipsis orsus incunabulis Dei poeta nobilis sertum coronae praeferens Olympiae Puer celebrasti Jovem — wie es ſcheint, richtig auf den agon Capitolinus bezogen wird, ſo iſt ſie das dritte Beiſpiel eines darin aufgetretenen Knaben, und man möchte glauben, daß die Betheiligung von ſo jugendlichen Dichtern nicht bloß ausnahmsweiſe erfolgte.

S. 287. Die Themas der Rhetorenſchulen wurden auch geradezu poetiſch ausgeführt. Wenn die Epiſteln Ovids uneigentliche Suaſorien ſind (Teuffel RG. S. 455), ſo iſt das Gedicht Anthol. lat. ed. Riese 198: Verba Achillis in parthenone, cum verba Diomedis audisset, eine eigentliche. Eine Controverſe in Hexametern ib. 21, mit Ueberſchriften der Theile.

S. 333 A. 2. Vgl. das Lobgedicht auf Nero Anthol. lat. ed. Riese II 180 sqq. (Bücheler N. Rh. Muſ. 1871 S. 235. 491).

S. 339 Z. 11 v. u. Vielleicht meint Martial nicht Vibius, ſondern Paſſienus Criſpus (Seneca benef. I 15, 5. NQ. IV praef. 6. Epigr. 6).

S. 369 letzte Zeile. Statt weit mehr l. weit weniger.

S. 388 Z. 8. „Nach dem Diplom von Felſö-Nana (Comitat Tolna in Ungarn) publiciert von W. Henzen Bullet. 1871 p. 145 ff., war Sex. Julius Frontinus cos. II am 20. Februar (x kal. Mart.) neben imp. Caes. Trajanus Aug. Ger. II, alſo im J. 98; ohne Zweifel alſo an des zu Ende Januar verſtorbenen Kaiſers Nerva Stelle getreten. Daß er noch von Nerva zum Conſul deſigniert worden war, geht mit Sicherheit aus Plinius paneg. 61 hervor, und da an dieſer Stelle ſich keine Andeutung findet, daß Trajan wegen ſeines Vaters Ableben den Termin des Amtsantrittes für Frontinus beſchleunigt habe, ſo iſt

anzunehmen, daß Nerva das ordentliche Conſulat des Jahres, wie es die Kaiſer ſehr häufig thaten, ſchon um die Mitte des Januar niedergelegt oder wenigſtens den Frontinus zu ſeinem Erſatzmann vom 1. Februar ab beſtimmt hatte. Dieſer wird dann mit Trajan zuſammen bis zum 1. Mai die Fasces geführt haben; denn es ſcheint nur in ſeltenen Fällen, z. B. im J. 69, von der ſeit den letzten Zeiten Neros üblichen viermonatlichen Dauer der Conſulate in den beiden erſten Nundinen abgewichen worden zu ſein, während allerdings das letzte Drittel des Jahres ſehr häufig unter zwei Conſulpaare getheilt wurde. — Für die Chronologie Martials ergibt ſich jetzt, daß Epigr. X 48 nicht vor Februar 98 verfaßt ſein kann. Höchſt wahrſcheinlich aber iſt es auch nicht nach, ſondern während Frontins Conſulat geſchrieben; denn da „Frontino consule“ nun nicht mehr als Zeitbeſtimmung für „die letzte vorhergegangene Weinleſe“ gelten kann (Mommſen Hermes 3, 122 Anm. 1), ſo dürfte es nur als eine etwas hochtrabende Umſchreibung für „nunc“ gefaßt werden können. Ich finde mich dadurch in meiner früheren Vermuthung (Philol. 26 p. 70), daß das Epigramm in den April 98 gehöre, beſtärkt, und da der Platz des Gedichtes in der Mitte des Buches es wahrſcheinlich macht, daß es nicht zu den letztgeſchriebenen zu zählen, folglich die Publication von Buch X^2 früheſtens in den Herbſt 98 (vielleicht erſt Anfang 99) zu ſetzen iſt, ſo vermag ich Mommſens bereits in dem Nachtrage über Martials Buch X und XII (Philol. 27 p. 631) von mir angezweifelter Anſetzung von der Herausgabe des 12. Buches „ſchon im Frühjahr 101“ um ſo weniger beizutreten, als ich ſeitdem noch zwei neue Argumente gefunden zu haben glaube, welche das beſtrittene Conſulatsjahr des L. Arruntius Stella (Mommſen Hermes 3, 123; meine Abhandlungen im Philol. a. a. O.) nicht auf 101, ſondern auf 102 fixiren dürften. — Der College des Stella war am 19. Oktober (Orelli 784) L. Julius Marinus, deſſen Identität mit dem Arvalen L. Julius L. f. Fab. Marinus Caecilius Simplex überall zugegeben wird. Er muß in das Arvalencollegium an Stelle des C. Junius Tadius Meſitanus cooptiert worden ſein und erſcheint in den Protocollen zuerſt im Mai und im November oder December des J. 91 (Marini XXIV 2), dann nur noch in den Verſammlungen zu Anfang des J. 101 (Bull. 1869 p. 114), zuletzt am 25. März. Aus dem Umſtande, daß er hier nicht als cos. desig. bezeichnet iſt, glaube ich — worüber ich ausführlich in einem Aufſatze über die consules suffecti (Philol. 31 p. 277 ff. beſonders p. 284) gehandelt habe — den Schluß ziehen zu dürfen, daß er eben für das J. 101 nicht deſigniert war, alſo ſein Conſulat in das folgende Jahr gehört. — Dieſelbe Folgerung leite ich aus der Amtslaufbahn des Marinus her, welche aus ſeiner Ehreninſchrift (Marini Arv. tav. LVIII) bekannt iſt. Dieſe Inſchrift lautet: L. Julio. L. f. Fab. Marin . . . . | Caecilio. Simplici. IIII. viro | viarum. curandarum. tr. mil | leg. IIII. Scythicae. q. propr. pro | vinciae. Macedoniae. aedili. plebi | praetori. leg. propr. provinciae. Cypri | leg. pro. pr. provinciae. Ponti. et | Bithyniae. proconsulatu. patris. sui | curatori. viae. Tiburtinae. fratri Arvali | leg. Aug. leg. XI. C. p. f. leg. imp. Nervae. Trajani | Aug. Germ. provincia. Lyciae. et | Pamphiliae. pro. cos. provinciae. Achajae | cos. — Die

Nennung der prieſterlichen Würde inmitten der übrigen Aemter, namentlich aber des Conſulates am Schluſſe, während beide ſonſt ſehr gewöhnlich außer der Reihe an den Anfang geſtellt werden, iſt ein deutlicher Fingerzeig, daß die Aemter in genau chronologiſcher Folge aufgezählt ſind und der Stein im Conſulatsjahre ſelbſt oder bald nachher geſetzt worden iſt. Danach war Marinus, nachdem er ſchon in reiferem Alter, wenigſtens drei Jahre nach ſeiner Prätur Arvale geworden, zum Befehlshaber der XI. Legion ernannt und verwaltete als Legat des Kaiſers Trajan Lykien, dann das Proconſulat von Achaja, ehe er Conſul wurde. Seine lykiſche Statthalterſchaft kann nicht vor 98 beginnen, weil bei der im übrigen durchaus correcten Faſſung des Textes ſonſt die Erwähnung des Kaiſers Nerva vor der Trajans erforderlich geweſen wäre. Nehmen wir für die Dauer dieſer Verwaltung die übliche Zeit von zwei bis drei Jahren, ſo konnte Marinus zwar ſchon um die Mitte des Jahres 100 abgelöſt werden, kann aber nicht unmittelbar danach das Proconſulat von Achaja für das Verwaltungsjahr 100/101 übernommen haben, weil für die erſten Monate des Jahres 101, ſicher bis Ende März, ſeine Anweſenheit in Rom durch die Arvaltafel dieſes Jahres (Bullet. 1869 p. 114) bezeugt iſt. Es bleibt demnach nur die Annahme übrig, daß er Mitte 101 als Proconſul nach Achaja gegangen und von dort nach Jahresfriſt zurückgekehrt ſei, um das inzwiſchen ihm für September und Oktober (oder für das ganze letzte Drittel) des J. 102 zuerkannte Conſulat als College des L. Arruntius Stella zu bekleiden." H. F. Stobbe.

S. 420 am Schluß. Fr. Rühl (Die Verbreitung des Juſtinus im Mittelalter S. 31 ff.) theilt aus einem, von Radulfus de Diceto um 1210 verfaßten, im brittiſchen Muſeum handſchriftlich erhaltnen Buch de viris illustribus quo tempore scripserunt, unter andern, wie es ſcheint aus einer verlornen Chronik geſchöpften Notizen auch folgende mit: Agellius scribit anno C. LXIX: was zu meiner Anſetzung der Vollendung der Noctes Atticae früheſtens im J. 175 vollkommen gut paßt.

S. 424 Z. 9 v. u. Statt hatte l. hatten.

S. 425. Z. 9. v. o. Statt äußerten l. äußern.

S. 450 in der Randbemerkung: Statt unanſtändig l. unanſtößig.

S. 511 A. 5. Statt III 40 l. IV 40.

S. 572 Z. 9 v. u. Augustin. Civ. Dei XIV 20: Et nunc videmus adhuc esse philosophos Cynicos: hi enim sunt, qui non solum amiciuntur pallio, verum etiam clavam ferunt.

Register.

(Die erſte Zahl bezeichnet die Seite, die zweite, wo ſie hinzugefügt iſt, die Anmerkung.)

Abfuhr (aus den Kloaken) 104.
Acclimatiſation von Thieren und Gewächſen 31 ff.
Acilius Glabrio, Statue aus vergoldeter Bronce 143 f. A. G. (Conſul 91) 534.
Adägina, Göttin v. Turobriga 454, 1. 485, 6.
Adoration der Kaiſerbildniſſe 153.
adulescentia bei Gellius 416.
aedificator 77.
Aegypten, ſ. Städte 110 f. Stabilität ſ. Kunſt 182. Muſik (altägyptiſche) 243, 4 und 5 (ägypt.-alexandriniſche 244). Aeg. Gottheiten 447, von Fremden verehrt 484, in Griechenland 497, 1. Juden in Aeg. 509.
Aelianus 437 ff.
Aelius Verus, Statuen 163, 3.
Aemilianus Strabo 166, 3. 174, 1.
aes tabulare 175, 5.
Aesculap ſ. Asklepios.
Aeſop, Vater und Sohn 12.
Affectionspreiſe 82 f.
Afterphiloſophen 568 ff.
agon Capitolinus 323. 394. Agon Albanus 394. Neroneus ſ. Nero.
Agricola 113, 2.
Agrippa, Bauten für die Waſſerverſorgung Roms 129, 3.
Agrippina, ihr Mantel aus Goldſtoff 44, 5.
Alabaſter, orientaliſcher (Onyx) 65, 4. 66, 1.
Alcantara, Brücke von A. 116, 4. 205 f.
Alexander v. Abonoteichos 470 f.
Alexander (von Cotyäum) Bauten 119, 4.
Alexander (aus Damascus) Peripatetiker 580.
Alexander Severus, malt 209. Heroenverehrung 456, gibt die Philoſophie auf 552.
Alexandria. Perlenluxus in Rom ſeit der Eroberung von A. 54, 3. Alexandriniſche Inkruſtation 60, 5. 65, 2. Al. Luxusſclaven 90 f. Muſik 243 f. 249. Juden 509.
Alte Kunſtwerke 194, 3. 211 f.
Alterthümler, Parthei der A. in der Litteratur 278 ff.
ambubajae 244.
Amethyſtpurpur 47, 1.
Amulius, Maler 68, 5. 203.
amygdala 35.
Anaitis 448.
Anapa, Judengemeinde in A. 508, 12.
Anklagen, gemalte 146 f.
Annäus Paulus, A. P. Petrus 535.
Annianus 414.
Annius Florus, dichtet früh 285, 4. 324.
Annona 454.
Anthropomorphismus 543 f.

Antinous, Portraits 150, 3. Kult 456 f.
Antiochia in Syrien, jüdiſche Gemeinde 567, 8. chriſtliche 531.
Antoninus Pius, erlaubt die Beſchneidung der Juden 516, ſtellt Philoſophen an 555.
Antonius Julianus 401.
Antonius Saturninus 378. 384.
Antrittsgelder bei Ehrenämtern 116 f. 132, 3.
Antrittsmahlzeiten, prieſterliche ſ. cena.
Aphrodite ſ. Cyprus.
Apicius 11. 33.
Apollinaris 401.
Sulpicius Apollinaris 414. 416.
Apollodorus, Architekt Trajans 205.
Apollonius, Stoiker 596, 1.
Appian über Philoſophen 568, 2.
Aprikoſe 37, 5.
Apulejus, Statuen 170, 2. 174, 1. Kunſtbeſchreibungen 219, 3. Stellung in der Litteratur 367. Dämonenlehre 432 f. Unſterblichkeitsglaube 626. Geſpenſterglaube 642.
Aquädukte 95 f. A. von Sinope 116, 2.
Arbeitstheilung in den bild. Künſten 197.
Architekten 113, 5. römiſche 205 f. kaiſerliche 205.
Architektur, römiſche 204 f.
Aricia, Ausgrabungen 180, 1.
Ariſtides, über die Menge der Städte im r. Reich 108 f. Statuen des A. 170, 1. Verhältniß zu Marc Aurel 364, religiöſe Schwärmerei 440 ff. über die Chriſten 533, 3. Gegner der Philoſophie 564 f. über Philoſophen 570 ff. Kunſtſinn 655.
Armenzimmer (in Paläſten) 67, 8.
Arruntius Stella 343, 5. Hochzeit des St. 347. 381. 392. Schauſpiele 381. 384. 392. Conſulat 389. 657 f.
Artemidorus Athlet 381.
Artemidorus Traumdeuter 474 ff.
Artemis Laphria zu Paträ 494. Orthia zu Sparta 495.
Arvalbrüder 492 f.
Arverner, Stadt der A. Koloſſaler Mercur 177, 3.
Aſia (Provinz), ihre Städte 111.
Aſinius Pollio, ſtellt Büſten v. Autoren in Bibliotheken auf 316. Gründer der Recitationen 317, 1.
Asklepios, Wunder des A. 440 ff. 476 f. 479, 3. 501, 3. Tempel zu Titane 496, 3.
Aſtrologie 467 f.
Aſyl bei Kaiſerbildniſſen 153, 4.
Atedius Melior 402.
Atheismus den Chriſten vorgeworfen 533.
Atheiſten, wenige 490, mit Chriſten zuſammen genannt 504, 3.
Athen, Bauten des Herodes Atticus in A. 120 f. des Hadrian 126 f. Statuen des Hadrian 160.
Athenäum, Vorleſungen im A. 322, 6.
Athleten, Statuen 173, 4.
Attalus, Arzt 579, 8.
„ Stoiker 589, 3 und 5.
Atticus 401.
Auguſtalien 323, 2. 393.
Auguſts Statuen zu Rom 160 f. Theilnahme an der Poeſie 306 f. Freigebigkeit gegen Dichter 332. Götterverehrung 448. Glaube an Vorzeichen 464 f. an Träume 474, 2. A.'s Verhältniß zu Areus 595.
Ausgrabungsberichte 135 f.
Ausländiſche Nahrungsmittel 19 f.
Ausl. Vögel ſ. Vögel.
Ausſtattung ſ. Dekoration.
Auſternzucht, künſtliche 32.
Avenches (Aventicum), röm. Waſſerleitung 96, 3.
Avidius Caſſius über M. Aurel 551 f.

Bad des Fronto 64, 6. des Claudius Etruscus 65 f. tägliches 97, 1.
Bäder, ſtädtiſche 96 f.
Barea Soranus 567, 3.
Barbarengötter 450 ff.
Baumwolle 43.
Bauten, gemeinnützige der Communen 113 ff. Einzelner 118 ff. 167.
Beamte, Statuen 165, 1.
Begräbnißplätze der Juden in Rom 510. Des Calliſtus 528. 530. der Chriſten in Rom 529 f.
Beifall bei Recitationen 320. in Philoſophenſchulen 602 f.
Beleidigung von Kaiſerbildniſſen Majeſtätsverletzung 153 f.
Belenus 483.
Beredſamkeit, Lehrſtuhl der griech. B. in Rom 363.
Berenice, Diamantring der B. 52, 1. 214, 4.
Berenice, Juden zu B. 509, 9.
Bergkryſtall 80, 4.
Bergwerke, Chriſten zu B. verurtheilt 518 f. 526.
Bernſteinhalsbänder 57, 4.
Beryll 52.
Betelſaft 50, 4.
Bewirthungen 99. 167.
Bibliotheken, öffentliche 316.
Bierländer 42 f.
Bilder, hiſtoriſche 144 ff. Copien 194, 4. bei Gerichtsverhandlungen 146 f. für Schiffbrüchige 147, 3.
Bilderdienſt 176 f. 502 f.
Bildhauerwerkſtätten in Rom 185, 3. in den Steinbrüchen 185 ff. in Pompeji 189, 4.
Bithynien, Städte 115 f.
Bläſus 402.
Blasinſtrumente 238 ff.
Blumen bei Gaſtmählern 26. auf Dächern und an Fenſtern 97 f.
Blumenluxus, römiſcher u. moderner 78 f.
Bologna Brand 123, 5.
Bordeaux, Auſternparke in B. 32, 5.
„ Weine 42.
Brände 122 f.
Brechmittel, Gebrauch der Br. nach der Mahlzeit 28 f.
Britannien, Villen in Br. 128, 1.
Bronce, zu Götterbildern verwendet 143. zu Ehrenſtatuen 222. Vergoldete zu Statuen 143. korinthiſche 82, 2. 214, 2.
Broncestatuen, Zahl zu Rom 181.
Buchhandel 318 ff.
Bücherpreiſe 315.
Burgunderweine 42.
Byſſus 43.
Q. Cäcilius Niger, Jude 512, 3.
Cäcilius Rhetor, Jude 512, 3.
Cälatur 213.
Cäſar, ſ. Gebrauch von Brechmitteln 29, 1. Bezahlung einer Perle 55, 3. Mitführung von Moſaikfußböden auf Reiſen 63, 3. Kunſtſammlungen 211, 1.
Cäſarea in Cappadocien 112, 2. C. in Judäa 184. 193. C. in Mauretanien 193 f.
Cäſius Sabinus 403.
Caligula, Luxus des C. 4 ff. Palaſt des C. 68, 1. ſ. Statue für Jeruſalem 184, 5. Muſik bei ſ. Feſten 250, 6. Freude bei ſ. Regierungsantritt 498, 3.
Calliſtus Papſt 525 ff. Friedhof des C. von de Roſſi entdeckt 528.
Calpurnius, Gedichte auf Nero 333.
Calviſius Sabinus 90, 2. 276, 3.
„ Taurus ſ. Taurus.
Camulodunum 112.
Canus, Flötenſpieler 241, 2.
Capito Coſſutianus 553.

Capitole außerhalb Roms 114, 4. C. zu Trier, Götzenbilder 177, 2.
Capitol (Römiſches) Statuen 144. 172. Bedienung und Verehrung der Götter auf dem C. 503, 2.
Capitoliniſcher Agon 254 f.
Capitolin. Jupiter, Steuer d. Juden an den C. J. 513, 3.
Capua, Juden in C. 511, 7.
Caracalla, Conſecration 156, 2. Geiſterbeſchwörungen 645, 3.
carbasus ſ. Baumwolle.
Carpophorus 525 f.
Carrara, Marmor von C., noch nicht bei Vitruv 62, 1. Vgl. Marmor und Steinbrüche.
Caſia 40, 5.
T. Caſtricius 414. 589, 4.
Cato, ſ. Kenntniß von Culturgewächſen 35 f. der rätiſchen Weine 41, 5. über Ehrenſtatuen 144, 3.
Catull, von den Modernen u. Alterthümlern zugleich bewundert 280. nachgeahmt 355.
Celer 399.
Celſus (Cornelius) über Brechmittel 29, 5. Anhänger der Sextier 578.
Celſus (Platoniker) über Orakel und Vorbedeutungen, über Chriſtenthum 534, 3. 536 f.
celthis 36, 6.
cena aditialis 23, 3. moderne 102 f.
cenae centenariae 26, 7.
Chäremon, Lehrer Neros 552, 2. Stoiker bei Martial 567 f.
Chalotte 36, 7.
Chorgeſang, uniſon 237.
Chordirigent 237.
Chriſten halten die Heidengötter für Dämonen 458, die vorbedeutende Träume ſenden können 473, 1. mit Atheiſten zuſammen genannt 504, 3. verfolgt 518 f.
Chriſtenthum, Verhältniß z. Heidenthum 505. als Urſache eines allgemeinen Verfalls betrachtet 506.
Chryſogonus, Muſiker des Chr. 250, 2.
Cicero, ſ. Haus, ſ. Citrustiſch 81, 2. Kunſtwerke 133, 4. lehnt in Cilicien Denkmäler ab 164, 4. über Haruſpicin 465. philoſoph. Schriftſtellerei 550. über Philoſophie 574. Unſterblichkeitsglaube 622 f. über Nachruhm 648, 1. über die Unſeligkeit des Menſchenlebens 652, 1.
cinnamum (jus cinnami) 50, 4.
cipollino ſ. Marmor.
citharoedi 239, 2. 252.
Cither 234. 238 ff. Verſtärkung der C. 243, 2.
Citrone ſ. citrus.
citrus medica cedra, Citronenbaum 37 f.
Citrustiſche 81, 2.
Civica Barbarus 580.
Claudius unterſtützt Dichter 334, 2. Edikt über Religionsfreiheit der Juden 514, 2.
Claudius Severus 554 f.
Clermont, ſ. Arverner.
Clienten, Dichter als Clienten 336 ff. 343 ff.
Clive, Reichthum des Cl. 7. Juwelen des Cl. 56, 3.
coccum 46, 6.
Cöln, röm. Waſſerleitung 96, 3. ſchnelles Wachsthum 112, 4. Capitol 114, 4.
Cöranus 592, 4.
Colocaſia 37, 2.
Colonien, ihre Nachahmung Roms 114.
collegium tibicinum et fidicinum 245, 7.
collegium symphoniacorum 245, 7.
Columbarien, ausgemalt 142 f.
Commodus, Bildniſſe d. C. zerſtört,

Conſecration 155 f. Ausbreitung des Chriſtenthums unter C. 532.
conchae 146.
Concerte 247. 252. C. auf einem Herculan. Wandgemälde 253, 7.
Conquiſtadoren, Schätze der C. 6 f. Juwelen der C. 55 f.
Conſtant, über Polytheismus 525 f.
Conſtantinopel, Juden in C. 508, 9.
Controverſen 287 ff. C. des Seneca in den Gesta Romanorum benutzt 291. 370 f. 561, 1.
Copien von Kunſtwerken 193 ff. Betrug damit 212 f.
Cornelia, Mutter der Gracchen. Villa bei Miſenum 70, 3. Statue 144, 3.
Cn. Cornelius Hiſpallus 510, 1.
Cornutus 581, 2. 587 f.
Cortes, Juwelen des C. 55 f.
Craſſitius 578.
Craſſus (Triumvir), Reichthum des Cr. 8.
Craſſus, L. Haus und Garten des L. Cr. 59, 1.
Creta, Juden in Cr. 508.
cubilia amatoria Neros 54, 5.
Cupra 494, 1.
curatores operum 114, 5.
curator statuarum zu Rom 180, 3.
Cures 494, 1.
Curvii 397.
Cyniker 572 f. 604 ff. 658.
Cyprus, Bilder der Aphrodite auf C. 178 f. Juden auf C. 508.
Cyrenaica, Kunſt in C. 182 f.
Cyrene, Juden in C. 509, 7.
cytisus 36.
Dacien 113, 4.
Daciſche Kriege 397. Triumph 380.
Dämonen, Heidengötter von d. Chriſten als D. betrachtet 458. Märtyrer und Heilige von ihnen an die Stelle der D. geſetzt 539 f. Seelen verſtorbener 641 f.
Dämonenlehre 429 ff.
Damaſippus 211, 2. 215, 6.
Damianos v. Epheſus. S. Villen 72. 4. S. Bauten 119, 7.
Daſumius 121, 6.
Daſumius Tullus 122, 1.
Decianus 556, 7.
Decius, Chriſtenverfolgung 519. 109.
Declamationen 286 ff.
Decoration bei Gaſtmählern 25 f. der Wohnungen 79 f. 81, 3. 133. der Foren mit Statuen 132.
Demetrius (Freigelaſſener des Pompejus), ſ. Reichthum 60, 2.
D. Silberſchmied zu Epheſus 178, 3.
D. Cyniker 554. 592. 606 f.
D. aus Alexandria, Philoſoph 580, 3.
Demonax 170, 3. 497. 607 f.
deverbia 234, 2. 656.
Dia, dea Dia 492.
Dialektik 582 ff.
Diamant 51 ff.
Dichter in der grammatiſchen Schule geleſen 274. griechiſche 275. Lehrer zugleich Dichter 283. Frühreife D. 284 f. 656. Armuth der D. 328. Verhältniſſe zu den Großen und Reichen 329 f. Clientenſtellungen 336 ff.
Dichterkrönungen 324 f.
Dichterlob hochgeſchätzt 331.
Dichterneid 349.
Dichterſprache, von den Auguſteiſchen Dichtern geſchaffen 298. Ihre Wirkungen 309 ff.
Dichtkunſt ſ. Poeſie.
Dilettantismus in den bildenden Künſten 209. in der Poeſie 303 ff. deſſen Abnahme im 2. Jahrhundert 312 f. im höhern Alter und bei Männern von Stande 358.
Dio (Caſſius D.), Glaube an Träume 474. erwähnt die Chriſten nicht 533.

über Philoſophie 552 f. Geſpenſterglaube 644.
Dio (v. Pruſa). S. Großvater 119, 3. Rhodiſche Rede 161 ff. 222. 225. S. Vorfahren und Eltern 167, 2. Ueber bild. Kunſt 219 f. religiöſer Standpunkt 435; über Philoſophie 559 und Philoſophen 569.
Diocletians Maximaltarif 139. 146. 199, 1. Aufträge zu Kunſtarbeiten 140, 1. 186 f.
Dionyſos zu Patra 494; zu Alea 485, 1. Prieſter des D. zu Orchomenos 495 f.
Dionys v. Halikarnaß über bildende Kunſt 215, 4. 218, 2.
Diſtichen, geſungen 235, 1.
diverbia ſ. deverbia.
Domitian, Palaſt 69, 5. 205, 5. Bauten in Rom 125, 6. Triumphbogen 130. Votivrelief 147, 6. Bildniſſe 153, 8. Deren Zerſtörung 154 f. agon Capitolinus 254 f. Gedichte des D. 311. Götterverehrung 446. Vertreibung der Philoſophen aus Rom 554, 3.
Domitilla (Flavia) 534, 4.
Domitius Tullus, Statuen 134, 4. 212, 5.
Doppelflöte 238, 3.
Drama. S. muſikaliſchen Beſtandtheile 234, 2.
Eber, ganze aufgetragen 28, 4.
Edelmetall, Ausfuhr nach Aſien, Einfuhr aus Amerika 84.
Edelſteine, Schätzung der E. 51 ff. Nachahmung 53 f.
P. Egnatius Celer 567, 3.
Egrilius Euaretus 592, 1.
Ehrenſtatuen, älteſte in Rom 143. mehrere derſelben Perſon 168 f. auf Koſten der Geehrten errichtet 169. Materiale 222 f.
Eiderdaunen 15, 3.
Eis ſ. Gefrornes.
Elagabal, Tafelluxus des E. 11, 4. 22, 3. Kleiderluxus 44, 2. Portraitbilder 149, 5. 209.
Engliſche Schlöſſer 75. 83. Gärten und Parke 78.
Ennius im 2. Jahrhundert viel geleſen 281.
Epidaurus 127, 2.
Epigramme über Kunſtwerke 207 f.
Epiktet über philoſ. Unterricht 598 ff. über Cyniker 604 ff. über Chriſten 609, 2. Epiktet im 3. Jahrhundert viel geleſen 610, 4.
Epikur, Gedächtnißfeier für E. 649, 2.
Epikureismus, Götterlehre 425 f. Läugnung d. Vorſehung 489. Läugnung d. Unſterblichkeit 616 ff. Verbreitung bei den Römern 578, 2. 619, 3.
Epiphanes, vergöttert 455.
Epona 486, 3.
Epos, mythologiſches 348. 352.
Erdbeben 124. 654.
Eros 487, 6.
Erſatzmittel, wohlfeile 94 f.
Erucius Clarus 414.
Erziehung durch die Philoſophen 586 f. 591 ff.
Eſſener. Ihr Bilderhaß 183, 5.
Ethik 586 f.
Eudemus Peripatetiker 579, 9.
Exercitien, poetiſche 353.
Fabius Pictor 202 f.
Fabius Veſtalis 203, 1.
fabri oculorii 197, 4.
Fabullus ſ. Amulius.
facundus, Prädikat der Dichter 295.
Fälſchungen von Künſtlernamen 212 f.
Fangſchlüſſe 583.
Fantaſiemarmor 65.
Farben, Luxus der F. 46 f.
Faſan 22, 4. 23. 33.
Fatalismus 467 f.

Fauſtinus 402.
Favorinus 365 (mit Gellius befreundet) 415. 580, 4. 590 f.
Federkiſſen 15, 2.
Feigencultur 34 f. in Gallien 42, 5.
Felderdecken, vergoldete 69, 7. bewegliche 67, 7. 68, 7.
Feldherrn. Statuen der F. in Rom und ſonſt 131 f.
Feldzeichen. Portraitmedaillons auf F. 158, 4.
Ferentinum. Monumente 130, 5.
Feronia 494, 4.
Feuersbrünſte 122 f.
Flaccus 401.
„ Prätor von Bithynien 507 f. 510, 3.
Flamingo, gegeſſen 22, 4. 33.
Flavius Agricola, Grabdenkmal des F. A. 618 f.
Flavius Boethus 579.
„ Sabinus, Denkmäler 166, 1.
„ Urſus 410.
Flöte 238 ff. Verſtärkung der Fl. 243, 1. führendes Inſtrument 245. Berecynthiſche 246, 3.
foliatum (φυλλίατον) 51, 2.
Formen für Thonwaaren 195.
Forum (zu Rom), Statuen 144. 172. Forum Auguſts 172, 2. Trajans 172, 2.
Fournierung 95, 1.
Frauen, Statuen von Fr. 168 f.
„ wirkſam für Verbreitung des Chriſtenthums 520.
Frontinus 388. 402. 656 f.
Fronto, Bad des Fr. 64, 6. Statue 171, 8. Alterthümler 279 f. 285. 360. mit Gellius befreundet 414. Götterglaube 435. Glaube an Träume 478. über Chriſtenthum 534, 2. Gegner der Philoſophie 562 f.
Fronto bei Martial 378. 402.
fulminata (legio) 462.
Gades 110, 4.
Gärten, römiſche 78. 97 f.
Galenus über Brechmittel 29, 7. über den Gebrauch der Seide und der Wohlgerüche 51, 1 u. 2. über tägliche Bäder 97, 1. über Berufsarten 201, 6. religiöſer Standpunkt 435. Glaube an Träume 473 f. Heilungen durch Träume 478, 1. über die Chriſten 522, 2. 533,5. Praxis und Vorträge in Rom 579 f. Zweifel an d. Unſterblichkeit 622, 1.
Gallien, Beſteuerung G.'s 6, 1. Goldreichthum 7 f. 653. ein Bierland 42. f. Städte 110. Juden in G. 513.
Gamala, P. Lucilius G. Bauten in Oſtia 499, 6.
Gartencultur, heutige 39, 4.
Gartenflora, moderne 78 f.
Gaſtmähler der Arvalen 26, 6. prieſterliche ſ. cena. Koſten der G. 25 f. des Naſidienus 24. des Lucius Verus 26, 3. des Q. Metellus Pius 26, 4.
Gebet, Nutzen des G. 480 f.
Gefäße, koſtbare 80.
Geflügelzucht 33 f.
Gefrornes 14 f.
Geiſterbeſchwörung 644 ff.
Geißelung von Knaben in Sparta 495, 3. von Frauen 495, 4.
Gelegenheitspoeſie 345.
Gellius, Alterthümler 280. 366. Chronologie ſ. Schriften 413 ff. Vgl. 566, 2. 573. 658. Schüler des Taurus 579, 6. 588 f. des Favorinus 580, 5. 581, 1. 590 f.
Gelübde an Götterbilder geklebt 502, 5.
Gemeinden, chriſtliche zu Rom und Antiochia 531.
Genien der Städte, Statuen 132, 6.

Genienarbeiter 178, 1.
Genienglaube und -kult 455.
Germanicus, Gedichte des G. 308. Aufregung in Rom bei ſeiner Krankheit und ſeinem Tode 503, 1.
Germanien, Luxus in den Lagern von G. 128, 2.
Geſpenſtergeſchichten 643 f.
Gesta Romanorum, Benutzung der Controverſen des Seneca 291. 370 f.
Gewichtsangaben auf Silbergefäßen 86, 2.
giallo antico ſ. Marmor.
Glasflüſſe, gefärbte 53.
Glasmoſaik 66, 2. 67, 4.
Gleichförmigkeit der bildenden Kunſt im r. Reich 189 f.
Glückſeligkeit (das höchſte Gut) 548. im chriſtlichen Sinne 650.
Götterbilder 500 ff. gemißhandelt 502 f.
Götter, orientaliſche 446. barbariſche 450 ff. ägyptiſche 446 f. mauriſche 455. Lokalgötter 554.
Göttermiſchung 449 ff.
Götterſage, ihr angeblicher Einfluß auf Moral 543 ff.
Göttin von Turobriga 454, 1.
Goldblech zur Wandbekleidung 67, 5.
Goldgeſchirr 83, 3.
Goldene Götterbilder 500.
Goldenes Haus ſ. Haus.
Goldſtickerei 44, 4.
Goldſtoffe 44, 5 und 6.
Gordiane. Ihre Villa 74 f. G. I. Kenner d. Haruspicin 467, 3. S. Bilder 655.
Gotteslängner, wenige 490.
Grabdenkmäler 140 f. 175 f. 190, 2. Gr. von Epikureern 616 ff. d. Flavius Agricola 618. Andeutungen d. andern Lebens auf röm. Gr. 627 ff. Darſtellungen des irdiſchen auf griech. Gr. 649.
Grabſchriften, epikureiſche 616 ff. an die Vorübergehenden gerichtet 648.
Gräber, übertünchte 142, 2. der Märtyrer 539, 2. an Landſtraßen angelegt 648.
Granate 35.
Griechenland. S. Städte 112, 3. Ausfuhr von Sculpturen 187. Lokalkulte in Gr. 494 ff. Philoſophen in Gr. 569 ff. Juden in Gr. 508.
Griechiſch, Römer ſchreiben Gr. 366. Verkehrsſprache der Juden 511.
Griechiſche Künſtler in Rom 201 f. Gr. Litteratur, reich an Zeugniſſen für Kunſtſinn 217 ff. Muſik 233 ff.
Gypsbüſten 137 f. 569, 1.
Hadrian. S. Portrait in Smaragd geſchnitten 53, 1. S. Villa zu Tibur 74, 3. 134 f. Bauten 125 ff. in Athen 126 f. Statuen zu Tarraco 156, 3. in Griechenland 159 f. Athen 160, bei Trapezunt 184 f. Dilettantismus in d. bild. Kunſt 209. in der Poeſie 312. Alterthümler in der Litteratur 279, 2. S. Religioſität 436. Hadrian wahrſcheinlich der Cäſar bei Juv. VII 1. 412 f. Verbot der Beſchneidung 514. Umgang mit Philoſophen 555.
Halbſeide 44.
Handel mit Kunſtwerken 187 f.
Handwerk ſ. Kunſthandwerk.
Harmonie 237.
Haruspicin 465 ff.
Haus des L. Craſſus, des Q. Catulus, des M. Lepidus 59, 1—3. des Scaurus 60, 3. des Mamurra 60, 5. des Cicero 61, 5.
Hausphiloſophen 591 ff.
Hausrath. Ornamentik des H. 141.
Heidenthum, lange Agonie des H. 537 ff.
Heidenverfolgung 537 ff.
Heilgötter, Wunder der H. 476 ff.

Heilungen v. Krankheiten durch Träume 476 ff.
Helvidius Priscus 561 f. 553, 3.
Hendekaſyllaben, geſungen 234, 8.
Herculaneum. Erdbeben 124. Wandmalerei 136. Künſtleriſcher Schmuck 180.
Hercules (Herakles) 485. 487, 7.
Herodes Atticus. Bauten 120 f. Denkmäler 174 f. Vgl. 573. 584.
Herodes v. Judäa. Bauten 122, 3. 184.
Heroen. Lokalkulte von H. 479 f.
Hippolyt Heros, zu Trözen verehrt 496, 4. chriſtl. Biſchof, Autor der Refut. omn. haeres. ? 525. Märtyrer 539 f.
Hirſe 37, 4.
Hochzeitsgedichte 347.
Hofphiloſophen 594 f.
Honorare v. bild. Künſtlern 199 f. v. Muſikern 256. ſchriftſtelleriſche unbekannt 316.
Horaz über Tafelluxus 24. über Bauluxus 62. 76, 3. über Villenbauten 70, 4. S. Oden geſungen 234, 6. in den Schulen geleſen 276, 4. Verhältniß zu Auguſt 332. zu Mäcenas 335 f.
Humanismus 368.
Hymnen 253, 3.
hymnologus 253, 3.
Jahreseinkünfte, höchſte des Alterthums 8. der neuern Zeiten 9 f.
Jaja, Portraitmalerin 150, 7.
Jaspisring 53, 2.
Incubation ſ. Tempelſchlaf.
Indiſche Waaren, ihr Import ins Röm. Reich 48 f.
infibulatio 255, 7.
Inkruſtation ſ. Marmortafeln.
Inſchriften auf Bauten 117, 6. Angaben von Statuenmaterial auf J. 223. Preisangaben von Statuen 225 ff. religiöſe 481 ff. 498 ff.
Inſtantius Rufus 399.
Inſtrumentalmuſik, antike 237 ff. polyphon 240, 1. moderne 240 f.
Johannisbrodbaum 37, 8.
Journaliſtik, durch Gelegenheitspoeſie erſetzt 346.
Iſäus 365.
Italicus, Philoſoph 577, 3.
Italien. Menge ſ. Städte 109.
Juden. Ihr Bilderhaß 183 f. Ihre Zerſtreuung 506 ff. Ausweiſung, erſte aus Italien 510, 1. Perſonalſteuer 513, 3.
Judenthum, Verhältniß z. Heidenthum 505.
Judenhaß 514.
juglandes 35.
Julia, Tod der J. 381. 392.
Julius Cerealis 404.
„ Martialis 404.
„ Kanus 592, 2.
„ Nicanor 168 f.
„ Proculus 400.
Junius Maximus 411.
„ Ruſticus, der ältere 554. der jüngere 555 f.
Jupiter 487 f.
Juſtinians Heidenverfolgung 538 f.
Juvenals ſiebente Satire 413 ff. religiöſer Standpunkt 434 f. über das Gebet 481, 1.
juvenis bei Gellius 416.
Juwelenluxus im Alterthum 51 ff. im Orient 56, 5. im Mittelalter und ſeit der Entdeckung von Amerika 56 f.
Kaiſer, vergötterte. Statuen der v. K. 157 f. 185, 2. unterſtützen Dichter 331 ff. dilettiren in der Poeſie 306 ff. ehren die Sophiſten 363.
Kaiſerbildniſſe 149 f. 152 ff. 188. bei Thronwechſeln zerſtört 154 f. ſelten

durch Umarbeitung hergeſtellt 161 ff. aus Gold und Silber 223.
Kaiſerkult 455 f.
Kaiſerprieſter 159, 2.
Kanaliſation 104.
Kandelaber, äginetiſche 80, 1.
Karl der Kühne. S. Kleiderluxus 44, 6. S. Juwelenluxus 56, 6.
Karpokratianer, Vergötterung des Epiphanes 456 f.
Karthago 110.
Kaſchmirſhawls 48, 5.
Kaſtanien ſ. juglandes.
Katheder philoſophen 600, 3.
Kirſche 35. Ihre Verbreitung 40, 2.
Kleiderſtoffe 43 f. Verſchwendung der Kl. 45.
Kleiderwechſel 45 f.
Köche. Ihre Bezahlung im alten Rom 18, 3. in neuerer Zeit 27 f.
Könige. Statuen der K. in Rom und ſonſt 131 f. 144, 2.
Koloß Neros 68. 69. 181. des Merkur in Clermont 200, 2. Koloſſe in Rom 181.
Koloſſale, Hang der Römer zum K. 76.
Korinthiſche Broncen ſ. Broncen.
Krimm, Juden in der Kr. 509 f.
Krokus 36.
Künſtler, wandernde 188. ſeßhafte 189. ſociale Stellung der bild. Künſtler 206. Statuen der K. 173. 256 (Muſiker).
Künſtlerfamilien 189, 6.
Kultus der Kaiſerbildniſſe 153. Wirkungen des K. auf den Glauben 491 f.
Kunſtbedürfniß, Allgemeinheit des K. 134 f. 179 ff.
Kunſtbetrieb, fabrikmäßig 196 f.
Kunſthandwerk 196. 200.
Kunſtkennerſchaft 215 f.
Kunſtſammlungen 210 ff.
Kunſtſinn 216 ff.
Lacer, Erbauer der Brücke v. Alcantara 206, 1.
Läuterung der Seelen im Jenſeits 624. 637.
Lager, Luxus in den L. Germaniens 128, 2. Kaiſerbilder in Lagern 152 f. 157. 158 f. Sejans Bild 163, 7.
Laodicea 111, 3. 124, 3.
Laodicener Mahlzeitlober 320.
Latein, Verfall des L. im 2. Jahrh. 297. Seine Eroberungen 299.
Latrinen 104.
Legenden, heidniſche, und ihr angebl. Einfluß auf die Moral 543 f.
Leinene Kleiderſtoffe 43, 4 u. 5.
libertinorum princeps 511, 8.
Liebesgemächer ſ. cubilia.
Lilie 35. 78.
Limfa 485, 4.
Litterariſche Zuſtände zu Ende des 1. Jahrhunderts 351.
Litteratur, Bedeutung der L. für die Monarchie 304 ff. 314 ff.
Livius, Berühmtheit des L. 299. über Abnahme des Glaubens 463 ff.
Lobgedichte auf die Kaiſer 331 ff. auf Meſſalla 337. auf Piſo 337 f.
Lokalgötter 453. 479. 482 f.
Lokalkulte, griechiſche 494 ff.
locare beſtellen v. Kunſtwerken 197, 2.
Logik 582 ff.
Lollia Paulina, ihr Schmuck 55, 4.
Londinium 112.
Lotusfrucht 36, 6.
Lucan in der Schule geleſen 277. dichtet früh 284, 6. Verhältniß zu Nero 310. Seine Wittwe 339. 342. Schüler des Cornutus 588, 1. Beſchreibung einer Todtenbeſchwörung 645 f.
Lucian über bild. Kunſt 201, 4. Sein Kunſtſinn 220, 2. Stellung zur Religion 436. über Theokraſie 449.

497. über die geringe Anzahl der Ungläubigen 490, 4. über die Chriſten 522 f. Gegner der Philoſophie 563 f. über Philoſophen 570. über Cyniker 572 f.
Lucrez. S. Glaubenshaß 425.
Lucullus, Luxus des L. 6. 17. 26, 3. Marmor des L. 60, 4. Beſitzer der miſeniſchen Villa des Marius 70, 3.
Ludius 203, 2.
Luſitanien. L.ſche Kirſchen 40, 2. L. ein Bierland 42.
Lutorius Priscus 333 f.
Luxusmöbel, römiſche 74 f. moderne 82 f.
Luxusſclaven 90 f.
Lyon. Waſſerverſorgung 96. Vatican 114, 3. Brand 123, 3. 654.
Lyra 234. 238 ff.
Lyriſche Poeſie, geſungen 234.
Mäcenas 307. 334 ff. M. v. Muſik eingeſchläfert 250, 5.
Mäcius Celer 399 f.
Märtyrer, chriſtliche, nach Origenes nicht zahlreich 519, 2. Luſtbarkeiten an den Gräbern der chriſtlichen M. 539. heidniſche 538, 3.
Majeſtätsverbrechen, Grund zur Verfolgung der Chr. 518.
Mailand. Statuen 137, 4.
Mais 37.
Maler Sklaven 198. Römiſche 202 f.
Malerinnen 203 f. 209.
Malerei von Römern getrieben 202 f. Unterricht in der M. 209.
Mandeln ſ. amygdala.
Mandulis 484, 6.
Manilius Vopiscus. S. Villa 73, 2. S. Kunſtſammlung 211, 6. bei Statius 409.
Marc Aurel. Statue 157, 2. In der Malerei unterrichtet 209. Religioſität 436. als Gott verehrt 456. Glaube an Träume 474, 3. über Gebete 480, 3. Chriſtenverfolgung 518. über die Chriſten 533. 609, 2. S. philoſophiſchen Beſchäftigungen verſpottet 551 f. Ausbreitung der Ph. unter M. A. 569 f. Schüler des Apollonius 596. Beginn ſ. philoſ. Studien 581, 2. über d. Kreislauf der menſchl. Dinge 612. über das Menſchenleben 652, 2.
Marceller. Statuen in Sicilien 165, 4.
Marcellinus 407.
Marcia, Maitreſſe des Commodus 518. 526.
Marmor. Anfang ſ. Gebrauchs in Rom 58, 5. Numidiſcher (giallo antico) 59, 3. 62, 6. von Melos (luculliſcher) 60, 3. Caryſtiſcher (cipollino) 60, 5. Carrariſcher 62, 1. 653 f. Phrygiſcher (Synnadiſcher, pavonazzetto) 62, 5. Farbiger überhaupt 65 f. Alexandriniſcher 65, 2. Phöniciſcher 66, 2. Pannoniſche Statuenmarmore 186. M. als Statuenmaterial 222 f.
Marmorbrüche ſ. Steinbrüche.
Marmorlager am Aventin 66 f. Zweites 655.
Marmorſäulen, erſte in Rom 58 f. des Scaurus 60, 3.
Marmortafeln, Incruſtation der Wände mit M. 60, 5. Eingelegte 65. 73.
Marstempel in Rom. Statuen 131.
Martial. Von M. erwähnte Portraits 151. M. dichtet früh 285, 2 u. 3. Stellung zum Hof u. zur Ariſtokratie 339 ff. S. Nomentanum 343. Verhältniß zu Statius 348. Chronologie ſ. Gedichte 372 ff.
Maſſenproduction d. bild. Künſte 135 ff. 179 ff. 197 f.
Maſſilia, Oelbau in M. 41, 3. Weinbau 42.
Materialismus 616 ff.

Macer 398.
Maximaltarif Diocletians 139. 146. 199, 1.
Maximinus, Bildniſſe des M. zerſtört 155, 3. 158, 2.
Maximus von Tyrus (Dämonenlehre) 433 f. über Bilderdienſt 501, 2. Geiſterglaube 641 f.
medica 36.
Mefitis 486, 4.
meleagris ſ. Numidiſches Huhn.
Meles, Flußgott bei Smyrna 482, 2.
melo, melopepo ſ. Melone.
Melodie, Verhältniß zum Text 238.
Melone 37, 7.
Melos, Juden in M. 508.
Menander, in den Schulen geleſen 275, 6.
Menecrates 255, 3.
Menſchenhaß den Juden vorgeworfen 514. den Chriſten 505.
Menſchenvergötterung 456.
Mentor 213, 2 u. 3.
mesochorus 237, 2.
Meſomedes 255, 4.
Meſſalla, Lobgedicht auf M. 337.
Metallausfuhr ſ. Orient.
Metronax 581, 7.
Minerva medica oder memor (Cabardiacensis) 478 f.
Minervenfeſt auf dem Albanum 325. 394.
Minucius Fundanus 579, 3.
Mithraskult 447. 497,2. Skulpturen für den M. 192. Grabmal von Verehrern des M. errichtet 634.
Modelle, weibliche der Bildhauer 204, 1.
Moderne, Parthei der Modernen in der Litteratur 278 ff.
Moloch-Saturn 453.
Monarchie, Einfluß der M. auf die Litteratur 304 ff. 314 ff.
Monſtreconcerte 247.
Montanismus 523 f.
Mopſos, Orakel d. M. 470.
Moſaikfußböden 63. 141. überall dieſelben 194.
Mucianus 553 f. 558 f.
mullus 27.
Munatius Gallus 402.
Municipalpatriotismus 113 ff.
Murrha, Murrhagefäße 80, 3. 82, 1
Muſcheln, gegeſſen 19, 3.
Muſik u. Poeſie 233 f. 255, 1. heilige u. profane 251, 3.
Muſikunterricht 256. 275, 3.
Muſonius Rufus 551. 577, 1. 582, 8. über philoſoph. Unterricht 597. 602.
Muſſeline 44, 1.
Myiagros, Heros 496, 2.
Myron 212.
Nabobs der römiſchen Republik 17. des achtzehnten Jahrhunderts 55 f.
Nachbildungen von Architekturen und Landſchaften 74, 3.
Nardeneſſenz (nardinum) 51, 2.
Naturgenuß 97 f.
Naturphiloſophie 585 f.
Naturwunder 91.
Neapel, Juden in N. 511, 9.
Nero. Luxus des N. 4 ff. cubilia amatoria 54, 5. Koloß 181. 200, 1. u. goldnes Haus 68 f. Plünderung Griechenlands 130 f. Koloſſales Porträtbild 149, 4. S. Architekten 205, 4. Dilettantismus in d. bild. Kunſt 209. Agon 254. Dichtet früh 284, 7. S. Gedichte 308 f. in der Schule geleſen (?) 277, 5. von ihm ſelbſt recitirt 322, 4. Neroniſcher Wettkampf 323. Neros Chriſtenverfolgung 529. der Philoſophie entfremdet 551. Philoſophen an ſ. Hof 595, 6. Geiſterbeſchwörungen 645.
Nervas Aufforderung zu Bauten 122, 4. Gedichte 311 f.

Neryllinos Heros 479.
Nicäa 115 f. 124, 8.
Nicetes. S. Bauten 119, 4.
Nicomedia 112, 1. 115. Brand 123, 1. Erdbeben 124, 8.
Nigrinus 596, 3.
Nonius Vindex. S. Kunſtſammlung 211 f. 215, 3. 411.
Nortia 494, 1.
Numidiſches Huhn 22, 4. 33.
Numidiſcher Marmor ſ. Marmor.
nux calva 35.
Nymphen 484 f.
Obſcöne Thonfiguren auf Knidos 179, 1. O. Vorſtellungen auf Sarkophagen 619, 3.
Obſtcultur 34 ff.
Odeum der Regilla 120. in Rom 254.
Oelcultur 34, 4. 40 f. in Gallien 42, 5.
Ohrgehänge ſ. Perlen.
Olbia, Judengemeinde in O. 508, 10.
onyx ſ. Alabaſter.
Opal 52.
Opalring 53, 3.
Opferthiere, Verbrauch von O. 498.
ophites 66, 1.
Oppianos 334, 5.
Orakel, Glaube an O. 462 ff. Reſtauration der O. 468 ff. d. clariſchen Apollo 469. des Mopſos 470. des Alexander v. Abonoteichos 470 f.
Orbilius Pupillus, Statue 168, 1.
Orcheſtermuſik 245. 246, 5.
Orchomenos, Agrionien zu O. 495 f.
Orient. Orientaliſche Luxuswaaren 48 ff. Metallausfuhr nach dem Orient 49. Wohlgerüche 57 f. Muſik im O. 244, 2. Gottheiten 444 ff.
Orientaliſirung der Muſik 246.
Origenes gegen Celſus 476 f. über die geringe Zahl d. Märtyrer 519. der Chriſten 531.
Ovids Gedichte getanzt 235, 5. O. dichtet als Knabe 284, 3. Seine Berühmtheit 299. 301.
Ovidius, O. 340, 7.
Palatium. Statuen 172, 5 u. 6.
Pan bei Megalopolis 479.
Panätius Leugner d. Unſterblichkeit 620.
Panticapäum, Judengemeinde in P. 508, 11.
Pantomimus, Muſik im P. 245 f. 247, 2 u. 3.
Papirius Fabianus 578.
Parilien. Muſik an den P. 246, 4.
Parke, römiſche 78.
Paſſennus Paullus 354.
Passio Ss IV coronatorum ſ. Sancti.
Patrone bauen in Municipien 121. Statuen von Städten errichtet 165. von Collegien 172, 2. von Clienten 173, 5. Leiſtungen von Freigelaſſenen für P. 198, 6.
Patrone der Dichter 329 ff. 336 ff. 343 ff.
Paulus (Apoſtel), Erlebniß zu Lyſtra 459. angebliches Verhältniß zu Seneca 535 f.
Pauſanias, Unſterblichkeitsglaube 626 f. Geiſterglaube 644, 3.
Pelzkleider 44, 7.
Peregrinus Proteus 522 f. 642 f.
Peripatetiker 579 f.
Perlen, aufgelöſte 12. 101 f. Preiſe der P. 50, 5. 55. Luxus der P. 54 ff. Ohrgehänge aus P. 54.
Perlhuhn ſ. Numidiſches Huhn.
Perſius Schüler des Cornutus 581, 2. 587 f.
Pertinax Schullehrer 416.
Petrarcas Dichterkrönung 325.
Pfau 33, 2. 654.
Pfeffer 38, 4.
Pfirſich 37, 5. 40, 4.
Pfirſichmandel 37, 1.
Pfirſichnußapfel 37, 1.
Pflaume 35.

Pfropfen 39.
Pharisäer 516, 4.
phasianus ſ. Faſan.
Philoſophen. Gypsbüſten v. Ph. 137 f. 569. Statuen 170, 4. die letzten 539. aus Rom vertrieben 553 f. in Griechenland 569. als Jugenderzieher 586 ff.
Philoſophentracht 559. 569.
Philoſophenſchulen 596 ff.
Philoſophie, Verbreitung d. gr. in Rom 549 ff.
philosophi Bildhauer 186, 3.
Philoſtrate. Ihre Kunſtbeſchreibungen. 219, 3. Geiſterglaube des Ph. 646.
Phlegon erwähnt chriſtl. Wunder 534, 1. Geſch. d. Braut von Korinth 644.
Phöniciſcher Weinbau in Africa 41, 6.
phoenicopterus ſ. Flamingo.
Phyſik 585 f.
Piraten in der Rhetorenſchule 289.
Piſo (C. Calpurnius), Dilettant in der Muſik 265, 3. Lobgedicht auf P. 337 f.
Piſtazie 37, 6. 40, 3.
Plaſtik von Griechen getrieben 201 f.
Platoniker ſtudier. Mathematik 582, 1.
Platoniſche Dialoge aufgeführt 580, 8.
Platonismus (Dämonenlehre) 430 ff. Beweis d. Unſterblichkeit 620 f. 625. Geiſterglaube 641.
Plautianus Statuen 164, 2.
Plinius (d. ä.). S. Anſichten über Luxus 14. 16. über Tafelluxus 25, 2. 32, 1. über Obſt- und Gartencultur 38 f. über den Import indiſcher Waaren 48 f. über Silberluxus 86 f. S. Studienſclaven 89. S. Kunſturtheile 208. religiöſer Standpunkt 427 ff. Glaube an Träume 472. 473, 3. Perhorrescirung d. Unſterblichkeitsglaubens 615 f.
Plinius (d. j.) S. Villen 71, 2. 72 f. Correſpondenz mit Trajan 99, 7. S. Stiftungen für Commune-Bauten 121, 3 u. 4. über Recitationen 321. Dilettantism. in d. Poeſie 356. religiöſer Standpunkt 434 f. Glaube an Träume 473 f. über Verbreitung des Chriſtenthums 498, 2. über die Chriſten 521 f. über Philoſophie 551. Geſpenſterglaube 643.
Plotinus 580, 9.
Plotius Grypus 409.
Plutarch über bildende Kunſt 200 f. 218, 1. Dämonenlehre 431. üb. Superſtition u. Unglauben 448. 449. Verehrung ägyptiſcher Götter 450 f. über das Gebet 481, 3. Vorträge in Rom 579. Unſterblichkeitsglaube 625 f. Geiſterglaube 642 f.
Pönimus (Jupiter P.) 487, 10.
Poeſie. Zuſammenhang mit d. Muſik 233 ff. gering geſchätzt 327. panegyriſche 331. 333 ff.
poetarum schola 350, 6.
Poeten, die Humaniſten P. genannt 368.
Poetiſche Färbung der röm. Proſa. 294 f.
Poetiſche Sprache ſ. Dichterſprache.
Polemo 365.
Polla Argentaria 339. 342.
Pollius Felix. S. Villa 73, 1. S. Kunſtſammlung 211, 7. bei Statius 411.
Polyclet 212.
Polyphonie d. Inſtrumentalmuſik 240, 1.
Pompeji. Silbergefäße in P. 87, 3. Erdbeben 124, 9. Künſtleriſche Dekoration der Häuſer 137, 2. Wandmalerei 138 f. 197. Ornamentik d. Hausraths 141. Gräberſtraße 142. Bildnißſtatuen 166, 5. Künſtleriſcher Schmuck überhaupt 180. Bildhauerwerkſtatt 189, 4.
Pompejus Paullinus, Silbergeſchirr des P. P. 86, 3.
Pomponia Grăcina 534, 4.

Pomponius Baſſulus, Dichter 282.
Porphyrgruben (mons Claudianus) 65, 5. 177, 3. 654.
Portraitbilder 149 ff. in Büchern, in Bibliotheken 151. 316. Sammlung von P. des Varro 151.
Portraitmalerei 152, 1.
Portraitmedaillons 150. f. auf Feldzeichen 158, 4. auf Sarkophagen 187.
Portus, Juden in P. 511, 5.
Poſidonius 19, 5.
Preiſe ſeltner Blumen (moderne) 79, 2. d. Luxusmöbel u. -geräthe (römiſcher) 80 f. v. Statuen 199, 2. 224 ff.
principium Vorſpiel 253, 9.
Prinzeſſinnen, Portraits von orientaliſchen 150, 4.
Privatarchitektur 128.
Privatdenkmäler 172 ff.
Privatſammlungen v. Kunſtwerken 210.
Probus, Beförderung des Weinbaus durch Pr. 42, 8.
Prodigien, Glaube an Pr. 463 f.
Programmmuſik 242.
Properz dichtet früh 284, 4. Seine Berühmtheit 299. 301. nachgeahmt 354. über Naturphiloſophie 586, 1.
Proſa der Römer poetiſch gefärbt 294 f.
Proſa (der Sophiſten) verdrängt die Poeſie 314. 359 ff.
Proſaſchriftſtellerei des Apulejus 368.
Proſelyten, jüdiſche 515—517.
Provinzen. Verbreitung d. Obſtcultur in den Pr. 40 ff. Statuen der Statthalter in Pr. 164. In der Kunſt von Rom beſtimmt 191. die Auguſteiſchen Dichter in den Pr. geleſen 299 f.
Provinzialprieſter 167, 3.
prunus avium 35, 6.
Pudens (Aulus), bei Martial 403. Valerius P. ſ. Valerius.
Purpur, Purpurgewänder, Einſchränkung ihres Gebrauchs 47, 5. Purpurluxus 46 f.
Puteoli, Juden in P. 511, 6.
Pylades 245, 8.
Pythagoreismus. Glaube an Unſterblichkeit 620 f. Geiſterglaube 611.
Pythiſche Flöte (pythaules) 241. 244, 5. P. Weiſe 242.
quadratarii 186.
Quadratus. Bauten 119, 6. 654.
Quintilian über bildende Kunſt 218, 3. Q. erſter öffentlicher Lehrer zu Rom 274. S. Stellung in dem Streit der Alterthümler u. Modernen 278 f. religiöſer Standpunkt 426 f. über Philoſophie 551. 574. Q. Gegner der Ph. 561 f. über Afterphiloſophen 568, 3. Zweifel an d. Unſterblichkeit 622, 2.
Quitte 35.
Rabirius, Architekt Domitians 205, 6.
Recitationen 317 ff.
Recitativiſcher Charakter des Geſanges 236, 2.
redemptor 192, 2.
Regenwunder (im J. 174) 464.
Regilla. Odeum der R. 120. Monumente 174, 5.
Regulus. Güter 71, 4. Gärten und Statuen in Rom 134, 4. Statuen des R. u. ſ. Sohnes 174, 3 u. 4.
Reinlichkeit, Luxus der R. 95 ff.
Reis 37.
Reiſen der Bildhauer 188. der muſikal. Virtuoſen 256.
Reiſende, Gebete der R. an die Landesgötter 483 f.
Reiterſtatuen, vergoldete 168, 6.
Religiöſe Kunſt (bildende) 176 ff. R. Muſik 251 f.
Renaiſſance 368.
Reproduktion in d. bild. Kunſt 191 f. in der Poeſie 354.

Reſtauration des Glaubens 435 ff. 443 ff. der Orakel 408 ff.
Rettich 37, 3.
Rhetoren. Ihre Vergleichungen d. redenden u. bildenden Künſte 207 f. Gegner der Philoſophie 560 ff.
Rhetorenſchule 288 ff. 656. Griechiſche 292.
Rhodus. Reichthum an Statuen 131, 2. Umarbeiten u. Umtaufen v. St. 161 ff.
Ritual, altes, in Rom feſtgehalten 492. im Dienſt der Capitoliniſchen Gottheiten 503, 2.
Rom. Beſchränkung des größten Luxus auf R. 51. 92 f. Vorbild der Colonien 114, 2. Der Provinzen in den Künſten 191 f. Angaben über die Kunſtwerke Roms 180 f. Maſſe derſelben 207. Chriſten zu Rom 529. 531.
Römiſche Straßennamen in andern Städten 114, 3.
„ Bildhauer 202, 2. Maler 202 f. Architekten 205 f.
„ Litteratur beweiſt d. Mangel an Kunſtſinn d. Römer 216 f.
Roſcher über den Luxus 93 ff.
Roſe 35. 78. Roſen bei Gaſtmählern 26, 2.
Rubellius Plautus 552 f. 592, 3.
Rußland. Große Vermögen 9, 8. Maſſe der Perlen 54. Verſchwendung der Arbeitskraft 88, 2.
Rutilius Gallicus 342. 404 ff.
Sabbath 514, 1. 515, 1. 516.
Sachwerth des Geldes 10.
Sackpfeife 244, 5.
Sängerinnen 244. 253, 6.
Safran ſ. Krokus.
Saiteninſtrumente 238 ff. aſiatiſche 239.
Salvius Julianus 592, 1.
Sambuka 241. 244, 3. Sambucistriae 244, 5.
Sancti IV coronati (Passio) 140, 1. 186 f.
Sardonyx 52.
Sardinien, Juden in S. 512, 5. Chriſten in d. Bergwerken S. 518, 5. 526.
Sarkophage 141. 187.
Sarkophagreliefs 192. Andeutungen des modernen Lebens 627 ff. Obſcöne Vorſtellungen 619, 3.
Sarmatenkriege 382.
Saturnalienpoeſie 344.
scabillum 246, 1.
scarus 22, 4. 32, 1.
Scaurus, Luxus des Sc. 6. Vermögen des Sc. 7 f. Theater (u. Haus) 60, 3. 129, 1.
Scharlach 46, 6.
Schauſpiele 99. 167.
Scheiterhaufen der Kaiſer 146, 3.
Schlangenmarmor 66, 1.
Schnee zur Kühlung von Getränken 14.
Schulbildung, Abnahme der Sch. im 2. Jahrhundert 295.
Schule, grammatiſche. Leſung d. Dichter in d. gr. Sch. 275. Ihr Einfluß auf deren Verbreitung 302. Rhetoriſche 285 ff. Philoſophiſche 596 ff.
Schullehrer zugleich Dichter 283 f.
Schutzmächte 486.
Schweinefleiſch beliebt 28, 6.
Securitati s. 617, 1.
Seebäder 97, 3.
Seebarbe ſ. mullus.
Sejan. Denkmäler, Zerſtörung derſelben 163 f.
Seide 44. 50, 3. 51.
Sekten, chriſtliche 522 f.
Selige, die Todten 620. 649, 3.
Seligkeit, chriſtliche 650.
Senat, decretirt Statuen 170 f.
Seneca (L.) S. Lebensweiſe 13 f. Anſichten über Luxus 14. 16. 27. 28. Citruſtiſche 81, 2. Studienſclaven 89, 3. Ueber Bäder 97, 2. über bild. Kunſt 201, 1 u. 2. Als Autor be-

wundert 278. Dichtet 310, 5. S. Nomentanum 343, 3. über d. Götzendienſt auf d. Capitol 503, 2. angebl. Verhältniß zum Apoſtel Paulus 535 f. über die Götterſagen 544. Vertheidigung der Philoſophie 556 f. über Reichthum der Philoſophen 566 f. über Moralphiloſophie 575 f. Verhältniß zu Demetrius 606 f. Schüler des Sotion 581, 5. des Attalus 589, 3 u. 5. über Phyſik 585, 3 u. 4. über d. Kreislauf d. menſchl. Dinge 611 f. Unſterblichkeitsglaube 624 f.
Seneca (d. ä.) in den Gesta romanorum benutzt 370 f. Gegner der Philoſophie 561, 2 u. 3.
Sergius Orata 32, 3.
Sergius Paullus 579, 10.
Servilius Vatia, ſ. Villen 71, 6.
Severus (Kaiſer). S. Memphis und Labyrinth 74, 4. beſchützt die Chriſten 532. Intereſſe für Philoſophie 556, 4.
Septimius S. bei Statius 411. Claudius S. 554 f.
Severus Conſul 162. 580.
Alexander S. ſ. Alexander.
Sextier (Q. Sextius) 577, 5.
Sicilien, Juden in S. 512, 3.
Sicinius Aemilianus, Mezentius genannt 497.
sigilla 137, 1.
Silberblech zur Wandbekleidung 67, 6.
Silberfund, Hildesheimer 86, 4.
Silbergefäße 80, 5. alte cälirte 84, 1. Gewichtsangaben darauf 86, 2. in Pompeji 87, 3. Stammbäume 215, 2.
Silbergeſchirr 83 ff. in England und Frankreich 85.
Silbergeräth, altes 211 ff.
Silbergruben von Neukarthago 84, 2.
Silberne Götterbilder 500.
Silberſchüſſeln 85.
Silberſtoffe 44, 5 u. 6.
Silius Italicus. Villen u. Statuen 134, 5. bei Martial 396. Söhne 396 f.
Silvanus 482. 485, 8.
Singen und Sagen 235 f.
Singvögel, gebraten 12.
Sittenverfall, angeblicher, in der früheren Kaiſerzeit 611 f.
Sittlichkeit, heidniſche u. chriſtliche 546 ff.
Sklaven, bild. Künſtler 197 f. Kunſtliebhaberei bei Skl. 216, 2. Muſiker 249 f.
Smaragd 52. geſchnitten 53, 1. in Glas imitiert 53, 6.
Smyrna 114, 4. 119, 4. Erdbeben 124, 8. 127, 4.
Sokrates, Zweifel des S. an der Unſterblichkeit 621 f. 650, 1.
Solfeggiren 255, 6.
Sommerringe 45, 4.
Sophiſten. Bauten der S. 119 ff. Statuen der S. 169 f. Erfolge u. Einfluß auf d. röm. Littera tur 360 ff.
Soſſius Senecio 579, 2.
Sotion 581, 5.
Spanien, ein Bierland 42. Juden in Sp. 512, 6.
Sparſus 401.
spectaculorum liber 372 ff.
Spitzenmanſchetten 48, 3.
Städte, ihre Menge im röm. Reich 108 ff.
Statina 486, 2.
Statius. Wahrheit ſeiner Schilderungen 74, 2. als Epiker bewundert 281. 324. 325, 3. 328. Verhältniß zum Hof u. zur Ariſtokratie 341 ff. zu Martial 348. Thebaide 349. der Vater des St. Lehrer 275 f. Dichter 284, 2.
Statthalter. Statuen 164.
Statuen. Augen in St. eingeſetzt 197, 3. Preiſe 199. 224 ff. Materiale 222 f. Vgl. Ehrenſtatuen.
Steinbrüche, Pannoniens 146. 186 f.

von Naxos 186, 1. von Luna (Carrara) 186, 1. 653 f.
Steinornamentik in Diocletians Zeit 147.
Stella ſ. Arruntius.
Stempel für Thonwaaren 195.
Stertinius Avitus 151, 6. 341, 5. 386.
Stiefmütter in der Rhetorenſchule 291.
Stiftungen, gemeinnützige für Alimentationen u. Unterricht 99. religiöſe 499.
Stoicismus, Theologie (Dämonenlehre) 429 f. Glaube an vorbedeutende Träume 473. unter M. Aurel 555 f. Verbreitung bei den Römern 578. Glaube an Fortdauer 620. 624.
Strabo über Religion 424 f. über den Verfall d. Orakel 468.
Stuck. Ornamente u. Arbeiten aus St. 137 f. bemalter St. Analyſe 190, 1. Stuckmalerei 138 f. 202, 4.
Studienſclaven 89.
Suaſorien 286 f.
subaediani, fabri s. 178, 2. 655.
Subalternbeamte, Statuen 165 f.
Suetons Wunderglaube 465. Glaube an Träume 473 f. Geſpenſterglaube 643.
Sulpicius Apollinaris 414. 416. Q.
Sulpicius Maximus, Monument des S. M. 324, 4.
Superſtition 446 f. Chriſtenthum als S. verfolgt 518.
Symphonie (moderne) 241.
symphonia, symphoniaci 245, 5, 6, 7. 250, 7.
Synagogen, auswärtiger Juden zu Jeruſalem 509. der Juden in Rom 510, 7.
Syntheſis, Wechſel der S. 46, 1.
Tacitus über Luxus in Rom 17. über Poeſie 327. Sein religiöſer Standpunkt 426. über die Wunder des Veſpaſian 460. Glaube an Prodigien 464. über die Chriſten 529. über Philoſophie 575. über d. Kreislauf d. menſchl. Dinge 612, 2. Zweifel an d. Unſterblichkeit 622, 3.
Tafelluxus im 18. Jahrhundert 30 f.
Tafelmuſik 250 f.
Tagelöhne der Kunſthandwerker 146. 199, 1.
Takttreten 246.
Tanzmuſik 248.
Taurus (Calviſius) Lehrer des Gellius 417. 579, 6. 588 f.
tectorium 138, 3.
Tempel für Proconſuln in den Provinzen 164, 3. Anſiedlungen von Künſtlern bei T. 178. reichſte T. in Italien 498, 4.
Tempelbauten 498 ff.
Tempelſchlaf 440. 477 ff.
Terentius Priscus 388. 579, 5.
Terpnus (Citharöde) 256, 3.
Tertullian, Montaniſt 523 f. Autor der Refutatio omn. haeres.? 524. über Ausbreitung d. Chriſtenthums 530 f.
Teſtamente ſ. Vermächtniſſe.
T. von Langres 175, 5. 636, 2. des Trimalchio 175, 6.
Theagenes (Cyniker) 579, 7.
Theater, Gedichte im Th. vorgetragen 300. 302.
Theatermuſik 247 f. 251, 4.
Themas für ſchriftliche Arbeiten in der Rhetorenſchule 286. für Declamationen 286 ff. der griechiſchen Sophiſten 361.
Theokraſie 449 ff. 497.
Thibaut über d. Verfall d. Muſik 248 f.
Thierſcenen, komiſche, gemalt 139, 1.
Thon. Arbeiten aus Th. 137 f.
Thonfiguren, obſcöne zu Knidos 179, 1.
Thonlampen 141.
Thonwaaren, überall dieſelben 195.
Thraſea, Pätus, 552 f. 592, 4.

Tiberius. Statuen 163, 2. Gedichte des T. 307 f. Glaube an Aſtrologie 468.
Tigellius 255, 2.
Timoſthenes, Componiſt 242, 2.
Timotheos, Citharöde 242, 3.
Titinius Capito 358.
Titus. Statuen in Germanien u. Britannien 166, 2. Gedichte des T. 310 f.
Toga 94.
Tonſyſtem, griechiſches 236 f.
Tradition in der antiken Kunſt ſtreng feſtgehalten 196.
Träume, Glaube an vorbedeutende Tr. 472 ff. Heilungen von Krankheiten durch Tr. 476 ff.
Tragöden 252.
Trajan. Bauten (Donaubrücke) 125, 9. 205, 4. Forum 172, 2. 130, 5. Portrait 150, 1. Chriſtenverfolgung 518. Begünſtigung der Philoſophie 554 f.
Trapezophor 141, 2.
Traumdeutung 474.
Traumorakel 470. 471 ff.
Traumgeſichte, Stiftungen nach Tr. 499, 2.
Trigonon 245, 1.
Trimalchio, Luxus des Tr. 12, 4. Wandmalereien im Hauſe des Tr. 148, 2. Teſtament u. Grabmal 175, 6. Silberarbeiten 213 f. Kunſtkennerſchaft 215. Muſik 251, 2. über Philoſophie 560, 3.
Trinkgläſer, koſtbare 80, 5.
Triumph d. Veſpaſian u. Titus 145 f.
Triumphbögen u. -thore 129, 2. 130 3 u. 4.
Triumphzüge. Bilder für Tr. 144 f. Figuren 146, 2.
Troſtgedichte 345.
Trüffeln 39 f.
tubur 37, 1.
Tyrannen in der Rhetorenſchule 289.
Tyriſcher Purpur 47, 1.
Uhrenſklaven 88, 5.
Umarbeitung von Statuen 161 ff.
Umbildung älterer Kunſtwerke 192.
Ummidia Quadratilla 121, 5.
Umtaufen v. Statuen 161 ff.
Umwälzung des Geſchmacks zu Ende des 1. Jahrhunderts 281. 354.
Ungarwein 42, 8.
Unglaube 424.
Univerſalität d. bild. Künſte 134 f.
Unterricht in der Malerei 209. Ziel des wiſſenſchaftl. U. 269. vgl. Schule.
utricularius 244, 5. 252, 8.
Valerianus, Reſcript gegen die Chriſten 532 f.
Valerius Pudens, 13 j. Dichter 285, 4. 324.
Varro. S. Anſichten über Luxus 13 f. über ausländiſche Nahrungsmittel 19 f. 32, 2. über die Obſtcultur Italiens 36. S. Imagines 151. 208, 2. Unterſcheidung v. adulescentia u. juventus 416. Varro bei Martial 402.
Veilchen 35. 78.
Veilchenpurpur 47, 1.
Venulejus 400.
Venus v. Melos 192. 193. Andre V. ſtatuen 193.
Venuſia, Juden in V. 511, 8.
Veredlung der Früchte 38 ff.
Vergils Idyllen geſungen 235, 3. V. in der Schule geleſen 276 f. dichtet früh 284, 5. S. Popularität und Berühmtheit 300 f. von Auguſt beſchenkt 332, 3. Sein Einfluß auf die epiſche Dichtung 354.
Vergoldung im Capitol. Jupitertempel, in Domitians Palaſt 69, 6. Vergoldungskunſt 95, 1.
Vermächtniſſe, gemeinnützige 99. zu

Bauten 118, 2 u. 3. zu Statuen 132, 4. für Prieſter 506, 7.
Vermögen, größte des Alterthums 8. vgl. 60. der neueren 9 f.
Verordnungen (mediciniſche) in Träumen 477 f.
Verres. Statuen 164, 5 u. 6. Künſtler unter ſ. Sklaven 198, 1.
Verrius Flaccus, Statue 168, 1.
Verſtorbene, Statuen von V. 168 f. 171. in Geſtalt von Gottheiten 176, 1 u. 2.
Verus, Lucius V. 26, 3. dichtet früh 285, 1.
Veſpaſian. S. Sparſamkeit 17. 338 f. Beſteuerung der Latrinenindustrie, Honorare an Muſiker 256, 3. Unterſtützungen v. Dichtern 334. wirkt Wunder zu Alexandria 460. Ausweiſung der Philoſophen 553 f.
Veſtinus 403.
Veſtricius Spurinna 358.
Vettius Criſpinus 409.
Vibia, Grabmal der V. 634 f.
Vibius Maximus 402.
Victor Papſt 525 ff.
Victorius Marcellus 394. 410.
Villa der Gordiane 74 f. der Piſonen zu Tivoli 134, 7. Vgl. Hadrian, Manilius Vopiscus, Plinius d. j., Pollius Felix, Regulus, Servilius Vatia.
Virtuoſen, muſikaliſche 252. 255 f.
Vitellius. Tafelluxus des V. 22, 1.
Vitruv erwähnt nicht den Marmor von Carrara 62, 1. ebenſowenig die Marmorincruſtation 62, 2. Plan eines Palaſts 63, 4. 210, 2. über bild. Künſtler 212, 4.
Voconius Victor 402.
Vögel, ausländiſche, in Rom eingeführt 19, 3.
Vomitive ſ. Brechmittel.
Vorbedeutungen, Glaube an V. 462 ff.
Vorleſungen 317 ff.
Vortrag bei Recitationen theatraliſch 319.
Votivbilder 147, 5.
Wallnüſſe 35.
Wanderungen der Künſtler 188. der Muſiker 256.
Wandmalerei 138 f. 655.
Waſſerbauten auf Villen 71 f.
Waſſerleitungen 95 f.
Waſſerorgel 238, 2 u. 3. 252, 8.
Wein, griechiſcher in Rom 19, 4.
Weinbau 34 ff. 40 ff. durch Probus erweitert 42, 8.
Weltlitteratur 299.
Weltruhm der auguſteiſchen Dichter 299 ff.
Wettkämpfe, poetiſche 310. 323 ff. 325.
Wohlgerüche 57 f.
Wohnungsmiethe Sullas 58, 3. des Cälius 61, 4. Höhe d. W. in Rom 61, 3. Vellejus über W. 63, 7.
Wolle, wollene Stoffe 43.
Wunder, chriſtliche 521.
Wunderglaube 459.
Zauberer in der Rhetorenſchule 291.
Zehntland 112, 5.
Zenodorus, Bildgießer 194, 6. 200, 2.
Zephyrinus Papſt 525 ff.
Zerſtörung v. Kaiſerbildniſſen 154.
Zimmetſaft 50, 4.
ziziphum 37, 1.
Zobelpelze 48, 4.
Zuſammenſpiel von Inſtrumenten 243. 245. 656.
Zwerggeſtalt, künſtlich erzeugt 91, 4.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.



